

# PAN

Jahrgang 3

1912/13

Nr. 1 - 31





## **Anti-Solf?**

Aus Apia schreibt folgendes an den Pan ein Siedler, dessen blaues Blut wider Solf kocht. Das Gerank des launigen Briefs wird hier beiseite getan, bloß der Tatsachen-Inhalt wiedergegeben, soweit es möglich ist. Man bekommt ein fast biblisches Bild von den Zuständen da unten.

Zugleich ein (gefärbtes) Bildnis des für die englische Szene mitvorgeschlagenen Aktors.

Der Sender des Briefes ist der einzige nicht, eine solche Darstellung zu versuchen. Ob er selbstlos grollt, bleibt unermittelt — aber zu hoffen.

Er schreibt:

Lieber Pan,

Was man über Solfs Prokuratorkopf gesagt hat, ist Geschmacks-sache, — das übergehe ich ; obgleich ich an ihm den gekniffenen, entschieden wollüstigen Mund und einen semitischen Schnitt zu bemerken glaube. Ich gehe lieber zur Klarstellung von Episoden, die das Genie des Besprochenen, und die Bravour des ‚Helden‘ beweisen, also die Geschichte fälschen sollen.

\* \* \*

Nach einer 1½jährigen Abwesenheit, während welcher der Gouverneur sich verheiratet hatte, wurde er zu Ende des Jahres 1908 mit seiner jungen Gattin in Samoa erwartet. Die Eingeborenen bereiteten einen glänzenden Empfang vor, bei dem alle Ortschaften Samoas vertreten sein sollten. — Bei diesem Empfange hofften die Eingeborenen die Gelegenheit zu finden, drei Wünsche, welche ihnen ans Herz gewachsen waren, vorbringen zu können :

1. Den Eingeborenen war versprochen worden, daß die von ihnen gezahlte Kopfsteuer lediglich zum Besten der Eingeborenen verwendet werden solle ; — ‚kein Cent dieser Steuer soll an Weiße gezahlt werden‘ — so lautete das Versprechen. Nun hatten sich die Eingeborenen ausgerechnet, daß die Besoldungen aller eingeborenen Beamten zusammengerechnet nicht den Betrag der gezahlten Kopfsteuer erreiche. — Die Eingeborenen hielten es für ihr gutes Recht, dem Verbleib des Restes dieser Steuer nach-

zuforschen und erhofften durch diese Feststellung eine Erhöhung der Besoldung der einzelnen Beamten.

2. Vor der deutschen Besitzergreifung, während der Wirren 1898/99, war den 13 Vertretern der Distrikte der Eingeborenen durch den damaligen deutschen Präsidenten der Munizipalität von Apia geraten worden, sie möchten den Schutz des Deutschen Reiches anrufen.

Das Deutsche Reich könnte dann die Einrichtung der Samoa-Regierung nach zivilisierten Grundsätzen leiten, Samoa gegen die Brutalitäten und Bruskierungen anderer Mächte schützen und nach zehn Jahren könnten die Samoaner so gut geschult sein, daß sie ihre Verwaltung selbst führen, und eventuell eine andere Schutzmacht wählen könnten.

Der Beamte hatte natürlich den Hintergedanken, daß, nach zehnjähriger deutscher Herrschaft in Samoa, diese Herrschaft so befestigt sein würde, daß von einer Änderung dann keine Rede mehr sein könne.

In der Proklamation der deutschen Besitzergreifung war dieser Punkt nicht berührt und die Eingeborenen wünschten jetzt eine Aufklärung darüber zu erhalten, wie es denn mit der nach Ablauf von zehn Jahren in Aussicht genommenen Rückgabe der Verwaltung an die Eingeborenen stehe. —

3. Mataafa war alt und kränklich und die Möglichkeit einer Neubesetzung des Postens war nahe gelegt. Mataafa selbst hatte Lanati veranlaßt, die Nachfolgerfrage bei Solf zur Entscheidung zu bringen.

\* \* \*

Dieses waren die drei Fragen, die die Eingeborenen dem Gouverneur bei seiner Ankunft vorzulegen wünschten.

Der stellvertretende Gouverneur fand es inopportun, daß bei Eintreffen Solfs die Samoaner in großer Zahl sich in Apia einfänden, um ihre Fragen zu stellen; er ließ daher Lanati und den Eingeborenen von Savaii sagen, sie möchten ruhig zu Hause bleiben, der Herr Gouverneur würde demnächst bei einer Rundreise um Savaii sie begrüßen. So geschah es denn auch. Solf machte seine Rundreise um die Insel Savaii und begann mit der Südseite. In jedem Dorfe hielt er Reden, in denen er Lanati bald mit einem weißen, fliegenden Hund, bald mit einem verrotteten Stamm, bald mit einem im Sumpf versunkenen Baum verglich.

Alle diese Vergleiche wurden Lanati natürlich sofort hinterbracht und reizten Lanati aufs äußerste.

Das letzte Dorf der Insel Savaii, welches Solf besuchte, war Satotulafai, der Wohnort Lanatis. — Hier hielt Lanati die Begrüßungsgrede und begann damit, daß er über die verschiedenen

Dinge sprach, mit denen ihn Solf verglichen hatte, und dann brachte er seine Fragen vor und besprach die Selbstverwaltung, die Solf den Eingeborenen versprochen habe. —

Daß da irgendeine Gefahr für Solf vorhanden gewesen wäre, ist in Samoa nicht bekannt geworden, ist auch nicht glaubhaft; weil es noch nie vorgekommen ist, daß im Frieden Samoaner sich tötlich an Weißen vergangen hätten. — Der Schluß war, daß Solf Lanati sagte, er möge nach Apia kommen, wo weiter verhandelt werden könne. — Nun kommt die zweite Episode: —

Lanati reiste tatsächlich nach Apia, doch ließen ihn seine Anhänger nicht allein ziehen, weil man befürchtete, Solf könne sich Lanatis bemächtigen. Die männliche Bevölkerung des Distriktes Faasaleleaga begleitete Lanati. — Die ganze Partei bewaffnete sich mit Speeren, Äxten, Messern und mit den Vogelflinten, die unbegreiflicherweise Solf an die Eingeborenen verteilt hatte.

Um den Aufzug noch abenteuerlicher zu gestalten, wurde Kopfschmuck angelegt, das Gesicht mit Kohle schwarz gefärbt, das Haar gekalkt oder mit Ocker rot gefärbt. —

Das ganze Gefolge Lanatis mag 200 bis 300 Köpfe betragen haben. Sie zogen bis in die Nähe von Apia und ließen sich im Dorfe Vaiusu nieder. Solf war in höchster Erregung.

Anstatt sich nun auf seine Nationalität, auf seine etwa 300 als Soldaten ausgebildeten und gut bewaffneten Landsleute in Apia zu besinnen und diese, denen sich auch eine samoanische Partei angeschlossen hätte, zur Abwehr Lanatis aufzurufen, fuhr Solf mit Mataafa, einem Mischlingsdolmetscher und einem Ordnonanzoffizier zu Lanati und verhandelte über die Rückkehr Lanatis nach Savaii.

Die Geschichte der Kriegserklärung Lanatis an Solf ist ein Märchen, welches, wie viele andere, ausgeheckt wurde, um begangene Fehler zu beschönigen oder zu verbergen.

Bei dieser Zusammenkunft stellte sich heraus, daß Mataafa das Vorgehen Lanatis billigte und es mit ihm vorher verabredet hatte; auch gegen den Mischlingsdolmetscher lag eine Anzeige wegen Begünstigung Lanatis vor.

Das Ende der Verhandlungen mit Lanati gestaltete sich folgendermaßen:

Solf verlangte von Lanati, daß er sich mit seinen Leuten nach Savaii begäbe. Für den Fall, daß Lanati Folge leiste, sollte ihm Straflosigkeit für bisherige Unbotmäßigkeiten gewährt werden.

Lanati traute dem Frieden nicht. So kam man überein, daß beide Parteien, Solf und Lanati, die Abmachung beschwören sollten.



Lanati leistete den Eid und brauchte dabei Redewendungen, die Solf nicht bindend genug erschienen, mußte daher nochmals einen Eid mit den Solf genehmen Worten leisten.

(Was der Verfasser nun über die Behauptung eines von Solf angeblich geleisteten Eides äußert, muß unveröffentlicht bleiben. Er fährt fort:)

Als das von Solf herbeigerufene Geschwader eintraf, wurde der auf Savaii sich ruhig verhaltende Lanati mit Deportation bestraft.

\* \* \*

Dieses sind also die beiden Heldentaten, auf welche man die Verherrlichung Solfs gründet. —

Was von der Minderwertigkeit der weißen Einwanderer gesagt worden ist, die ‚brutal und abenteuerlich die samoanischen Inseln für ihre fragwürdigen Landspekulationen ausnutzen wollten‘, entspricht den Tatsachen nicht; denn es ist seit der deutschen Besitzergreifung kein einziger Fall bekannt geworden, in welchem ein Ansiedler Landwerb zu anderen Zwecken erstrebte, als um das Land selbst zu bewirtschaften.

Das Gegenteil ist eine brutale Verleumdung.

Ebensowenig entspricht es den Tatsachen, daß ‚Solf von Anfang an die ‚halfcasts‘ ablehnte‘. — Das Gegenteil entspricht den Tatsachen; denn unter den Gouvernementsbeamten leben, mit Solfs Zustimmung allein 19 Beamte in Mischlingsehen und von den Mischlingen wurden die meisten als Weiße registriert, obgleich die Vaterschaft vielfach durchaus nicht nachweisbar war.

Was den Tatsachen nicht entspricht, wollte ich feststellen. —

Lieber Pan, sollte dir ein Faun die unbegründete Verhimmelung dieses Sterblichen zumuten, so schicke ihn getrost zu deinem Kollegen, dem göttlichen Eumaeos, der allmorgendlich seine borstigen Schützlinge zusammentutet; der mag ihm seine eigene Weise blasen.

Apia, Sommer 1912.

\* \* \*

Für die Gesammelten  
Schriften bestimmt.

## Rakéel'

Von Alfred Kerr

### I

Es wuchs vor meinem Fenster  
Ein leuchtender Feigenbaum;  
Ein weißes Wasser schoß an ihm vorbei.  
Ein Südwind küßte seinen leisen Flaum.

Der Feigenbaum  
Neigte sich in den Zweigen kaum,  
Er wuchs mir ins Fenster hinein.

\* \* \*

Es wuchsen vor meinem Fenster  
Zwei Oleanderbüsche;  
Der eine brannte rot, der andere blühte weiß.  
Daneben triefen Pfirsiche  
Im trächtigen Gezweig,

Die weiße Etsch rauschte vorbei,  
Die feuchte Erde roch nach Wein.  
Die Welt mit allen Büschen  
Wuchs mir ins Fenster hinein.

Wo war das gewesen? Es war . . . . Wo die deutsche Sprache  
noch herrscht. Wo sie wundersamer blüht, als im dünnen Tief-  
lande. Das lag hinter mir.

### II

. . . . Dann kam ich in die Stadt. Wunderstadt, verfallene;  
mit nächtlicher Schönheit am Meer, im Leuchten zerbröckelnder  
Trauer; Hochzeit von Schwermut und Anmut. Es geschah

zum dritten Mal, daß ich hinkam. Fünf Wochen hatt' ich einstens dort gelebt. Nächtlich strahlte sie; tiefer, prachtreicher, verstorbener, — unsterblicher. Der Löwe von Erz schrie schlafend über die Säule hin, über die Wasser, und schlug mit den Flügeln. Schwarze Särge zogen durch die Flutgassen zu verschollenen Häusern — ihre Marmorstufen gingen in friedverstohlene Finsternis; Steinköpfe starrten vom Gesims.

### III

So will ich der Wahrheit gemäß berichten, was mir damals in Venedig zustieß. Ein Vorfall ohne Merkwürdigkeit. Vielleicht hat er nur Wert für den Mann, der ihn erfuhr: nicht für die anderen, die von ihm hören . . . Für diesen Fall bestände die Entschuldigung bloß hierin: daß wir noch am ehesten solche Dinge erzählen können, an denen wir Anteil genommen. (Und daß es am anständigsten ist, keine anderen Dinge zu erzählen, als eben solche) . . . Es kommt nicht darauf an, daß ich die Dinge erlebt habe. Sondern allein: daß jemand Dinge erzählt, die er erlebt hat . . . Zudem ist nichts an den paar Tatsachen geeignet, ihren Erzähler in romantisches Licht, oder in heldenhaftes Licht, zu setzen. Vielmehr ließe sich vermuten, daß von dem Erzählten die meiste Helligkeit auf die Stadt und auf die Seele der Stadt fallen werde.

### IV

In einer Tasche des alten Reisebuchs steckten Gasthofs-Rechnungen aus dem Jahre 1894 . . . und zwei Briefe.

Die Briefe waren von einer venezianischen Bürgerstochter, im Jahr darauf, 1895, nach Deutschland gerichtet, dann dort hineingeschoben worden. Der eine begann: Gentile signor . . . (hier kam der Vorname), und schloß fröhlich: cordiali saluti di lei devotissima R. Es stand hierin folgendes: Die kleine Base der Schreiberin sei heute zu ihr gekommen und habe versichert, den Empfänger auf dem Markusplatz gesehen zu haben; ob es wahr sei, daß er in Venedig, oder ob er in Berlin sitze.

. . . Seltsam, nach Jahren so einen Brief im Reisebuch zu finden. Dieses entzückende Mädchen aus einer Kleinbürgerfamilie hatte mich damals venezianisch sprechen gelehrt. An vielen Abenden trafen wir uns, und sie brachte — weil sie auf andere Art nicht hätte fortgehen dürfen — immer die achtjährige Base mit, bei deren Mutter sie wohnte. Das Kind besorgte manchmal, an der Markuskirche nachmittags wartend, unsere Zettelchen mit Verabredungen. Alles das war wundersam heiter; doch mit jenem Ernst, wovon in dieser Stadt noch auf die herrlichste der

Herrlichkeiten ein voller Abglanz fällt. Rakéele, venezianischer Rakéel', hatte schönes schwarzes trocknes Haar und war ein großes, zartes Mädchen mit sehr dunklen Augen. Ihr Körper schien ahnungslos zu leuchten, wenn sie sich streckte, oder mit geschmeidigem Liebreiz das lange Schultertuch der Venezianerinnen halb in Gedanken zurechtschob . . . Noch seh ich ihre Gestalt im Dunkel, als wir einmal bei Regen rasch im finsternen Torgang einer ausgestorbenen Kirchgasse Unterschlupf suchten. Sie stand im Dunkel neben mir, die Kleine aß abseits an ihrem Kuchen.

Auch seh ich sie, wie wir draußen bei einem Weinwirt einkehrten, in einem kaum beleuchteten entlegenen Stadtteil, — unter freiem Himmel saßen wir drei an einem Tisch, der auf die alten Quadern hinausgeschoben war, und vor uns stieg aus dem weiten Wasser die Steininsel mit Cypressen: der Kirchhof. Auch damals saß sie neben mir. Und noch oft.

## V

Das war sechs Jahre her. Es trieb mich nun, eines Abends, das Haus zu suchen, welches der Schluß jenes Schreibens genannt. Ich wollte fragen, ob vielleicht jemand wisse, was aus einem Mädchen namens Soundso, geworden, die vor sechs Jahren dort bei ihren Verwandten gewohnt. Von der Abendmusik ging ich aus dem Gewühl, kreuz und quer, durch umgitterte Ufergänge, mattfarbige Winkel mit alten Brunnen, an erleuchtet verhangenen Schänken vorbei . . . und fand die Gasse, nicht weit von der Kirche zur Schönen Heiligen Maria oder Santa Maria Formosa.

Als ich klingelte (diese schmalen alten Häuser werden von oben geöffnet), fragte eine fünfzigjährige Frau, die außen neben dem ehernen Türchen gestanden, was ich wolle; sie rief, wie zu ihrer Unterstützung: ‚Rakéel, vien' a basso!‘ Und als Rakéele in dem dunklen Haustor erschien, wo ihr Gesicht nicht erkennbar war und das meine auch nicht, sprach ich mit leiser Stimme ‚Ich glaube nicht zu irren . . .‘

Sie nannte meinen Namen.

## VI

Nach einer Weile brachte sie Licht und hieß mich hinaufkommen; die Tante stieg hinter mir die steinernen Stufen empor. Wir saßen zu dritt in Rakéeles Zimmer, dem einzig bewohnten dieses mittleren Stockwerks. Bloß die Kerze brannte. Das Zimmer war geräumig, ein Fenster stand offen, das Gesumm aus den abendlichen Nachbarstraßen drang herein. Die Tante,



nach den verblüffenden ersten Erkundigungen, schlug die Tür zu und stieg in ihre Wohnung. Rakéele saß neben mir.

Sie war kaum verändert. Sie hatte noch ganz das Unsagbare, den Liebreiz. Den lustigen Mund unter den melancholischen Augen. Nur daß sie damals achtzehn war und heute vierundzwanzig.

Ein Kind von weniger als einem Jahr schlief im eisernen Wiegengestell an dem zweiten, geschlossenen Fenster; ein rundes kleines Mädchen. Auf meine Frage, wem das gehöre, erwiderte sie schlicht: *è mia*, — es ist meins.

Als ich sie anblickte, wie sie jetzt dastand, bloß ohne den Glorienschein, und als ich die Stimme hörte, mit der sie die Worte sprach, die Stimme, die mir so wohlvertraut war, da ergriff ich ihre linke Hand, welche dem Herzen am nächsten ist, und küßte sie bis zur Handwurzel. Wir traten ans Fenster, ich blies das Licht aus, und indem wir uns über die Brüstung lehnten und in die stiller werdende Gasse hinabsahen, redeten wir von der Vergänglichkeit der Zeit und von unseren einstigen Zusammenkünften vor sechs Jahren. Die Base von damals war ein großes Mädel geworden und zu Besuch in Chioggia. Jedes Wort wußte Rakéele, das wir damals gesprochen. In ihrer alten lustigen und sanften Art holte sie das hervor. Fein wie eine Prinzessin; lustig wie Colombine; schön wie eine Heilige; still wie eine Venezianerin.

Sie fragte nach meinem Leben in Berlin, nach den Gewohnheiten dieser Stadt. Dann, als wir vom Fenster in das Zimmer zurückgetreten waren und im Dunkel nebeneinander standen, erzählte sie vom Vater des Kindes, einem Sizilianer, den sie drei Jahre kannte — Schiffsingenieur auf der Strecke nach Alessandria in Ägypten. Sie hoffte, daß er sie heiraten würde. Die Verwandten waren bitterböse, als das Kind kam. Am meisten die Mutter, die anderwärts beim Bruder wohnte. Sie plauderte fort. Sie gehe täglich zur Messe, komme sonst nicht aus dem Haus (wegen der Kleinen) und stehe manchmal bis nachts um zwölf an diesem Fenster und schaue so auf die Gassen. Einmal im Monat kam er zurück. Zuweilen ging sie mit dem Kinde gern in den Markusdom, — die Kleine sei noch kein Jahr, könne aber schon richtig das Kreuz schlagen. Das erzählte sie, lächelnd und ernst, wie damals. Ich fragte, ob sie ihn lieb habe. Sie hatte ihn gern gehabt, und sogar für ihn die ‚Krankheit‘ durchgemacht, die Eifersucht. Jetzt nicht mehr so. Sie kannte schon seine Fehler. Das sagte sie mit ernsterer Stimme.

Ein kindhaftes Wesen sprach.



## VII

Am nächsten Abend ging ich im Dunkel wieder zu ihr. Rakeele wartete. Das Licht brannte. Sie saß auf dem Sofa, angetan mit ihrem schönsten Kleid, an einer schmalen Glaskette hing der Fächer, den sie langsam gegen ihr Gesicht bewegte. Bei Sternenschein verließ ich das Haus. Dies war der vorletzte Abend meines Aufenthalts in Venedig.

## VIII

Am letzten Abend um halb elf stiegen wir fröhlich und leise die Treppe hinunter. Sie war in ihrer alten, süßen Tracht, in das lange dunkle Schultertuch geschmiegt, ohne Hut. Auf den kleinen Plätzen lag Ruhe. Am Haltestand der Schönen Heiligen Maria gingen die Stufen ins Wasser; wir riefen und stiegen ein. Der Mensch fragte, wohin. Sie antwortete wie ehemals, mit feiner Stimme: ein biss'l Luft schöpfen — *per respirar' un po' d'aria!* Es ging zuerst unter Marmorbrückchen und durch Seitenwege leicht in die große, dunkle Flutgasse mit den Palästen, dann aber hinaus in die schwermutvolle, fernere Lagune. Bei der langgestreckten, braunen Häuserinsel der ganz Armen, der Giudecca, sahen wir noch Gestalten ins Wasser springen und baden. Gegen Mitternacht näherten wir uns dem ummauerten Klostereiland, wo die armenischen Mönche hausen und ihre Bibeln drucken; nur ein Fenster war hell. Um halb eins legten wir weit draußen bei stillen Moloquadern an, der Gondelführer lief in das verschlafene Wirtshaus mit den wenigen späten Gästen unter freiem Himmel und holte ein Eisgetränk von Granatsaft, sowie einen weißen, moussierenden, kalten Wein. Gegen halb zwei fuhren wir langsam zurück. Rakéele saß neben mir. Sie berührte wieder entlegene Worte, die wir vor Jahren gesprochen hatten. Meine eigenen waren mir entfallen, doch ich wußte jedes, das sie gesagt, und die Stellen, wo sie es gesagt. Die Milchstraße glomm über uns. Ehrfürchtig äußerte der Gondelführer, ob es z. B. in Deutschland möglich sei, diese Sternbilder zu erblicken. Rakéele wußte nicht, ob sie ihrem Landsmann beistimmen solle; doch sie legte still ihre Hand auf die meine und ließ sie dreiviermal sacht niederfallen... Als wir durch das letzte Brückchen vor der Schönen Heiligen Maria glitten, sagten wir lächelnd: es sei unsere, unsere Seufzerbrücke.

An ihrem Haus umschlang sie mich noch einmal und wünschte mir mit leiser Stimme Glück. Es war sehr spät. Sie sah zum Fenster, als dächte sie jetzt an die Kleine. Das Laternenlicht fiel auf ihre dunklen Augen. Dann schlüpfte sie still ins Haus.

## IX

. . . Verborgen in einer Wasserstadt; in Gäßchen; vom Weltgeschehen abseits: leben Geschöpfe, glutvoll und fein; zart und lustig; königlich und sanft.

Venezianische.

Sehen die Welt, wenn sie einmal auf den Markusplatz kommen. Oder wenn sie am Fenster bis spät in die Nachbargasse blicken. Das Leben verrauscht; wir wissen nichts von ihnen, — bis zufällig ein Einzelner irgendwohin zurückkehrt: von dannen er in einer hohen, atmenden Stunde, vor Jahren, ausging.

Kränze gleiten. Sommergesänge in Höhen und Tiefen. Sterne leuchten und stürzen durch den Weltenraum. Und der glückvolle Schmerz bleibt: dies alles nicht nehmen, es mit der Gurgel trinken, es mit den Zähnen essen zu können — und nicht selber zu bleiben, was man heute noch, heute noch, heute noch war.

So ist das Leben. Questa è la vita. Such is life. C'est la vie, c'est la vie, c'est la vie.

---

## **Futurismus der Tonkunst**

Von Ferruccio Busoni

Im Frühling dieses Jahres — die Nummer gelangte spät zu mir — wurde in dem Pariser Blatt „La Liberté“ der **F u t u r i s - m u s** in der **M u s i k** verkündet. Der Anführer wahrt noch das „Inkognito“, läßt aber in einem „Manifest“ sich laut vernehmen :

„Die Komponisten von heute, moderne ‚Passe-isten‘, verdienen lediglich unsere Verachtung, insofern als sie vorgeblich originale Werke mit abgestandenen Mitteln zimmern . . .“ „Lernet also die ästhetischen Gesetze des Futurismus . . .“

(Sie bestehen nämlich in nichts anderem, als der Teilung der Oktave in 50 Intervalle. Die Idee ist physikalischer Herkunft und wiederholt in Erwägung gezogen worden).

„Wisset, daß wir in Kürze ‚comatische‘ (?) Klaviere, Streichinstrumente, Harfen, ein vollständiges ‚comatisches‘ Orchester fertigstellen werden. Gleichzeitig mit der Arbeit der Futuristen-Tonsetzer vollzieht sich das Werk der Verwirklichung. Im Schatten der Werkstätte Keimen die Formen von Instrumentenfamilien, deren ungeahnte Vollendung die vollkommene Wiedergabe futuristischer Kompositionen ermöglichen wird.“

\* \* \*

Gleichzeitig kommt mir eine ähnliche Kunde aus Moskau zu, wo musikalische Nihilisten am Werke sind.

Das ist recht. Es gefällt mir, und ich stand schon längst auf dieser Seite, wenn auch nur als Theoretiker. (Bereits im Jahre 1906 schlug ich die Teilung der Oktave in 36 Intervalle vor : zwei Reihen von Dritteltönen, im Abstände eines halben Tones voneinander. Das „Universal-Instrument“ war schon vorher in Amerika konstruiert worden : die elektro-dynamische Orgel. Es kostete eine Million, blieb liegen und geriet in Ruin.)

\* \* \*

Nur zwei Fragen erübrigen sich. Erstens : können wir alles Alte und ebensogut wie die Alten, bevor wir Neues beginnen ?

Zweitens : Haben wir auch Talent ?

\* \* \*

Der ersten der Fragen wird im Manifest im lapidarischen Stil vorgebeugt: „Wir wollen an die Tonkunst schreiten mit einer jungfräulichen Seele . . .“ „Wir ziehen den Traditionen den Boden unter den Füßen weg . . .“ „Die musikalischen Götter sind tot: wir schwingen nicht mehr mit bei dem Kontakt mit ihren Schöpfungen.“

Die Frage der Begabung bleibt offen, bis der Vorhang sich hebt.

\* \* \*

Bis dahin bleibt's auch „Futurismus“. Dann wird es zur Gegenwart. Und das Manifest lehrt selbst: „Die Gegenwart ist ein eitler Begriff; saget ‚sie ist‘, und schon ist sie nicht mehr . . .“

Tout passe.

#### N a c h s c h r i f t   d e s   H e r a u s g e b e r s .

Diese guten Worte des Meisters Busoni treffen in dem Satz „Die Frage der Begabung bleibt offen“ den Kern des Ganzen. Jede Bewegung hat ihren Hauptpunkt . . . nicht im Programm, sondern hier.

Die Futuristen stehen vor der Musik beiläufig in seltsamer Zwiespältigkeit.

Während sie Debussy schon als gesättigten Klassiker verachten (und von Beethoven kurz „Der alte Trottel“ sagen): währenddessen druckt ihr Führer Marinetti Huldigungsverse . . . an wen? An Mendelssohn. In der futuristischen Zeitschrift „Poesia“ naht ihm C. Govoni mit einem bebenden Sonett. Darum Räuber und Mörder?

(Mehr Futurismus wohnt in Chopin, mehr Zwischenstufen des Klangs. Ihn liebt eben derselbe Corrado Govoni durch die Geige verdolmetscht. *Voglio morir di questa straziante musica*, äußert er — und fügt unzüchtig bei:

O bacio di vetriolo interminabile!  
Occhi bianchi d'un bianco allucinante  
Come calici d'alcool infiammabile!

Oh la frenetica, oh la delirante  
Rossa masturbazione del violino!

So jener. Gleichfalls in der fesselnden, doch unheilbar wahllosen „Poesia“)



## Im Pflug



Kaethe Kollwitz

(Nächstens wird eine Übersicht vom Schaffen der Kaethe Kollwitz, dank der Sorge des Dr. Sievers, erscheinen. Unter ihr Gebilde vom „Pflug“ lassen sich die Verse des vermaledeitesten Dichters von Deutschland setzen:)

Armes Volk. Wie Pferd und Farn  
Steht es angeschrirt im Karrn.  
Und der Nacken wird zerbrochen,  
Der sich nicht bequemt den Jochen . . .

---

## Das Ballettmädchen

Novelle

Von Max Brod

Albrecht Blank hatte das Unglück, als kaum Zwanzigjähriger seinen Vater zu verlieren. Mit einem Schlag sah er sich im Besitz eines Millionenvermögens, zum unumschränkten Leiter einer der größten Textilfabriken in Brünn bestellt und auch zum Herrn im Hause, denn den schwächlichen Vormund wies er bald aus dem Gehege und seine Mutter mit seinen drei jüngeren Schwestern ordnete sich ihm als dem einzigen Arbeitenden der Familie in der natürlichsten Weise unter.

Er war durch theoretische und tätige Studien zu eben diesem Berufe eines Großfabrikanten bereits so weit aufgezogen, daß er das Regiment sofort übernehmen konnte. Eine Zeitlang führte er es in kluger Ausnützung seines Prokuristen und seiner Werkmeister wie einen Versuch,

eine Lernzeit, eines Tages aber richtete er sich gleichsam in plötzlicher Ueberrumpelung einer Staatsverfassung auf und saß, von allen bewundert, als der rechtmäßige Gebieter an seinem Schreibtisch.

Mit seinen gesunden, noch durch nichts angerissenen Nerven, seinem blühenden Körper und seiner stets bereiten Schlagkraft der Seele war er ein Vorbild an Arbeitsfähigkeit und Energie. Er verstand es, alles diesem obersten Ziel, der Arbeit, unterzuordnen, und da er erkannt hatte, daß seine Leistungen von seinem Befinden abhingen, wurde ihm dieses Befinden mit trockener Selbstverständlichkeit zu der ersten und einzigen Wichtigkeit der Welt. Er arbeitete von früh bis Abend, schonte sich nicht, zum Entgelt mußte aber rings um ihn alles seiner Bequemlichkeit dienen, und die kostbarste Sache, die seine Gesundheit, Erholung, gute Laune nur um ein Geringes steigern konnte, wurde augenblicklich in seinen Dienst gestellt. Er teilte die Geschäftsleute ein in solche, die sparen wollen, und solche, die viel verdienen wollen. Wer viel verdienen will, darf nicht sparen. Und mit diesen hielt er's. Er verschwendete für seine Person, kannte keine finanzielle Grenze des Komforts und der Eleganz, dabei wußte er aber eben, daß diese seine Person so wertvoll war, mit einem Blitzwort, einem Brief Zehntausende ins Rollen zu bringen. Da er von keinem Vorurteil behindert, auch der übertriebenen Rechenwut und Zukunftsangst älterer Großkaufleute ledig war, konnte seine Jugend den Typ des amerikanisierten modernen Menschen, wie er wohl auch den traditionellen und beirrten Gemütern seiner Kreise in aufrichtigeren Stunden als Ideal vorschwebt, ganz rein darstellen. Seine Tageseinteilung verdient, beschrieben zu werden:

Wenn er sich früh beim zart-eindringlichen Zeichen der Taschen-Weckuhr erhob, hatte der Diener schon alles zur Kleidung Gehörige bereitgelegt und sprang herzu, der Friseur wartete im Nebenzimmer, das Stubenmädchen legte die Brotschnitten in den Toaster, der auf dem Frühstückstisch stand, und schaltete ihn an die elektrische Leitung. Alles ging schnell und ohne Hast, denn das Unberührbarste auf Erden mußte die Zeit des gnädigen Herrn sein. Das Auto führte ihn dann, während er die Zeitung las, im schnellsten Tempo in den Park, wo an der bezeichneten Stelle bereits ein Diener mit dem Reitpferd wartete. Nach einigen Runden in den Alleen ging es per Auto in die Fabrik. Von Morgenluft und Beweglichkeit noch durchströmt überlief Albrecht die bereitliegende Korrespondenz, diktierte die Antworten in den Parlograph, der auf ein Klingelzeichen geholt und im Kontor abgehört wurde. Noch in Reitstiefeln, sporenklirrend, begab sich der Chef in die Fabrikräume, empfing Berichte, gab kurze Befehle, prüfte Ausführungen. Er war nicht unmenschlich gegen die Arbeiter, im Gegenteil, er bewilligte alles, was ihm nach seinen Kalkulationen billig und möglich erschien. Darüber hinaus aber gab es keine Verhandlung, ja er tat auch Bitten, die er bewilligte, nur in striktester Form ab und setzte abschlägigen Antworten keine Phrase der Milderung bei. Sein Kopf wie seine Arbeitszeit mußten für das Große neuer Organisationen und Pläne frei bleiben. So lag auch sein Bureau hinter einem Wall von Vorzimmern und Vorbureaus, nur die Berufensten konnten bis zu ihm vordringen, alles andere wurde durch die Beamten und Oberbeamten ferngehalten und auch die angesehensten Geschäftsleute waren



mittels einer Inschrift im Warteraum, deren Kühnheit durch ihre Originalität möglich gemacht wurde (sie empfahl kurzgefaßte Aeüßerung aller Anliegen), im Zaum gehalten. Natürlich wurde auch telephonisch niemand mit dem Chef direkt verbunden. Kam aber ein Privatbesuch, so legte Albrecht mit vollendeter Präzision den Geschäftsmann ab und hatte plötzlich Zeit, so viel man wollte. Er empfing in einem eigenen Salon neben seinem Arbeitszimmer, plauderte, paffte mit dem Gast um die Wette seine Flor del Fumar, ins rote Leder der Klubfauteuils versenkt oder über die zwanzig Seidenkissen des Diwans hingestreckt, er lachte, er hörte auf das Anmutigste zu, — denn diese Illusion einer endlosen Muße, dieses radikale unbekümmerte Ausspannen gehörte eben mit in die Oekonomie seines Arbeitslebens, war als kräftigste Erholung und Anlauf zu neuen Sprüngen mit eingerechnet. Zu demselben Zweck hatte er neben dem Kontor ein Badezimmer für sich, in das er oft mitten aus Diskussionen und Entwürfen verschwand, um bald darauf nach Parmaveilchen duftend und gefeit wieder unter seinen Leuten zu erscheinen. Auch einen Tennisplatz hatte er sich neben dem Fabrikhof gebaut, wo er nach langen Sitzungen ein paar Bälle mit einem Trainer wechselte. So vergingen seine Tage, unzählige Arbeitsstunden intensiv ausgenutzt, luxuriös, doch eigentlich ohne Ueberfluß, denn alles zielte zweckmäßig auf Elastizität und Anstrengungen hin, so daß jede abseits führende Bewegung, ja jedes unnütze Wort verpönt war. Abends nach heißem Kampf sah er natürlich auf die Vergnügungen einer Kleinstadt verachtungsvoll herab. Wollte er sich amüsieren, so fuhr er nach Wien, wo er eine eigene Wohnung und einen angenehmen aufregungslosen Verkehr in Offizierskreisen hatte. Reisen überhaupt, auch die größten, scheute er niemals; sie gehörten zum Geschäft, sie brachten ihn, oft nur auf wenige Tage, nach London oder Paris, und da sie regelmäßig große Abschlüsse zustande brachten, ließ Albrecht bei solchen Schnellzugsausflügen womöglich noch mehr Geld als zu Hause aufgehn; er brachte ja die höchsten Kosten hundertfach herein.

In Wien lernte er durch gefällige Freunde die Wlasta Muhr kennen, eine hübsche Ballettfigurantin der Oper. Als er sie aus dem Weinrestaurant in seine Wohnung führte, ließ sie das Auto unterwegs plötzlich stoppen und stieg aus, nur um an die Türe eines verrufenen Hauses zu springen und mit aller Kraft ‚Brigade!‘ hineinzuschrein. Dann lief sie lachend ins Auto zurück und ermahnte zu schnellster Fahrt. Es stellte sich schlicht heraus, daß dies eine ihrer Lebensgewohnheiten und unbedingtes Bedürfnis war: prostituierte Mädchen, die sie aus dunklen Gründen unsäglich verachtete, zu beschimpfen, und eben dieses Schimpfwort ‚Brigade‘ hatte ihr Gefühl hiefür sich ausgedacht. — Doch weniger diese Besonderheit beschäftigte Albrecht in dieser Nacht, als die Tatsache, daß überhaupt jemand gewagt hatte, sein Auto anzuhalten, ihn bei einem Geschäft — denn nur als solches kannte er bis dahin die Liebesangelegenheiten — zu unterbrechen und um Zeit zu bringen. Gerade dieses kleine Ereignis machte ihn auf Wlasta aufmerksam, die sich im übrigen vor seinen bisherigen, stets sehr flüchtigen Verhältnissen wenig auszeichnete. Er begann sie auszufragen, sie interessierte ihn. — Doch kannte er sich zunächst in ihr gar nicht aus. Noch nie hatte er ein so schleuderhaftes unbestimmtes Wesen aus der Nähe betrachtet, es war ihm einfach unverständlich, wie man nichts

tun, aber auch nichts erwarten, sich an nichts erinnern und nicht bedauern konnte. Sie schien ihm, vollkommen leer, auch in einem luftleeren Raume zu hängen, infolge der innern und äußern Leere als unregelmäßiges Pendel hin- und herzuschwingen. Sagte sie ihm etwas, so gab er sich zwar den Anschein, als denke er über das Gesprochene nach oder an seine Antwort; in Wirklichkeit aber überlegte er nur, woher, aus welchem inneren Druck, da doch gar kein Inneres war, die Worte ihr überhaupt bis an die Lippe steigen konnten. Allmählich nur gewöhnte er sich an sie und fand das hübsche Ding doch wieder in einer Art von Ordnung und Gesetz beschlossen, die freilich von ihm aus gesehn die pure Unordnung war, aber doch wenigstens nicht mehr ganz unsinnig und ohne Gewicht erschien . . . Sie stammte aus irgendeinem vertrackten Winkel Mährens, wo deutsches, slawisches und ungarisches Blut durcheinanderfloß. Geprügelt, auf die Weide geschickt, jung verführt, nach Wien gelaufen: mehr wußte sie nicht und wollte es auch nicht wissen. Hie und da fielen ihr Schulden ein, sie konnte aber nicht genau sagen, wofür. In dieser Beziehung verließ sie sich ganz auf den Gerichtsboten, der pfänden kam. Manchmal tauchten in ihren Reden Geschwister auf, genaue Auskunft konnte sie nicht geben. Gestern hatte sie im Prater einen schönen Ring verloren. Daß man das auf der Polizei meldet, was ihr unbekannt; aber auch aufgeklärt tat sie nichts weiteres, als daß sie zwei Tränen wie auf das Grab dieses Ringes niederfallen ließ. Wozu sie lebte, wußte sie nicht. Was so rundherum geschah, war ihr gleichgültig, mit Ausnahme eines gewissen Taumels, den sie scheinbar wahllos um irgendeine Begebenheit schlug, mit viel Geschrei, aber einer Lässigkeit oder gar Faulheit auf dem Grunde, die bald auch an die Oberfläche, wie Blut wohligh ihr in das Gesicht stieg und aus allem einen dicken Traum machte. So verbrachte sie denn, die lästigen Proben abgerechnet, den ganzen Tag im Bett, schlief oder gähnte, zu den Mahlzeiten aber ließ sie sich von der Wirtin energisch wecken, denn auf das gute Essen verzichtete sie nicht. Gegen Abend las sie, immer noch im Bett, Operettentexte, denn sie hatte ein schlechtes Gedächtnis und mochte gern zuweilen ein Liedchen mit den richtigen Worten vor sich hinsummen, das freute sie. Sie wurde frisch und straff bei dieser Lebensweise. Abends tanzte sie nämlich, nicht gerade mit Kunst, aber temperamentvoll, das angesetzte Fett sofort wieder hinunter. Aber erst nach der Vorstellung ließ sie wie eine lange festgehaltene Spiralfeder ihre gesammelten Kräfte losschnurren, wenn sie nun mit Kavalieren (in letzter Zeit stets an der Seite Albrechts) durch die Kabarets und Weinlokale zog und ihrem quecksilbernen Wahnsinn, den ein rascher Schwips kaum mehr steigerte, die Freiheit gab. Da war mit einem Male für ihr Geplapper kein Zusammenhang unerreichbar, alles wußte sie und alles schleppte sie gehäuft in einem Wirbel sinnloser Witzworte, wie ihre Tanzschleppe gedreht, hinter sich her. Sie lachte, sie preßte immer wieder die Hand fest auf den Mund, um ein Wörtchen zurückzuhalten und nur in sich hinein zu flüstern, sie bog den Oberkörper und verschluckte es tief, während oben auf den Wangen schon das nächste Lachen vorwärtsrannte. Ohne Maß war alles, was sie tat; selbst die einfache Bewegung, mit der sie ein Streichholz reichte und knapp vor der wartenden Zigarette durch ein Fingerschnalzen auszulöschen wußte, hatte etwas Verrücktes und Räuber-



mäßiges. Und wie sie irgendein Wort aufgriff, das im ernsteren Gespräch ihrer männlichen Gesellschaft gefallen war, und nun als Refrain die ganze Nacht hindurch tothetzte, wie sie etwa, man hatte von irgendeinem ‚Protest‘ geredet, den Kellner mit ‚Protest‘ anschrie und die Passantinnen auf der Kärntnerstraße wütend mit ‚Protest‘ erschreckte und, betrat man ein Kaffeehaus, sofort ans Buffett eilte, dort ihre kleine weiße fleischige Faust auf den Tisch schlug und ‚Protest, Protest, Protest‘ den farbigen Liqueurflaschen und der entsetzten Dame quietschend zuschwor, um sich dann ihren Begleitern zuzuwenden und einem nach dem andern um den Hals zu fallen, weinend vor Seligkeit über ihren guten Einfall! Und ‚Protest‘ brüllte sie, wenn man sie draußen auf der Gasse nach ihrem Wunsch um die Taille festhielt, damit sie die Beine, wie sie es gelernt hatte, hoch emporschlagen konnte mit gereckten Fußspitzen und, wenn sie im Bett lag, war sie imstande, dem Geliebten immer noch ‚Protest‘ ins Ohr zu kichern und zu küssen.

Ihre Ausgelassenheit tat dem strengen jungen Mann wohl. Aber dann kamen plötzlich Tage, an denen sie melancholisch war. Ohne ersichtlichen Grund. Sie hatte dann etwas Sanftes in ihrem Wesen, sie schwieg gern und schien über etwas nachzudenken, aber, wenn man sie ausfragte, hatte sie nur an einen alten Hut gedacht oder, ob die Mizzi, ihre Freundin, heute nachmittag mit ihr spazieren gehen werde. Wenn sie dann mit einem schwermütigen Lächeln diese, wie es offenbar war, für sie höchst niederdrückenden Ueberlegungen von sich schob, war sie wirklich schön, wie gänzlich aufgelöst in Kämpfen und Sorgen, mit den ernsten großen Augen einer jungen Mutter. Albrecht suchte sie zu trösten, er beschäftigte sich immer angelegentlicher mit ihr, es reizte ihn, daß es da etwas gab, was er mit all seinem Zweckeifer und mit seinen Geldmächten nicht auflösen vermochte. Dabei war ihre Traurigkeit nicht Laune oder Unart, man bemerkte vielmehr deutlich, wie sie ihrem Gaste gefällig sein und Späße machen wollte; aber es gelang nicht, in ihrer Seele gingen Regengüsse nieder und so war sie redlich verrostet und verstimmt. Sie pflegte sich dann zu verantworten: ‚Ich bin halt heut mit dem linken Fuß aufgestanden‘ und küßte ihn wie zur Entschuldigung. Er war von Zärtlichkeit so bewegt, daß er ans Fenster treten mußte. Irgendwoher, aus fremden Richtungen der Windrose, hatte ein Unendliches ihn angeweht, er fühlte, wie fern und fremd ihm zur Seite dieses unschuldige bewußtlose junge Leben war, dieses Händchen an seinem Arm faßte wie aus den dumpfen Gestrüppen eines Urwaldes hervor, in dem auch er vielleicht einmal (Spiele der Knabenzeit fielen ihm ein, Indianerbücher, eine Fregatte mit ihren Wimpeln, braune nackte wilde Leute im Ufergras) in dem auch er seine Heimat gehabt hatte. Aber nun war alles ausgerodet und geebnet, in der Lichtung wohnte er — und er war auch stolz genug, nicht mehr zurück zu wollen; nur einen Blick in diese träumerische Welt noch offen haben, das wollte er und allmählich war es ihm, als verstände er das arme Ballettmädel durchaus und verliebt war er jetzt auch in ihren Leichtsinn, gerade in den, und mochte sie ächzend zu Hause faulenzen oder Sektgläser an die Decke schmettern, etwas Edles fand er darin, daß sie immer Zeit hatte, nichts ausnützte und nichts verstand, nie von irgendwem etwas erreichen wollte und einer kindlichen Gottheit glich in ihrem Nichtstun

und Hingetriebensein, in ihrer bald übermütigen bald schmerzlichen Sinnlosigkeit.

Da sie bald darauf ihre Stellung verlor, nahm er sie ganz zu sich. Sie hatte auf der Bühne, da sie ihn in seiner Loge bemerkte und zum Lachen bringen wollte, als Palmenträgerin in der Prozession oder gar als feierlicher Engel längs eines Palmenzweiges die unanständigen Bewegungen einsamer Knaben nachgeahmt. Man hatte den Skandal gesehen und entließ sie sofort.

„Revolutioniere nur du“, dachte er beifällig, „auf deine Art. Ich kann ja nichts machen, ich bin in mein System eingespannt und muß stupid weiterarbeiten“. Dann nahm er sie auf eine Reise mit. Sie sahen Luzern Lugano, Bellagio; Wlasta wurde nicht müde, die grüne Farbe der Seen anzustaunen. In Mailand unterließ sie es nicht, ihren Kampftruf „Brigade“ in das Palais „Al vero Eden“, dessen Bestimmung sie augenblicklich durchschaute, hineinzuschleudern. Dann aßen sie viel Obst in der Provence, badeten in San Sebastian und kehrten zurück. Albrecht war die ganze Zeit über glücklicher als je in seinem Leben.

Er vernachlässigte sein Geschäft nicht, aber er hatte das Gefühl, als sei erst jetzt durch die fast trotzig entgegengesetzte Art des Mädchens Balance in sein Leben gekommen. „Hier ist“, sagte er sich, „glücklicherweise das Unberechenbare, das Alogische, das ich brauche, um in meinem Präzisionsuhrwerk nicht selbst zur Maschine zu werden. Ueberhaupt scheint es mir jetzt das wichtigste Problem der ganzen Menschheit: ob die Frau imstande sein wird, die ihr eigentümliche schöne Gesetzlosigkeit auch noch in unserem Zeitalter, in dem alle Dinge schon zum Erschrecken mechanisiert sind, aufrecht zu erhalten. Das ist natürlich etwas ganz anderes und viel viel Wesentlicheres als dieser dumme Emanzipationsunfug . . . Man darf dabei eins nicht übersehen: es gibt bei den vielbeschäftigten Männern meines Schlages schon eine neue Art zu lieben, den modernen Bedürfnissen assimiliert. Sie brauchen nach Tages Arbeit ein Bett, ein Weib mit den zweckdienlichen bequemen Allüren, damit ihr Wachen schließlich mit Vergnügen und Schlaf zugesiegelt wird wie ein fertiger Brief. Mehr wollen sie nicht und das andere gibt es für sie auch nicht mehr: Sehnsucht des Unerfüllbaren, Schüchternheit, Schmachten, Süßigkeit kleiner Annäherungen, Eifersucht, Auseinandersetzungen, Geschenke, Schmeicheleien. Und schon ist auch ein Typ von Frauen entstanden, der sich diesem Typ Mann angepaßt hat, wie ihm die schnelle heftig-bequeme Untergrundbahn, das Warenhaus, das Kartell, das dienstbereite Tischtelefon angepaßt ist. Nun ist die große Frage: werden die Frauen auf ihr altes Recht im Ziellosen, Grenzenlosen, Vagen verzichten? Werden sie ihre Umarmungen mathematisch regeln, ihr Feuer bei aller Trunkenheit rationell machen? . . . Eines ist gewiß: in einer Welt, in der dieser letzte gottgewollte Rest von Größe verschwindet, möchte ich keinen Augenblick lang leben.“ -- Und er bedankte sich bei Wlasta mit einem Handkuß, den sie nicht verstand.

Es gab jetzt Stunden, in denen sich Albrecht so harmonisch bewegt fühlte, daß er mit weicher Stimme zu seiner Mutter, seinen Schwestern sprach. Den Arbeitern näherte er sich gütig und war, noch aus der Atmosphäre seiner früheren Exaktheit heraus, die ersten Male ganz er-



staunt, daß sie bei seiner Freundlichkeit in ihren Leistungen nicht nachließen. Er begann für sie in weiterem Maße als bisher zu sorgen und suchte dabei Menschlichkeit und Geschäftstüchtigkeit in Ausgleich zu bringen. Manchmal gelang es. Oft aber, und namentlich, als er wollüstig fortschreitend für die rosige und smaragdblaue Luft rings um die Werke alter Dichter hellsehtig geworden war, verzagte er und fand sich, bei Verlust seiner ehemaligen Einheit, im Banne zweier Gesinnungen, die einander doch aufhoben, verzweiflungsvoll geteilt. Dann dachte er und ersehnte irgendeinen Ruck durch und durch, eine Erschütterung zu schrankenloser Freiheit hin, die ihn sprengen und seine Seele ins ewige Licht tragen sollte. Er wußte, daß dies nicht von seinem guten Willen abhing, daß er warten mußte. So leicht wie Wlasta hat nicht jeder die Erlösung, sagte er mit halbem Lächeln vor sich hin. Aber er wurde der Gedanken nicht froh, die ihm eine schließliche Vereinigung in sich selbst verhiessen. Böse Vorahnungen bedrängten ihn, auch wenn er demütig war.

Da warf ihn einmal sein Automobil, an die Theaterrampe prallend, auf die Straße, und von einer vorüberfahrenden Elektrischen wurden ihm die Beine abgefahren. — Er erwachte im Sanatorium, nach der Operation, die ihm nur kurze Stümpfe gelassen hatte. Wochenlang lag er im Fieber. In Visionen beschäftigte er sich mit seiner Zukunft, die als ein Knäuel hilfloser, die Hände zum Himmel emporstreckender Bilder vor seinen entsetzten Augen vorbeizog. Endlich beruhigte er sich, er hatte, noch halb in Träumen, einen Liegestuhl erfunden, der ihm gestatten würde, in der Fabrik zu arbeiten wie bisher. Das war ja Tradition der Familie: bis zum Schluß auszuharren, auch sein Vater hatte sich nicht geschont. Bei normaler Wärme wußte er dann, daß es solche Liegestühle schon gebe, daß er nichts zu erfinden brauche. Es war eigentlich nichts besonderes passiert. Benötigte er denn mehr als seinen Kopf, um zu organisieren und Geld zu verdienen! Es war also auf dieser Seite des Lebens alles in Ordnung.

Aber die Geliebte? — Er ließ sie kommen. Im Fauteuil sitzend, von den Hüften an in ein Plaid gewickelt, wie alte Leute abends auf Bänken der Kurpromenaden sich verwahren, so erwartete er sie in der gemeinsamen Wohnung. Der Diener, den er jetzt immer bei sich haben mußte, war in einem Nebenzimmer eingesperrt, nachdem er alles nach Albrechts Winken vorbereitet hatte. Was würde Wlasta sagen? Natürlich hatte sie den schrecklichen Vorfall in der Zeitung gelesen, aber sie mußte längst daran vergessen haben, sie mußte — so dachte er es sich — ihm dumme Vorwürfe machen oder ihren natürlichen Abscheu ausdrücken oder irgendwie diese traurige schwere Sache in ihre sinnlose Welt hinüberzaubern, daß nur eine nebelhafte, allgemein leichte Schicksalsbitterkeit oder eine nicht zutreffende Ironie übrig blieb. Oder wenn sie so dasitzen würde, trostlos, fassungslos, weinend wie eine Quelle im Walde und die Haare schüttelnd vor Wut oder auch nur deshalb, weil man sich erlaubt hatte, sie, das Kindchen, so böse zu erschrecken — würde es nicht süß sein, ihre Hand zu ergreifen, ihr Trost zuzusprechen wie einst und zu fühlen, daß man nicht zu ihr hinüberkann, weil man in seine Gescheitheit eingesperrt ist und dort drüben in ihrem Revier die unbegreifliche Wildheit sich austoben muß bis zum letzten Zucken! . . . Sie kam. Aber, wie

seltsam, noch nie war sie Albrecht so bescheiden und überlegt erschienen wie diesmal. Sie klagte nicht, sie suchte ihn vielmehr zu zerstreuen, sie setzte ihre Worte wie bei einem Krankenbesuch. Vielleicht waren seine überreizten Nerven daran schuld, daß ihm sogar ihre Fußbewegungen nicht ballettmäßig gewandt erschienen, sondern wie von absichtlicher Plumpheit, ihm, dem Krüppel, zu gefallen. Warum war sie nicht wenigstens roh! Er schäumte auf. Wie, von nun an würde alles ihm zur Bequemlichkeit dienen, alles bezahlt sein und zweckentsprechend! Argwöhnisch sah er seine Erinnerungen an die bizarre Reise durch, vielleicht war das alles Verstellung gewesen, vielleicht gab es die heroisch übertriebenen Frauen gar nicht, diese ursprünglichen unangepaßten Labsale, vielleicht — nein jedenfalls: für ihn war der liebliche Unsinn vorbei, der wie Tanzmusik eines Elfenreigens und Nachttau seine von Berechnungen heiße Stirn gekühlt hatte, alle Frauen, die jetzt noch kommen würden, mußten sich wie Wlasta benehmen, als strebsame Vorrichtungen, wie die Apparate in seiner Fabrik. Mit einem kranken Mann gab es eben keine Witze, entweder man bediente ihn geradlinig und nützlich, oder man bediente ihn gar nicht. O das flache Schicksal, dieses mühsame Leben mit erstarrtem Herzen! Da erfaßte ihn der Ekel vor allem, was ihm noch beschieden sein mochte, so, daß er das Mädchen, das ihn gerade wie einen Säugling mit pflichteifriger Anstrengung ins Bett hob, mit der Faust mitten ins Gesicht schlug. Sie nahm es für eine krampfhafte oder ungeschickte Bewegung und mit derselben Hand, die sie flüchtig über ihre Nase führte, riß sie schon, ohne zu lachen und ohne zu zanken, an den Druckknöpfen ihrer Bluse. „Dienstbereit, wie mein Tischtelefon!“ höhnte er stumm, und eine tiefere Stimme sagte, in Erinnerung einer glücklichen Nacht, mit schon wehmütigerem Spott: „Protest, Protest!“ — Bald darauf war Wlasta gleichgültig eingeschlafen, als hätte sie ihn noch recht deutlich der Hoffnung berauben wollen, ihre Kälte als verhaltenes Mitgefühl, nicht als schale Industrie zu deuten. Albrecht aber, an ihrer Seite gelagert, fühlte sich in einem Sausen wie an den Rand der Erde entrückt, wo der scharfe Abgrund und der allmächtige Aether ihre Atemzüge schwarz-feurig vermischen . . . .

Es ist die Ansicht des Freundes, der mir diese Geschichte erzählt, daß Albrecht Blank in dieser Nacht den Weg zur erlösenden Ekstase betreten hat, indem er aus der kaufmännischen und notwendigen Ordnung unserer Zeit die Flucht ins Gestaltenlose ergriff. Auch ich glaube dies und finde, daß der Zettel, der am andern Morgen von Albrechts Hand geschrieben neben dem Bett auf der Erde lag, so gedeutet werden muß. Denn hätte Albrecht nichts anderes beabsichtigt, als Wlasta, in deren Haarsträhnen man ihn verknotet und erwürgt fand, vom Verdacht freizuhalten, so hätte er sich wohl deutlicher ausgedrückt, als mit den Worten: Trauert nicht! Ich bin eines natürlichen Todes gestorben.



## Banken und Presse

### I. Bankiertag

Wer wird nicht traurig bei den Späßen des Clowns in der Manege? Unter der Mehlmaske, die seine Züge greulich verzerrt, hüpfet er auf burleske Weise umher; tut Sinnlosigkeiten, spricht Sinnlosigkeiten; kitzelt das verehrliche und zahlungsfähige Publikum, welches lacht, über ihn lacht. Wofür er, der Clown, sich wiederum verbeugt. Denn dieser Lustigmacher weiß, mit denen da vor ihm ist nicht zu spaßen. Wird er auch nur einen Augenblick ernst, so — — — nun ja, man würde es vielleicht zunächst nicht glauben: sondern würde seinen Ernst für eine besonders spirituöse Fassung halten, Witze zu machen. Wehe aber dem Clown, der endgültig sich zu den Ernsthaften schlägt!

Er könnte abtreten. Was man von ihm verlangt, ist Grimasse, Verzerrung, Sinnlosigkeit. Das will man, dafür hat man bezahlt. So kommt es, daß du dir den Clown nicht anders als ungeheuer lustig und auf sinnlose Weise in der Manege umherhüpfend, vorstellen kannst; und nicht daran denken magst, daß er irgendwo zu Hause ist, daß er etwa eine alte Mutter hat oder eine junge Liebste; gar auch Kinder, die in der Schule anzugeben haben, was ihr Vater sei, vielleicht aber sich scheuen, und die Sache lieber bemänteln, und so etwas von Privatbeamter oder Artist murmeln . . . (und auf diese Weise in den Kreislauf eintreten, wie wir alle ihn beginnen, früh oder spät).

Was macht uns traurig, wenn wir den Clown sehen, der in der Manege sein Gewerbe treibt? Weil er nach allen Illusionen, Feerien, Attraktionen und mutigen Geschehnissen der anderen Programmpunkte uns unversehens wieder an das Eigentliche, Alltägliche, Unbarmherzige erinnert: das hinter ihm, hinter uns, hinter unserer Maske, hinter seiner Maske, verborgen aber wohlbekannt, steht und lauert . . .

Es war kein Schützenfest, dieser Bankiertag in München, wie der epigrammatischste Berliner Bankier gemeint haben soll. Es war keine Veranstaltung, auf der man vergnügt zu sein hatte und zufrieden und patriotisch; und über deren Verlauf und Ausgang man nur in gehobenen Wendungen zu referieren vermöchte. (Wenn es auch an einem Abend, im Hofbräuhaus am „Platzl“, bei Weißwürsch und Radi, einigermaßen oktoberfestartig wurde.)

Im Grund war's kein : fröhliches und buntes oder harmloses Fest. Sondern eine ernste und traurige Begebenheit; eine Szene, ein Aktschluß, vielleicht auch nur ein Wort in dem großen Drama, das wir alle spielen. In dem struggle for life, den wir alle kämpfen. Es war das Flehen des Unterlegenen um Gnade.

Unter der Clownmaske wurde es vorgebracht, auf burleske Weise, komisch kaschiert . . . . .

Der Große frißt den Kleinen; das ist der Lauf der Welt. Pardon wird nicht gegeben. Der Privatbankier ist ein Stand, dessen Sonne zum Abend geht. Die Banken fressen ihn; so wie der Frachtfuhrmann und der Postillon von dem eisernen Karren gefressen wurden, der durch die Welt läuft.

Ohne, daß die Romantik aufhörte.

### Die Fenster der Presse.

Wie romantisch ist es immerhin nach wie vor, wenn das Volk, zur Empörung übergehend, auf die Straße sich begibt, und etwa den Leuten, die es haßt, die Fenster einwirft.

Herr Helfferich, der Direktor der Deutschen Bank, Geheimer Legationsrat und zudem noch Professor, hat in München die Meinung ausgedrückt, daß der deutschen Presse im vorigen Jahre, während der Marokko-malefizien, wegen ihrer Haltung eigentlich vom Straßenpöbel hätten die Fenster eingeworfen werden müssen. So kann es wenigstens nur gemeint gewesen sein, wenn er behauptete, daß in Frankreich dies längst geschehen wäre, wenn ein Journal ‚sich unterstanden‘ hätte, derartig kompromittierende Nachrichten über die finanzielle Lage des Landes in die Welt zu setzen, wie es die deutsche Presse getan habe. — Der Tatbestand ist etwa folgender: Während der gloriosen Marokkoverhandlungen ist nicht wenigen Spießbürgern (und kaum kann man es ihnen verübeln) um ihr bißchen Hab und Gut bange geworden; und sie gingen in Königsberg und in Stettin, auch etwa in Randow und Pyritz, auf die Sparkassen, hoben einige Millionen ab, und steckten sie in den von Urväterzeiten her gewohnten Strumpf. Um sie nach einigen Monaten, als wir uns den Kongo eingehandelt hatten (und den Frieden), wieder auf die Kasse zu bringen.

Diese Vorgänge registrierte die deutsche Presse; einige Zeitungen, um den Abonnenten ihre Fixigkeit zu zeigen, im Wege von Privattelegrammen. Ernsthafte Blätter fügten dabei hinzu, daß es, wie der Berliner sagt, nur halb so schlimm sei. Und es sei kein Anlaß . . . (wie es ja auch in der Tat keiner war).

Herr Helfferich aber sagte:

‚Wenn irgendwo im kleinsten Nest in Pommern oder Ostpreußen von einer Sparkasse 20 000 Mk. oder 100 000 Mk. abgehoben wurden, da rannte man zum Telegraphenamt, und das Ereignis wurde in die Welt hinausposaunt, und am nächsten Tage stand in den Zeitungen aller Kontingente zu lesen: In Deutschland Run auf die Sparkassen und finanzieller Zusammenbruch.‘

Dann fügte er das mit dem Fenstereinwerfen hinzu.

Nun steht fest (wie oben gezeigt ist), daß Herr Helfferich unrecht hatte. Daß er umsonst den Zeitungen die Schuld an einer Unruhe zuzuschreiben versuchte, die ihren Grund denn doch ganz anderswo hatte. Auch das Fenstereinwerfen als Mittel, die ungebärdigen Gazetten zur Raison zu bringen, ist nicht so recht praktisch.

Aber die Aeüßerung Helfferichs wirft jenes ‚bezeichnende Licht‘ auf eine kranke oder wenigstens recht angespannte Seite der Dinge: auf das Verhältnis zwischen Großbanken und Presse.

Ach, wie hatte man es vordem auf Erden (auch in dieser Hinsicht) so bequem. Noch vor kaum zwei Dutzend Jahren zahlte man einfach ‚Bequemlichkeitsgelder‘ an Journalisten: welche alsdann in ihren Organen nur das ‚brachten‘, was mit dem Visum von jenseits der Redaktionsstube versehen war. Und keiner der beiden Beteiligten ‚dachte sich‘ etwas dabei.

Das ist gründlich anders geworden.



Man ist auf seiten der Presse, namentlich auch der ordentlichen *H a n d e l s p r e s s e*, dazu übergegangen, die Wahrheit oder das, was man dafür erkannt hat, zu sagen. Da wurde man gewahr, daß hier ein Neues auf dem Plane erschienen sei. Ein Kontrollorgan mit mehr Wucht und Wirkung, als sämtliche Paragraphen des Handelsgesetzbuchs zusammen. — Mit diesem Neuen sind die Banken bis auf den heutigen Tag noch nicht vollends fertig geworden; und den archimedischen Punkt, von dem aus die Banken die Welt (des Federviehs; so sprechen sie, in mangelhaft verdecktem Aerger) — von dem aus sie diesen Mikrokosmos bewegen können, wie sie wollen, haben sie noch keineswegs gefunden.

Nicht als ob sie es derowegen ablehnen, sich der Presse zu bedienen. Im Gegenteil, man fordert von einem guten Bankdirektor noch immer an erster Stelle, daß er Verbindung mit der Presse habe und halte (und die Verwaltungen mancher großen industriellen Betriebe setzen ein eigenes Pressebureau ein, mit einem ‚Dezernenten‘; der, etwa wie der Reklamechef des Unternehmens für den Inseratenteil der Blätter seinerseits für deren redaktionellen Teil bestellt ist. Nun wird kein Mensch verlangen, daß diese Direktoren (und Preßdezernenten) den Redaktionen, mit denen sie Umgang zu pflegen haben, etwas nachteiliges über ihre eigene Gesellschaft mitteilen sollen. Ja man wird ihnen auch gewisse Färbungen ihrer Berichte zugute halten; denn von ihnen gilt doch nicht minder wie von sonstigen in fremdem Lohne stehenden, daß sie das Lied dessen singen, der ihnen Brot gibt. Aber bei dieser Sachlage sollten sich jene Informanten doch wahrhaftig nicht wundern, daß für die Presse erst *n a c h* erhaltener Information die eigentliche Arbeit beginnt; daß jetzt erst die Angaben zu prüfen, vom Beiwerk zu säubern und mit denjenigen Anmerkungen zu versehen sind, die die Sache (im Interesse der Allgemeinheit, nicht der Herren Bankdirektoren) erfordert. Daß diese Herren dann am nächsten Morgen häufig ihr eigenes Kind nicht wiedererkennen, wenn sie es am Kaffeetisch (in der Zeitung) erblicken, ist immerhin möglich. Es hat sich manchmal recht verändert.

Die Minister sagen, die Presse macht die Fleischnot, *s i e* hat schuld an ihr; die Großbanken sagen, die Presse verschuldet unsere (manchmal) prekären Geldmarktverhältnisse . . . .

Das wäre etwa, als wenn man den Bäderzeitungen und Fremdenmoniteurs vorwerfen würde, sie hätten das schlechte Wetter in diesem Jahre gemacht.

Nein, sie verstehen sich noch nicht; diese beiden Großmächte, das Bankenskapital und die Presse. Lobhudeleien auf Pressekongressen besagen nichts; Herr Helfferich hat der Münchener Tagung aus dem Herzen gesprochen mit den Worten vom Fenstereinwerfen. Man lärmte Beifall, und die Berichterstatter der in München domizilierenden Blätter sahen sich bleich an . . . .

#### I. A n e k d o t e.

Man mißtraut einander. Die Presse den Banken, die Banken der Presse. Mit Grund, denn die Banken fühlen sich auf die Finger gesehen (und sollen dabei arbeiten; mancher *k a n n* das eben nicht). Die Presse ihrerseits ist stets auf der Hut vor ‚Tendenznachrichten‘, die, irgendwo

in einem Bankbureau entstanden, nun in die Blätter geschmuggelt werden sollen. Man traut diesen Nachrichten nicht über den Weg; oft sind sie auch wirklich nicht nur entstellt, sondern geradeswegs falsch. Wir brauchten nicht weit zu reisen, um dies darzutun. Als Herr Mankiewicz, Direktor der Deutschen Bank, vor etwa fünf Jahren von seiner Amerika-studienfahrt zurückkehrte, da berief er zu sich eine Anzahl von Handelsredakteuren großer Blätter, hielt ihnen einen Vortrag und informierte sie über die Konjunktur in Nordamerika (von der wir abhängen, damals mehr als heute). Und sagte, es sei eine glanzvolle Sache; eine starke, unhemmbare Aufwärtsbewegung; eine Produktion, die weit hinter dem Konsum zurückbliebe; ein Sturm, der vorwärts brause. Die Börse jubelte, und nach vier Wochen war drüben der Krach da, riesengroß hoffnungslos; der Pleitegeier ging in Deutschland um quaerens, quem devoret . . . .

Es war n i c h t s mit der Hochkonjunktur damals. Ein Gegenstück. Im Mai dieses Jahres sagte Herr von Gwinner (auch von der Deutschen Bank), daß die Woge (des industriellen Aufschwungs) sich zu ü b e r s c h l a g e n drohe; daß das Lied bei der vorletzten Strophe sei. Wieder falsch. Wer heute die Berichte des Stahlwerksverbandes, des Kohlen-syndikats, der großen Hüttenzechen liest, der sieht an Eisenerz- und Kohleproduktion, wie Prophezeiungen zerschellen. V i n d e x.

## Professor Gurlitt

schreibt an den Pan, der Zwist mit Franz Pfemfert komme zum gerichtlichen Austrag. -- Nur die Begleitumstände können das. Eltern und Söhne werden beispielshalber auch nicht wegen Lieblosigkeit verdonnert . . .

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---

**AMOL**

hilft sicher und sofort unter voller Garantie b. Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. In Apotheken u. Drogerien erhältlich. **Amol-Versand, Hamburg.**



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## JNHALT:

Alfred Kerr.....	Heldenleben
Dr. Erich Ringhand.....	Der gegenwärtige Stand des Bagdadbahn-Problems
Kurt Hiller.....	Notizen
Ludwig Hatvany.....	Das stille Haus
Emmy Hennings.....	Aether-Strophen
Dr. Theodor Reik.....	Plagiat



## Heldenleben

Von Alfred Kerr

### I

Was hier geschildert werden soll, dreht sich . . . nicht um einen Abgeordneten namens Held; sondern um die national-liberale Partei. Die Belegstücke sind mir zugeflogen.

Der Mann ist Nebensache. Notgedrungen werden ihm harte Dinge gesagt; wodurch einer nach deutschen Grundsätzen (mit denen sie freilich auch uns richten würden) als bemakelt gilt.

Der Mann ist Nebensache. Die Partei nicht. Auch nicht für solche, die fern von ihr ganz anders wählen. In unseren Läuften, wo ein realpolitisches Zusammenhalten wider die Tüchtigkeit rheinischer Kleriker und pommerscher Schollenbeißer sogar diesen sachtblütigen nationalliberalen Schwarm zur entschlossenen Linken drängt, muß man sich um den guten Ruf einer Bundesgenossin kümmern . . .

Bassermann hat jetzt für die ‚Winterarbeit der national-liberalen Partei‘ Gegner kenntlich gemacht, die sein mildes, kluges (und wie verzichtendes) Auge teilweise dort sieht, wo ich sie nicht sehe. Er hat auch nach innen gemahnt (in einem Appell voll arglosen Selbstbewußtseins, das nicht unberechtigt ist), er hat unter Schütteln eines senkrecht erhobenen Zeigefingers Einheit nebst Reinheit verlangt.

Recte tu quidem.

### II

So wird er dankbar sein, wenn ein erziehlicher Hinweis, der mit Herrn Helds abermaliger Ausmerzung enden muß, von einer minder feindlichen Stätte kommt als von Pfaffen oder Dorfbündlern, bei welchen der Fall ein komisches Gewand kriegte.

Immerhin: komisch so oder so. In Worten allein ist er kaum zu malen. Töne sind als Mittel für diesen Gefühlsinhalt aufzurufen. Richard Strauß mag zu Gescheitem in der Politik auch einmal dienen. Dem Leben Helds hat er sein Zentralwerk still gewidmet —, mit einem mächtigen Ruck schnellt das Hauptthema aus der Tiefe der Baßregion empor, Heldenleben, Esdur, vier Viertel, das war vor Jahr und Tag, als der Held, der Theodor Held, ein Mitglied des westfälischen Presbyteriums, vom Drange zum Vorwärtskommen beseelt, in Schwungkraft festen Willen bewies, indem ‚seine Gefühlswärme, seine Fabulierlust, seine Heiterkeit leuchteten‘ . . . sagt Strauß.

Das Mitglied des Presbyteriums wurde deutscher Volksbote. Doch wie heißt schon der zweite Satz des Tongedichts? ‚Des Helden Widersacher‘.

## III

Die Musik-Erläuterung murmelt: ‚Drastisch genug sind sie abkonterfeit‘. Mag sein. Doch drastisch oder nicht: sie hatten recht.

Der Held zeigte sich ihrem Aug', insofern er zu gegenseitigen Wechseln mit dem Gauner Terlinden so manches liebe Mal in den Sattel gestiegen war, als Reiterheld. Der Held hatte sich auch der versuchten Erpressung schuldig gemacht. Der Held hatte zu verwerflicheren Mitteln gegriffen, seine Stellung als Reichstagsmitglied widerrechtlich auszubeuten versucht, vor dem Amt eines Gesalbten des Volks nicht mit dem Stahl, sondern mit dem Draht gestanden. Das erklärten des Helden Widersacher, — und Strauß äußert in Musik den Gedanken: ‚Kein Wunder, daß ihnen gegenüber der Held melancholisch wird.‘

Der Theodor Held legte seine zwei Mandate nieder. Ob freiwillig oder auf einen Trompeten-Dur-Appell der Freundesschar (oberste Parteileitung), ist nicht völlig ermittelt. Jedenfalls kam nun rasch der Satz ‚Des Helden Weltflucht‘, in Es, Sechs-Achtel-Takt. Der Theodor Held verschwand in die dämmerige Düsternis des Privatlebens. Da heißt es: Schalmeienklänge umgaukeln sein Ohr, nachdem er sich mit der Kraft des Starken gebändigt — in Wilmersdorf bei Berlin ward er preußischer Lotteriekollekteur. Eine Kraftleistung im Stillen. So gab er sich der Resignation . . . Doch ‚Streitlust und Sehnsucht nach der Welt wollen sich wieder regen.‘

## IV

Kein Mensch würde sich heut um das Schicksal des Vollen-deten bekümmern, den die so ehrenfeste, höchst kitzlige Leitung Preußens mit dem Vertrauensamt eines Glücksinspektors be-lehnte (während harmlose Jugendvereinsmitglieder, unbescholten, nicht mal zum Abitur noch zur Universität zugelassen, also lebenslänglich bestraft werden . . . denn Anstand und Gerechtigkeit müssen bei einer Regierung sein) — niemand würde nach Held krähen, wenn er nicht zu neuen Taten aus der Kollekten-Ein-samkeit losgezogen wäre. Es-Dur. Er sitzt heut in der national-liberalen Partei, der kleine Kürschner nennt ihn sogar als Mitglied des Zentralvorstandes. Fest haltet's mich. Spitze Achtelnoten klettern über zwei Oktaven aufwärts.

## V

Was hatte der Held getan, um diese Wendung, dieses Schick-sal zu gestalten? Hier folgt kunstvoll verwebt und musikalisch zu einem Ganzen verschlungen der Satz ‚Des Helden Friedens-werke‘.

Der Held ging zu einem Notar, Herrn Kolsen in Berlin, und ließ eine Waffe für den Kampf, in schriftlicher Form, herstellen. Eine recht gelungene Waffe. Des Helden ‚Widersacher‘ hatten ja damals im Wahlkrieg auch Anschuldigungen erhoben, die nicht ganz bewiesen werden konnten — die also glücklicherweise, zufällig, ihrerseits, falsch waren. Aus zahlreichen Urteilen hat nun der Held, wenn etwas nicht bewiesen war, wenige für ihn günstige Sätze kraftvoll rausgegriffen . . . und sich durch den Notar Kolsen (also : durch einen Beamten des preußischen Staats) bescheinigen lassen, daß die Sätze wirklich in rechtskräftigen Urteilen stehen. Wie tüchtig. Auf die Brücke dieser Tüchtigkeit gingen hunderttausend Menschen . . . und ein Parteivorstand.

Der Held besaß nun, was keiner von den ‚Widersachern‘ und wohl überhaupt kein deutscher Staatsbürger aufzuweisen hat : — eine notarielle Urkunde, die ihm bescheinigte, daß er kein Erpresser, kein Betrüger, kein Wucherer sei.

Auch dieses Schriftstück liegt vor mir. Der Erste Staatsanwalt in Hannover gibt einmal Abschrift seines Bescheides, daß (in diesem Fall wirklich) kein Erpressungsversuch vorliege. Nun also ? ! Des Helden Widersacher mußten hieraus entnehmen, daß er überhaupt keine Erpressung begangen. Das war ein Irrtum. Er hat.

Aber : wie tüchtig ! ‚Ein stärkender, befeuernder Genius schwebt um sein Haupt.‘ Ein anderer Satz aus irgendeinem Urteil wird notariell bestätigt, welches einen Betrug des Helden, wo er ihn wirklich nicht begangen hat, nicht für bewiesen erklärt. Ausgefertigt wurde das Protokoll den 20. April 1911.

Das ganze wirkt so : als wenn Kasimir Puttenklemmer auf den Vorwurf, daß er letzten Winter in den Stall eingebrochen ist, notariell nachweist, er sei im Sommer überhaupt nicht hiergewesen.

Nun, da des Helden Waffe geschmiedet (und gestempelt) war, gellen ‚plötzlich Trompeten‘, B-Dur, Dreiviertel-Takt, der Theodor Held beginnt einen neuen symphonischen Abschnitt, seinen heutigen.

## VI

Er hält die Reihenfolge von Richard Strauß nicht mehr inne, denn jetzt kommt ‚Des Helden Walstatt‘, — welches eine Wahlstatt . . . mit machtvollen Rüstungen, ‚erregtem Zucken aller Glieder‘, Dissonanzen, und dem Trommelwirbel in C war.

Die Nationalliberalen haben zwar in Verbindung mit etlichen dunklen Parteien die Legislaturperiode von drei Jahren auf fünf erhöht, — aber ganz lassen sich Parlamentswahlen doch nicht verhüten. Und 1911 taucht nun der Träger des Heldenlebens von neuem als Reichstagsanwärter für den sechsten hannoverschen Kreis auf.



Daß er gewählt ward (,der Sieg gehört schließlich, nach den Motiven 4a, 11 und 13, dem Helden') wissen wir.

## VII

Bote des Volks. Hei! Und die Welt? Die Welt blickt verschüchtert, andächtig auf Kolsens Bescheinigung. Hier, Herr Bassermann, hat nun der erziehliche Hinweis und Eingriff anzufangen.

Der nächste Reichstag wird sich mit dem Strafrecht befassen — wollte die nationalliberale Partei jemanden zur Hand haben, der sich in Erpressungsfragen auskennt? Der aus Erfahrung urteilt?

Der menschlich denkende Gesamtsekretär der Nationalliberalen hatte vollkommen korrekt in einer Versammlung erklärt: ,Wir haben Held abgeschüttelt, Sie können ihn uns nicht an die Rockschoße hängen.' Schön. Aber wie seltsam wird nachher das Verhalten der Partei zu dem Abgeschüttelten.

Auch hierfür liegen Belege vor mir. Ehe denn die Wahl stattfand, hatte man den Hannoverschen Kurier zu folgenden Feststellungen ermächtigt: Der Wahlkreisvorstand habe seine Ämter niedergelegt, weil Vertrauensmänner den Held zur Wahl vorschlugen. Dies sogenannte Held-Komitee gehöre der nationalliberalen Partei nicht an. Ach, noch mehr. Eine nationalliberale Kandidatur bestehe dort überhaupt nicht, was will man weiter, — wie das auch nachdrücklich im Abkommen mit der fortschrittlichen Volkspartei festgestellt worden... Doch nicht genug damit. Keine der in Frage kommenden Instanzen denke daran, von ihrer Stellung zu Held abzugehen. Jener? Wolfsschlucht.

Den Fortschrittlern stieg wohl ein Verdacht auf. Es schien das alles trotzdem nicht so koscher (wie sie selber sind). Vorsicht, Vorsicht! Eine Anfrage: Würde das Heldenleben im Falle der Wahl in die Fraktion aufgenommen? Antwort; fest, aber mythisch-pythisch, und voll Ehrpußlichkeit. Geantwortet könne gar nicht werden, weil die Fraktion ja noch nicht vorhanden sei, — den Beschlüssen einer künftigen Fraktion könne man doch (nun, es sei ja ,nur ein Problema sozusagen', wie Lessing äußert) nicht vorgreifen. Also die Rockschoße bewegen sich, daran hängt keiner, es war vor der Wahl.

## VIII

Nach der Wahl hing einer dran. Es war der Held. Hinaufgehoben und liebevoll angeseilt. Nach der Wahl wurde der Held... nicht etwa Mitglied der Partei, das wäre! Sondern er wurde Hospitant; als ein solcher zugelassen.

Moment mal, sagen die kleinen Mädchen. . . Man erblickt einen feineren sittlichen Unterschied. Wer etwas ausgefressen hat, darf nicht Mitglied werden, — doch Dauergast. Auf's Standesamt gehn wir nicht, August, aber du kannst immer bei mich essen und bei mich schlafen, . . . komm. Unterscheidungen müssen bestehen. Wie ein weithin leuchtender Feuerschein verglöh't und vergeht nun der Vier-Viertel-Esdur-Hymnus mit dem Siegesgesang des Helden. Zu neuen Taten. Weiter. Blieb denn August nur Schlafbursche?

## I X

Als die nationalliberalen Abgeordneten der Provinz Hannover eine Erklärung wider die Alt-Liberalen erlassen: da steht unter dieser Erklärung auch der Name: Held. Ein schmucker Schritt vorwärts. Trommeln im Dreiviertel-Takt. Bumm (-bum). Bumm (-bum) bum-bum-bum-bum! Wo war der Hospitant?

Und wo ist er heut? Ein paar Tage nur sind es her. Am 30. September hat in Bremen das Parteithing jenes sechsten hannoverschen Wahlkreises getagt. Strömt herbei! Bassermann sprach; auch Wachhorst de Wente (den die Nationalliberalen aus Rücksicht für die Blaublüter nicht zu Stuhl im Landtag kommen lassen). Die Versammlung eröffnete . . . wer? (Fermate) . . . Der Held! Bumm (-bum). Bumm (-bum). Bum-bum-bum-bum!

Nicht nur von der Weltflucht zurückgekehrt; sondern sehr in Form; keß; und mit feindseligen Spitzen. Die Altliberalen (sprach der Held) würden kein Glück haben. Das würden sie nicht! (Er fügte den Identitätssatz hinzu: Bassermann sei die Partei, und die Partei sei Bassermann. Was, für sich betrachtet, ein leidbarer Ausspruch ist.) Es-Dur, Motiv 19.

Also wie stehen die Herren eigentlich zueinander? Der Held legt sich für Bassermann ein; Bassermann aber hat zuvor (den Fortschrittlern) erklärt, der Held könne sich, es war vor der Wahl, „auf ihn jedenfalls nicht berufen“. Abgeschüttelt. Ja, abgeschüttelt. Und Versammlungen durch ihn eröffnen lassen? . . . Nicht um Herrn Held dreht sich das Ganze: sondern um das Verhalten der nationalliberalen Partei.

„Im Namen des Königs!“ Ein Urteil, ein rechtskräftiges, liegt vor mir. Gefällt am 23. Dezember 1908. Gez. Dittmar. Meißner. v. Hartwig. Revision zurückgewiesen. „Die Hauptverhandlung vor dem Berufungsgericht hatte folgendes Ergebnis.“ Damit fängt es an. Des Helden Abstieg. Es kommen viele Einzelheiten. Der Held „verfuhr bei der Hingabe der Wechsel an Terlinden völlig . . .“ Genug. Der Held „ist sich von Anfang an bewußt

gewesen, wie man . . einen derartigen nur zu oft zu Verschleierungen und Betrügereien dienenden, jeder Grundlage reeller Warengeschäfte entbehrenden Wechselverkehr beurteilt.“ Nun, das sagt nicht viel. Das ist sanft. Terlinden schreibt seinem Schüler : „Da man nicht wissen kann, ob nicht eines Tages der Reichsbankvorstand etwas Näheres über unsern geschäftlichen Verkehr wissen will, so halte ich es für nötig, daß ab und zu eine Sendung an Sie abgeht, um Frachtbriefe zeigen zu können. Da Sie nun für meine Fabrikate keine Verwendung haben, ist es am besten, wenn Sie von mir etwas altes Messing beziehen und für diese Sendung Frachtbriefe vorzuweisen sind.“ Der Presbyter tat so. Er kaufte gern etwas altes Messing, um Vorspiegelungen zu schaffen. Das Urteil stellt fest, Held sei auf des Gauners Terlinden Ton „völlig eingegangen“. Der Held habe „genau die Vorschriften“ befolgt. Wie diese lauten, „erhellet aus einem Briefe“, der für den Helden „in einem Briefumschlag an den Barmer Bankverein ging“. Da hieß es : (o Vaterland, o Mänbertreu, o blondes Herz) : „Man muß die Banken in den Glauben versetzen, daß es sich um Warenwechsel handelt. Wenn die Banken die Vorlegung der Bücher verlangen, dann muß man ihnen dieselben durch Ausflüchte vorenthalten. Man muß überhaupt den Banken gegenüber so tun, als ob man unnahbar und als ob einem an der Diskontierung nichts gelegen sei.“ Stützen der Gesellschaft . . . nannte das der Heimgegangene von Skien.

Das rechtskräftige Urteil spricht hernach mit unfreundlicher Entschlossenheit von „Fälschungen“, welche der Held „in seinem Hauptbuche Bl. 479 bei dem Konto Gerh. Terlinden, Oberhausen vorgenommen hat“. Der Held hat, sagt das Urteil der Richter, „den Versuch gemacht, die Zahlen dieses Kontos durch Vorsetzen von Hundert- und Tausendziffern derartig zu erhöhen, daß es den Anschein gab, als“ . . . In dieser Art. Das Urteil fügt zu, die Fälschungen für ein bestimmtes Jahr habe Held eingestanden. Das Gericht nehme noch andere Fälschungen als von ihm vollführt an. Das Urteil sagt zwischendurch mit unangenehmer Treffsicherheit, der Held habe „zur Verschleierung“ seines Wechselverkehrs „Täuschungshandlungen“ verübt. Das Urteil erklärt ferner, die „Beweisaufnahme betreffend den Erpressungsversuch und die Erpressung“ (gegen die Kaufleute Pommer und Flemming) sei belastend gegen Held ausgefallen. Der Held, sagt der bestätigte Richterspruch, habe sich „eines Erpressungsver-



suches im Sinne der §§ 253, 43 Str-G-B schuldig gemacht“. Held habe „zu den verwerflichsten Mitteln gegriffen“. Der Held hat sich endlich, sagt das Urteil, „sogar nicht gescheut, seine Stellung als Reichstagsmitglied auszubeuten . . .“ Eine „derartige Herabziehung des höchsten Ehrenamtes eines Volksvertreters in den Kreis niedriger privater Geldinteressen kann nicht genug gerügt werden“.

So die Richter. Und sie waren vielleicht nationalliberal.

Von Herrn Kolsen ist dieses Urteil nicht bescheinigt worden.

Es ist, der anderen Bescheinigung zum Trotz, daher festzustellen: Der Held hat mit dem Verbrecher Terlinden in Reitwechselverkehr gestanden. In diesem Verkehr wurden bei einer Bank Wechsel umgesetzt. Um die Bank irrezuführen, als ob es sich um ehrliche Wechsel handle, kaufte der Held jenes alte Messing. Heil dir im Siegerkranz! Er hat Verschleierungen und „Täuschungshandlungen“ verübt. Er hat Fälschungen unternommen. Er hat Erpressungen gemacht. Er hat seine Stellung als Reichstagsmitglied unlauter ausgebeutet — und die Nationalliberalen? Bassermann rief: „Die nationalliberale Partei darf keine Honoratioren-Politik treiben“ — aber das hat er doch nicht so, nicht so gemeint.

### X

An einem Punkte hört leider der Spaß auf. Dank dem Verhalten der zugehörigen Partei wächst hier der, für sich betrachtet, unwichtige Fall Held zu einem politischen Skandal ersten Ranges.

Für den Begriff der Volksvertretung sind es Backpfeifen und Fußtritte, wenn eine ehrwürdig angesehene politische Gemeinschaft heute Gestalten wie diese . . . nicht nur, allen Versprechungen zuwider, in ihren Reihen duldet: sondern in den Vordergrund schiebt. Ist Not so sehr am Mann? Zeitweilige Bundesgenossen, welche das Ende dieser Komik fordern dürfen, tun mit ihrem Hinweis ein richtiges Werk, als ihn entfernten Gagnern zu überlassen.

„Niedergang des Parlamentarismus“ ruft manchmal grüblerisch die nationalliberale Partei. Bis zur Erledigung darf sie es nicht rufen.

### XI

Und nun: Vierviertel; in Es-Dur; lebhaft bewegt; — und ein mächtiger, zugleich sanfter Akkord, . . . verklingend, verklingend.

---

Ein erster Kenner auf diesem  
Sondergebiet sendet an den Pan  
die folgenden Betrachtungen.

## Der gegenwärtige Stand des Bagdadbahn-Problems

Von Dr. Erich Ringhand

Unter allen großen Kulturwerken der Erde, die berufen waren, dem Weltverkehr neue Bahnen von hervorragendem Werte zu eröffnen, sind nächst dem Panamakanal keinem andern Unternehmen so oft und mit solchem Erfolg absichtlich Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden, wie der Bagdadbahn. Heut, wo die bedenklichsten und gefährlichsten Schwierigkeiten in der Hauptsache glücklicherweise als überwunden anzusehen sind, kann man es ohne weiteres aussprechen, daß es manches lange Jahr so schien, als ob, das größte Kulturwerk, das Deutschland je im Ausland geschaffen hat, wie ein deutscher Diplomat einst die Bagdadbahn mit vollem Recht genannt hat (‚Weltverkehr und Weltwirtschaft‘, Jahrg. 1911, S. 102), mit einem kläglichen politischen und wirtschaftlichen Fiasko Deutschlands und einer ernsten diplomatischen Niederlage enden werde. Diese Gefahr ist jetzt beseitigt, und das Zustandekommen des deutschen Schienenweges im südwestlichen Asien ist, wenn auch nicht ganz im ursprünglich geplanten Sinne, so doch ungefähr dem anfänglichen Programm entsprechend, heut als unbedingt gesichert zu betrachten.

Freilich, wenn man ohne Kenntnis des näheren Sachverhalts heut wahrnimmt, welches winzig kleine Stück von dem rund 2500 km langen, gesamten Bahnprojekt jetzt, nach fast 13jähriger Tätigkeit, wirklich fertiggestellt und dem Betrieb übergeben ist, so kann man anfangs einen Schreck bekommen. Ueber den ehemaligen Endpunkt der Anatolischen Bahnen, Konia, hinaus, wo der Bau der deutschen Bahn zu beginnen hat, ist der Bahnverkehr bis heut nur um insgesamt 237 weitere Kilometer hinaus gediehen. Der größte Teil dieser Strecke, Konia—Bulgurlu (200 km) wurde am 25. Oktober 1904 eröffnet, der kurze Rest am 1. Juli 1911. Kaum je zuvor ist ein wichtiger Bahnbau, der technisch überdies nur mäßige Schwierigkeiten zu überwinden hatte, so langsam gefördert worden, wie dieser. Daß nicht etwa eine Ungewandtheit der leitenden Ingenieure die Schuld daran trug, bedarf keiner Erörterung; auch von

finanziellen Schwierigkeiten konnte man nicht sprechen: stand doch als treibende Kraft hinter dem Unternehmen die Deutsche Bank, deren 1901 verstorbener, genialer Direktor Georg von Siemens im Dezember 1899 in Konstantinopel den ersten Bagdadbahnvertrag mit der türkischen Regierung abgeschlossen hatte! Freilich wirkten Finanzfragen insofern bei der langen Verzögerung mit, als die Türkei die vertraglich zugesicherten Staatszuschüsse (Kilometergelder) jahrelang nicht im erhofften Umfang zur Verfügung zu stellen in der Lage war. An gutem Willen dazu fehlte es ihr nicht, auch die notwendigen Gelder hätte Sultan Abdul Hamid, der die hohe Bedeutung der Bagdadbahn für sein Reich vollkommen klar erkannte, sicherlich aufgebracht, wenn er freie Hand gehabt hätte — aber eine Macht, die stärker war als er, legte ihr Veto ein und wußte Jahre hindurch immer neue Hindernisse dem ihr verhaßten Schienenstrang mit Erfolg in den Weg zu schleudern. England erwies sich als der ‚Vater aller Hindernisse‘ und vereitelte die Zuwendung der versprochenen türkischen Gelder an den Bahnbau, der ohne die staatlich garantierten Zuschüsse nicht über die anfangs sogleich gesicherte 200 km-Strecke bis zum Dorfe Bulgurlu am Fuße des Zilizischen Taurus hinausgeführt werden konnte. Sobald die türkische Regierung sich einmal Geldmittel verschaffte, z. B. durch Erhöhung der Zölle, erteilte England seine Genehmigung zu derartigen Maßnahmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die zu erwartenden Summen zu allen möglichen anderen Dingen, z. B. für die mazedonischen Reformen, keinesfalls aber zur Förderung der Bagdadbahn verwandt werden durften. Der englischen Eifersucht auf das deutsche Unternehmen gesellte sich die russische hinzu, und so wurde es tatsächlich möglich gemacht, daß nach der Eröffnung der ersten Teilstrecke bis Bulgurlu im Oktober 1904 die Bagdadbahn bis zum Jahre 1908 vollständig auf den toten Strang geschoben war, keine weiteren Fortschritte machte und auch nicht einmal irgend eine Aussicht hatte, weiter gefördert zu werden.

Wie es die türkische Regierung schließlich doch möglich machte, trotz Englands und Rußlands eifersüchtiger Wachsamkeit, neue, erhebliche Zuschüsse zur Ermöglichung des Weiterbaues zur Verfügung zu stellen, soll hier nicht erörtert werden. Genug, am 2. Juni 1908 konnte ein neuer Vertrag unterzeichnet werden, der die Verlängerung der Bahn bis ins nördliche Mesopotamien sicherstellte, und im Frühjahr 1909 begannen die Bauarbeiten aufs neue, die jetzt mit der Ueberschreitung des Zilizischen Taurus ihre schwerste Aufgabe zu überwinden hatten.

Es folgte der Umschwung in der Türkei vom 27. April 1909. Aber auch die neuen Männer wußten den Wert der Bagdadbahn voll zu würdigen und waren bereit, das Werk weiter zu fördern. Der russische und englische Widerstand wurde, wie oben geschildert, ausgeschaltet, und so konnte denn schließlich die Durchführung des gesamten Kulturwerks im Vertrag vom 21. März 1911 sichergestellt werden. Der Bahnbau schreitet jetzt mit großer Beschleunigung vorwärts und ist an mehreren Stellen gleichzeitig in Angriff genommen. Dem Betrieb übergeben ist freilich nach 1904 nur noch die 37 km lange, bis in den Zilizischen Taurus hineinlaufende Bahn Bulgurlu—Ulukischla. Die Fortführung durch die Zilizische Pforte, die uralte Haupt-Durchbruchsstelle des Verkehrs von Kleinasien nach



Asien hinein, ist zurzeit noch im Bau. Wohl aber ist südlich vom Taurus, in der Ebene von Adana, noch ein 140 km langes, künftiges Teilstück der Bagdadbahn, das durch die englische Bahn Adana—Mersina ans Mittelmeer Anschluß hat, dem Betrieb bereits übergeben worden. Noch im gegenwärtigen Jahr 1912 hofft man weitere 50 km über Ulukischla hinaus eröffnen zu können und ebenso eine längere Strecke (100 bis 150 km) bei der Stadt Aleppo, die nach Ueberschienung des Amanusgebirges mit der die Ebene von Adana durchquerenden Bahn zusammenwachsen soll. Außerdem wird im gegenwärtigen Jahr auch noch mit dem Bau der Strecke Bagdad—Mossul begonnen werden. — Nach Fertigstellung der schwierigen Tunnelstrecken im Taurus- und Amanusgebirge wird etwa im Jahre 1915 die Bagdadbahn von Konia (bezw. vom Bosphorus) bis mindestens an den Euphrat in fortlaufenden Betriebe sein, und etwa 1917 wird das einst so viel umstrittene Schlagwort ‚Berlin—Bagdad‘ in vollem Umfange verwirklicht sein. Selbst ernstere politische Umwälzungen und Hindernisse aller Art dürften das stolze Kulturwerk nur allenfalls noch kurze Zeit aufhalten, keinesfalls aber mehr durchkreuzen können, zumal da die Fortführung des Bahnbaues jetzt kaum noch mit Eifersucht und böser Feindschaft irgendwo zu kämpfen hat, sondern vom besten Willen zur Vollendung des Begonnenen allenthalben getragen wird.

Freilich gilt dies, wie ausdrücklich betont werden muß, zunächst nur für die bis Bagdad, also bis zum Mittellauf des Tigris, führende Bahn. Die Schwierigkeit hingegen, die sich einer Fortführung der Bahn über Bagdad hinaus bis zum Persischen Golf entgegenstellen, sind auch heute noch nicht endgültig überwunden, obwohl die schlimmsten Gegensätze zwischen den beteiligten Nationen auch in dieser Frage sich schon ausgeglichen haben, so daß an der Auffindung eines schließlichen *modus vivendi* nicht mehr gezweifelt zu werden braucht.

Die Fortführung über Bagdad war von Anfang an in zweifacher Richtung geplant, einmal zum Golf und einmal zur persischen Grenze, nach Hanikin. Der letztere Anschluß ist gesichert; gegen ihn erhob sich auch kein Widerspruch, vielmehr war die Bahn zur persischen Grenze nur insofern längere Zeit zweifelhaft, als ihr Bau zwecklos war, so lange es nicht feststand, daß das bis heute eisenbahnlose Persien endlich in absehbarer Zukunft mit einem ausgiebigen Schienennetz ausgestattet werde. Die Bahnerschließung Persiens, zunächst wenigstens im Norden, ist nun aber nur noch eine Frage der Zeit und wird von Rußland, das ja auch politisch in Nordpersien immer mehr Boden gewinnt, in energischer Weise durchgeführt werden. In der Potsdamer Zarenzusammenkunft vom Spätherbst 1910, in der Rußlands Intriguenspiel gegen die deutsche Bagdadbahn endgültig ausgeschaltet wurde, wurde der Anschluß der Bagdadbahn an das künftige russische Bahnnetz in Persien bei Hanikin zuverlässig vereinbart. Sobald also einmal ein Schienenweg von Teheran zur Grenze Mesopotamiens in Angriff genommen wird, steht der Schaffung des kurzen Anschlußstückes Bagdad—Hanikin nicht das Geringste mehr im Wege.

Anders sieht es aus mit der Fortführung des Hauptstranges bis zum Persischen Golf. In der ursprünglich erteilten Konzession an die Bagdadbahngesellschaft war auch das Schlußstück jenseits von Bagdad enthalten.

Es schien dies beinahe selbstverständlich, denn ohne den Ausweg zum Golf kann der hohe Wert der Bahn nicht recht zur Geltung kommen. Die Schiffbarkeit des Tigris und Euphrat ist für die Anforderungen des 20. Jahrhunderts nur als bescheiden zu bezeichnen; sie hat dereinst, im Altertum und Mittelalter, ihre Rolle mit Erfolg gespielt, sie hat auch nach dem zweimaligen Niedergang der mesopotamischen Herrlichkeit bis zur Gegenwart in Ermangelung vollwertiger Verkehrswege stets eine mäßige Bedeutung behauptet — heute aber muß eine vom Bosphorus bis Bagdad laufende Bahn unter allen Umständen, unter Verzicht auf die unzuverlässige Schiffbarkeit des Tigris, — eine ‚eiserne Mündung‘ in den Persischen Golf erhalten. Es ist dies um so notwendiger, als gerade im Süden von Bagdad, im sogenannten Irak, die Hauptarbeit der britischen Wasserbauingenieure unter Sir William Willcocks' Oberleitung stattfinden soll, mit deren Hilfe die versunkene Herrlichkeit des von Natur aus so reich begünstigten, heute fast zur Wüste gewordenen Zweistromlandes zu neuem Leben erweckt werden soll. Der deutsche Plan sah ursprünglich im Süden von Bagdad im wesentlichen eine dem Euphratlauf folgende Führung der Golfbahn vor; die Engländer wünschten hingegen, daß die Bahn die hauptsächlichsten Bewässerungsgebiete durchschneidet. Selbstverständlich wird die letztere Führung in jeder Hinsicht zweckmäßiger sein, sobald die Bewässerungsarbeiten erst einmal ernstlich in Angriff genommen sind, was aber nur noch eine Frage kurzer Zeit sein kann. Da die Deutschen auf ihre Baukonzession für die Strecke Bagdad—Persischer Golf verzichtet haben, ist hier der Weg frei für neue Vereinbarungen über die zweckmäßigste Bahnlinie, und es ist durchaus nicht einzusehen, warum irgend jemand sich auf die ursprünglich in der deutschen Baukonzession vorgesehene Bahnführung versteifen sollte, wenn der englische Vorschlag sich, infolge einer Änderung des Gesamtbildes, jetzt als der für alle Teile entschieden zweckmäßigere erweist.

Nicht in der an Bedeutung nur ganz geringfügigen und ohne weiteres auszugleichenden Differenz zwischen dem deutschen und dem englischen Projekt der vorteilhaftesten Bahnführung selbst liegen Keime neuer Schwierigkeiten und Verwicklungen, auch nicht mehr in der Frage, welche Nation die Strecke Bagdad—Golf bauen soll, sondern ausschließlich in dem Problem, an welcher Stelle die Bagdadbahn dereinst an den Persischen Meerbusen herantreten soll. Wie die Deutschen auf ihr vertragsmäßiges Recht, die Bagdadbahn bis zum Golf als deutsches Unternehmen fortzuführen, verzichtet haben, als es sich zeigte, daß ein Bestehen auf dieser Forderung schwere Konflikte mit England unvermeidlich im Gefolge gehabt hätte, so haben auch die Briten von ihren aus eigener Machtvollkommenheit aufgestellten, ursprünglichen Ansprüchen einen erklecklichen Teil fallen lassen. Einst hieß es, von Bagdad bis zum Golf werde keine andere Bahn als eine rein-britische geduldet werden, und selbst der vermittelnde Vorschlag, in diesen Landesteilen von nationalen Bahnen ganz abzusehen und eine Internationalisierung der Golfstrecke anzustreben, erschien manchen maßgeblichen Stellen in England nicht weitgehend genug und unannehmbar. Da aber England in dieser Frage ganz isoliert stand und nicht nur Deutschland, sondern auch die anderen führenden Kulturnationen im Lager der Gegner fand, da ferner vor allem die Türkei



sich mit Händen und Füßen sträubte, den Engländern irgend eine wirtschaftliche Monopolstellung im südlichen Mesopotamien einzuräumen, die ohne weiteres, nach berühmten Mustern, als erstes Stadium zu einer politischen Losreißung der betreffenden Gebietsteile hätte angesprochen werden müssen, so verzichtete auch England auf die Ausführung der Golfstrecke als eines rein-britischen Unternehmens und hat inzwischen einer Internationalisierung der Linie zugestimmt, so daß zum wenigsten der größte Teil der Golfbahn zwischen Bagdad und Basra im Mündungsgebiet, unter gleichmäßiger Heranziehung von englischem, deutschem und französischem Kapital und unter Führung türkischen Kapitals zuverlässig ausgeführt werden wird. Damit wäre also fast die gesamte Bahnstrecke bis in die unmittelbare Nähe des Golfs als gesichert zu betrachten.

Aber Basra ist noch nicht der Golf selbst. Kleinere Seeschiffe können zwar durch den Schatt-el-Arab bis Basra hinauffahren; größere Fahrzeuge aber sind von der Erreichung dieser Stadt ausgeschlossen, und selbst solchen von geringerem Tiefgang ist die Zufahrt durch eine dem Mündungsgebiet vorgelagerte Barre erschwert. Das alte Basra, das stolze Balsora des Mittelalters, konnte vor nunmehr 1000 Jahren neben Konstantinopel der wichtigste Seehafen der Welt sein — den Ansprüchen, die das 20. Jahrhundert an einen erstklassigen Seehafen stellen muß, vermag der Ort auch nach ausgiebigen Regulierungsarbeiten nicht mehr zu genügen. Soll also die Bagdadbahn an einem Punkt enden, wo sie in unmittelbarem Gütertausch mit den modernen Ozeanriesen treten kann, so muß sie notwendig über Basra hinauslaufen und wirklich an den Golf selbst herangeführt werden.

Der einzige ohne weiteres vollwertige Hafen im nördlichen Teil des Persischen Golfs ist aber Kadhima im Gebiet des Sultans von Koweit. Nach Koweit sollte deshalb die Bagdadbahn schon eigentlich von Anfang an ausmünden, und auch die deutsche Konzession für die Golfstrecke rechnete mit dem Endpunkt im Hafen Kadhima. Auch heut noch könnte, rein technisch und wirtschaftlich betrachtet, gar keine günstigere Wahl des Endpunktes getroffen werden, als der Koweithafen. Aber ein gewichtiges Bedenken besteht dagegen, an das ursprünglich kein Mensch gedacht und das sich erst mit dem Augenblick herausgestellt hat, da die Fertigstellung der Bagdadbahn in ganzem Umfang ein sicher zu erwartendes Ereignis war: England bestreitet die Zugehörigkeit Koweits und damit auch des Hafens Kadhima zum türkischen Reich!

Der Beweggrund, von dem die englische Regierung bei diesem ihrem Vorgehen geleitet wird, ist durchsichtig genug. Sie will sich einen (nebenbei bemerkt: durchaus vollwertigen) Ersatz für ihren Verzicht auf den national-britischen Charakter der Golfstrecke schaffen, indem sie wenigstens den Endhafen unter ihre ausschließliche Kontrolle nimmt. Es ist ihr zwar beim besten Willen unmöglich, das Gebiet von Koweit als einen von jeher britischen Besitz anzusprechen, nachdem sie sich bis in die letzten Jahre hinein um dieses scheinbar ziemlich wertlose Stück Erde nicht im mindesten gekümmert hat. Wenigstens aber soll Koweit unabhängig von der Türkei sein, damit England leichtes Spiel bei der angestrebten politischen Umgestaltung daselbst hat. So hat man denn in London und Bombay das



Vorhandensein eines bisher noch vollkommen unabhängigen arabischen Sultanats Koweit entdeckt, von dessen Existenz bisher kein geographisches Lehrbuch, kein Atlas, kein Staatshandbuch irgend etwas gewußt hat. Den historischen Tatsachen schlägt die plötzlich für zweckmäßig befundene Proklamierung eines bisher unabhängigen Staates Koweit geradezu ins Gesicht, denn wenn das Sultanat Koweit auch vor rund einem halben Jahrhundert in der Tat die Oberhoheit des türkischen Sultans noch nicht offiziell anerkannt hatte, so ist doch schon vor mehr als 40 Jahren durch den vortrefflichen türkischen Staatsmann Midhat Pascha der Herrscher von Koweit halb mit Güte halb mit Gewalt veranlaßt worden, sich unter die Botmäßigkeit der Regierung in Konstantinopel zu stellen und sogar die türkische Flagge anzunehmen, die seither ununterbrochen und unangefochten über Kadhima wehte, bis es jetzt den Engländern mit einem Male zweckmäßig erschien, eine vier Jahrzehnte alte Tatsache zu ignorieren und der Türkei das Recht zu bestreiten, über Koweit und Kadhima zu verfügen.

England hat sich aber mit der bloßen Fiktion der Unabhängigkeit Koweits durchaus nicht begnügt, sondern Maßnahmen getroffen, um seine Forderung auch in die Wirklichkeit umzusetzen. Schon sind vor kurzem zwei britische Kriegsschiffe in Koweit erschienen, haben dort Truppen gelandet, deren führender Offizier dem ‚unabhängigen‘ Sultan einen hohen indischen Orden unter großer Feierlichkeit umhängte und nebenbei den türkischen Beamten unter der Hand mehr oder weniger freundschaftlich mitteilen ließ, daß sie in Koweit nichts zu suchen oder gar zu sagen hätten. Die gegenwärtig in ungezählte innere und äußere Verwicklungen und Schwierigkeiten verwickelte Türkei ist gegenüber einem derartigen brutalen Vorgehen natürlich vollkommen wehrlos. 1906 konnte die türkische Regierung noch einen von englischen Hintermännern angezettelten und von Indien aus offen unterstützten Aufstandsversuch des bis dahin durchaus loyal gebliebenen Sultans von Koweit mit Waffengewalt erfolgreich niederschlagen; heut ist sie dazu nicht mehr in der Lage, und diesen Umstand macht sich das ‚perfide Albion‘ wieder einmal zunutze und streckt seine schon von Schiller besungenen ‚Polypenarme‘ nach einem neuen Stück Erde aus, das bisher unwichtig und verächtlich schien und das nun plötzlich durch die nach dem Golf vorschreitende Bagdadbahn einen ungeahnten Wert zu erhalten sich anschickt.

Was es mit der Proklamierung der ‚Unabhängigkeit‘ von Koweit für eine Bewandnis hat, darüber kann sich kein Einsichtiger dem leisesten Zweifel hingeben, und der nächste Schritt, der auf den entscheidenden ersten wie eine Notwendigkeit folgen muß, steht schon heut mit nahezu absoluter Sicherheit fest: eines Tages wird der ‚unabhängige‘ Sultan von Koweit auf den Gedanken kommen oder von anderer Seite auf den Gedanken gebracht werden, daß es in seinem eignen Besten liegt, sich zur Abwehr unberechtigter türkischer Hoheitsansprüche unter britischen Schutz zu stellen. Dann ist die Welt wieder um eine englische Kolonie reicher und — der beste Endpunkt für die kommende Bagdadbahn endgültig in englischer Hand.

Sowohl in der Türkei wie in Deutschland hat man sich mit diesem unvermeidlich scheinenden Gang der Dinge schon einigermaßen vertraut

gemacht und trägt ihm Rechnung, indem man erwägt, ob man nicht zur Not auch mit einem anderen Endpunkt der Bagdadbahn am Persischen Golf würde auskommen können. Insbesondere ist vorgeschlagen worden, den Khor Abdallah als Endpunkt in Aussicht zu nehmen, eine der Flußmündung benachbarte und teilweise durch Sinkstoffe geschützte natürliche Meeresbucht, die sich zwar mit Kadhima in keiner Hinsicht messen kann, die aber trotzdem mit verhältnismäßig geringer künstlicher Nachhilfe zu einem recht brauchbaren und genügend tiefen Seehafen ausgestaltet werden könnte. Der Plan hatte manches für sich; nur droht leider auch er daran zu scheitern, daß alsbald nach seiner Bekanntgabe durch England erklärt wurde, nach seiner Auffassung gehöre der größte Teil des Khor Abdallah noch zu dem ‚unabhängigen‘ Sultanat Koweit. — —

Wie die Dinge nunmehr liegen, wird die Türkei also entweder in den sauren Apfel beißen müssen, die Bagdadbahn dereinst in dem bis dahin sicherlich britischen Koweithafen enden zu lassen, oder aber sie muß sich mit dem ungenügenden Basra als Endpunkt begnügen, falls sie den englischen Machtansprüchen, denen sie mit Gewalt unmöglich Trotz zu bieten vermag, ein Schnippchen schlagen will. Noch ist die Frage des schließlichen Endpunktes am Golf nicht geradezu akut, aber sie wird brennender werden von Jahr zu Jahr, je weiter die Arbeiten an der Bagdadbahn fortschreiten, und sie wird sicherlich noch zu manchen Verwicklungen Veranlassung geben, wenn nicht die inneren Wirren der Türkei schließlich so bedeutend werden, daß in dem allgemeinen Chaos der Abfall von Koweit eine kaum bemerkte Begleiterscheinung bleibt. Mögen aber die zu befürchteten Verwicklungen eintreten oder ausbleiben — das schließliche Resultat der politischen Umgestaltungen am Persischen Meerbusen ist schon heut mit recht großer Sicherheit vorauszusehen!

---

## Notizen

Von Kurt Hiller

Hassen ist vielleicht schwerer als lieben . . . weil Liebe ein vorteilhafter, Haß ein nachteiliger Affekt ist. Aber Tadeln ist bestimmt leichter als Loben. Warum? Weil im Tadel meine Persönlichkeit sich gegen eine andere aufstemmt, während sie im Lobe die des andern entsagend nachzeichnet; und der Wille stets frischer sprudelt als der Intellekt. — Wo er lobt, macht selbst der vorzüglichste Schriftsteller oft den Eindruck eines, der sich zwingt, quält, windet; gehobene verwandelt sich in gedrückte Prosa; man riecht Schweiß . . . und schläft unter ängstlichen Träumen ein. Nur dann wirkt Lob nicht peinlich, wenn es im Grunde invertierter Tadel ist; die Ausnutzung der Gelegenheit, einem Verhassten mit der Hand seines Gegentyps eins auszuwischen.

\*

Die Positivisten, will sagen jene Philosophierer, die den Geist durch Fakta, alles Nachdenken durch Sammeln, das Menschliche durch das Hamstrige ersetzen wollen, sind eine besonders gerissene Sorte von Betrügnern. Sie hintergehen uns durch Vorspiegelung wahrer Tatsachen.

\*

Ein Irrtum, anzunehmen, daß jemand, der die stinkende Zersetzung verkrampfter Leichenteile ‚gestaltet‘, den Tod ‚tiefer erlebt‘ habe als einer, der sich mit Abstractis begnügt.

\*

Zum Thema ‚Stilbeeinflussung‘: Besser ein Vater als viele Väter.

\*

Wer sich treu bleibt, dem wird oft vorgeworfen, er ‚bleibe stehn‘. Besonders von denen, die zurückgegangen sind.

\*

Der Frivole und der Seriöse ähneln einander: Beide übersehen, daß sie einst sterben werden.

---



## Das stille Haus

Von Ludwig Hatvany

Aus dem Manuskript einer Lebenskomödie. Sie spielt zwischen Leuten vom Bau: Kunstzigeunern.

Hier drei Ausschnitte von Hatvanys galoppierendem Stück; einem Umrißdrama, dessen Stärke nicht in Worten, sondern im Wurf liegt.

### I

Ein alter, ausgebrannter, verbitterter Literat, Herr Römer, spricht zu einer bürgerlichen Frau:

Ich pfeif' auf die Kritik und die Kritiker . . . mich inbegriffen . . . Auch mein Lob hat nichts zu sagen!

Die Frau: Was denn sonst?

Römer: Oh, ich habe ein sicheres, ein untrügliches Zeichen.

Die Frau: Das wäre?

Römer: Mein Neid.

Die Frau: Schämen Sie sich! . . . Darf man denn neidisch sein? . . .

Römer: Ich bin es halt. Bedenken Sie nur: vor zehn Jahren, nach dem Erfolg meiner Komödie . . . da war ich an der Reihe . . . Jeder kannte mich: Römer, der berühmte Römer! . . . Liebliche Töne! . . . Schöne, süße Musik! . . . seit Jahren hör' ich sie nicht mehr . . . Man könnte darüber zum Narren werden. Wenn ich's noch nicht geworden bin, wenn ich noch atme, lebe, Papier vollkritzle . . . Wissen Sie, weshalb? . . . Um noch einmal, ein einziges Mal . . . Ach, umsonst . . . Tja, der Eine hat Talent, der Andere hat es nicht, der Dritte hatte es einmal . . . long, long ago . . . alles nur Spiel, Schicksal, Zufall, ganz gemeiner stockblinder Zufall! . . . Und . . . glauben Sie mir, ich hab's ausprobiert. Da nützt weder Beharrlichkeit, noch guter Wille, noch Fleiß . . . und wenn ich mein Blut und mein Hirn und meine Nerven drangebe. Nichts! . . . alles nichts . . . Ich habe fünf Romane, zwei Theaterstücke, tausend Novellen und eine halbe Million Feuilletons geschrieben . . . kein Hund kümmert sich um mich. Und da kommt so ein junges Geschöpf, ein weiblicher Niemand, eine Null . . . eine Provinzlerin . . . schreibt einen Roman . . . hat einen Bombenerfolg . . . gut, meinetwegen, ich gönne ihn ihr . . . warum denn auch nicht? . . . Ich hab'sie doch entdeckt! . . . Aber jetzt traut sie sich, auch noch ein Stück zu

schreiben ! . . . Wagt sich an unsere Arbeit, an Männerarbeit . . . und es gelingt ihr . . . . Nun also . . . das geht zu weit. Das ist mehr, als man ertragen kann. Ich berste vor Aerger . . . Das wird mein Tod sein.

Die Frau: Natürlich, ihr Bohemiens . . .

R ö m e r (w ü t e n d): Pst — nur nicht das — nur das Wort nicht! Es macht mich rasend. Ein Herr, der immer singt und tanzt und eine Samtmütze auf dem Kopf balanziert, den nicht friert, wenn es kalt ist, der keinen Hunger spürt, wenn er nichts zu beißen hat (so ist es bei Puccini) aber ohne Musik — sehen Sie mich an — ein Elender, der alles doppelt schwer empfindet, ein Verirrter, der nicht weiß, wo er hingehört . . . Mich hat das Leben zum Narren gehalten. Kunst, Literatur, Ehrgeiz, Träume . . . Irrlichter, die einen ins Verderben locken. Ach Gott . . . ist das ein Metier! Freilich, die Genies, die sind schön, gesund, die haben elastische Beine und klare Augen, die gehen ruhig ihren Weg, — aber da gibt es auch noch sowas wie Publikum . . . . Leute . . . die wollen Bücher, Zeitungen, Theater . . . wollen für ihr Geld lachen und weinen . . . und da halten sie sich eine Menge schlechtblütiger, kranker Menschen, ein verrücktes Volk, einen Troß zänkischer, armseliger, neurasthenischer, wilder Zigeuner, die immer in Aufregung sind und die anderen aufgeregt machen. Und doch darf man sie nicht beruhigen — im Gegenteil . . . diese Elenden leben ja von ihrer Unruhe . . . Diese Fäulnis, die funkelt, dieser giftige, glänzende Schimmel . . . Das macht ja ihren Wert und ihre Bedeutung aus . . . Sie nennen es Talent und lassen sich's mit klingender Münze bezahlen . . . . Warum zahlen denn die dummen Leute? Warum dulden sie, daß wir leben? Warum hauen sie uns nicht den Schädel ein?

Mathilde? Sie kann Stücke schreiben, Schauspieler drillen, Kritiker verhexen und ihren Mann bezaubern . . . Sie kann viel, sehr viel . . . sie kann alles. Nur das, worauf es ankommt, das, was Sie können . . . . das kann sie nicht . . .

Die Frau (bescheiden): Was ich? — Was kann ich. Ich kann ja gar nichts.

R ö m e r: Sie können Ordnung halten! Das Geheimnis der Frauen, die Mütter sind, auch wenn sie nie ein Kind haben . . . .

Wie Sie mit der Hand über dies Kissen streichen, das ist Liebe, Wärme . . . Es packt mich eine wahre Lust, hier zu bleiben, auszuruhen . . . Ich verkommener, alter Strolch — hier wird mir ganz kindlich zumute . . . Am liebsten möchte ich mein runzliges, altes Gesicht hinhalten . . . daß Sie es streicheln mit ihrer gesegneten Mutterhand . . .

(E s k l i n g e l t): Mathilde! . . . Da kommt eine, die's

versteht . . . Laufen Sie ihr entgegen. Sie braucht Lob, Weihrauch — davon lebt sie — das macht sie stark und gesund.

\* \* \*

## II

Ein anderer Ausschnitt. Die Person, in der Mitte spricht.

**M a t h i l d e :** Ich bin wie alle ! Ich will jemandem ganz angehören.

**R ö m e r :** Wer eine Arbeit, einen Rausch für sich hat, gehört nur sich und keinem andern. Du hast Pech, liebe Frau, du hast Talent.

**M a t h i l d e :** Der Ekel ist über mich gekommen vor allem, vor euch allen . . . Auch vor mir selber . . . Vor meinem eigenen Leben ! Ich sehnte mich nach einem Heim ! nach Frieden, nach Ruhe. Weit, weit, irgendwo, ein kleines, stilles Haus, der Tisch gedeckt, die Lampe brennt — Mann und Kinder ! (aufschluchzend) — Eine Familie, mein Gott ! — Ich wollte ein neues Leben beginnen, unter neuen Menschen. Doch wie und wohin ? Wie fang ich's an. Da kam eines Morgens ein Brief . . .

\* \* \*

## III

**Rakoczy, Reporter (der einen Schauspieler interviewt) :** Und was ist Ihre Ansicht über den Schauspielerberuf ?

**S c h a u s p i e l e r :** Ein schäbiger Beruf. Eines Mannes unwürdig. Ein vernünftiger Mensch beschmiert sich nicht jeden Abend das Gesicht mit Farbe.

**R a k o c z y :** Sehr interessant. Sowas lesen die Leute am liebsten . . . jetzt noch eine letzte Frage . . . Wenn Sie noch einmal auf die Welt kämen, welchen Beruf würden Sie wählen ?

**S c h a u s p i e l e r :** Komödiant würde ich nicht . . . das weiß ich . . .

**R a k o c z y :** Sie . . . der erste Schauspieler . . . der Meister, der Liebling des Publikums . . . ?

**S c h a u s p i e l e r :** Danke für die Ehre . . . so viel ist's wert ! . . . .

**R a k o c z y :** Bravo, bravo . . . und was möchten Sie also sein.

**S c h a u s p i e l e r :** Millionär !

**R a k o c z y :** Verzeihen Sie — das schreib' ich nicht.

**S c h a u s p i e l e r :** Warum nicht ?

**R a k o c z y :** Das ist schon zu abgebraucht . . . Alle Künstler, die ich für die Neujahrsbeilage interviewt habe, sagen das. Besonders die Schriftsteller . . . Nur die Geschäftsleute wollen Künstler werden. Herr von Schwarz, der Bankdirektor, will dichten — der Staatssekretär möchte Theater spielen . . .

\* \* \*



(So werden die Menschen vom Bau gemalt.

Etliche von den Zügen dieser Rasse treten bei Hatvany in einem Brio, einem Hinundher, einem Auf und Ab hastig und hingleitend mit Weinen und Lachen und Aechzen und Gurren zutage. Dies ganze Schauspiel ist ein Brio — dem es auf Einzelheiten weniger ankommt, als auf die Hast und Gepeitschtheit, den Aerger und das Glück und die flinken Gefühlsverschiebungen im Umriß.

Etwas von der Wut ist überall darin, die unsereins gegen ‚Kunst und Literatur‘ fühlt, äußert, halb unterdrückt. Wenn wir im Verkehr diesen Menschen vom Bau weit im Bogen aus dem Wege gehen — wenn wir hundertfach lieber die Namenlosen suchen. Wenn uns im Anblick eines Kaffeehauses blümerant wird. Bei Hatvany ist nicht so sehr der Widerwille gegen jenes Beriechen, Belauern, Bespiegeln der verfluchten, geliebten Sippe betont — (deren Geschäft schließlich auf dem goldenen Boden der Beobachtung und Schwatzhaftigkeit ruht) — schade; der Haß wider ein berufhaftes, ewiges hintertückisches Zergliedern tritt bei ihm zurück; sondern er zeichnet, in bluterfülltem Tempo, eher die Qualen, die leidenschaftlichen Zermarterungen, die Unstäteit solcher Menschen. Ein Weib vom Fach mittendrin.

Die Hauptperson macht so einen Versuch zum stillen Glück, doch ergerät ihr zum Uebel. Nahestehenden gleichfalls. Vorwärts auf der Weltenbahn — weiter, weiter; es gibt kein Zurück . . . für einen, der Blut geleckt hat.

Immerhin: — ‚Reinheit, Ruhe, Familie; weißes Haus im kleinen Garten; Pantoffel, Nachtmütze, Morgenkaffee: der Traum aller Zigeuner‘.

Hatvany, der es äußert, hätte leicht ein Wort von Jean Paul Friedrich Richter (-Wunsiedel): am Himmel seiner zivilen Höllengeschöpfe flammenstill entzünden können — das lautet:

‚Warum ist ein Mensch zuweilen so glücklich? Darum: weil er zuweilen ein Literatus ist.‘

. . . Allerdings mit der Umkehrung, die wir aufrichtig beifügen:

Warum ist ein Mensch zuweilen so unglücklich? Darum, weil er zuweilen ein Literatus ist.)

## Äther-Strophen

Von Emmy Hennings

Die Dichterin schreibt:

Sehr geehrter Herr Kerr!

Ich bin Sängerin am Apollotheater in Kattowitz, aber ich bin jeden Monat in einer andern Stadt, ich bin auch schon in Berlin gewesen im Olympia-Varieté und komme im Januar ans Lindenkabaret.

In großer Hochachtung  
emmy hennings,  
Kattowitz,  
Apollotheater.

### A e t h e r

An die Scheiben schlägt der Regen  
Eine Blume leuchtet rot.  
Kühle Luft weht mir entgegen,  
Wach ich oder bin ich tot?

Eine Welt liegt weit, ganz weit,  
Eine Uhr schlägt langsam vier,  
Und ich weiß von keiner Zeit  
In die Arme fall ich dir.

emmy hennings.

### Das andere Aethergedicht

Und nachts in tiefer Dunkelheit,  
Da fallen Bilder von den Wänden,  
Und jemand lacht so frech und breit  
Man greift nach mir mit langen Händen.

Und eine Frau mit grünem Haar  
Die sieht mich traurig an,  
Und sagt, daß sie einst Mutter war,  
Ihr Leid nicht tragen kann.

emmy hennings.

Vive la bagatelle !

Swift

## Plagiat

Von Dr. Theodor Reik (Wien)

Hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. Dennoch . . . es ist notwendig geworden. *Exempli causa.*

Im Wiener Deutschen Volkstheater wird jetzt ein herzlich schlechtes Stück gespielt (mit viel Erfolg): ‚Satans Maske‘ von Paul Czinner. Die Presse konstatiert: ein vielversprechendes Talent . . . trotz technischen Ungeschicklichkeiten. Also ein *homme arrivé*. Vielleicht der Dichter des jungen Österreich?

Sicher nicht sein Kritiker. (Er ist Kritiker). Das muß verhindert werden, indem man ihm auf die schreibfertigen Finger sieht. Man las von diesem Autor hin und wieder ganz nette Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Im ‚Merker‘, einer mit Recht hochgeschätzten Halbmonatsschrift, einmal einen Artikel über Schnitzler. *Exempli causa.*

Ich muß leider konstatieren, daß er zum größten Teil aus Kerrs ‚Neuem Drama‘ entlehnt ist.

Eine Talentprobe literarischer Unredlichkeit.

Doch kein Wort mehr: nur konstatieren.

Alfred Kerr, Das neue Drama.  
Arthur Schnitzler. S. 72 f.

Paul Czinner, Arthur Schnitzler.  
Der Merker. II. Jahrg. H. 5. S. 203 f.

Aus der Einleitung:

Dämmernde kleine Stuben mit Blumen vor dem Fenster . . . lautlos öffnet ein blasser, eleganter Herr die Tür . . . mit . . . etwas müdem . . . Ausdruck.

Alles flutet durcheinander: Innigkeit und Eleganz, Weichheit und Ironie . . . Lyrik und Feuilletonismus, Lebensraffinement und volksmäßige Schlichtheit . . . Schmerz und Spiel, Lächeln und Sterben.

Das ist die . . . Welt Arthur Schnitzlers.

eine schmerzlich-süße Welt, voll traurig-schalkhafter Grazie . . .

Kleine, dämmerige Stuben mit Blumen in den Vasen, niedrige Fenster . . . Und blasse, frühalt Kavaliers mit müden Geberden . . .

Ein reizendes Durcheinanderfluten von Weichheit und Eleganz, Innigkeit und Ironie, Schlichtheit und Raffinement, Schmerz und Spiel . . . Leichtgewebte Lyrik neben Feuilletonismen und brutaler Realistik.

Das ist die schmerzlich süße, traurig-lustige Welt Arthur Schnitzlers.



### Der einsame Weg.

**Positiv** : er gab . . . wie soll ich sagen . . . Reize. Aber was sind ‚Reize‘ ? . . . Dinge, beideren Anblick die Beobachter rufen : ‚Ich möchte auch . . .‘

. . . er gibt nachdenkliche Lebensausschnittchen, auch er hält aus dem allgemeinen Dahinrauschen der Erscheinungen bald ein ironisches, bald ein gedankenvolles Seelenbild fest, das nur durch eines wahren Dichters Hand dem Strom entrissen werden kann.

Ich weiß, daß viele Köpfe — und nicht die schlechtesten, die wir haben — dieser Kunst unschlüssig, ja achselzuckend gegenüberstehen . . . Aber mag Schnitzler nicht mit wuchtigen Akzenten und nicht als ein Promethide kommen . . .

Reizend ist, was viele haben möchten. Dieser Dichter gibt das Reizende.

Aus dem wildbewegten, vorbeirauschenden Strome des Lebens versteht er ein feines, gedankenvolles Bild festzuhalten, das nur dem Auge eines Dichters nicht davongleiten konnte, das nur ein Großer zu erfassen vermochte.

Viele Köpfe und nicht gerade die schlechtesten, standen seiner Kunst lange kalt und verschlossen gegenüber.

Mag er nicht gewaltig und wuchtig, nicht als Promethide kommen. .

### Über die ‚Liebelei‘.

Aus der Welt des Anatol kam die ‚Liebelei‘ . . . Alles zu höherer Schlichtheit gereift, das Spielerische verschwunden, einfache Tragik greift ans Herz.

Diese lautlos eingegebene Gestalt, die innig und zurückhaltend, glücklos und selig und in jeder leisesten Regung Mädchen ist . . .

wie es unsere Träume in Vollgestalten an glücklichen Abenden sehen.

Durch die ‚Liebelei‘ geht der Dichter der Welt des ‚Anatol‘ : aber gereifter, ernster. Das Spielerische ist geschwunden. Was uns das Werk so naherückt, ist die einfache Tragik, die ergreift.

Christine ist Mädchen in jeder Regung, völlig naiv, innig und zurückhaltend, freudlos und doch selig, eine stummhingeebene Gestalt . . .

wie wir sie in Träumen glücklicher Stunden manchmal sehen.

### Über ‚Sterben‘.

Aber den Gipfel als Erzähler hat Schnitzler in keiner dieser Arbeiten erreicht, sondern in ‚Sterben‘ . . . Daß er eine Geliebte hat, ist bei unserem Dichter selbstverständlich . . . Bei Schnitzler schreitet das Sterben, das Absterben, das

Den Höhepunkt seiner Erzählerkunst hat er im ‚Sterben‘ erreicht . . .

Selbstverständlich hat er eine Geliebte . . .

Das allmähliche Absterben, das fortwährende Bleicherwerden, das

langsame Erblassen und das Ringen der Seele Schritt für Schritt vorwärts, bis zum dunklen Ende. Das hoffnungslose Bewußtsein, die Rührung mit sich selbst, Menschenfeindseligkeit, schließlich der furchtbare Wunsch, die Liebste mitzunehmen und zu töten . . .

schmerzliche Ringen der Seele ist hier gemalt, das fürchterliche Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit, das Gerührtsein und die Trauer mit sich selbst, der Menschenhaß und endlich die Sehnsucht, das Teuerste, Kostbarste mit sich zu nehmen: die Geliebte . . .

### Über ‚Reigen‘.

Szenen; immer zwischen einer Frau und einem Mann. Jedesmal mitten drin eine Zeile von Gedankenstrichen — . . . Sein Wert liegt . . . in der komischen Gestaltung.

Zehn Szenen; immer eine Frau und ein Mann, dazwischen — — Gedankenstriche.

. . . die komische Zeichnung ist das Wertvolle.

### Über den ‚Schleier der Beatrice‘.

Schnitzlers Melancholiker tötet sich selbst . . . Man fühlt nur ein Wollen des Dichters, nicht ein Müssen der Gestalt. Warum? schreit der Hörer.

Dem Helden gegenüber steht der zweite Held: ein Herzog . . . Er lebt das volle Leben in Tatkraft.

Schließlich aber . . . verläßt sie den Gestorbenen. Wie die Frau, in Schnitzlers Novelle vom Wagensturz, ihren Liebhaber verläßt. Wie die Frau, in der Schwindsuchtsnovelle, den ihren.

Er ist ein Dichter, kein Ausarbeiter.

Symbolisten mögen gegen Schnitzler eine schiefe Stellung haben . . . Er hat von ihrer Kunst abgeschöpft, was er brauchen konnte . . .

Er entnimmt dieser Kunstrichtung gerade soviel . . . als nötig ist, um ein . . . Gegengewicht gegen die tiefe Verbohrtheit des . . . Naturalismus zu bieten.

Beatrice, bisher die stärkste von Schnitzlers Dichtungen, ist nicht die gelungenste noch die gefälligste.

Am Schluß tötet er sich selbst. Warum? . . . Der Dichter will, doch die Gestalten müssen nicht.

Dem einen Helden gegenüber steht der Herzog: ein Tatmensch, der das volle Dasein ausschöpft.

Beatrice verläßt den Gestorbenen . . . wie die Frau im ‚Sterben‘, wie die Frau in der Novelle ‚Die Toten schweigen‘. .

Er ist kein Ausarbeiter.

Schnitzler ist weder Symbolist, noch Naturalist, aber er hat von jeder der beiden Richtungen soviel genommen, um der anderen die Wagschale zu halten.

Das prächtige Werk . . . ist gewiß des Dichters stärkste Schöpfung, seine größte und gelungenste nicht.

### Über den ‚Einsamen Weg‘.

Wie ein Gleichnis für die Unerfüllbarkeit aller menschlichen Sehnsüchte . . . Hier hört man das Rauschen — das Verrauschen.

Dieses Stück nun ist der Herbst einer Jugend . . . Katzenjammer der Seele . . .

. . . die Erkenntnis der Unerfüllbarkeit aller menschlichen Sehnsucht . . .

Im Schauspiel ‚Der einsame Weg‘ hört man ein fernes Flügelrauschen . . .

. . . ist von einem feinnervigen Dichter geschaffen, der den Herbst der Jugend nahen fühlte und in trüber Katzenjammerstimmung Rückschau hielt.

Was soll man nun dazu sagen? . . . Ein vielversprechendes Talent . . . trotz technischen Ungeschicklichkeiten.

\* \* \*

### Nachschrift des Herausgebers.

Die Technik in Berlin ist so sehr viel entwickelter auch nicht als die des jungen Nemrod in der tiroler Zeitschrift.

Um eine ähnlich nette Liste zu sehn — wozu in die Ferne bis Innsbruck schweifen? In der Heimat kann ich rechts und links von einem senkrechten Strich Gegenüberstellungen von ergreifender Komik bringen.

Der Wiener Kritiker hat sich bisher noch nicht zu rächen versucht, daß er von mir abschrieb. Weder offen noch auf Umwegen.

Wann? . . .

Die Dramatiker sollen, da er auch Stücke schreibt, in den ihren jetzt nachsehen, was fehlt.

K.

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---





# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....Balkankrieg

M. B. Cossio.....Wie lebte Greco?

Grete Meisel-Hess.....Das andere Leben . . .

Vindex.....Börsenkrach

Georg Gräner.....Schönbergs „Pierrot Lunaire“

---

Küchler



## Balkankrieg

Von Alfred Kerr

### I

Die Schriftstellerin Evelina von Lochfeldt in Berlin, Goltzstraße 108 III, hatte beim Herannahen ihres zweiundsechzigsten Lebensjahres zwar ein Magenübel, was vielleicht mit ihrer Schwere zusammenhing, nahm aber dafür seelisch einen um so ernsteren Anteil an den politischen Ereignissen. An vieler Bewegung war sie gehindert und verfolgte die Begebenheiten (auf dem Balkan) sitzend. War der Stoff geistig verarbeitet, so schrieb sie zuweilen des Abends Aphorismen, Beobachtungen, Fragen auf kleine lose Zettel, die sie in einer Pappschachtel aufhob — nur mit geröstetem Brot und Tee von ihrer jungen Pflegerin bedient, die seit fünf Jahren um sie war . . und in ihrem Bett regelmäßige Atemzüge von sich stieß, wenn Evelina noch spät geistig kämpfte.

Das Hauptwerk der Schriftstellerin war eine Broschüre, ‚Die Versklavung der Gebärmutter und die sekundären Zwecke des Geschlechtsgenusses‘. In der großen Fülle sexual-ethischer Schriften war das Buch unbemerkt vorübergegangen, so daß Evelina, schwer enttäuscht, sich dem Imperialismus zuneigte.

Eine tiefe, geistige Freundschaft verband sie mit Dagobert Warschauer und Oswald O. W. Schmid, zwei jüngeren Israeliten, Herausgeber der ‚Neokonservativen Revue‘.

Warschauer, der Gediegenere, und O. W. Schmid (welcher, der Zeit vorausstürmend, tadellose Frackhemden forderte, bevor er sie noch trug) wollten der Unrettbarkeit überlebter Parteien gern eine halbkoschere Seite abgewinnen. Und weil es verdammt schwer ist, irgend im logischen Gange der Entwicklung bei kleinen Gaben aufzufallen, wollten sie lieber die Nachhut als die Vorhaut sein — so gründeten sie die Neokonservative Revue unter ständiger Mitwirkung des Professors Furt-Greysig, traten mit Parlamentariern der Rechten in Verkehr, was ihnen schoooooon eine Genugtuung war, und erfreuten sich gehoben mancher Zettelsendung Evelinens. Am Abend, wenn die Schriftstellerin ein Viertel Schweine-Pökelfleisch, das wie gekochter Schinken aussah und von Mackeldey geholt worden, zu verdauen begann, schrieb sie an die zwei Nebbichkonservativen.



## II

Wir lassen hier einige der Zettel folgen.

Es geht aus ihnen hervor, daß Evelina nicht so unintelligent war, wie die Empfänger schlagfertig aussahen. E. v. Lochfeldt schrieb:

15. Okt. 12.

Was liegt vor, teurer Warschauer? Spielt Bulgarien die Rolle Preußens? — und wird Rußland in absehbarer Zeit nur die Rolle Österreichs von anno 66 spielen? Wächst dem Russen der Kleine über den Kopf? Bereitet sich etwas, was wir bei uns gesehen haben? Das zähe Hochkommen einer . . . ich hätte beinah geschrieben: scheinbar unscheinbaren Macht? (Verzeihen Sie den abendlich sorglosen Stil.) Und Rußland kriegt — wie soll ich mich, lieber Oswald O. W. Schmid, ausdrücken — in den Leibesorganen einen rumorenden Schmerz, wie bloß wir Frauen (Sie wissen, daß ich Fräulein, genauer: unsexuell geblieben bin) ihn manchmal empfinden. Dieser König Ferdinand wurmt (damals hätt' ich geschrieben: bandwurmt) den Nikolaus oder seine denkenden Vertreter? Wo nicht heut, so morgen? Wenn ich hier sitze und mich vor Magenrheumatismus nicht rühren kann, scheint mir zuweilen: da liegt wohl der Kern des künftigen Zank-Apfels; und die große Frage bleibt: ob in fünf Jahrhunderten am Haemus (wenn man publizistisch tätig wird, muß man immer die *a n d r e n* Ausdrücke raussuchen aus dem Brockhaus; welche Einfälle hätte sonst Harden, den ich vergöttere?) — ob am Haemus einstens Bulgarisch oder Russisch gesprochen wird. Das ist es! Die Bulgarei ähnelt Norddeutschland, scheint mir, Rußland kann eines Tages . . . dort bloß Österreich sein — die Geschichte bringt stets dasselbe, doch stets Überraschungen, glauben Sie nicht, mein lieber Warschauer? Es beschäftigt mich. Von Herzen

Ihre

Evelina v. L.

N a c h s c h r i f t.

Oder denken Sie, Oswald O. W. Schmid, von einem erstarkten Rußland könne Bulgarien später eingesackt werden? Teufel auch!

Ferdinand wäre dann bloß der Arbeiter für die Romanoffs? Nicht der Geschickte, bloß der Vorgeschickte? Es beschäftigt mich.

Danke für Ihre Blumen. D. w. z. s. n. A., — Lieber!

E.

### III

Warschauer, der Gediegenere, schrieb hierauf:

Ihrer Hochgeboren

Fräulein

Fräulein Evelina von Lochfeldt

Goltzstr. 108 III.

W. 30.

Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Bulgarien . . . Neokonservative Männer, Phantasie nicht schweifen . . . Ernste Betrachtung . . . Zwei Millionen Einwohner . . . zwischen Donau, Balkan, Schwarzem Meer . . . Talg, Rosenöl, Felle, Käse, Pflaumen . . . Große Sobranje, kleine Sobranje . . . Battenberger 86, Staatsstreich, Entthronung, Regentschaft, Stambulow . . . Thronerbe Boris, Übertritt zur protestant . . . griechischen Kirche . . . Nüchtern ins Auge fassen . . . Hauptstadt: Sofia.

In tiefster, steter Verehrung  
treugesonnen

Ew. Hochgeboren

verbundenster

Warschauer.

Oswald O. W. Schmid schrieb hierzu:

L. u. s. E. v. L.,

„Bougre“ heißt im Französischen, das ich immer noch mit furchtbarem AkBank spreche, ein Scheusal, der Ausdruck soll einst von dem Wort „Bulgare“ hergeleitet worden sein, das hat mit der geschichtlichen Entwicklung . . .

O. m. l., s. Schn., i. b. g.

D.

O.

## IV

Es folgen fernere Zettel Evelinens, Goltzstraße:

Die dümmste Politik macht am Ende doch die große Seebeherrscherin. Mir scheint (wenn ich politische Vorgänge mit sexuellen vergleichen darf), daß es nicht gut ist, jemandem (in diesem Fall uns!) kein Ventil offen zu lassen.

Das ganze Bestreben Albions oder Britanniens oder der Inselvettern oder Angliens (ich meine nämlich: England, aber ich kann doch ein so schlichtes Wort nicht glatt hinschreiben, als Publizistin) — das ganze Bestreben dieser Ärmel-Meer-Volksgenossen ist: dem Deutschen Reich dauernd zu verweigern, was es braucht. Wie dumm. Wäre nicht eine Abschlagszahlung vernünftiger? Billiger? Sagen Sie, Warschauer.

Einer allein wird sie nicht geben; das steht fest. Aber mehrere zusammen vielleicht? Jeder stiftet ein Ende Kolonie. Wenn es Engl . . . Britannien allein tut, sieht es wie Demütigung aus. Wenn es viele mitsammen tun, wenn jeder etwas von dem Seinen abgibt, ist es ein genialer Einfall, Ausweg, ethischer Vorgang. Sozialer Ausgleich. Welt-Protestantismus. Einer scheut die Kosten, wie er allein das Odium scheut. Alle zusammen . . . Trust!

Wenn die Haemusscheiben (ich meine das Osmanenland, — wofür man auch Türkei sagen könnte) verteilt werden, vielleicht sogar das Trüffelstück in der Mitte, Konstantinopel, warum sollte man uns nicht billigermassen ein Trostgeld in exotischer Münze gewähren? In Afrika? Sagen Sie, Warschauer. Verdienen — und verdienen lassen! . . . Ich habe Rheumatismus beim Sitzen, aber es beschäftigt mich.

Wer, lieber O. W. Schmid, wird Stambul kriegen? Ich weiß, Sie haben auch diesmal keine Ahnung. Und ich?

Gleichviel. Wissen Sie übrigens, bester Warschauer, ob wirklich Bethmann so sehr zu verachten ist, — da er doch im Sinne Bismarcks handelt? Er hat eine bestimmte Marschroute und verfolgt sie — vielleicht war bloß die Marschroute falsch.

Jaaaaa, das ist eben das Komische. Geschlechtlich hieße mir das ein cunctatorium. Bismarck wünschte bis zuletzt wirklich, daß wir uns zurückhalten . . .

Soll ich wörtlich zitieren? ‚Deutschland,‘ sagt Otto von Bismarck am Ende seines Lebens, ‚würde auch heut eine große



Torheit begehen, wenn es in orientalischen Streitfragen ohne eigenes Interesse früher Partei nehmen wollte, als die anderen, mehr interessierten Mächte.' Gedanken und Erinnerungen, Seite soundso. Deutschland wird, sagt Bismarck dort, 'in zukünftigen orientalischen Händeln, wenn es sich zurück zu halten weiß, den Vorteil, daß es die in orientalischen Fragen am wenigsten interessierte Macht ist, um so sicherer verwerten können, je länger es seinen Einsatz zurück hält!' Was schilt man also den armen Philosophen-Kanzler, den Sie gewiß unter die Neokonservativen einreihen (er ist ohne Frage für 'konservativen' Fortschritt)? Sein Lehrherr sagt wörtlich: 'Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten . . . Dementsprechend müssen wir unsere Politik einrichten, das heißt, den Krieg (scil. im Orient) nach Möglichkeit hindern oder einschränken . . .' Gedanken und Erinnerungen. Er fügt zu: 'Wenn nicht, plectuntur Achivi.' Werden die Achiver bluten, Schmid?

Wenn aber Bethmann und Kiderlen mit allem bescheidenen Nachdruck Österreich und Rußland zu versöhnen, zu vergleichen, zu verständigen, zu nähern suchen: Warschauer, dann ist es allerdings genau, was Bismarck hindern wollte! Donner ja.

Hier, bester Schmid, ist er nun wieder komisch. Bismarck traut unseren deutschen Brüdern so ganz nicht . . . Bismarck fürchtet Rußlands 'Anerbietungen' an den österreichischen Freund, — 'auch in Deutschland auf unsere Kosten' . . .

Bismarck hat vom völkischen Sinn etwa der Tiergarten-Enthusiasten so wenig, daß er kühl den Satz schreibt: 'Gelingt es der russischen Politik, Österreich zu gewinnen, so ist die Koalition des siebenjährigen Krieges gegen uns fertig.' Und Bethmann sorgt für die Einigung Rußlands mit Österreich?

'In der Reserve halten' . . . Das tun wir. Lieber, mein lieber Schmid, wie heißt es im Wallenstein? Nun, auch ich weiß es nicht. Aber ich habe diesem (Beth-) Mann ein stilles Unrecht abzubitten. Er hat Bismarck verstanden; allerdings ganz falsch verstanden.

Herzlich

Ihre

Evelina v. L.

L. O., w. k. D. w. z. m. — u. v. m.?

D.

## V

Warschauer, der Gediegenere, schrieb hierauf:

Ihrer Hochgeboren

Fräulein Evelina von Lochfeldt.

W. 30., Goltzstraße 108 III

Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Bismarck . . . Mein neokonservativer Standpunkt . . . Nüchterne Betrachtung . . . Leidenschaftslosigkeit . . . Korrekt . . . Vater hieß F. v. Bismarck, Mutter Luise Wilhelmine geb. Mencken . . . Gesandter . . . Petersburg . . . Deichhauptmann . . . Ministerpräsident . . . Geboren Schönhausen (Alt-Mark) . . . Kanzler . . . Beisetzung Friedrichsruh . . . Einiger Deutschlands . . . Differenzen mit dem Landeshaupt . . . Unser Professor Furt-Greysig sagt: ‚Wir wollen das Königtum aus freiem Willen, weil es einst und immer das höchste und das kostbarste Gebild des Herrengedankens der Persönlichkeit war‘ . . . So unser Furt . . . Erbadel . . . In Montenegro erst geschaffen . . . Bethmann Hollweg seinerseits ein Gebild des Herrengedankens. Furt-Greysig äußert: ‚Wir glauben, daß Herrschen, d. h. Befehlenskönnen und Gebärde, d. h. S i c h d a r s t e l l e n k ö n n e n auf keinem Boden so gut wächst als dem von Blut und Erbe, v o n s t a n d e s m ä ß i g geschlossener Vornehmheit‘ . . . Furt ist unser adäquatester Mitpolitiker, er sucht wie wir das Gute, wo er es mit Gewalt, wenn auch mit Korrektheit, finden kann. Er trat für Bethmann als einziger in die Schranken . . . Lesen Sie seinen Abschnitt (über meinen Abschnitt will ich nicht reden) ‚Vom Führermenschen‘ . . . Ja, wir sind für konservativen Fortschritt . . . Jener, unser gemeinsamer Freund Schmid auch für einen Mythos vom Frackhemd (Zukunftsträume) . . .

In tiefster, steter Verehrung treugesonnen

Ew. Hochgeboren

verbundenster

Warschauer.

Oswald O. W. Schmid schrieb hierzu:

L. u. s. E. v. L.,

Serbien gleichgültig . . . Beim General von Liebert hat mir gestern der Portier . . .

M. g. kl. M., i. w. D. b. w. v.!

J. b. g.

D.

O.

## VI

Eveline sann und steckte etwas von Mackeldey Geholtes in ihren kleinen Mund. Halb im Traum verfolgte sie die Begebenheiten (auf dem Balkan) sitzend. Alles schlief. Und wie von selber kam in ihren von der kleinen fleischigen Hand geführten Stift das Bild eines jungen Serben, der im ersten serbischen Treffen kurz nach der montenegrinischen Schlacht bei Podgoritza gefallen war. Das Hemd, das er hier trug, war so weiß wie Oswalds Frackausschnittskompromiß (Zukunftsträume!), nur sah man einen roten Blutfleck an Stelle des Groschenperlmutterknöpfchens. Evelina pfiff leise bewegt vor sich hin. Die Melancholie des Amselfeldes breitete sich über sie.

Frau; und von weniger zurückhaltendem Geist erfüllt als die ‚Nebbichkonservative Revue‘, stellte sie insgeheim die Frage, ob die Mächte, wenn sie doch schließlich nach allen mörderischen Kämpfen und Hammelmetzeleien die Friedensbedingung nach eigenem Willen diktierten, es nicht ebensogut vor der Schlacht als nach der Schlacht tun könnten . . . Sie beschloß eine Interpellation an die Neokonservative Partei für zurückhaltenden Fortschritt zu richten, war jedoch von der Unmöglichkeit, eine gradegewachsene Antwort, bei den leitenden brünetten jungen Staatsmännerbegabungen, zu erhalten, überzeugt. Evelina pfiff bewegt vor sich hin.

Und wie von selber floß es in ihren Stift —:

‚Von Widdin bis zu der kühlen Drina . . .‘

Waren das Erinnerungen? . . . War es etwas längst Verklungenes, das sie, wer weiß wo, gehört? . . . Oder waren es Eingebungen schöpferischer Art, welche der gehobene Augenblick zutrug?

Von Widdin bis zu der kühlen Drina , . . .

Von dem Amselfelde bis nach Belgrad; . . .

Sprach er also zu dem Drinaflusse;

O du Drinafluß, du edle Gränze

Zwischen Bosnien und dem Serbenteil . . .

Evelinas Stift flog.

Gestern haben sie mich totgeschossen . . .

Kampf begann der Fürst der Schwarzen Berge,

Blutig war die Schlacht bei Podgoritza,

Aber blutiger die Serbenschlacht.



Gestern haben sie mich totgeschossen . . .  
Hurra heulten hoch die Hammelherden,  
Jung war ich und wußte nicht warum.  
Sterben muß' ich, weil die Diplomaten  
Solchen Geistes sind wie unsre Hamme!,  
Welche weiden auf dem Amselfeld.

Evelinas Stift flog, er hob und senkte sich kaum :

Gestern haben sie mich totgeschossen . . .  
Lieb ist's für das Vaterland zu sterben,  
Aber lieber tät' ich's dennoch nicht.  
Einmal nämlich lebt man bloß das Leben.  
Weh, Miliza, in des Braunhaars Flechten,  
Dich verlassen muß' ich, Taubenbräutchen,  
Eine Jungfrau warst du, stumm und trüb.  
Hatte zwölfmal erst bei dir geschlafen ;  
Und ich liebte deines Leibes Landschaft,  
O du Drinafluß, du edle Grenze  
Zwischen Bosnien und dem Serbenteil !

Gestern haben sie mich totgeschossen . . .  
Wenn ich einen Wunsch im ewigen Leben  
Aeußern darf, so ist es dieser eine:  
Früh des Morgens auf dem Amselfeld  
Alle Diplomaten zu versammeln,  
Ihren Rücken hinten, wo er aufhört,  
Mit des Leders Knoten zu betreu'n.

Gestern haben sie mich totgeschossen . . .

Evelina nahm einen kleinen Bissen von Mackeldey — und  
schrieb hastig fort.

## Wie lebte Greco?

Von M. B. Cossio

Der spanische Forscher Cossio, weltberühmt als ‚der Mann, welcher den Greco erfunden hat‘, was ich ihm zu seiner Erheiterung in Berlin sagte, wird eine deutsche Ausgabe seines großen grundlegenden Werks mit neuen Ergänzungen, mit allem Inhalt letzter Feststellungen in einigen Monaten bei Paul Cassirer veröffentlichen.

Wertvolle Menschen finden, daß Cossio selber wie aus einer spanischen Leinwand gestiegen aussieht. . . Seine Darstellung dringt sehr ins Einzelne. Hier sei versucht (unter Beseitigung des Ballastes) Züge zu einem Bildnis des Menschen Greco zusammenzutragen. So wenige man auch kennt.

Ich zählte Greco schon im Jahre 1886 ‚den wenigen großen genialen Malern der spanischen Schule‘ zu, wobei ich behauptete, daß ‚seine Eigenschaften . . . mehr als irgend eine andere Richtung seiner Zeit V e l a s q u e z beeinflußt hätten‘. Im Jahre 1897 hielt ich diesen Einfluß für ‚wesentlich und bestimmend‘, wie ich auch der Meinung war, daß man ‚Velasquez ohne Greco keineswegs völlig verstehen könne, der — so fügte ich hinzu — allmählich als der große Vorläufer . . . der Vater des Impressionismus betrachtet werden wird . . .‘ Die Zeit hat solche Urteile in mir nur geklärt und vertieft.

Wenn der Bewunderer des Velasquez andachtsvoll den dem Meister geweihten Saal des Prado verläßt und sich nach Toledo, nach dem Escorial, nach Illescas begibt, um in dem Werke Grecos gewisse wichtige Beziehungen zu dem glorreichen D. Diego aufzuspüren, wenn der Liebhaber des Neuen und der Konservative den Luxembourg besuchen, der eine voller Sehnsucht nach neuen Erregungen in die Salle Caillebotte tritt, der andere, den das Erwachen dieser malerischen Kunst verächtlich dünkt, mit Abscheu den Blick von jenem Saale wendet, so wird ihnen als Erleuchtung oder als Trost die Gestalt jenes ewigen Aergerniserregers dienen, den heute endlich zwar nur wenige mit klarer Begeisterung, viele dagegen mit unklarer Vergötterung als den hellsehenden Verkünder des Geistes und der Form der zeitgenössischen Kunst feiern.

\* \* \*

Sein Testament; sein Tod; sein Grab. Zwei Jahre vor dem Tode des Cervantes, seines unmittelbaren Zeitgenossen, starb in Toledo Dominico Greco. Wie sonderbar, daß man die Biographie unseres Malers mit seinem Tode beginnen muß. Allein in Wirklichkeit leiten wir von ihm die meisten und interessantesten Einzelheiten ab, die uns über sein Leben bekannt sind. Und das Datum, das am sichersten feststeht, ist nun einmal das seines Todes.

dominico greco. Am siebenten desselben Monats (April 1614) starb dominico greco ohne Hinterlassung eines Testaments. Er empfing die Sakramente, wurde in San Domingo el antiguo begraben; Kerzen bezahlt.'

Acht Tage vor seinem Tode stellte Greco eine Testaments-Vollmacht vor dem öffentlichen Schreiber von Toledo Alvaro de Aquilar aus . . . ,Da ich' — heißt es in dem Dokument —, das Bett hüten muß, von einer Krankheit heimgesucht, die mir zu schicken Gott, unserem Herrn, gefallen hat, so sage ich, der ich mich im vollen Besitze meiner klaren Sinne, meines Urteils und meines Verstandes befinde, ich, der ich all das hege, glaube und bekenne, was unsere heilige Mutter, die römische Kirche, glaubt und bekennt, hingegeben dem Mysterium der allerheiligsten Dreieinigkeit, als deren gläubiger Knecht, ein guter, getreuer katholischer Christ, ich leben und streben will, so sage ich, daß ich, wegen der Schwere meiner Krankheit daran gehindert . . . mein Testament abzufassen, wie es zum Dienste des Herrn und zu Nutz und Frommen meines Seelenheils und der Beruhigung meines Innern notwendig ist, mit Jorge Manuel Teotocópuli, meinem Sohne und dem der Doña Jeronima de las Cuebas, dem ich Vertrauen entgegenbringe und der gewissenhaft ist, hierüber gesprochen habe . . . Demgemäß bevollmächtige ich meinen . . . bereits erwähnten Sohn, der hier anwesend ist, zu jeder beliebigen Zeit mein besagtes Testament vor einem Schreiber, der die Echtheit beglaubigen soll, abzufassen. In diesem Testamente können die frommen und milden Stiftungen und Legate erwähnt werden . . . Und ich will und bestimme hiermit, daß, so es Gott gefällt, mich



aus diesem Leben abzurufen, mein Leib dort beigesetzt werde, wo es meinen Testamentsvollstreckern gut dünkt, und daß die Kosten hierfür aus meiner Hinterlassenschaft bestritten werden. Und als Universalerben alles dessen, was von meinem Vermögen übrig bleibt, setze ich Jorge Manuel ein, meinen Sohn und den der Doña Jeronima de las Cuebas. . .“

Wir erfahren ferner, daß ,am Tage der Bestattung ihm das Geleit gaben und seinen Leichnam beisetzen die Bruderschaft und die Brüder der Santa Caridad dieser Stadt mit ihren Bannern‘ und ,das Kreuz und die Geistlichen der Parochialkirche von Santo Tomé, der er als Gemeindemitglied angehörte‘ und ,die Bruderschaft und die Brüder von Nuestra Señora de las Angustias, die in dem Kloster von San Pedro Martir besagter Stadt verehrt wird‘. Daß ,für ihn am Tage seiner Bestattung im besagten Kloster von Santo Domingo el Antiguo von dem Diakon und dem Subdiakon ein feierliches Hochamt mit Vigilien und Responsen zelebriert wurde‘, usw.

\* \* \*

**Sein Vaterland.** Zu dem wenigen Sicheren, was wir über Grecos Leben wissen, gehört auch dies: er war aus Kreta; eine Tatsache, die wir ebenfalls nicht den alten Biographen verdanken, wurde er doch nach ihnen ,gewöhnlich der Grieche genannt, weil er ein Grieche war‘; eingehender haben diese Kritiker die Frage nie untersucht. Spätere Forscher haben dasselbe immer von neuem wiederholt. Und das ist um so seltsamer, je mehr der Künstler darauf bedacht war, ausdrücklich — wenn auch immer in griechischer Sprache — sein Vaterland neben seinem Namen in jenen Werken anzugeben, auf die er vielleicht besonderen Wert legte. Drei Jahrhunderte hindurch sahen, absichtlich will ich nicht sagen: lasen die Kritiker die Unterschrift Δομήνικος Θεοτοκόπουλος κρής ἐποίει *D o m i n i c o T h e o t o - k o p u l o s a u s K r e t a m a c h t e e s*, und gaben trotzdem die Heimat des Malers immer nur ziemlich unbestimmt als Griechenland an, bis im Jahre 1888 Justi besagte Unterschrift veröffentlichte und in seinem Buche über Velasquez ausführte, daß er aus Kreta stammte . . .

Für einen Kreter hat er wohl in Toledo und in Madrid, wenigstens unter den damaligen Gebildeten, gegolten; und wahrscheinlich dürften sich aus der aufmerksamen Lektüre der Schriftsteller jener Zeit neue Anspielungen auf die kretische Herkunft des Künstlers ergeben.

Aber bei alledem wissen wir lediglich, daß er aus Kreta war. Und wie schon Sanpere bemerkt, ließ sich Greco keine Gelegenheit entgehen, um auf diesen Umstand hinzuweisen. Denn nicht nur in dem heiligen Paulus unter den Apostelbildern in die Sakristei der Kathedrale zu Toledo, sondern auch in allen uns bekannten Repliken desselben Gemäldes ist die Epistel, die der Heilige in seiner Hand hält, immer gerichtet: „An Titus, den ersten Bischof der kretischen Kirche, der geheiligt ist wegen des Auflegens der Hände“.

Wollte Greco dadurch, daß er in so allgemeiner Weise sprach, zu verstehen geben, daß er in der Hauptstadt der Insel geboren war?

Ein glücklicher Zufall hat mich das Dokument entdecken lassen, das diesen bisher unbekannten Punkt aufklärt. Es handelt sich nämlich um die Erklärung, die der Maler vor dem Inquisitions-Tribunal von Toledo im Mai 1582 als Dolmetscher in dem Prozeß gegen einen des Maurentums bezichtigten Landsmann von ihm abgab. Diese bisher unveröffentlichte Urkunde läßt den Maler sagen: *g e b o r e n i n d e r S t a d t C a n d i a*.

*S e i n N a m e*. Wenn es zur Feststellung von Grecos Alter und Vaterland so langer Zeit bedurft hat, so hat man nicht geringere gebraucht, um mit Sicherheit seinen Namen und seine Person anzugeben — trotz der Verschwendung, die er mit seiner Unterschrift trieb. Zweifelsohne war *D o m é n i c o s T h e o t o c ó p o u l o s* sein wirklicher Familienname, der, den er am meisten liebte und dem er vorzugsweise und andauernd huldigte ... vielleicht wegen seiner Seltsamkeit selbst, des Geheimnisvollen, das er für Italiener und Spanier in sich barg, vielleicht infolge des Heimwehs und des süßen Gedenkens an seine ersten Lebensjahre, möglicherweise die einzigen, in denen er sich bei jenem Namen rufen hörte. Gleichzeitig mit jener Form finden wir diese andere, ebenfalls authentische, *D o m e n i c o T h e o t o c o -*

p u l i , mit der wir ihn in Spanien die Kontrakte über seine Werke und seine Quittungen unterzeichnen sehen : eine augenscheinlich italienische Umbildung seines griechischen Namens.

Sogar der Name des Malers hat, wie man sieht, dazu beigetragen, seine Person! mit einem noch größeren Geheimnis zu umgeben.

S e i n e F a m i l i e ; s e i n H a u s . Wenn wir zu Grecos Leben selbst gelangen, unter Verzicht auf alles das, was in unmittelbarerem Zusammenhang mit seinen künstlerischen Produktionen steht, so sind wir von noch größerem Dunkel und Geheimnis umgeben. Wissen wir doch auch nicht das Geringste von seinen Eltern, noch von seinem Leben in seinem Heimatlande, noch von seiner Erziehung und Tätigkeit in Italien, soweit es nicht aus dem Briefe von Clovio hervorgeht ; kein einziges sicheres Datum für seinen Weggang von Kreta, noch seine Reise nach Spanien, das er fast sicher nicht mehr verließ, noch die Motive, die ihn dorthin führten. Wir kennen seine Werke, viele der Kontrakte, die er ihretwegen schloß, und viele der Prozesse, die er ihretwegen anstrebte ; — — — aber wissen fast nichts Sicheres über seine öffentlichen und privaten Angelegenheiten während der fünfunddreißig bis vierzig Jahre seines Lebens in Toledo.

Seit langem schon wußte man, daß er einen Sohn hatte : Jorge Manuel Theotocópuli, der im Jahre 1625 als Nachfolger von Monegro zum Oberbaumeister an der Kathedrale jener Stadt ernannt worden war. Dieses Amt füllte er bis zu seinem Tode im Jahre 1631 aus. Aber wer war seine Mutter? Llaguno ist der einzige, der uns berichtet, daß Greco ,in Toledo, wo er sich niederließ, eine Ehe einging'. Aber von welcher Tragweite kann eine solche Behauptung sein, die erst zweihundert Jahre nach dem Tode des Malers zum ersten Male unbewiesen aufgestellt worden ist? Grecos Testament sollte uns hierüber aufklären. Jorge Manuel war, wie wir sahen, Sohn der Da. Geronima de las Cuebas. Greco sagt bei keiner Gelegenheit, daß diese ,sein Weib', noch daß Jorge Manuel ,sein legitimer Sohn' war. Genügt das zu der Annahme, daß Greco nicht verheiratet und daß Jorge Manuel sein natürlicher Sohn war? Diese Auffassung wird in gewisser Beziehung durch die Tatsache unterstützt, daß Jorge Manuel



laut einem vom 3. Juni 1610 datierten Bericht über die Vermietung der Häuser des Marquis de Villena als Zeuge erklärt, ‚er wäre 32 Jahre alt‘. Folglich wurde er im Jahre 1578 geboren, das heißt kurze Zeit nach Grecos Ankunft in Toledo, als dieser, wie wir später zu sehen Gelegenheit haben werden, weder spanisch verstand noch Bürger von Toledo war, sondern nur vorübergehend dort wohnte und keinerlei Güter besaß. Hatte Greco mehrere Söhne? Selbst in dem Testamente ist von ihnen nicht die Rede.

Jorge Manuel wird als Maler, Bildhauer und Architekt vorgestellt, was darauf hinweist, daß er von seinem Vater unterrichtet sein mußte und daß sie in vertrautem Verkehr miteinander standen, man liest beider Namen zusammen in den Kontrakten über einige Werke, und der Sohn nahm es auf sich, sie nach dem Tode des Vaters zu beenden.

Sein Hausrat; sein Atelier; seine Bibliothek; seine Person und sein Charakter. Kehren wir zu dem Geheimnis zurück, das Grecos Person umgibt. Was Paravicino und Góngora, seine großen Lobredner und vielleicht seine Freunde, der Pater Sigüenza, sein Zeitgenosse Pacheco, der ihn 1611 besuchte, und Jusepe Martínez, der vielleicht die Leute sprechen hörte, die mit ihm verkehrten, uns von ihm berichten, wird nur beiläufig gesagt und bezieht sich auf seine Werke und seine Gedanken über die Kunst. Das Wenige, was hiervon seinen persönlichen Charakter und sein Leben betrifft, dient weit mehr dazu, unser Interesse wachzurufen als uns Befriedigung zu gewähren.

Zufällig haben wir bereits mit Sicherheit erfahren, wo sich in Toledo jenes berühmte ‚im Glanze seiner Farben erstrahlende‘ Atelier befand, in das ein Blitz einschlug, ohne indes dem Maler Schaden zuzufügen, weil ‚das Leben seines Pinsels Jupiter beleidigte‘, und von dem aus ‚er dem Zorn des Himmels begegnete‘.

Wenn er in allem so sonderbar war wie in der Malerei und ‚von eigentümlicher Artung‘: worin bestanden dann also seine Seltsamkeiten? Wenn er ein so großer, scharfsinniger Philosoph war und über Malerei, Bildhauerei und Baukunst schrieb, wo sind dann seine Manuskripte geblieben? Wenn er der Erste war, der

ohne Rechtsbeistand Steuerfreiheit der Kunst und Malerei gegenüber dem Steuereinnahmer von Illescas vertrat und hierbei einen günstigen Spruch erzielte, so möchten wir gar gern diese Prozeßakten entdecken. Wofern ,er viele Dukaten verdiente, sie aber in zu prunkvoller Haushaltung vertat, hielt er sich doch sogar bezahlte Musiker, um während des Mahles sich aller möglichen Genüsse zu erfreuen', wie sollten wir da nicht bedauern, nicht bis ins einzelste über diese toledanische Wiederbelebung jenes glanzvollen und prächtigen venezianischen Lebens eines Tizian oder eines Bassano unterrichtet zu sein, woran Greco als Jüngling teilnahm und dem er vielleicht aus Sehnsucht an den Ufern des Tajo nacheifern wollte?

Daß Jusepe Martínez' Äußerungen hierbei anscheinend keineswegs grundlos sind, beweist die Tatsache, daß der Maler die Hauptgebäude von Villena bewohnte und in ihnen die vierundzwanzig besten Räume inne hatte; für einen einzelnen Mann zahlte er für sie einen ziemlich hohen Mietspreis. Auf den ersten Blick widerspricht das Verzeichnis seines Hausrats, wenn es auf Wahrheit beruht, einem derartigen Wohlstand, denn die ganze bewegliche Habe, die in jenem aufgezählt wird, dürfte kaum zur Ausstattung der Küche, des Schlafzimmers und des Salons ausreichen. Man braucht hierbei nur die acht Stühle mit den vierundzwanzig Zimmern zu vergleichen. Über die Dürftigkeit seiner weißen Wäsche darf man sich nicht wundern. Hundert Jahre früher besaß Isabella die Katholische bei ihrem Tode anstatt der vier Hemden Grecos in ihrem Trousseau nur zwei. Und überraschen darf auch nicht der Gegensatz zwischen besagter Ärmlichkeit und dem prunkvollen Himmelbett aus rotem Seiden-damast mit seinen Decken und Vorlegern. Das hängt mit der Zeit, der Rasse und der Person zusammen.

(Der Schluß im nächsten Heft.)

---

## Das andere Leben . . .

Von Grete Meisel-Heß

Im Gedränge eines Theatervestibüls stand plötzlich eine hohe Frauengestalt, die einen roten Kranz im Haare trug, neben ihr und flüsterte ihr ins Ohr ‚Wenn Sie mehr von mir wissen wollen, dann kommen Sie morgen nachts nach zehn Uhr — da und da hin‘ (sie nannte eine Straße und ein Haus, deren Namen sie mit Schrecken erfüllte).

Diese große Frauengestalt mit dem roten Kranz — das war — das war ja doch — eine frühere Schulkameradin? Was sollte sich begeben?

Sie hatte sich wirklich durch die enge, verrufene Gasse spät abends allein durchgewagt und saß nun in einem kleinen, ziemlich einfach eingerichteten Salon. Von ferne hörte sie einen wunderbaren Gesang, der am Klavier begleitet wurde. Aber er erschien so weit, so weit, es mußten unendlich viele Zimmer zu passieren sein, ehe man dahin kam, von wo der Gesang tönte; und sie wusste, daß es ihre ehemalige Freundin war, die sie gestern im Theater gesehen, die sie hierher gelockt hatte — die da sang.

Die Tür öffnete sich und zwei Herren traten ein, die sich glichen wie Zwillingbrüder. Richtige Galgengesichter hatten sie. Sie sahen aus, nun, wie jene Sorte forscher Neapolitaner, vor denen man sich hüten soll. Schwarzhäarige, schlanke, gewandte junge Leute, beide im Frack. Sie setzten sich zu ihr an ein kleines Tischchen, und irgendeine schnelle Konversation entspann sich. Nach und nach kam ein Gefühl in ihr Blut, als hätte sie viel Sekt getrunken. Es war aber keiner zu sehen. Und immer tönte der Gesang, einmal leiser, einmal stärker herüber. Sie hatte alles gewagt, als sie hierher kam, aber merkwürdig, es ereignete sich nichts. Und sie verspürte keine Lust, in die anderen Gemächer zu gehen . . . Dennoch wußte sie, daß sie das Unglaubliche und Unerhörte gewagt hatte. Wollte sie unbemerkt heimkommen, so mußte sie jetzt aufbrechen. Und ihr graute, wenn sie an den Rückweg durch die verrufene Gasse dachte. Ganz menschenöde würden schon alle Straßen sein und besonders der Platz, auf dem ihr Elternhaus stand, in dessen Türe sie sich einschleichen mußte. Eben als sie daran dachte, aufzubrechen, fühlte sie — wie eine Hand plötzlich den Rist ihres Fußes umklammerte, der im dünnen Strumpfe und im kleinen Salonschuh steckte. Plötzlich wurde der Schuh von ihrem Fuß abgestreift. Da sprang sie auf, stürzte zur Tür



mit nur einem Schuh, hinkend, lief durch den Eingang des Hauses und durch die Gasse hinunter, wo sie das Glück hatte, einem Automobil zu begegnen, in das sie hineinsprang. Dabei dachte sie, daß sie nächstens, wenn sie hierher käme (denn es schien ihr unvermeidlich, daß sie wiederkam), daß sie dann ein Automobil gleich mitbringen und es vor der Tür des Hauses mit angelehntem Wagenschlag warten lassen konnte.

Und sie kam wirklich wieder; mehrere Male; und was sich da begab, war ihrem Erinnern entschwunden, bis auf das, was das eine, das letzte Mal geschah. Sie saßen wie immer in dem Salon und fernher tönte der Gesang, und die beiden Brüder mit den Galgengesichtern und sie unterhielten sich. Und man glaubte dabei viel Champagner getrunken zu haben. Sie erhob sich in später Stunde, um nach Hause zu gehen, und griff nach der langen Pelzstola, die eigentlich ihrer Mutter gehörte und die sie ihr heute heimlich entwendet hatte, um sich damit hier zu schmücken. Da geschah es, daß der eine der Brüder die Pelzstola erfaßte, sie mit höflichem aber entschiedenem Gesicht zusammenlegte und ihr erklärte — er wolle sie als Pfand behalten, als Pfand, daß sie wiederkäme. Namenlose Bestürzung überkam sie und Verzweiflung, wenn sie daran dachte, was nun werden sollte, wenn die Mutter nach ihrer Pelzstola fragen würde. Sie wandte sich der Tür zu, schweigend, wie betäubt, denn sie wußte, daß ihr kein Reden half, und sie schüttelte den Kopf über sich selbst, daß sie immer hierher gekommen war. Da sah sie, wie der andere der Brüder dem ersten, der ihr Pelzwerk genommen hatte, eine Zeichen machte, mit dem Finger nach der Stirn deutete und ihm zu verstehen gab, er sei ein Esel. Darauf wechselten sie einige Worte, wohl in italienischer Sprache.

Sie war unterdessen aus dem Hause herausgegangen und ging voll Grauen durch die nächtliche, gebogene, verrufene Straße. Wie sollte sie da herausfinden? Ihr Automobil war fort. Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich, und gleich darauf waren die beiden Brüder an ihrer Seite. Mit vollendeter Courtoisie legte der eine, der die Stola geraubt hatte, das Pelzwerk um ihre Schultern und fragte sie, ob sie den Scherz denn wirklich geglaubt hätte. Etwas wie freudige Dankbarkeit kam in ihre Seele, die um so stärker wurde, als die beiden nun erklärten, sie keinesfalls zu so später Stunde allein durch diese Gegend und überhaupt durch die Stadt nach Hause gehen lassen zu können. Sie würden sie geleiten und sicher nach Hause bringen. Darauf bot ihr der eine den Arm, und alle drei setzten rüstig den Marsch fort.

Sie kamen schnell aus der verrufenen Gegend heraus und waren bald in einer Straße, die sich am Donaukanal entlang

zieht, und am Ende dieser Straße tat sich ein weiter Platz auf. Und in voller Front, gerade den dreien gegenüber, sah sie — ihr Elternhaus. Sie sah die Fenster der elterlichen Wohnung beleuchtet, und unten im Parterre, wo ihr Vater sein Geschäftslokal hatte, waren ebenfalls alle Fenster beleuchtet, so daß es wie ein leises Grauen über sie kam, warum wohl jetzt, zu dieser Stunde, da die Morgendämmerung anbrach, alle diese Fenster erleuchtet seien.

Die Brüder führten sie bis zur Mitte des Platzes; dann blieb sie stehen, dankte ihnen, deutete auf das Haus und meinte, hier wohne sie. Da sah sie im Morgengrauen, wie sich ihre Gesichter, die bis jetzt höflich und geschmeidig gewesen, veränderten, welch teuflischer Hohn in ihre Züge kam und wie sie frohlockten. Mit höhnenden Worten sprachen sie es aus — daß sie nun wüßten, wer sie sei und wer ihre Eltern wären, und daß sie das wohl ausnützen würden.

Voll Entsetzen begriff sie, daß die Erpresser sie geleitet hatten, um sie an ihre Eltern zu verraten und über sie alle Schmach zu bringen. Die beiden hatten schon den Rückzug angetreten. Sie aber schlich wankend ins Haus hinein.

Oben in der Wohnung kam ihr ihre Mutter entgegen. Und sie schien ihr so alt, so uralt, wie sie sie nie gesehen. Mit dumpfer Stimme fragte sie sie: „Wo warst du?“ Sie aber schwieg. Dann wollte sie ihr Lager aufsuchen. Und sie suchte und suchte, aber da war kein Lager für sie. Sie ging durch die Zimmer der elterlichen Wohnung, und dabei kam es wie ein Erinnern über sie, ein Erinnern, daß ihr Vater ja gestorben war. Und sie vermochte nicht zu verstehen, wieso dann das Geschäftslokal unten beleuchtet gewesen . . . Und sie fühlte den Gram ihrer alten Mutter, wie er sich tief in sie hineinbrannte, während sie so suchend durch die Zimmer schritt. Endlich kam sie an eine Tür, von der sie wußte, sie führe zum letzten Zimmer. Ob sie hier ein Lager finden würde? Sie stieß die Tür auf und sah das Zimmer, in dem einst, es war schon lange her, einmal ein Hochzeitspaar genächtigt hatte. War sie es gewesen, damals als sie ihre frühgelöste Ehe schloß? Sie entsann sich nicht; oder war es eine Cousine gewesen, der ihre Mutter einmal die Hochzeit gerüstet hatte? Sie wußte nur, daß hier das junge Paar seine erste Nacht verbracht und daß die Mutter dies Zimmer dazu bereitet hatte. Und sie sah das breite Lager und sah zu ihrem Schreck, daß es zerdrückt und unaufgeräumt war. Und sie fühlte eine widrige Luft, als ob seit damals das Fenster nicht geöffnet worden wäre. Sie eilte zum Waschtisch, um die Hände und das Gesicht in Wasser zu tauchen, und schrak zurück,

denn die Waschschüssel war voll von eklem, klebrigem, jahrelang stehendem Schmutzwasser. Wie? Seit jenem Morgen, an dem das Hochzeitspaar hier aufgebrochen war — hatte ihre Mutter dieses Zimmer nicht aufgeräumt? Was war das? Was bedeutete das? Es kam wie unendlicher Schmerz über sie —, als ob das bedeuten sollte, daß ihre Mutter zu alt geworden war, um dieses Zimmer zu räumen. Sie konnte den Zusammenhang nicht verstehen und zwang sich, zu denken und zu grübeln, bis ihr, — erst wie ein kleiner, lichter Punkt, dann immer heller und heller die Gewißheit kam, — daß sie träume . . . Und sie fühlte, wie der schwere Alp sich hob, — erwachte — und fand sich in ihrem wirklichen Leben, in ihrem Heim, an der Seite ihres schlafenden Gatten.

## Börsenkrach

### 1. Psychologie, Technik

Der Mechanismus der Börse hat seine Opfer gefordert. Die Maus hat am Speck genascht, es schnurrte und rollte ein wenig und nun sitzt sie in der Falle.

„Sehr fest“ oder doch „vorwiegend fest“ — so telephonierte der Börsenvertreter noch vor wenigen Tagen seiner Firma; und der Lehrling schreibt es an das schwarze Brett der Kurse. Worauf das Publikum . . . . .

Nun, man ist doch wahrhaftig nicht auf der Welt bloß um Mäntel zu konfektionieren; oder mit Weißwaren zu handeln; kranke Leute zu verarzten; täglich die siebzehn Berliner Gerichte aufzusuchen. Dabei ist doch nichts zu verdienen. —

In diesen Jahren der günstigen Börsenkonjunktur (die, so scheint's, nunmehr hinter uns liegt) hat sich ein Spekulantentum besonderer Art der deutschen Effektenmärkte bemächtigt. Preisend mit viel schönen Reden taten die Bankiers, die Banken und die Herren von der Industrie das Ihre dazu. Jede Beurteilung der Lage, die von diesen Stellen ausging, hatte den Ansturm neuer Käufer von Industriewerten zur Folge. Spekulationsbrennpunkte entstanden; der Kursstand einiger Papiere zeigte Fiebergrade, und durch keine noch so ausgeprägte industrielle Hochkonjunktur war der wilde Haussesturm dieser letzten Monate zu rechtfertigen. Dennoch bearbeitete der Bankier und der Depositenkassenvorsteher seine Kunden mit wahrer und echter Begeisterung, zeigte Tabellen und Berechnungen, daß ihnen schwindlig wurde. Und schließlich kam es dahin, daß jeder, der auch nur 1000 Mark als Spargeld liegen hatte, auf irgendwelchen Aktien im fünfzehnfachen Werte „saß“, und unversehens mitten im Wirrsal eines Lebens stand, das durchaus jenseits seiner Berufstätigkeit lag. Wer Aesthet war, konnte sich über die Emotionen freuen, die das (bisher ihm so fremde) freundliche Zahlenbild des Kurszettels nunmehr in ihm hervorrief; wer aber mehr zu den Handgreif-



lichkeiten des Lebens neigte, der nahm neben der Zeitung alsbald Block und Schreibstift zur Hand, rechnete, notierte, gab Aufträge . . . .

Es liegt eine Beziehung in allen Dingen. Der bulgarische Zar hat dieser angenehmen, vertraut und lieb gewordenen Nebenbeschäftigung unserer hiesigen Bevölkerung ein Ende gemacht, als er die Mobilmachungsorder unterschrieb. Also, wie man in solchen Fällen hergebrachtermaßen zu bemerken hat, mit einem Federzug.

Es wurde böse auf der Welt. Manche k ö n n e n es nun einmal nicht hören, wenn geschossen wird. Und als Nikita von seinen Bergen, inmitten ‚bewaffneter Scharen‘ herabstieg, um einen Hügel an der Grenze zu erobern — — —

Da war es in Paris, in Berlin, in Wien an den Börsen vorbei. Es war, wie jene Träume sind, in denen der Fuß in das Nichts tritt, und alles nachgibt, wankt, weicht in das bodenlose Unendlich.

Man sollte nicht von einer Psychologie der Börse sprechen; nur von einer solchen der nervösen Leute. Die Börse ist kein Barometer der politischen Lage; sie weiß, im ganzen genommen, nicht mehr als andere. Herr Bankier Selig Oppenheim hört aus dem Munde eines ‚Machthabers‘, etwa von der Deutschen Bank, oder der Diskontogesellschaft, ein Wort, so im Vorbeigehen. Vielleicht das Wort ‚Weihnachtsbaum‘ oder ‚Hafermehl‘. Schon legt er's aus und unter, trägt's weiter, kolportiert es; der Ton macht die Musik — ‚ich hab's mit eigenen Ohren gehört!‘ und die Folge ist, daß die Shares der Kanadabahn, unseres großen Spielzeugs, um sieben Prozent (etwas ungeheures) nachgeben . . . . .

Soviel über das Psychologische. Es erklärt so manches in diesen horriblen Zeiten. Aber nicht alles, bei weitem nicht alles. Die Urgründe liegen anderswo: bei der Börsentechnik. Der Mechanismus hat gearbeitet, das Beil ist gefallen.

## 2. Situation

Die ersten Kursstürze an der Börse, die beim Bekanntwerden der Mobilisierung der Balkanmächte eintraten, beruhten auf den bei politischen Ereignissen nicht normaler Färbung durchaus von früher her bekannten Verkaufsaufträgen, die aus der Provinz kamen, wo die Leute in ihren Kreisblättern dunkle und bedrohliche Wendungen gelesen und am Biertisch von dem Herrn Major a. D. mutvolle und patriotische Worte gehört hatten. — Sie glaubten den Hannibal vor den Toren und verhielten sich durchaus römisch: bekamen nämlich Angst und beschlossen, ihr Hab und Gut zu vergraben. Und da man Aktien nicht gut einbuddeln kann, so gaben sie (telegraphisch) die Anweisung, zu verkaufen; um zu retten, was angesichts der Weltlage (wie man sie in Schrimm sah) zu retten war.

Die Börse war durchaus mißgestimmt über diese Leute aus Schrimm; und Mißstimmung ist der Tendenz der Börse keineswegs zuträglich. Vielleicht hätte ein Hebeldruck, eine Schraubenlösung, ein Handgriff genügt, um die Maschine zum Stillstehen zu bringen. Man ließ sie aber arbeiten.

Die Kurse fielen auf Grund dieser ersten Verkäufe; die Folge war, daß sämtliche Engagements, die auf Grund von ‚Einschüssen‘ bei den Banken eingegangen waren, unsicher wurden. Denn der Einschuß näherte sich schnell der Grenze der Unzulänglichkeit; es hieß Nachschüsse leisten,

um ‚durchhalten‘ zu können. Die ersten Nachschüsse wurden gezahlt : neues bares Geld kam den Banken und Bankiers in die Hände, und die Lage an der Börse sah wieder etwas freundlicher aus. Da geschah etwas Katastrophales : Paris ‚kam schwach‘. Paris, jener gewaltige Weltmarkt, von dessen Tendenz wir durchaus und demütig anhängen, brach unter der Last der Ultimoengagements zusammen ; und jetzt war der endgültige Sturz der Berliner Spekulation besiegelt. Nirgends reichte das bare Geld mehr hin, um die Verlustlücken aufzufüllen ; vierzigprozentigen Kursstürzen sind nur die Magnaten des Mammons gewachsen ; die sich einstweilen recht still verhielten. So ging die Deroute ihren Weg : kaum noch einer, der an den Balkankrieg dachte ; nicht die politischen, die Börsendepeschen aus Paris, später aus London und Wien bestimmten bei uns den Gang der Geschehnisse : die sich lautloser, aber deswegen fast noch entsetzlicher vollzogen als jenseits der Grenzen. Und wie ein Grabstein war die Maklertafel am Kassaindustrieaktienmarkt, auf der das doppelte Minuszeichen für sämtliche Werte erschien . . .

Man hatte noch auf Deckungskäufe der Baissespekulanten gehofft ; doch ergab sich, daß eine Kontermine bei uns so gut wie nicht vorhanden war. Wer hätte auch, in der Maienblüte einer sündhaft ansteigenden Entwicklung, vor Wochen sich zu der Baissepartei schlagen wollen. Das hieße Wasser trinken, während andere sich am Weine mit Ausführlichkeit berauschen durften. Nein, der Alkohol behielt durchaus die Oberhand . . .

Woraufhin jetzt der große Jammer und das große Jammern anhebt.

### 3. A u s b l i c k.

Die Spekulation ist gebrochen ; unter Millionenopfern verläßt sie die Wahlstatt. Wer wird das verwüstete Erbe antreten ? Man kann nicht zweifeln, daß heut der Kurs mancher Papiere einen u n n a t ü r l i c h e n Tiefstand erreicht hat ; daß der Katarakt wahllos so ziemlich alles mit zu Boden riß. Erwägt man dies, so ergibt sich, daß, wie auch immer die Zukunft sich wenden möge, der Anstieg zahlreicher Werte zu ihrer naturgemäßen Höhe für bald oder später bevorsteht. Heut hieße es also eigentlich k a u f e n , um den Kursgewinn mitzunehmen. Wer aber kauft ? — Die Spekulation liegt am Boden, ihr Geld ist in den Kassen der Banken. Empirische Weisheit läßt es uns vermuten, daß im Kreislauf der Dinge die B a n k e n eines Tages — grad vielleicht mit jenem Geld — als Käufer den Markt betreten, und nun ihrerseits eine Spekulation in Überlebensgröße beginnen ; bei der es sich nicht um Tausende wie bei Herrn Müller oder Herrn Cohn, sondern um Millionen handeln wird, die einzustreichen sind. Mit Kleinigkeiten mag man sich hier nicht abgeben ; und ein Institut, das wie die Deutsche Bank, 32 Millionen Mark im Jahre an Verdienst aufzubringen hat, kann sich in der Tat nicht mit Lumpereien abgeben. Und darum w a r t e t man auch hier noch mit den Käufen ; die Stützungsaktion, von der man eingangs murmelte, ist einstweilen nur schwach eingeleitet worden. Noch viel mehr Blut muß fließen — und schon spricht man von Opfern, die endgültig auf dem Schlachtfeld bleiben werden. Die Banken aber wissen sich von Schuld und Sünde frei. Festzustellen ist aber weiterhin, daß sie, nicht unähnlich der deutschen Diplomatie, dem Einbruch der Ereignisse wieder einmal in reiner Torheit gegen-



über gestanden haben. Niemand war sich etwas Böses vermuten — keine Sterbenssilbe von dem, was im Anzuge war, wurde auf dem klangvollen Münchener Tage gesprochen. Sollten wirklich den großen Herren am grünen Tische der Deutschen, der Dresdner Bank und der Diskontogesellschaft nicht aus dem nahen Orient ernst stimmende Berichte zugegangen sein? Und sollte es ihnen nicht aufgefallen sein, daß die Aktien der Österreichischen Kreditanstalt schon seit Monaten (in all dem Taumel rings) langsam doch stetig abwärts gingen. Mußte man nicht, sah man sich dieser Erscheinung gegenübergestellt, nachdenklich sich sagen, daß an Österreichs Nerven irgendwo gezerrt werde? Zumal da die Rothschildgruppe, zu der die Kreditanstalt gehört, in politischen Dingen von je eine Witterung ersten Ranges gehabt hat.

Vom seligen Meyer Amschel her.

Vindex.

## Schönbergs „Pierrot Lunaire“

Von Georg Gräner

### I

Klingendes Mondlicht; geisterhaft; mit Händen nicht faßbar (nichts ‚Handgreifliches‘). Man greift mit den Sinnen, nach einer Form tastend, hinein — und wird überrieselt von einem feinen, kühlen, gestaltlosen Hauch . . . . Man greift mit der Seele, nach einem Menschen suchend, zu — und wird gefaßt von wildnärrischen Gespenstern . . . . Doch da wimmert, heult, lacht und klagt es aus der Mitte des klingenden Mondlichts: es ist eine Stimme, die seltsame, berückend groteske Verse redet. Irr, wie Mondphantasien; tief Musikalisches, nichts Gesangliches; wie überhaupt denn diese ganze Musik nichts Gesangliches, sondern etwas Sprechendes an sich hat. Sie ist der schwankenden, zerrissenen, spukenden, abgründigen, geheimnisvoll-fahlen, grausig-schönen Mondscheinwelt . . . . ‚sprechend‘ ähnlich. Die Mondscheinwelt? Wo ist sie? Draußen — und drinnen ganz tief in den nächtigen Höhlen unserer Seele, wo hineinzusteigen wir uns fürchten, als wäre es Sünde und Wahnsinn. Schönberg hat das Extreme gewagt . . . .

### II

Ist der jüngste Schönberg eine Aufhebung oder eine Erfüllung der Musik (oder wenigstens dessen, was Musik bisher war)?

Man sagt, daß Schönberg verrückt sei. Warum gerade verrückt? Eher schon: verrückt . . . gerade, weil er keinen Finger breit von seinem Wege abweicht. Keinen Finger breit, verrückt gerade: wie alle die Müssenden. Schönberg aber ‚muß‘ . . . . durch Musik sprechen.

Das Sprechbedürfnis großer deutscher Meister hat die Musik vorwärts gebracht. Bach sprach, Beethoven sprach, es sprachen Wagner und Bruckner. Sie sprachen musikalisch (die tiefste Sprache); sie übten die Kunst des Wortes, nicht die der Wörter (Prophetenkunst). Ueber die Geheimnisse ihrer Seele einfach Melodien und Harmonien zu schreiben nach der Logik, wie sie in Theoretikers Buch steht, war ihnen zu vage und der lebendigen Wahrheit nicht wert.

Ich will den unvollendeten Schönberg durchaus nicht jenen vollendeten



Meistern gesellen, aber er steht in ihrer Richtung. Der jüngste Schönberg mit dem klingenden Mondlicht und der sprechenden Stimme, er steht in ihrer Richtung.

### III

Seine Musik ist längst über die Ufer des alten Tonsystems getreten; und die Ueberschwemmung hat Verwirrung gestiftet (auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß). Aber es schwebt eine Persönlichkeit über den Wassern, keine Angst; eine sehr strenge, eine sehr genaue und eine, drittens, sehr lautere Persönlichkeit. Das innere Recht dieser Persönlichkeit zum Ultramodernen, zum Originalen wird durch die Tatsache belegt, daß in ihrer Musik keine Spur von fremder Musik, keine Spur von Dagewesenem schimmert. Ein schwacher Grund? Jemand schneide die tollsten Grimassen, scheue keine akrobatische Anstrengung und gebärde sich auf jegliche Weise wie wahnsinnig: um original (nicht originell, um original) zu sein, er erreicht es nicht, es steckt ihm denn die Originalität schon im Blut. Schönbergs Originalität steckt in seinem Blut; doch seine Originalitätssucht steckt in der . . . Pfiffigkeit seiner Hörer.

### IV

Ich komme auf den ‚Pierrot lunaire‘ zurück. Ein Melodram. Allerdings. Aber eins, in dem sich Menschenorgan und Instrumententon so ineinander verschränken, wie man es nie für möglich hielt. Ich versuche zu erklären.

Schönbergs Musik besteht aus scharfer Wirklichkeit und Phantastik (wie das Leben, nicht wahr?), oder ins Fachliche übertragen: aus Rezitativ und Farbe. In älteren Opern und Oratorien wurde das Rezitativ gebraucht bei ‚prosaischen‘ Stellen, im nüchternen, alltäglichen Dialog, oder bei Stellen, wo es galt, ganz etwas Seltenes, ganz Besonderes auszudrücken (wie manchmal im Bach), etwas, das sich auf keine Weise in die traditionellen Musikformen pressen ließ. Ich erwähne die intensive, verbreiternde Rezitativbehandlung bei dem antitraditionellen Wagner, ich denke an Richard Strauß, und finde, daß Schönberg, der das Besondere des Besonderen auszudrücken sucht, zur ausgiebigsten Anwendung gerade des Rezitativs gelangen mußte. Instrumentalrezitativ. Was jedoch ist anderseits das rhythmisch Gesprochene? Was weiter als auch ein steigendes und fallendes Rezitativ? Ich darf den Schluß ziehen. Die beispiellos tiefe Verschränkung von Stimme und Instrument in Schönbergs Melodram ist durch die gleiche Art der Behandlung (nämlich rezitativisch) beider Faktoren erzielt. Man erhält neue Formeln für die Einheit des Organismus und der zusammenwirkenden Faktoren in einem lyrischen Musikwerk, die beiden Formeln: Sprechstimme — rezitativische Instrumentalbegleitung; Singstimme — melodische Instrumentalbegleitung. Schönberg erfüllt die erste Formel und ist deshalb der erste fertige Melodramatiker.

Die Farbe bei Schönberg ist eigentlich weniger ein absolut Phantastisches, sondern wirkt vorläufig phantastisch. Vorläufig. Die Farben sind an die Stelle der Modulationen getreten; allein wir sind noch nicht imstande, die Logik in den Farbenverbindungen so sicher zu empfinden wie diejenige in den Akkordverbindungen. Daher erscheinen uns die Farbenmodulationen Schönbergs sprunghaft, willkürlich, toll, phantastisch. Sprunghaft, willkürlich, toll, phantastisch wie auch seine Rezitative. Man ahnt innere Zusammenhänge zwischen Farbe und Rezitativ. Es scheint als ob eins ohne das andere nicht sein könne. Ach, es gibt noch viel zu ent-

decken in der neuen, wilden, herrlichen Welt Schönbergs, — und wenn wir unsere Arbeit getan, dann kommen die Musikphilologen und machen ein ‚wissenschaftliches‘ System daraus, womit sie die folgenden Generationen erwürgen . . . . .

## V

Doch beiseite die Spekulation und die Melancholie. Die Gegenwart heißt ‚Pierrot lunaire‘. Das klingende Mondlicht mit den sprechenden Farben . . . Schönberg!

Er hat das Extreme gewagt.

## Küchler

In Sachen des Denkmals für Heinrich Heine hat ein lütter Schreibling in Hamburg, den das Fremdenblatt beschäftigt, einiges drucken lassen, was mir spät zu Gesicht kommt. Ein Herr Carl Küchler. Ich berühre Das nicht um seinetwillen. Eher um der Stadt willen, wohin das Denkmal kommt, und wo seine zum erfolgreichen Kartoffelbau geschaffene Natur das Wort nehmen darf.

Herr Küchler glaubt, wenn der Senat sein Wort nicht halte, wären Die reingefallen, denen er es nicht hält. Eine Sittlichkeit, welche darauf hinausläuft, daß, wenn Herr Küchler einen ganz kleinen Silberlöffel einsteckt, er den Besitzer für blamiert ansieht. . .

Nun, was hier vorliegt, ist nicht Gesinnung: sondern die unzulängliche Kraft, Gesinnungen auszudrücken. Ihm gab ein Gott zu sagen, was er nicht meint, denn er ist Schriftsteller.

Wenn er Lust hat, kann ich ihm zum Bekanntwerden verhelfen.

Kerr

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Der Pan erscheint jetzt F r e i t a g s.



hilft sicher und sofort unter voller Garantie b. Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. In Apotheken u. Drogerien erhältlich.  
**Amol-Versand, Hamburg.**

Eine Anzeige dieses Heftes verweist auf das Werk des Baurats Franz Jaffé über die Klosterkirche von Curtea de Arges.

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....	Tagebuch eines Hirnwesens
Heinz Graf Schlieffen....	Popularisierung der Staats-Anleihen
Alexander Solomonica...	Liebesgeschichte
Paul Czinner.....	Plagiat
M. B. Cossio.....	Wie lebte Greco?
Arnold Ulitz.....	Fortgeschrittene Lyrik

---

Lichnowski-Dernburg





## Tagebuch eines Hirnwesens

Von Alfred Kerr

Jeden Tag Zeitungstelegramme. Es vollzieht sich etwas. Wie steht unsereins dazu?

Man soll sich Rechenschaft ablegen.

Lumpige sechzig, siebzig Erdumläufe bleibt man hier. (Hoffentlich dauert es länger.) Mitten in dem Gesindel. In der klaren Erkenntnis, gestufter zu sein als die weitaus mehrsten der Bande. Aber nicht vereinzelt zu sein — sondern mit einer ansehnlichen Schar auf dem gleichen Turmtreppenabsatz. Will sagen: Von etwa gleicher Gesinnung. (Nur über die Gesinnung; über die Fähigkeiten soll nicht gesprochen werden, zumal wir heute wissen, daß ‚Begabung‘ immer partiell ist; daß ungefähr jeder für etwas begabt ist, wenn die Lebensbedingungen diesen Zug zu entwickeln erlauben — und so weiter.)

Jeden Tag Zeitungstelegramme . . . Man liest das, wie man von Tieren liest; von einer ganz entfernten Gattung.

\* \* \*

Eine verhältnismäßig kleine Schar findet sich auf dem selben Turmtreppenabsatz — auf den unteren Absätzen gibt es Krach, den hört man, kennt seine Art . . . und fühlt Ekel über die unpraktische Form, sich auseinanderzusetzen.

\* \* \*

Leute der verschiedensten Sprachen und Länder gehören auf unsren Treppenabsatz — bessere Wesen — aber man ist verpflichtet, in das Horn von Andren, Tieferstehenden zu stoßen.

Man soll sich Rechenschaft ablegen.

Tieferstehende sind es, in jedem Land, welche die Herrschaft über den ganzen Turm üben. Möglich wird es kraft einer halb mechanischen Ursache: daß sie weder ganz tief noch oben sind, sondern mittlings, gestützt auf die Unteren, mit der Möglichkeit die Höheren zu packen.

Nach dieser schoflen Schar werden die Rummelvorgänge benannt, von ihr bewertet, denen sie das Wort ‚Geschichte‘ gaunerisch feierlich aufprägt.

Sie heftet ihre Namensschilder an Förderliches, das andre

gemacht — und vermengt es mit der durchschnittlichen, oft blutigen Korporalsarbeit, zu der sie selber tauglich bleibt.

Ich gab neulich den Rat, über den Zusammenhang zwischen ‚Obmännern‘ und ‚Parasiten‘ schärfer nachzudenken. Dieser Rat ist nicht häufig genug zu wiederholen.

\* \* \*

Die Welt liegt wieder im argen. Mit Katzbalgereien der Lausevölker vom Balkan beginnt es, mit einem Verröcheln vieler von uns wird es enden; mit dem verfrühten Insgrasbeißen manches in sich geeinten, zugeschliffenen, adligen, hochgeklommenen und keimvollen Geschöpfs. Sie sollen ihren Bauch, ihre Lungen, ihr Herz zerfetzenden Kugeln darbieten. Auf Grund von Beschlüssen einer tieferstehenden Gruppe.

\* \* \*

Es gibt kein Mittel, das nicht recht wäre, diese Schweinerei zu durchkreuzen; passiven Widerstand zu leisten; in Verwendung aller Tücke und Hinterlist, deren ein emporgereifter Mensch fähig sein kann. Es gibt kein Mittel, das unerlaubt wäre.

\* \* \*

Vorangehen soll (meinetwegen körperlich) eine Bläung von Schreibern, die selber nicht mitziehn — aber zwischen vier tapezierten Wänden Fanfare blasen.

\* \* \*

Spät, nach allen vergessenen Zänkereien, hat es den Voltairianer Friedrich gewurmt, eine Welt beinahe so dumm hinter sich zu lassen — wie sie gewesen, als er sie betrat.

Wandlungen sind immerhin merkbar; doch wie David Friedrich Strauß (übrigens politisch ein Esel) richtig fand, nur in dieser Form: ungeheuer große Zeiträume, ungeheuer kleine Wandlungen.

Man soll sich Rechenschaft ablegen. Etwas ist im Gange.

\* \* \*

Niemand weiß, was dieser arbeitsvoll erbauten Welt bevorsteht. In Italien haben sogar Sozialisten anno Kyrenaika die Fassung verloren, schnappten über — und dachten kaum an die Möglichkeit eines andren Austrags.

Um dies elende Stück Wüstengrenzland erlebte mancher Genosse den Bruch mit einem Daseinsinhalt; was steht uns bevor?



Besseres?

Mittlerweile wirkt fast alles, . . . wie wenn es im verkaffertsten Stockwerk des Turmes vor sich ginge. Namenlos widerlich.

\* \* \*

Was über Ferdinand als ‚Koburger‘ gesagt wird, ist nebenbei Geschwätz — man könnte genau so gut (indem er ein Orléans ist) Familienzüge der Orléans aus dem Brockhaus hinschreiben.

Wesentlicher ist folgendes. In einem durch Stambuloff gegründeten Reich wird im Kriege die zuerst eroberte Stadt nicht Stambulitza, sondern Ferdinandowo genannt. Sind alle diese Menschen laut Verabredung unsinnig? Der genannte Mensch verteilt auf dem Schlachtfeld (‚König Ferdinand ritt dicht hinter den kämpfenden Regimentern‘) Dekorationen und ‚weinte wie ein Kind, wenn er Verwundete sah‘. Die Dekorationen (deren bulgarischer Charakter selbst von Sterbenden erkannt und abgelehnt werden mußte) sind eine Tröstung für das Koma. Liliencrons Kriegsnovellen hätte man dort auch vorlesen sollen — zur Genugtuung . . .

Nicht aber soll man vorlesen, was der ‚arme Mann im Tocken-burg‘, welcher bei Roßbach mitkämpfte, geäußert. Es geht in die Hosen, sagt er freimütig.

\* \* \*

Und wie schlicht war noch Roßbach. Heut (murmelte zu mir ein ernst und nachdenklich gewordener Oberst) bei rauchschwachem Pulver, wenn sie kaum sehen, daß etwas herankommt; wenn zwischen Feiglingen und Tapferen kein Unterschied mehr ist; sondern bloß ein Lotto mit Nieten und Treffern; wenn einer plötzlich Sprünge macht wie ein Karnickel . . und hin ist; wenn das Gebrüll der Blutenden, halb Ausgeweideten (ohne daß man sich an einem sichtbaren Gegner erbittern könnte) nicht mehr von Legendengaunern vertuscht und stimmungsvoll gemacht wird; wenn Haufen von amputierten Armen und Füßen den Verkehr beeinträchtigen: dann ist jenes Roßbach des Tockenburgers unterboten.

Rauflust wird Sage; Kalbsmetzgerei nimmt ihren Platz.

Beethoven, Marx, Cézanne . . . alle sind schon erschossen worden; irgendwo; irgendwann; hundertmal, — und man erfuhr es nicht.

Jeden Tag Zeitungstelegramme; man liest sie, wie man von Tieren, wie man von einer ganz entfernten Gattung liest. Es kann (hoffentlich) nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond.

\* \* \*

Denkträgheit Hauptsache. Diese Burschen denken, weil es immer so war, daß es immer so sein muß. Jeden Versuch eines heutigeren Erfassens weisen sie zurück, teilweise mit sergeantenmäßigem Spott — wie man dem Dampfswagen ein frühes Ende wegen geringer Beteiligung vorausgesagt hat. Die mittlere Turmtreppe spielt sich auf. Wie lange noch?

\* \* \*

Solange noch : bis zwischen dem obersten Treppenteil und dem untersten Treppenteil eine Verbindung hergestellt ist. Ecco.

Man soll sich Rechenschaft ablegen. Sechzig, siebzig Menschenjahre dauert es höchstens.

Es kommt darauf an, diese Verbindung zu schaffen. Heute gibt es kein wichtigeres Ziel.

Und es gibt kein Mittel, das nicht recht wäre, die Schweinerei zu durchkreuzen ; passiven Widerstand zu leisten, — — in Beherrschung aller Tücke und Hinterlist, deren ein emporgerEIFter Mensch fähig werden kann.

\* \* \*

### S a c h l a g e

Dies ist die ganze Wissenschaft :

Nicht alle wurden zugleich entafft !

Die sich bespeien und hassen,

Sind : ungleichaltrige Rassen.

---

## Popularisierung der Staats-Anleihen

Von Heinz Graf Schlieffen

Der nicht in heimischer Begrenzung zuständige Verfasser macht hier einen wirtschaftlichen Vorschlag, im Hinblick auf den Kriegsfall.

Seit Jahren wird über Mittel und Wege zur Stabilisierung des heimischen Anleihemarktes diskutiert, leider ohne jeden praktischen Erfolg. Derweile aber vermindert sich die Aufnahmefähigkeit weiter Kreise für unsere Staatsschuldverschreibungen mehr und mehr. Trotz der mit beträchtlichen Verlusten verknüpften Interventionspolitik der Seehandlung, die von ängstlichen Besitzern oft kopflos an den Markt geworfenen Papiere jederzeit aufzunehmen, konnten die Kurse in letzter Zeit sich nur auf ca. 82 pCt. behaupten, bis Anfang Oktober infolge der all-

gemeinen Börsenderoute die 3 proz. Konsols das bisher tiefste Niveau mit 75 pCt. erreichten, obgleich nur schwache Anzeichen vorlagen, daß internationale Verwicklungen uns in naher Zukunft tangieren könnten.

Die Tatsache, daß unsere 3 proz. Reichsanleihe an der Londoner Stock-Exchange zugelassen ist, sollte keineswegs überschätzt oder gar als ein Triumph geldwirtschaftlicher Strategie betrachtet werden, denn gerade in ihr liegt die Gefahr, daß durch Baisse-Spekulationen gewissenloser, internationaler Jobber in Krisenzeiten der Kurs willkürlich beeinflußt wird.

Im Falle eines plötzlichen Waffenganges dürfte ein erheblicher Kursrückgang ohnehin unvermeidlich sein, nicht zum letzten deswegen, weil wir verabsäumt haben, weiteste Schichten unseres Volkes zu willigen Abnehmern und Kurshaltern unserer Staatspapiere zu erziehen, wie es die französische Regierung schon seit Jahrzehnten getan hat!

Die außerordentliche Beliebtheit der 3 proz. französischen Staatsrente basiert nicht so sehr auf der Genügsamkeit und Wohlhabenheit der breiten Masse, als vielmehr auf wohlverstandenen Patriotismus. Welche Genugtuung bereitet es dem Citoyen, sich in der Steuerliste — selbst mit kleineren Beträgen — als Gläubiger der Republik ausweisen zu können! Allerdings hat die Regierung redlich das ihre zur Popularisierung der niedrig verzinslichen Staatspapiere beigetragen, indem sie den Besitzern 3 proz. Rente völlige Steuerfreiheit für die darin investierten Kapitalien gewährt. Kommt der Rentenkurs durch internationale Konstellationen einmal ins Schwanken, so beunruhigt das den kleinen Mann nicht weiter, denn durch sein Steuerprivileg weiß er die momentane Wertminderung mehr als ausgeglichen: Angstverkäufe zu tätigen, kommt ihm nicht in den Sinn. So ist das französische Volk das ‚Volk der Rentner‘ geworden. —

Was aber jenseits der Vogesen seit langem sich als zweckdienlich erwiesen hat, sollte auch im Deutschen Reiche anwendbar sein, umsomehr, als gesetzliche Steuerbefreiung auch bei uns keineswegs ein Novum bedeutet.

Bereits unter dem Finanzminister Miquel wurde in Preußen ein Präzedenzfall geschaffen, indem der Verallgemeinerung des bekanntermaßen recht lukrativen Lebensversicherungsgeschäftes kräftig Vorschub geleistet wurde durch gesetzliche Vergünstigung, derzufolge Policengebühren bis zur Höhe von 600 Mark alljährlich vom steuerpflichtigen Einkommen in Abzug gebracht werden dürfen.

Die Ausdehnung dieses Steuerprivilegs auf die Besitzer 3 proz. heimischer Anleihe bis zum Betrage von 20 000 Mark



wäre nur ausgleichende Gerechtigkeit und dazu angetan, das Absatzgebiet ganz bedeutend zu erweitern. Der Gewährung gänzlicher Steuerfreiheit von Reichswegen für die niedrigverzinslichen Werte wäre einer begrenzten natürlich bei weitem der Vorzug zu geben.

Da man auf halbem Wege nicht stehen bleiben soll, gilt es noch ein anderes, in der Emissionstechnik begründetes Hindernis zu beseitigen.

Die partikularistische Kräftezersplitterung, unter der noch heute das nach außen hin geeinte Deutsche Reich zu leiden hat, und die unsere nationale Entschlußfähigkeit oft genug behindert, dokumentiert sich besonders auf dem Anleihemarkt mit betrübender Deutlichkeit. Außer mit der Unterbringung der beträchtlichen Reichsanleihen haben wir alljährlich mit der Placierung verschiedenster Neuemissionen von preußischen, sächsischen, bayrischen und anderen mit 3, 3½ oder 4 pCt. ausgestatteten Schuldverschreibungen zu kämpfen, denn bekanntlich regeln die neben dem Reichstag tagenden 18 bundesstaatlichen Parlamente, jedes für sich, die Kreditbedürfnisse ihres Landes. Die Entscheidung für das eine oder andere dieser Papiere wird dem Laien erschwert durch die Verschiedenheit der Amortisationsklauseln, aus denen wieder die Kursdifferenz der mit gleichem Zinsgenuß ausgestatteten Werte sich erklärt.

Um die diversen, auch in Fachkreisen längst als störend empfundenen Unzuträglichkeiten zu beseitigen, dürfte sich als Radikalmittel die Schaffung eines einheitlichen Staatsrenten-Papieres nach britischem und französischem Muster empfehlen. Anstatt wie bisher mit der Emission der vom Reichstag und den einzelnen Bundes-Parlamenten bewilligten Anleihen verschiedene Bankengruppen gesondert zu beauftragen, wäre mit der Gesamtemission die Reichsbank oder ein besonderes Reichs-Renteninstitut zu betrauen, das als Zentralvertriebsstelle fungiert und — analog den Geschäftsprinzipien der Syndikate — die Erträgnisse prozentualer der Beteiligungsquoten an Reich und Bundesstaaten abzuführen hat.

Zur Bequemlichkeit des Publikums könnte auch den öffentlichen Kassen, insbesondere den Postanstalten, der Vertrieb der neuen, einheitlichen Reichsrente übertragen werden, ein System, das sich im Auslande besonders gut bewährt hat.

„Bereit sein ist Alles“, predigen die offiziellen Stellen. Deshalb sollte man nicht länger zögern, wohlgeeignete Maßnahmen auch für die finanzielle Kriegsbereitschaft zu treffen.

## Liebesgeschichte

Von Alexander Solomonica

Ich mußte vierzehn Tage lang das Bett hüten und faßte in dieser Zeit den Entschluß, mein allnächtliches Café fortan zu meiden. Dieses Lokal, das nicht etwa leer, sondern recht gut besucht war, langweilte mich über die Maßen. Trotzdem war ich, wie gesagt, in jeder Nacht dort anzutreffen. Auch in der Nacht meiner Genesung. Ich saß wieder auf demselben Fleck; das wunderte mich nicht, denn ich hatte überhaupt allen Grund, mit mir unzufrieden zu sein. Ich war also abermals allerlei widerwärtigen Stimmen ausgeliefert. Nicht nur, daß ich gezwungen war, meine Zeit in ganz lächerlicher Weise zu verschwenden, auch der Anblick der häßlichen Gesichter so vieler hoffnungsvoller junger Menschen war meiner Gesundheit nicht dienlich. Zudem streiften mich die Blicke meiner Nachbarschaft mit demselben Ausdrücke von Dummheit und Haß, der es mir verbot, ihnen auch nur mit freundschaftlicher Gelassenheit zu begegnen. Aber ich hatte doch wenigstens das Gefühl, in vertrauten Verhältnissen zu sein. Nur die eine oder andere Veränderung war eingetreten. Ein neuer Kellner, dem man Respekt beibringen muß. Auch Gäste sind da, die ich nicht kenne.

Nicht weit von mir sitzt ein mir unbekanntes Mädchen, das sich gebärdet, als kenne es mich. Das Fräulein nickt mir zu, was die Aufmerksamkeit so mancher meiner Bekannten erregt. Ich verneige mich lächelnd, wie es sich gebührt, aber der Gruß galt gar nicht mir. Ich habe mir also eine unerwünschte Blöße gegeben, kein Wunder, daß ich ein fernes Gelächter auf mich selbst beziehe. Der Irrtum war übrigens nicht der Rede wert, und ich gebe mich geradezu der Hoffnung hin, daß er unbemerkt geblieben ist. Ich blicke also unbekümmert nach dem Fräulein hinüber; ganz hübsch, denke ich mir, wiewohl ich ihr Gesicht nicht deutlich sehe. Ich habe begreiflicherweise ein Interesse daran, daß sie sich nicht einfach zur Partei meiner Gegner schlägt. Nichts leichter als das; übrigens wurde meine Abwesenheit ohne Zweifel zu besonders übler Nachrede benutzt. Sie wendet den Kopf und ich bin enttäuscht: ein gleichgiltiges Gesicht, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß mir ihre geheimnisvollen Augen recht gut gefallen. Auch ihr Haar ist hübsch, aber es verlohnt sich nicht der Mühe, länger hinzusehen. Nun verabscheue ich zwar mein Café, will aber wenigstens die Rechte



des Stammgastes gewahrt wissen. Gleichwohl muß ich sie mit unzähligen Besuchern teilen, denen dies Lokal, wie es scheint, eine angenehme Abwechslung bedeutet. Es fehlt mir infolgedessen nicht an Gelegenheit, meiner Langeweile neue Nahrung zuzuführen. Bald wird die Unbekannte für immer verschwunden sein; denn sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach zum ersten Male hier, ahnt auch nichts von den Gepflogenheiten, die hier gelten. Doch ich will mir darüber Gewißheit verschaffen. Da rückt sie sich zurecht, ein Kellner bringt ihr Schreibzeug, und sie beginnt ihre Korrespondenz zu erledigen. Also ein Stammgast. Das hätte ich schon aus der nachlässigen Art schließen sollen, mit der sie bedient wird. Den einmaligen Besuchern kommt man hier mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Sie aber hat sich schon völlig eingebürgert.

Doch was kümmert mich dieses Fräulein? Sie ist nicht mein ‚Typ‘ und scheint mir auch sonst keiner besonderen Beachtung wert zu sein. Andern Tags ist sie freilich wieder da, wird sogar von meinen Gegnern wie von allen Freunden begrüßt. Das gilt mir gleich; aber ich muß der Situation immerhin meine Aufmerksamkeit zuwenden. Mein Blick fällt auf die Unbekannte. Ihr Gesicht, das nicht nach mir hinsieht, ist sehr hübsch. Auf meinen früheren Eindruck kann ich mich mit bestem Willen nicht mehr besinnen, kein Zweifel, daß gestern irgend ein Schatten sie entstellt hat. Sie blickt ruhig vor sich hin, ohne die Lippen zu bewegen, und ich frage einen Kellner:

‚Wer ist die junge Dame mit dem großen schwarzen Hut?‘

‚Die Schauspielerin Eva H.‘ Ein unbekannter Name, doch er gefällt mir. Wahrscheinlich eine Anfängerin, denn sie ist sehr jung, und noch stellenlos, da sie auch während der Theaterstunden das Café nicht verläßt. Ich überlege, ob ich mich ihr vorstellen lassen soll; es würde mich wohl nur geringe Mühe kosten. Aber ich bin nicht unternehmungslustig, gehe auch früher als sonst nach Hause.

Jetzt suche ich mein Café allabendlich schon zur Zeit der Dämmerung auf, voller Ungeduld, wenigstens das Ziel der Langeweile zu erreichen. Da gibt es wenige Gäste, nicht einmal alle Lampen sind angezündet. Ich wähle einen großen runden Tisch, um mich dahinter zu verschanzen. Es verleiht mir ein Gefühl der Beruhigung, ganz allein über einen Tisch zu verfügen, wenngleich noch niemandes Nachbarschaft mir lästig fallen könnte. Die Zeitung jedoch, die ich durchblättere, unterhält mich nicht und erweckt beinahe das Verlangen nach Geselligkeit in mir. Uebrigens erfreue ich mich meiner Geborgenheit nicht mehr lange. Die ersten Stammgäste gehen an mir vorüber,



schauen mir feindselig ins Gesicht, einige grüßen sogar, ohne sich jedoch in ihrer Gesinnung von den anderen irgendwie zu unterscheiden. Mein Tisch wird streng gemieden; aber bald ist es eine Insel in dem Raum, den ich durchaus zu überblicken vermag und der sich rasch mit Besuchern füllt. Jetzt kommt die Schar jener flüchtigen Gäste, Familien, die hier nichts zu suchen haben, doch immerhin das Café auf ein Stündchen mit ihrer Anwesenheit beehren. Man lagert sich rechts und links an meine Seite, und wie durch Hexerei bin ich plötzlich nur das geduldete, ja unwillkommene Mitglied einer mir gleichgiltigen Gesellschaft. Man macht allerdings vergebliche Versuche, mich in ein Gespräch zu ziehen. Ich lasse mich nicht verwirren, sehe niemanden an und behalte den Eingang im Auge. Eine mittelgroße, schlanke Gestalt kommt herein, Eva H., mit Federboa und schwarzem Hut. Wie seltsam, daß ich ihren Namen weiß! Meinen hat man ihr wohl desgleichen hinterrücks genannt, denn man pflegt sich hier über alles Wissenswerte gegenseitig aufzuklären. Ich könnte wetten, daß man es dabei nicht verabsäumt hat, mich, den hoffärtigen Menschen, ins rechte Licht zu rücken. Sie geht langsam und unsicher zwischen den Stuhlreihen hindurch, sucht wahrscheinlich irgendwen. Hoffentlich läßt sie ihre Kurzsichtigkeit die Köpfe nicht bemerken, die sich nach ihr umdrehen; es fröstelt mich, wenn ein Kellner an sie streift. Ich muß gestehen, daß ich vor einigen Tagen ohne Grund manches an ihr auszusetzen hatte. Ihr Gang, zum Beispiel, gefiel mir nicht, doch ich war in einer Täuschung befangen.

Jetzt sollte ich mich allen Ernstes über das Gedränge, das einem hier sonst den Aufenthalt verleidet, freuen. Man schreit, gestikuliert; und unter dem Nicken der Frauenhüte darf ich meine Beobachtungen anstellen, solange es mir irgend beliebt. Fräulein Eva ahnt gewiß nichts davon, daß ich sie über einige Tische hinweg anstarre. Ich halte mich übrigens für den Fall, daß sie hersehe, bereit, meinem Blick rasch eine andere Richtung zu geben, doch damit hat's keine Not. Sie kümmert sich weder um mich, noch, wie mir scheinen will, um ihre zahllosen, aber flüchtigen Bekannten, die sie eilfertig begrüßen. Daß ich hier nichts Besseres zu tun finde, als mich mit ihr zu befassen, ist nicht weiter verwunderlich. Sie ist nämlich unter den vielen die einzige, die weder geschmacklos gekleidet ist, noch lärmt oder sich aufdringlich benimmt. Sie liest Zeitungen oder spricht mit einem alten Herrn, der ihr Gesellschaft leistet. Dieser Herr macht einen guten Eindruck auf mich. Er hat schöne lange graue Haare, sieht vornehm und freundlich aus. Ab und zu unterhält sie sich auch mit einem jungen Menschen, der eine Brille trägt

und dessen Manieren sich mir vorteilhaft von den hier üblichen abzuheben scheinen.

Ein vernünftig aussehender, eleganter Herr, der nichtsdestoweniger den Anschein der Biederkeit erweckt, kommt gerade hinzu, und sie besprechen wohl etwas vertraulich miteinander. Ich rufe den Kellner, der damit Bescheid weiß, drücke ihm ein Trinkgeld in die Hand und beginne ihn über den Gegenstand meiner Beobachtung leise auszufragen. Weiß Gott warum, denn ich horche gar nicht auf das, was er mir sagt. Ich überlege, ob es nicht angezeigt sei, hinzugehen und sie um eine der Zeitungen zu bitten. Doch ich würde mich dabei jedenfalls recht ungeschickt benehmen, zumal da ich seit langem des Umgangs mit Menschen entwöhnt bin. Auch mein ewiges Fixieren mag ihr schon aufgefallen sein. Der Hut verdeckt jetzt ihr Gesicht ganz und gar. Ich bleibe in unbeschreiblicher Erwartung, bis sie sich zurücklehnt, dann ein wenig vornüberneigt, um eine Tasse an den Mund zu führen. Diese einfache Bewegung bringt plötzlich eine Veränderung in mir hervor. Ein starkes Gefühl der Glückseligkeit durchrieselt mich; ich behalte nur soweit meinen klaren Verstand, um darüber erstaunt zu sein. Auch muß ich unwillkürlich lächeln, weil ich mich vorhin vor meiner eigenen Ungeschicklichkeit gefürchtet hatte. In Wahrheit und zu meiner Befriedigung bin ich von allem erdenklichen Wagemut erfüllt. Für den Bruchteil einer Sekunde schweifen meine Gedanken weit ab, kehren aber ohne Zögern zu ihrem Ausgangspunkte zurück. Doch nun ist Fräulein Eva überhaupt verschwunden, denn irgend eine Tafelrunde hat sich zwischen uns gedrängt. Wahrscheinlich ist die Zahl der Gäste aufs höchste gestiegen; kein Plätzchen mehr frei, man ist gut gelaunt und in eifriger Unterhaltung begriffen. Ich betrachte meine Nachbarn, die indessen, wer weiß wie oft, mit ihresgleichen gewechselt haben. Sie scheinen in der Tat über eine unerschöpfliche Reserve zu verfügen. Ihre Züge sind von fröhlicher Erregtheit unangenehm verzerrt, entschwinden mir aber sogleich, wenn ich die Augen schließe. An wen erinnert mich dieses Mädchen? Ich sinne nach, um mir darüber klar zu werden. Doch wenn ich im Augenblick auch nicht folgerichtig zu denken vermag (schon der Lärm verhindert mich daran), empfinde ich doch so etwas wie Freude, wie ein Aufschub den Verurteilten erfreut, der seinen Henker noch nicht kennt. Sie ist nicht zu erblicken und auf einmal erfaßt mich das leidenschaftliche Verlangen sie zu sehen. Es herrscht allerdings ein solches Gedränge, daß mir die Lust vergeht, mich auch nur von meinem Platze zu erheben. Das Fieber steigt mir zu Kopf, denn meine Krankheit ist noch nicht ganz

überstanden. Ich lasse mich hinreißen, stampfe mit dem Fuße auf, obgleich der Arzt mir jede Aufregung verboten hat. Und mir ist wahrhaftig nicht wohl zumute; das Stimmengewirr dringt jetzt gedämpft, aber wenig beruhigend auf mich ein. Da wende ich mich zur Seite und erblicke in einem Pfeilerspiegel, der die Aufgabe hat, die grellen elektrischen Lampen zu verdoppeln, ihr ruhiges, bleiches Gesicht, das hier von irgendwoher zurückgeworfen wird. Das ist Rettung in der Not: ich darf also in heftiger Ergriffenheit dieses mir abgekehrte vornehme Mädchen betrachten. Vor allem erkenne ich auch ihren kindlich verträumten Ausdruck, als sei sie gleich mir bemüht, eine entgleitende Erinnerung festzuhalten. Niemand weiß, daß meine zusammengekrampften Lippen sich unsichtbar lösen und der Schmerz in meinen Schläfen erträglich zu werden beginnt; denn ich fiebere noch immer, bin aber von Dankbarkeit erfüllt. Sie selbst ist nirgends zu sehen.

Nun sitze ich vielleicht stundenlang in schwächlicher Laune da, woran wahrscheinlich mein Unwohlsein die Schuld trägt. Indessen ist es spät geworden, so daß nur drei oder vier kleine verstreute Gruppen zurückgeblieben sind. Auch Eva H. ist noch da. Sie fühlt, während sie an mir vorbeigeht, meinen Blick auf sich ruhen: es fällt mir ein, daß ein einsamer Gast wie ich in einem gewissen Grade die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Ich bin also fast allein mit ihr zusammen und werde sogleich ihre Stimme hören, die ich noch nicht kenne. Sie tritt zu Bekannten hin, in meine Nähe, ein Gefühl des Zweifels und der Angst erfaßt mich. Sie sagt:

„Ist der Herr Doktor hier? Ich habe heute lange auf Sie gewartet, gnädige Frau!“ Aber ihre Stimme klingt mir vertraut und schön, wie ich es nicht anders hätte erwarten sollen!

Andern Tags unternehme ich einen ganz planlosen Spaziergang, bevor ich mit Herzklopfen das Café betrete, denn mein Entschluß ist gefaßt. Ohne nach rechts oder links zu sehen, begeben sich mich also geradewegs zu einem unserer gemeinsamen „Freunde“.

„Willst du die Güte haben, mich mit Fräulein Eva H. bekannt zu machen?“

„Ach, mit dieser kleinen Schauspielerin? Gewiß, setz dich nur zu uns, wir wollen warten, bis sie kommt.“

Ich aber fühle mit Bestimmtheit ihre Nähe, keine halbe Minute vergeht, da wird sie sichtbar. Man winkt ihr zu, sie kommt lächelnd an unseren Tisch. Ich berühre zum ersten Male ihre Hand, wundere mich jedoch über mich selbst. Dieser Augenblick hatte in meiner Einbildungskraft eine große Rolle gespielt, aber



das Fräulein ist der Situation gewachsen, und auch meine Befangenheit verfliegt. Ich suche nach Anknüpfungspunkten, wir alle plaudern in der gewöhnlichen Weise. Eva H. widmet ihre Aufmerksamkeit einem Kritiker, der ein Maulwurfsgesicht hat, und sagt, indem sie mit heiterem Lachen die Hand auf seine Schulter legt:

„Sie werden doch morgen im X-Theater sein, wenn ich das Röschen spiele?“

„Das X-Theater ist eine Vorstadtbühne letzten Ranges. Und schon flüstert mir der Freund, der mich vorgestellt hat, heimlich zu:

„Sie hat ganz und gar kein Talent!“

Eva H. scheint diese Ansicht nicht zu teilen, und ich bin vorläufig geneigt, ihr zu vertrauen. Sie ist mit Recht auf Protektion bedacht, um die Mißgunst zu bekämpfen, die sie wahrscheinlich nicht minder bedrückt als mich. Sie hat nichts als ihre Laufbahn im Sinn, läßt sich Papier und Tinte geben, um in unserer Gegenwart an Direktoren und Schauspieler irgend ein Anliegen zu richten. Ihr Gespräch dreht sich stets um diesen einen Punkt. Und plötzlich erzählt sie mir mit leiser Stimme die Geschichte ihres letzten Engagements, ohne sich um die andern zu kümmern. Ich betrachte sie, unterscheide kaum die einzelnen Sätze, die sie spricht. Ihre Verhältnisse sind mir nicht klar; wie mag sie nur zu all diesen Bekanntschaften gekommen sein? Wir werden unterbrochen, der Herr mit den schönen grauen Haaren hat sich an unserem Tische niedergelassen. Der alte Professor drückt kräftig meine Hand, bleibt aber nahezu stumm. Seine Augen sind klein, in eigentümlicher Weise verklebt; niemand schenkt ihm Beachtung. Ich habe ferner das Vergnügen, Evas intimen Freund kennen zu lernen, einen wohlerzogenen Herrn N., der eine goldene Brille trägt. Er reißt das Wort an sich und verteidigt in phrasenreicher Rede seinen Standpunkt in einer mir gleichgiltigen Angelegenheit.

Ich begreife, daß ich Opfer bringen muß, um mit Eva beisammensein zu dürfen, nehme daher manchen Händedruck hin, mit der Verpflichtung, ihn des öfteren zu wiederholen. Doch ich bin wenigstens für kurze Zeit imstande, allen Schwierigkeiten wie ein Traumwandler zu begegnen. Und das, obgleich mich der Kopf schmerzt, da ein gelindes Fieber nicht von mir weichen will. Ich bedauere, daß die Theaterkritik nicht zu meinen Gewohnheiten gehört. Vielleicht wird sich dies ändern lassen. Jedenfalls bringe ich sie heute nach Hause, da der elegante Herr, mit dem ich sie gestern habe vertraulich sprechen sehen, ihr seine Begleitung nur bis zur nächsten Straßenecke angeboten

hat. Auf diesem kurzen Wege hängt er sich ungeniert in ihren Arm, macht schlüpfrige Witze, spielt den Trunkenbold und kneift sie in die Wange. Sie ist voller Nachsicht, ich darf also dagegen nicht einschreiten. Nach einem kameradschaftlichen Abschied gehen wir allein auf der dunklen Straße weiter:

„Warum lassen Sie sich das gefallen, Fräulein H.?“

„Ach, wir sind gute Freunde, ich verzeihe ihm das. Er war übrigens ein wenig angeheitert, merkten Sie es nicht?“ Ich schweige. Es beginnt zu regnen und ich bemühe mich, mit meinem Schirm nicht an ihren großen Hut zu stoßen. Der Lichtkreis einer Laterne zeigt mir sekundenlang ihr Profil und einen mir unbekannten Zug darin. Vielleicht stammt sie aus niedriger Familie. Dann sage ich:

„Sie sollten oft mit mir beisammen sein, und zwar mit mir allein. Ich mag die vielen Leute nicht, wenn ich aufrichtig sein soll. Aber Ihre Gesellschaft würde mir Freude machen, meine Arbeit fördern.“

„Ja, ich hoffe, Sie bald wiederzusehen! Sind Sie nicht jeden Abend im Café?“

„Das wohl; aber ich wäre sehr froh, wenn wir uns anderswo treffen könnten!“

Darauf komme ich noch mehrmals zurück. Es wird aber ausweichend geantwortet und unser Gespräch verstummt. Doch bald ist von der morgigen Aufführung die Rede, und das Versprechen wird mir abgenommen, pünktlich zur Stelle zu sein.

Das X-Theater ist in der Vorstadt gelegen, ich bin aber trotz meinem Unwohlsein pünktlich zur Stelle. Das Spiel hat noch nicht begonnen, ich gehe in die Garderobe, um Eva H. meine Aufwartung zu machen. Die Garderobe ist schmutzig, überdies lehnen schadhafte Kulissen an jeder Wand. Eva macht mich mit ihrer Kollegin, dem Fräulein Finny Meier bekannt. Beide tragen die gleichen Kleider, ähneln einander fast wie Schwestern. Fräulein Meier ist zwar kürzer und dicker, aber die Gesichter dieser Schauspielerinnen sind stark überschminkt, ihre Augen von Kohlenstreifen umschattet. Der Direktor, ein großer Mann mit Künstlerlocken, eilt fluchend hin und her, der Vorhang wird gleich in die Höhe gehen. Ich begeben mich in den Saal, der sich allmählich füllt. Proletarische Gestalten in reinen, aber schlechtsitzenden Anzügen, Frauen im Sonntagsstaat um mich herum. Wenig angenehme, viel ordinäre Mienen, Reden, Bewegungen. Das Spiel beginnt. Eva H. verkörpert die Hauptrolle in dem Drama „Das Röschen von Bernau“. Ich beobachte sie aufmerksam; sie hat in der Tat wenig Talent, deklamiert unnatürlich, bewegt sich hölzern, macht sogar auf meine Umgebung nur ge-

ringen Eindruck. Am Ende des zweiten Aktes übertreibt sie einen Verzweiflungsschrei allzusehr und erzielt Heiterkeit, statt Rührung hervorzurufen. Ich warte die Pause nicht ab, sondern laufe in die Garderobe, um sie zu trösten. Aber sie ist nicht da, nur das Fräulein Meier ist gerade unbeschäftigt. Sie spricht davon, daß ihre Freundin heute nicht disponiert sei, dabei drängt sie sich an mich, weil sie mich für einen Kritiker hält. Ich kann Eva nur ganz flüchtig sehen und darf sie nach der Vorstellung nicht abholen, denn der Direktor hat sie um eine Unterredung ersucht.

Das Theater diene also nur wenig zu meiner Unterhaltung, zudem muß ich bei schlechtem Wetter allein nach Hause gehen. In meinem Zimmer machen sich die Folgen des Spazierganges auch sogleich bemerkbar. Das Fieber verstärkt sich, so daß ich heute verzichten muß, mein Stammlokal aufzusuchen. Unschlüssig besehe ich mir bei Kerzenlicht mein Bett und die Stühle und bleibe in der Stimmung eines Menschen stehen, der zu nichts auch nur die geringste Lust verspürt. Alle Verdrießlichkeiten fallen mir ein, auch jeder Händedruck von gestern und heute, der mir unwillkommen war. Eva H., die ich erst vor kurzem verlassen mußte, kommt mir wieder in den Sinn. Das erweckt Sehnsucht in mir, doch zugleich die Vorstellung des alten Professors mit den verklebten Augen und Triefsäcken, den sie Onkelchen nannte. Etwas schnürt mir die Kehle zusammen. Aber ich denke auch daran, wie der Pfeilerspiegel im Café sie mir damals gezeigt hat.

Nein, nein, ich lasse mich nicht betrügen! Der Spiegel hat die Wahrheit gesagt, wie könnte es anders sein? Und morgen will ich, mit einem Blumenstrauße bewaffnet, ein zweites Mal mit ihr um meine Seligkeit kämpfen.

---



## Plagiat

Von Paul Czinner

Der menschlich mir unbekannte Kritiker Paul Czinner in Wien, den Theodor Reik in diesen Blättern des Abschreibens anklagte, will sich rechtfertigen.

Ich gebe die hier gekürzten Hauptstellen seiner Darlegung, — und wenn ich gespendetes Lob ungestrichen lasse, geschieht es nicht aus arglos unschuldiger Eitelkeit, sondern weil ohne diese Lobworte sein Gedankengang vollkommen dunkel bliebe.

Erstaunt und bestürzt bis zur Verzweiflung las ich im ‚Pan‘ die schwere Beschuldigung, die darin gegen mich ausgesprochen wurde.

Ich halte es für meine Pflicht und habe bei allem, was Sie mir immer waren, das Bedürfnis, offen und ehrlich als Mensch und als Mann zu Ihnen zu sprechen.

Ich habe Sie verehrt, bewundert, geliebt; und ich habe Sie gelesen, gelesen und gelesen. Mit einer Intensität, die es verursachte, daß ich ganze Strecken Ihrer Werke auswendig kann. Manches Ihrer Worte ist mir ins Blut übergegangen, mancher Ihrer Töne wurde zu meiner eigenen Musik.

Ist es da verwunderlich, daß sich mir bei der Beschäftigung mit einem Thema, in dem Sie das Letzte und Beste sagten, manches Ihrer Worte und manche Ihrer Wendungen eingeschlichen haben?

Ist deshalb meine Arbeit ein ‚Plagiat‘?

Wenn Sie meinen Aufsatz lesen wollen, werden Sie zur Ueberzeugung gelangen, daß trotz des ‚Plagiates‘, das allerdings in der Zusammenstellung sehr deutlich erscheint, der Essay in seiner Anlage und in seinem ganzen Wollen von mir ist.

Von einer bösen Absicht kann ja schon darum nicht die Rede sein, weil der ‚Merker‘, die größte österreichische Theaterzeitschrift, die sämtliche Literaturkreise Oesterreichs lesen, kein Winkelblättchen ist, vor dessen Publikum ich mit Ihrer Ungekanntheit hätte rechnen können. Nur dann aber kann man doch wohl von einem Plagiat sprechen: wenn einer bestohlen wird, dessen Ungelesenheit der Dieb annehmen konnte.

Wird ein Schüler, der Worte seines Lehrers gebraucht, zum Dieb? Wir alle, wir Jungen brauchen anfangs einen Führer und Lehrer, an dem wir uns anhalten, an den wir uns anlehnen, bis wir stark genug sind, allein zu stehen.

Ich gestehe, daß Sie der meinige waren. Ich konnte mich Ihrem Einfluß nicht entziehen, Ihre Suggestion auf mich war größer, als sie hätte sein sollen und dürfen.

Meine einzige Schuld liegt vielleicht darin, daß ich die Arbeit damals auf mich genommen habe, wo ich mich noch nicht freigerungen hatte zu Unabhängigkeit und Einsamkeit.

Die an mich glauben und mit mir gehen wollen, für die werden die Arbeiten meiner letzten zwei Jahre und die jetzt aufgeführte Groteske ‚Satans Maske‘ genügende Beweise für meine Integrität sein.

Die das Schlechte von mir und für mich wollen, die wird allerdings die beste meiner Arbeiten nicht überzeugen können, daß sie auch nur gut sei.

Sie möchte ich tief herzlich gerne einst zu den ersteren zählen dürfen.

In steter dankbarer Verehrung  
Paul Czinner.

(„Sprich weiter!“ — sagt Ann bei Bernard Shaw).

---

## Wie lebte Greco?

Von M. B. Cossio

(Schluß)

Für seine persönliche Kleidung blieben ihm, abgesehen von seiner täglichen Tracht, in der er vielleicht beigelegt ward, seinem Stoffmantel, seinen Kniehosen, seinen Escarpins, seinem Hut, seinem Degen und seinem Dolche mit Riemen und Gurt nur ein Anzug aus Seidenserge, ein wollener Mantel, drei Hemden, drei Paar Strümpfe und drei Paar Escarpins. Bleiben endlich zum Schmucke des Salons, jenes Prunkgemachs, das in dem Kontrakte erwähnt wird, außer jenen acht Stühlen, einem mit Leder beschlagenen Schreibtisch, drei Anrichten aus Fichtenholz, einem Schrank, der vielleicht zur Aufbewahrung der Bücher diente, ein mit Ketten versehener Tisch aus Nußbaum-, ein anderer aus Fichtenholz, auf dem vielleicht die Öllampe wie die beiden Kandelaber standen, und in der Mitte des Zimmers das Kohlenbecken. Und zum Schluß noch ein Gurtbett, das vielleicht in irgendeinem dunklen Raum stand und von jener Maria Gomez, der Magd, die Greco zwanzig Jahre hindurch bis zu seinem Tode diente, oder von einem gewissen Francisco de Prevoste benutzt wurde, der als Diener ebenfalls lange Zeit hindurch bei ihm

lebte. . . . Das Inventar enthält weder ein Privatvermögen, noch Gemälde anderer Maler, noch Kunstwerke, noch bedeutende Guthaben, wohl aber Schulden. Greco ermächtigte seine Testamentsvollstrecker, seine Habe abholen zu lassen und ‚das Beste und Schönste davon entweder in der Auktion oder auf andere Weise zu verkaufen, um alles Nötige zu bezahlen‘. Das läßt vermuten, daß er nichts gespart hatte.

\* \* \*

Greco lebte allem Anschein nach dergestalt, daß er sofort wieder das Viele oder Wenige, was er verdiente, ausgab ; und seine Haushaltung spiegelt die Wohlhabenheit eines dem Mittelstande angehörenden Malers jener Zeit wieder, der keinen Zugang zum Hofe hatte. . . . Daß er Luxus und Pracht liebte, ist bei seiner venezianischen Erziehung und seinem Charakter nicht verwunderlich. Daß er als alter Mann nicht mehr in dieser Weise lebte, ist ebenso leicht erklärlich. Der bescheidene Stand seines intimsten Hausrats bei seinem Tode hinterläßt etwa den Eindruck von einem reichen Hause, das später heruntergekommen war. Das letzte, was ein ruiniertes Spanier aufgibt, ist die äußere Erscheinung. Hier ist an den D. Pablo des Cervantes zu denken. Er wird während des ganzen Tages nichts zu essen haben, allein er wird weder seinen Palast, noch seinen Mantel, noch seinen Degen verlassen.

Vermutlich wäre Greco nichts so schwer gefallen wie der Verzicht auf seine vierundzwanzig Zimmer in den Hauptgebäuden des Marquis de Villena, abgesehen davon, daß er in ihnen sein Atelier innehatte und seinen Schatz hütete. ‚Der Reichtum, den Greco bei seinem Tode hinterließ, bestand lediglich aus zweihundert angefangenen Bildern, von seiner Hand‘, hat Jusepe Martinez gesagt . . .

Folgen wir Greco, der erschöpft von der außerordentlichen Kraftvergeudung für seine Tavera-Bilder, die ihn seine schwachen Kräfte nicht vollenden ließen, zur Erholung in seinen Salon zurückkehrt, den Schrank öffnet und ihm ein Buch entnimmt. Grecos Bibliothek stellt die erste und allgemeinste Bestätigung der Persönlichkeit und der Eigenart des Künstlers dar, soweit man



sie aus den wenigen Äußerungen seiner Zeitgenossen über ihn herauszulesen vermag und wie sie mich das Studium seiner Werke von vornherein hat erkennen lassen. Aus Italien kam er nach Spanien als Mann ; und aus diesem Umstande konnte man immer folgern, daß seine Lieblingsautoren Griechen und Italiener waren. In der Tat enthielt der Schrank 27 griechische, 67 italienische Werke, 19 vermutlich ebenfalls in italienischer Sprache abgefaßte Bücher über Architektur und darunter nur 17 spanische Bücher. Bei der Abfassung des Verzeichnisses hat sich Jorge Manuel dem Anschein nach von der mehr oder minder großen Liebe seines Vaters zu den einzelnen Werken leiten lassen. Zählt er doch alle griechischen auf, dagegen von den italienischen nur 17, von den übrigen sagt er lediglich, daß deren Anzahl 50 betrug, und von den spanischen führt er auch nicht ein einziges an. . .

Greco hat als Grundlage für seine literarische Kultur und die Bildung seines Geistes die beiden tiefsten und reinsten Quellen der Frührenaissance, die griechische und die hebräische Poesie, die Bibel und Homer, zur Verfügung gehabt. In ihnen fand er denselben herben und verfeinerten Genuß, denselben christlichen oder hellenischen Klassizismus, teils auf direktem Wege, teils durch Vermittlung der Lateiner, von dem die Künstler des Mediceischen Gartens sich anregen ließen. Und aus derselben Quelle schöpfte Buonarroti in dem Kreise des Vittorio Colonna.

\* \* \*

Mitten in einem Riesenbau, bei so bescheidenem Hausrate nur mit einer Magd lebend, macht der kränkelnde Greco der letzten Tage den Eindruck eines Vereinsamten. War das immer so, in seinem ganzen Leben? Bei seiner berühmten Zusammenkunft mit Pacheco im Jahre 1611 erkennt man die Vergeistigung und ironische Überlegenheit des Einsamen. In seinem Verkehr scheint er konservativ gewesen zu sein, denn sein Testamentsvollstrecker ist D. Luis de Castilla, der Bruder des Dechanten D. Diego, für den er zuerst in Toledo gearbeitet hat. Und noch in dem letzten Augenblick scheint er mit seinen Landsleuten in Verbindung zu stehen. Vielleicht unterhielt er sich, wenn er nach Kreta Heimweh empfand, lieber mit dem Diogenes Paramonlio

und Constantino Focas, die ihm als Zeugen für sein Testament dienten, in seiner Muttersprache als sich spanisch mit D. Gregorio de Angulo zu unterhalten, seinem Bürgen, Gönner, Gläubiger von recht ansehnlichen Summen, ‚der ihm bei besonders unangenehmen Lagen Geld geliehen und geholfen hatte‘, dem Paten seines erstgeborenen Enkels . . . . Verkehrten in seinem Atelier seine Schüler? Waren in ihm die literarischen Geister seiner Zeit, die Politiker und die Männer der Kirche zu finden? Nach dem Wenigen, was wir über seine letzten Tage wissen, scheint er vielmehr äußerst einsam und verlassen gewesen zu sein. Hierin zeigt er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem B e g r ä b n i s d e s G r a f e n v o n O r g a z , das ja aus jenen Hauptgebäuden hervorging und in ihrer Nähe blieb, und auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem damaligen Toledo: ein blühendes Leben, das sich seinem Ende zuneigt, leidenschaftliche sich verzehrende Geistigkeit, beginnender Verfall, unter Schutt liegende Schätze, deren Verkauf gar bald sowohl in der Stadt selbst wie in dem Hause, leider ohne Inventar, beginnen sollte.

\* \* \*

Was las Greco? Neben Homer finden wir als einzigen Tragiker Euripides, der hier fast als Symbol gelten dürfte, zeigt doch Greco dieselbe leidenschaftliche Verfeinerung der Kunst. Neben Homer und Euripides Demosthenes und Isocrates, mehr kriegerische als friedliche Autoren, Aesop und Lukian, beunruhigende Ironiker. Nach dem Alten und Neuen Testament die heiße Glut der Kirchenväter S. Basilius und S. Johannes Chrysostomus . . . . Unter den Italienern Petrarca mit seinem eindringlichen Lyrismus, Ariost mit seiner entfesselten Phantasie und Amadigi de Bernardo Tasso, der darin nicht nachsteht. Solcherart ist der aus poetischen, Vers- oder Prosawerken bestehende Hauptinhalt der Bibliothek Grecos.

Außerdem Abhandlungen über Philosophie, besonders über die angewandte: so die P o l i t i k a und die P h y s i k a des Aristoteles, die M o r a l des Plutarch, die ethischen Reden des Heiligen Basilius, des Philoponus Bücher d e a n i m a . . . .

Es folgt entsprechend ihrer Bedeutung die historische Ab-

teilung mit den Lebensbeschreibungen von Plutarch, Josephus und Arrian in griechischer Sprache, Quintus Curtius und eine italienisch geschriebene Geschichte Italiens. Wir wissen nicht, ob der ebenfalls angeführte Xenophon hierzu gehört . . . .

Ein griechisches Lexikon und ein Wörterbuch. Eine *Descrizione de Italia*. Ein griechischer Hippokrates, 'Medizinische Gedanken über die Erhaltung der Gesundheit' und eine *Disciplina militaris*.

Unter der Rubrik: *Kunst* finden sich ein *Tratado de la Pittura* und neunzehn Bücher über Architektur.

Es genügt zur Beleuchtung der Persönlichkeit Grecos und zum Verständnis der in ihm wirkenden Geisteskräfte und seiner Stellung seinen Zeitgenossen gegenüber; schließlich begreifen wir auch, wie er sich in der elenden künstlerischen Oede, die Kastilien beherrschte, durchsetzen konnte.

\* \* \*

Zum Schluß ein Wort Cossios über die *Spanier von heute und Greco*.

Greco ist in der Heimat noch nicht volkstümlich, abgesehen von Toledo, wo seine 'Bilder' wie in Italien die Raffaels — um uns eines Zitats von Carducci zu bedienen — 'an stillen Abenden noch hin- und herschweben'. Natürlich gibt es Menschen, die von Greco etwas mehr wissen als von dem 'göttlichen Sandro'. Doch auf die meisten dürfte wohl zutreffen, was ich über diesen Punkt hier erzählen will.

Die Korrekturen des Kataloges, der diese Studie begleitet, nötigten mich vor einigen Wochen, ein Dorf aufzusuchen; und zwar einen jener grauen kastilianischen Flecken zwischen Madrid und Toledo, zu dem man auf einem sandigen, von staubigen Wolfsdornbüscheln umzäunten Reitwege gelangt, der durch zahlreiche Stoppelfelder und einige Olivenfelder führt. Es war eins jener Dörfer, an deren beiden Enden sich Dreschtennen befinden mit einer mudejarischen, verfallenen Burg, in der der reichste der Bauern Stroh, Brennholz und seine Schafe eingeschlossen hält, mit einem mit dem Wappen der katholischen Könige verzierten



Schloß, daß ebenfalls zerbröckelt und an einen anderen Emporkömmling verkauft worden war, mit der alten Pfarrei zu ebener Erde, die jetzt einem Friedhof Platz gemacht hat, den geborstenen dicken Mauern eines Augustiner-Klosters, zwischen denen sich nunmehr das Vieh aufhält, ferner einigen stillen Bernhardinerinnen, die vor Hunger sterben und die streitbaren, aus Holz geschnitzten Heiligen des XII. Jahrhunderts mit Heiligenscheinen aus Stanniolpapier schmücken. Die Geschichte dieser Dörfer ist immer dieselbe: Zur Zeit Philipps II. — dreihundert Joch, zur Zeit Karls III. — hundert, heute — dreißig oder vierzig. Stehen bleibt einzig und allein der Galgen, ‚die Laterne‘, wie sie alldort mit unbewußtem Symbolismus von Klein und Groß genannt wird.

Ich fand ein Bild in der zerstörten Pfarrei und suchte den Pfarrer auf.

Um seinen Argwohn zu beschwichtigen, sagte ich wie gewöhnlich sofort, ich sei weder Käufer, noch Händler.

‚Seien Sie nicht erstaunt,‘ antwortete er mir. ‚Ich habe soeben aus der Zeitung ersehen, was für Geschichten da vorgekommen sind, weil man in der Hauptstadt gewisse Gemälde eines . . . C h i n e s e n oder eines . . . S c h w e d e n verkaufen wollte.‘

Zuerst verstand ich nicht. Er fügte bescheiden hinzu:

‚Ja, in der Kapelle San José zu Toledo. Wer hätte das gedacht! Nachdem ich dreißig Jahre meines Lebens in ihr die Messe gelesen habe — und — sehen Sie — ohne zu wissen, welchen Wert jene Bilder besitzen.‘

## Fortgeschrittne Lyrik

Verse von Arnold Ulitz

Ein Schlesier spricht hier. Der Poet  
wohnt in Lauban.

### I.

#### Roßmarkt

Das künstlich aufgetragene Karmin  
Knallt durch des Trauerschleiers enge Maschen,  
Will durch Kontrast die Männer überraschen,  
Lügt Vollblut vor, um heftiger anzuziehn.

Die Augen glänzen unecht wie bei Pferden,  
Die auf dem Markte zum Verkaufe stehn,  
Und die man aufgefrischt hat mit Arsen,  
Und die doch niemals wieder feurig werden.

Ihr Haar ist aufgetollt zu wirren Löckchen,  
Um griffbequeme Fülle vorzutäuschen.  
Sie heben mit verheißenden Geräuschen  
Von derben Waden ihre Seidenröckchen.

Und sind doch jüngst dem Küchendienst entlaufen,  
Und sind noch plump in weltlichen Allüren —  
Zwei Knaben aber, die sich Männer spüren,  
Ziehn schon das Geld, um teuer sie zu kaufen.

### II.

#### Vorfrühling

Schlich ein schönes Mädchen übern Schnee,  
Im verschwiegnen Walde, schüchtern wie ein Reh.  
Hob den Rock um eine zage Spanne,  
Duckte spitzbub-bange sich an eine Tanne:  
Und ein Flößchen grub in raschem Falle  
Honig-goldnen Pfad durch Schneekristalle.  
Nebel, wie sie über Bächen spinnen,  
Dampften dick aus Mädchenrock und Linnen.  
Schalkhaft stand das Mädchen wieder auf,  
Lächelte auf ihres Flößchens Lauf.  
Ueberall, wo es den Schnee besprüht,  
War die Erde schäumend freigeglüht:  
Eine saftgequollne schwarze Erde,  
Welche sagte, daß es Frühling werde.

## Lichnowski-Dernburg

Wer ist Lichnowski? Ein ‚Mann, der in vielen Publikationen Verständnis . . .‘; der ‚weiß, was beiden Völkern nottut‘; der ein ‚Programm hat, nach dem er versuchen wird, seine Schritte . . .‘.

Zugegeben. Nur die mächtigen Untergründe der Politik in England übersieht und beherrscht er nicht: Einfluß der Bank- und Minenkönige. Dernburg hätte mit diesen Kreisen gearbeitet (sie sind, wie das auch der Burenkrieg bewiesen, die mächtigsten); er hätte so gut ihre Interessen verstanden, wie er verstanden worden wäre; diese Interessen sind auch bei uns natürlich die wichtigsten; er wäre von den Businessmen in Lombardstreet als Businessman froh begrüßt worden. Auf dem schönen Grunde dieser finanziellen Interessenabwägungen konnten dann von seiner Berliner Regierung die politischen Resultanten gezogen werden — die ein solides und sichres Gepräge bekommen hätten.

Lichnowski ist zu alledem nicht imstande, trotz noch so vielen ‚Richtlinien‘. Und (man wird dies sagen müssen) nicht willens. Diplomaten von Beruf, die in England zum Teil nur Attrappen sind, bilden seine Verkehrsklasse. Er wird glauben, mit diesen Leuten von Zeit zu Zeit einen Schritt vorwärts gekommen zu sein . . ., wenn andre, nämlich Geldrechner wirklich marschieren und marschieren lassen.

Wie will jemand gegen moderne Festungslinien, gegen Lenkballons und Maximkanonen zu Felde ziehn, der eine (wenn auch gut ventilierte) Ritter-Rüstung trägt?

Dernburg — der kennt das hochkomplizierte und hochdifferenzierte Wirtschaftsleben, die Trusts und Syndikate, die Wirkungen der Zölle und Diskontraten, die Frage finanzieller Kriegsbereitschaft und ihre Förderung. Ein solcher Kopf ist nirgends dringender und zwingender von nöten, als in England, wo ein Herzog von Teck Mitglied der Börse ist. Ein deutscher Hofpolitiker (mit mehr oder weniger aufgeklärten Anschauungen) an diesem Platze wird ein nationales Unglück.

Der englische Staatsmann geht künftig aus dem Arbeitszimmer Ernest Cassels und Sir Sassoons zu Lichnowski; er wird Forderungen, Anerbietungen haben — und nie sofort verstanden werden.

R. K.

### Nachschrift des Herausgebers

Eine von den Stimmen, die Dernburg nach London haben wollten. Manche sind da, die sich nun schadenfreuen, daß er nicht hinkommt — den Schaden von ihrer Freude hat wer? das Reich.

Gegen diesen Umstand gibt es keinen, wenn auch fachmännisch angeschminkten und hingeschauspielerten Einwand — der wahre Einwand ist die Wut. Bei Popen und bei Publizisten.

Ob Lichnowski (der Freund Gerhart Hauptmanns, für lebenswerte Muße geschaffen) ganz ungeeignet ist, steht aus. Ungeeigneter ist er bestimmt.



Man entsage dem Gesabber von einer besonderen gesellschaftlichen Wichtigkeit jenes Postens. Uebertriebenes; wie von Kleinstädtern vorgestellt. Die Sitzgelegenheit unsres Vertrauensmannes dort, ist kein hoher Stuhl mit Baldachin, sondern ein Drehschemel mit einer Koloniekarte davor.

In sich aber, sollen die Dinge vorwärtskommen, muß er . . . nicht eine sympathisch aufgeklärte Verwöhntheit und lässig-resigniertes Verständnis tragen: sondern was der Stegreif zu allem Großen ist, ein Stücke Pöbel. Biigsam und bockig im selben Augenblick.

Wieviel hat Frankreich 1911 durch seine sozialistischen Vertreter gewonnen — wieviel butterten wir ein durch die sogenannte geborene Herrscherkaste?

Ein Wechselmakler, Berteaux, gab seinen (Lands-)Genossen Fez mit allem Drumunddran — und wir mit der gottgewollten Führerschar? Auf dem Monde liegen ihre Taten.

Wen man jetzt berufen hat, ist abermals ein Prästabiliertes; wen man übergangen hat, ein Könner.

Dernburgs Leistungen . . . „wo sind sie nun?“ äußert Platen. Das norwegische Volk steht im Ruf, eins der undankbarsten zu sein; es führt fast wissentlich die Rolle der Athener fort.

Es begeht wenigstens selber seine Sünden.

Bei uns ist die große Masse nicht mal zur Undankbarkeit selbständig genug. Sie läßt für sich die Vorgesetzten undankbar sein. Kerr

---

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---

Der Pan erscheint Freitags.

---

---



# PAN

*Wochenschrift*

**Alfred Kerr**

Herausgeber



## JNHALT:

Alfred Kerr.....Glossen

Wachholder.....Hieronymus Eichners Rente

Ed. Bernstein.....Ueberrealpolitik

Ernst Blass.....Mein Herz





## Glossen

Von Alfred Kerr

### I. Held

Bassermann ist noch nicht verwundet, wenn sich der Adjutant getroffen fühlt . . . Shakespeare bemerkt hierzu nachdrücklich:

Trüg' alles Falsche auch den Schein des Himmels,  
Erschiene doch der Himmel drum nicht anders.

Schon aber naht der Wald auf Dunsinan; Blätter und verschiedene Zweige beginnen zu rascheln. Die Hilfe; die Deutsche Tageszeitung; die Welt am Montag; die Germania; die Leipziger Volkszeitung; die Frankfurterin; die Neue Hamburger Zeitung; die Morgenpost — und so vieles im Westen. Die hannoverschen und braunschweigischen Fortschrittler haben beschlossen: jedes Abkommen und jede taktische Verständigung mit den Nationalliberalen so lange abzulehnen, bis der Fall Held erledigt ist . . . Die ‚Hilfe‘ findet: ‚Nicht um Herrn Held handelt es sich, der ist höchst unwichtig, sondern um die Partei. Ja mehr noch, es handelt sich um das Ansehn des Deutschen Reichstages.‘ Die Deutsche Tageszeitung: ‚Die nationalliberale Partei wird demnach kaum umhin können . . .‘ Neue Hamburger Zeitung: ‚Die Wucht des Materials ist zu groß, als daß . . .‘ Germania ist ‚der Meinung, daß der Fall Held nunmehr einer völligen Aufklärung . . .‘ Leipziger Volkszeitung: ‚Was sagt die nationalliberale Partei zu dem aktenmäßigen Nachweis . . .?‘

\* \* \*

Die nationalliberale Partei hat bisher die Sache Helds glücklicherweise nicht zu der ihren gemacht. Daß er ihr amtlich zugehört, ist fraglos. Laut stenographischen Berichtes hat Held, Theodor, Abgeordneter, am 11. Mai 1912 seine Reichstagsrede mit der Wendung begonnen:

‚Im Auftrage meiner Fraktion habe ich . . .‘ Verdammt noch mal.

Am vorigen Freitag erschien ein Bild in der ‚Woche‘, deren Redakteur in diesem Augenblick ein gutes Epigramm gemacht hat: Ausflug der nationalliberalen Reichstagsfraktion. Heidelberger Schloß. Wer steht in der mittleren Reihe? der Held.

In jener Sitzung, als er anhub: ‚Im Auftrage meiner Fraktion habe ich . . .‘, gab es beiläufig ein Intermezzo. Man sah den Helden unter dem Panier: ‚Tapf’rer wer sich selbst bezwingt‘. Ein Redner kam sacht auf den Punkt: weshalb er vor einiger Zeit plötzlich verschwunden war (‚Des Helden Weltflucht‘). Mit stürmischen Arm- und Gesichtsbewegungen meldete sich der deutsche Volksbote sogleich zum Wort. Siehe, da traten zwei Häupter (waren es nicht Bassermann und Paasche?) neben ihn; es begab sich von ohngefähr, daß sie auf ihn einredeten. Und er entsetzte sich. Da war seines Zornes flugs ein Ende. Und antwortete sanftmütig wie die Tauben.

Man sah, wie jemand beim Turnen auf die Schnur mit auffallender Gebärde zulief . . . und bescheidenlich unten durchkroch.

\* \* \*

Die Fraktion ist von Held getäuscht worden. Irgendein geheimnisvolles Novum hat er vielleicht gebracht.

Denn mit Recht fragen logische Köpfe: Was hat sich geändert, seit ihn die Fraktion wieder zuließ? Nichts. Von dem berühmten ‚Freispruch‘ wußte sie ja schon dazumal — sie hat ihm aber, weil dann der vollständige, der entehrende Spruch kam, das bekannte Loch des Zimmermanns (ich spreche nicht von dem Fraktionsgenossen Zimmermann) gewiesen.

Also: die Partei kannte den unvollständigen Freispruch, auf den er sich beruft, — aber sie zwang ihn zum Rücktritt . . . trotz dem ‚Freispruch‘. Zweitens: Breithaupt, der Partei-Obmann, hat ihn ‚von den Rockschoßen abgeschüttelt‘ . . . trotz und nach dem Freispruch. Drittens: Bassermann erklärt öffentlich, der Held könne sich nicht auf ihn berufen . . . trotz und nach dem Freispruch. Viertens: Helds Kandidatur wurde nicht als national-liberal anerkannt . . . trotz und nach dem Freispruch. Was ist seitdem geändert? Nichts. Bleibt somit nur anzunehmen: daß der Held seiner Fraktion was vorgezaubert hat.

\* \* \*

Die Fraktion ist von Held irregeführt worden. Eine Schuld heftet man ihr nicht an: wenn sie jetzt, um die deutsche Volksvertretung rein zu halten, vollzieht, was not tut.

Bassermann tue den ersten Schritt diesen anhänglichen Mantel

abzustreifen: weil er am dichtesten in ihn verwickelt werden kann; weil der Herzog zu schade bleibt, nicht nur einen Zwischenfall, sondern einen . . . Fall zu erleben (wovon ihn kein Schiffer, wem sagt man das? retten möchte).

\* \* \*

Der Held hat an die Frankfurter Zeitung einen Brief gerichtet; kurz, aber wirkungslos; dreist und unwahr.

Nachdem er früher altes Messing zum Schein bezogen, bringt er noch schlichteres Metall in Verkehr, zu Scheinzwecken. Leute, die in der Öffentlichkeit stehen, würden mit Schmutz beworfen. In dieser Art. Bloß aufgezeigt hat man den Schmutz! ein Bewurf war nicht vonnöten . . . Er beruft sich auf eine ‚glänzende Freisprechung‘, hat den Mut zu behaupten, im Pan sei dies oder das ‚unterschlagen‘ worden, röchelt etwas von Entstellungen. Es läßt sich mit ihm kurzer Prozeß machen.

Herr Held antworte glatt: Ist das hier mitgeteilte Urteil gefälscht — oder die Hauptbücher des Herrn Held?

Er mache keine Flausen länger. Welches ist das spätere und abschließende Urteil? Keine Ausflüchte. Der entehrende Spruch ist es; gefällt von den Richtern in Kenntnis jenes berühmten freisprechenden Urteils; und in Berichtigung jenes freisprechenden Urteils, das zufällig auf Grund eines noch nicht ganz zur Stelle geschafften Materials erfolgt war. Ja oder nein?

Als hinterdrein das volle Material den Richtern vorlag, haben sie schamrot erklärt, was hier gesagt worden ist: daß Held, Gesetzgeber, Mitglied der nationalliberalen Partei, ‚Fälschungen‘ in ‚seinem Hauptbuche‘ begangen hat; daß Held, Theodor, Gesetzgeber, ‚Erpressungen‘ begangen hat. Erpressungen. Daß Held, Gesetzgeber, ‚zu den verwerflichsten Mitteln gegriffen‘ hat und sich ‚sogar nicht gescheut, seine Stellung als Reichstagsmitglied auszubeuten‘. Daß Held, Gesetzgeber, nationalliberal, eine ‚Herabziehung des höchsten Ehrenamtes eines Volksvertreters in den Kreis niedriger, privater Geldinteressen‘ vollzog. Kein Faxen länger! Raus! Raus! Raus!

\* \* \*

Die Frankfurter Zeitung sagt: ‚Wäre Herr Held Privatmann geblieben, würde die Öffentlichkeit keinerlei Veranlassung haben, sich um ihn irgendwie zu kümmern.‘ Gewiß nicht. Gewiß nicht.



## II. ‚Lausevölker‘

Der Reichstagsabgeordnete Hermann Wendel schreibt an den Pan:

Es gilt nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen Völker gerecht zu sein. Und da schmerzt es tief, zu lesen, wie Sie in Ihrem ‚Tagebuch eines Hirnwesens‘, das mit Recht zu einer Mobilmachung aller Kulturellen gegen die Mobilmachung aufruft, verächtlich von den ‚Lausevölkern‘ des Balkans sprechen.

Bulgaren und Montenegriner kenne ich nur flüchtig, die nach-homerischen Griechen gar nicht. Aber die Serben habe ich kennen gelernt als ein sympathisches Volk von der aufrechten und geraden Art eines demokratischen Bauernstammes, nicht als ein Volk von Bedienten, wie wir Deutschen es „einst“ waren; kennen gelernt als ein Volk, das Hirne und Hände zu regen weiß und vorwärts will, immer rüstig vorwärts. So sah ich die Serben in Friedenszeiten. Und eben jetzt komme ich wieder aus Serbien und habe dem Aufmarsch nicht einer Armee, sondern einer ganzen Nation beigewohnt, die in einen Kampf auf Leben und Tod zieht, um endlich auch ein Volk zu sein unter den Völkern Europas und nicht fürder eine rechtlose Herde, auf Gnade und Ungnade preisgegeben Oesterreichs Exportkapitalisten und Ungarns Schweinezüchtern. Noch klingt mir die rührende Bitte im Ohr, mit der der Finanzminister Patschu — aus seiner Intelligenz läßt sich ein Dutzend deutscher Staatsmänner über den Durchschnitt heraus schnitzen — eine zweistündige Unterredung schloß: ‚Seien Sie gut zu Serbien!‘ Und ich habe junges Mannsvolk gesehen, das von etwas schwarzhaarig Geliebtem Abschied nahm: ‚Sladka moja dragana!‘ und entschlossen dorthin zog, wo die Kugeln spritzen. Und Mütter, denen die Kriegsorder ihren Einzigen genommen und die mit feuchten Augen, aber mit spartanischer Stimme sagten: ‚In solchen Zeiten haben die Eltern kein Recht an ihre Kinder!‘ Und die Soldaten, die an den Bahnhöfen verfrachtet wurden, trugen die letzten leuchtenden Blumen des Herbstes an Mütze und Waffenrock.

Man sollte es wahrhaftig Skriblernaturen vom Schlage Maximilian Hardens überlassen, als dem ihnen zunächst Liegenden von dem Ungezieferreichtum eines Landes zu sprechen, das so viel andere Reichtümer aufzuweisen hat.

Ich weiß, daß Sie mir wegen dieser Zeilen, weil sie die Wahrheit bieten, nicht grollen, sondern daß Sie sie in der einen oder anderen Form abdrucken werden — als Zeichen Ihrer Zustimmung.

In aufrichtiger Wertschätzung

Ihr

Hermann Wendel

M. d. R.

Ich hatte geschrieben, daß es mit den Völkern am Balkan beginnen, mit uns enden werde; dabei fiel das halb scherzende, halb zornige Wort Lausevölker. Es war nicht gerecht. Schutzpatron bleibt aber Shakespeare — der im Erinnerungsdämmer

seiner Frühzeit ‚Lucy is lousy‘ schrieb, zum Spaß, wie unser-  
eins von König Peters Landsläusen spricht. Ich hatte sein  
Krönungsfest schon so gefeiert:

Der jüngere Hof, verwöhnt und geckig,  
Lachte, und fand die Andren dreckig.  
Bei ihnen, die jung und elegant,  
Ging der Kamm von Hand zu Hand . . .

Es schmauste der König und seine Gefährten,  
Das Hammelfett glänzte noch lang in den Bärten.  
Der Serbenadel frei von Groll  
Hieb sich die Kaldaunen voll.

Drauf spukte der König in seine Hände,  
Die Gäste sahen: Das Mahl geht zu Ende,  
Weshalb sie den Nachtisch zusammenklaubten  
Und sich höflich ins Tischtuch schnaubten.  
Sie hoben nun mit heitrem Geschnauf  
Die Tafel (und die Löffel) auf.

So 1904. Aber ich weiß, daß die Serben ein zum Radikalismus  
neigendes, also für mich hoffnungsvolles und anständiges Volk  
sind — nicht so komisch wie seine Geschäftsvertreter.

Doch wenn man sie schon komisch darstellte? Warum soll  
Drolliges der irdischen Stämme nicht Vielen zur Lust mitreden?  
sogar mitmeckern? auch in Tod und Freiheitskampf? Erklärt  
man etwa die Sachsen als vernichtungswürdig, wenn man Herrn  
Bliemchen hinstellt? Und wenn man selbst im Theodor Görner  
mit Schwert und Leier sein Säck'sches befühlt? Bin ich ein  
Gegner der Juden, wenn ich Dagobert Warschauer und Oswald  
O. W. Schmid male . . . ?

Im übrigen: ich kenne die nachhomerischen Griechen, ich  
halte sie für Kaffern . . . und für noch unhellenischer, als es  
denkbar ist. Ich weiß: alle diese Balkanvölker sprechen gewiß  
von einem heiligen Rütli, während man, je nachdem, auch vier  
Katzentaten wider ein durch Tripolis und Umwälzungen halb-  
kaputtes Land erblicken könnte. Ich habe trotzdem vor den  
Serben Achtung: weil nach dem Staatsstreich über 200 000  
Wählerstimmen radikal, nur 26 000 ‚fortschrittlich‘ waren. Ich  
fühle dort manchen spartanischen Abschied nach — aber ich  
habe dergleichen auf dem Nollendorfplatz bei uns damals, sogar  
damals gesehen, als wir nach China zogen. Dergleichen ist un-  
abhängig vom Wert eines Anlasses. Trotzdem hat Hermann  
Wendels Einwand im Grunde recht.

Da man schon einmal bei Wertungen ist: mir will es, beim Begegnen der Ansichten, durchaus nicht in den Kopf, daß der ‚Halbmond‘ unter allen Umständen ‚aus Europa verschwinden‘ soll. Erstens nicht, bevor man den Leistungen der Jungtürken fair play gelassen.

Zweitens: der Koran ist netter . . . als die Metropolitenschaft. Seien wir ehrlich. Ich las manchmal unter Arabern darin. ‚Kein Getier gibt es und keinen fliegenden Vogel, die nicht wären Geschöpfe gleich euch‘. Wieviel Hochachtung muß man hiervor haben . . .

Wer wird über Stambul kommen, über meine Süßen Wasser von Eyub, über die schwarzklobigen Himmelszypressen vom Friedhof schlafender Moslim?

Wer wird sich dort breit machen? Lieber zehn Mueddins als ein Reverend! Lieber tausend Mueddins als ein Pope. Wenn schon Wahnsinn herrschen soll, dann keine halben Sachen.

\* \* \*

Und sie, die Hagia Sophia? (alle Peterskirchen der Welt sind gegen ihre tönende Zauberschlichkeit nur ‚gute Stube‘) — die Hagia Sophia, dereinstens mit russischen Goldbildern gefüllt, mit kasaner Lampeln, mit zarisch-bärtig-bauchigen Bonzen, mit Knuten-Synodalen, mit Chorlummeln, — wo ehemals das Gesumm hehr verdämmernder Menschenstille wob? Diese Schmach wäre niemals hinabzuschlucken.

Und alles das ist unabhängig vom Rechtsanspruch der Baikanvölker.

### III. Der strenge Verwandte.

Der Sohn Gustav Freytags, Privatdozent für Augenheilkunde zu München, hat eine Stiefschwester, Hermance Strakosch-Freytag, die jetzt Briefe des Verstorbenen an seine (dritte) Gattin herausgibt.

Die Leser des Pan haben davon einige kennen gelernt — und wissen, daß sie veröffentlichenswert sind.

Der Stiefbruder für Augenheilkunde greift nun seine angeheirateten Geschwister öffentlich in den Blättern an. Er nennt sie ‚die Erben der früheren Frau Strakosch‘. Er hätte sagen können: der Frau meines Vaters. Das war sie. Oder: der Frau, die mein Vater so geliebt hat, weil sie Licht um seine späten Tage spann. Oder etwas ähnliches. Er sagt jedoch: der früheren Frau Strakosch. Um der Verstorbenen durch den Hinweis auf den Rezitator eins zu versetzen? Der Veröffentlichung stehe die ‚ganze Familie Freytag‘ fern.



Dies hat sich als Unwahrheit erwiesen; denn die Witwe Gustav Freytags gehört zur Familie; ihr letzter Wille befahl die Veröffentlichung.

Wenn der Augenheiland in seinem Angriff gegen die verwaiste Stiefschwester von einem ‚Hausieren mit intimen Beziehungen‘ redet, so geschah dies ritterlich in dem Gefühl, er wirke zum Schutz des längst Verblichenen. Seiner fremden Schwester (und Miterbin) gibt er es nicht schlecht.

Der Ophthalmolog‘ hat, wenn ich nicht irre, schon einmal mit seiner Stiefmama öffentlich um allerhand Papiere gerungen; er mußte, von den Richtern zurückgewiesen, ohne die verlorene Handschrift das Haus verlassen. Jetzt wies ihn die posthume Schwester ab. In einer einfachen Zuschrift, die keine Rüpeleien enthält, sondern aus dem Vermächtnis den Auftrag zur Veröffentlichung anführt.

Dem Privatdozenten ist es unverwehrt, sofern Gustav Freytag auch an ihn fast 700 Briefe und Gedichte sollte verfaßt haben, diese geheim zu halten.

#### IV. Ein Erledigter.

Oskar Fried hat neulich Mahlers ‚Lied von der Erde‘ mit dem Philharmonischen Orchester gespielt.

Ich war besonders am Schluß, wenn unvergeßliche Fragen, Hoffnungen, Rückblicke des ‚Abschieds‘ dämmern (‚Mir war auf dieser Welt das Glück nicht hold! Wohin ich geh‘? . . . Ich suche Ruhe, Ruhe für mein einsam Herz . . . Ich wandle nach der Heimat‘) — — ich war für eine ferne Lebenszeit gepackt.

(Zumal die Sängerin Cahier ein paar Töne, wiederkehrende, gleichbleibende, durch das Herzblut verklingende, mit menschlichem Ausdruck sang, der an eine Verschollene, an eine Gewisse, namens Alice Barbi zurückdenken ließ, die man einstens gehört.)

\* \* \*

Wollte sagen: über den genannten Mahler sprach Arnold Schönberg zuvor — und sein verhärtetes Herz ergoß den bitteren Saft der Aloe: wider die Kritik. Nein, gegen etliche Kritiker.

Was er an sich erfuhr, kann ihn zur Milde nicht gestimmt haben. Er muß die Ueberzeugung seines Wertes wie der Entferntheit von vielem Heutigen brennend fühlen.

Pierrot lunaire . . .

Was er klingen läßt, erscheint mir nicht als das Ende der Musik. Sondern als ein Anfang neuer Stufungen des Horchens.

Vor diesem letzten Werk, das Weltstimmungen und Weltverstimmungen des Mondscheinharlekins mit einer grandios vielfältigen, schweifenden, doch exakten Malerei mit Schluchzen, Schrillheit, Grübeln, Abgrundslaunen in Töne schmilzt: hiervor stand als Sprecherin melodramatisch die Schauspielerin Zehme; sie gab gewiß keinen vollendeten Vortrag, sie machte vieles dilettantisch, — dennoch erschütternder, als irgendeine fertige Bühnenperson es kann; sie gab selbstlos, zierlos ein ganzes Menscheninnere.

Ja, sie prostituierte sich mit allem Verzicht auf Scham (wie es in der Kunst sein soll).

In schlagsicherer Genauigkeitsarbeit als ein dienendes Geschöpf.

\* \* \*

Wollte sagen: ein Kritiker, Herr Weißmann, hat an Schönbergs Vortrag über Mahler Anstoß genommen . . . und erklärt: wenn er durch Beleidigungen Propaganda zu machen glaube, so ,sei ihm mitgeteilt, daß er der Oeffentlichkeit gegenüber erledigt ist'. Kiek. Dem ,Unparlamentarischen', auch ,im Ton', sagt er, bleibt hier in Zukunft ,jedes Echo versagt'. Das ist aber schade. Aber sehr schade.

Ich bin für freies Urteil der Kritik; für ihre Selbständigkeit bis zum Radikalismus . . . Deshalb muß ich eben wünschen, daß Kritik nicht den Kürzeren zieht.

Hier würde sie das, Herr Weißmann. Dieser Komponist mag es entbehren können, vor den Abonnenten besprochen zu sein: die Abonnenten können es nicht entbehren.

. . . , in Zukunft jedes Echo versagt.' Machen Sie sich keine Unannehmlichkeiten vor der Historie.

Ars longa, Weißmann brevis.

## Hieronymus Eichners Rente

oder

### Der Bürokratz

Eine schlesische Geschichte

Von Wachholder

Der Assistenzarzt sprach:

„Ja doch, es ist ein Fortschritt in Deutschland von immerhin sozialem Wert. Ich weiß, ich weiß . . . Eine Fürsorge und Versicherung für die, wie man sagt, Enterbten. Aber was wißt Ihr vom Instanzenweg! . . . Der führt, na! durch die dickste, dickste Bürokrätze . . . Der Weg ist oft länger als das Leben . . . der armen Luder, die ihn betreten. Ich will nischt gesagt haben. Aber soll ich Ihnen mal was erzählen?“

\* \* \*

Also. Ich kann für die Wahrheit Beweise bringen. Das ist jetzt richtig passiert. Ich mache ja keene Novellen.

Ich war bis vor vier Wochen Assistent beim Dr. Hermann Peters, er ist nun Sanitätsrat geworden, Kassenarzt in Groß-Hügelwitz, also auf dem Lande.

Da war der Fabrikweber Hieronymus Eichner — mit seiner freundlichen Frau Ernestine. Sie lebten allein. Die Frau ging auch in die Fabrik.

Dem Mann war Begräbnismusik das Liebste und Schönste auf der Welt.

Als beide noch jung und die Kinder klein waren, hatten sie sich mit dem Verdienst recht quälen müssen. Zwei starben. Die großen Jungen wanderten mit 17, 18 Jahren ab; nach Westfalen. In den Gruben verdienten sie viel. Heim kamen sie nicht mehr. Arme Leute denken praktisch.

Die Alten lebten gut miteinander. Er kaufte sich ja manchmal einen — wenn Sitzung des Vereins ‚Zur blauen Pfeife‘ war. Aber zu Muttern war er kindsgut; schlief seinen Rausch bei ihr aus und war um 6 Uhr früh pünktlich bei seinen vier Webstühlen.

Außer einem ‚Körndel‘ und der ‚Blauen Pfeife‘ hatte er noch eine Leidenschaft. Er hörte eben fürs Leben gern Musik. Sobald im Kretscham Tanz war, ließ er die Pfeifenbrüder im Stich, und seine Frau mußte mit ihm zur Musik gehen.

Aber am allerliebsten, wie gesagt, war ihm Begräbnismusik. Ihr müßtet so schlesische Leute kennen lernen . . . Wenn der Kantor und die Schulkinder sangen und ein recht gefühlvoller Marsch geblasen wurde, — da drüber ging ihm nichts.



„Mutter, merk der'sch: Wenn ich, daß ich a mol sterba tu, sollste mich mit Musike begroba loan.“

„Ne Vata, denk ock, was das kosta tät.“

„Mach mich ni ticksch! Ich sog dersch: Ich will Musike vor mein Sarge han — — suste da kumm ich wieder!“

Beide hatten sich 80 Mark erspart. Frau Eichner dachte im stillen, daß sie wohl von dem Gelde mal an den Rhein fahren möchte, wo der älteste Sohn war. Der hatte selber jetzt schon zwei Kinder. Geraxt hatte sie ununterbrochen seit ihrer Konfirmation. Sie konnten sich wirklich einmal beide etwas gönnen.

Da trat . . . man könnte sagen . . . das Schicksal zwischen sie.

Eichner kam zum Dr. Peters. Die Augen. Eichner, auch seine Frau waren Analphabeten. Mit Hilfe von Lesetafeln, auf denen statt der Buchstaben quadratische Zeichen waren, stellte also Hermann Peters eine sehr starke Schwachsichtigkeit fest. Er verordnete eine Brille und Schonung.

Trotzdem Eichner sechs Mark Krankengeld erhielt, paßte ihm das Feiernmüssen nicht. Die Langweile verdroß ihn. Er ärgerte sich auch . . . Ueber Sticheleien der Kollegen; über den Krankenkassenkontrollleur . . . Der fragte ihn einmal, als er vor seinem Schuppen Feuerholz kleinmachte, ob er nicht ebensogut Fabrikarbeit leisten könnte.

\* \* \*

Als nach mehreren Wochen — er arbeitete zwischendurch wieder — keine Besserung eintrat, überwies ihn Peters der Augenklinik in Breslau. Dort wurde die Iridektomie gemacht. Zehn, zwölf Tage mußte er unten bleiben. —

Dann sah er so schlecht wie vorher. Die Pilocarpin-Nachbehandlung änderte nichts daran.

\* \* \*

Aber er wollte das Leiden zwingen. Er ging in die „Blaue Pfeife“. Er ging auch zur Musik und arbeitete; wenn er auch im Akkord nur noch die Hälfte wie früher verdiente.

\* \* \*

Er fühlte sich im ganzen sehr elend. Atemnot. Peters verschrieb ihm gegen den chronischen Magenkatarrh wieder andere Medizin und riet Diät. Kalbsmilch, Sardellenbutter, Bouillon — er konnte gut verordnen. Seine Ernestine fragte, wo sie bei „däm“ Verdienst die „Telikatessen“ hernehmen sollte.

\* \* \*

Eines Tages im Dezember wurde Eichner plötzlich aus der Arbeit entlassen. Um ein Haar wäre er in die Treibriemen ge-

kommen, weil er sie nicht mehr deutlich sehen konnte. Der Meister wollte die Verantwortung für einen Unglücksfall nicht übernehmen.

Im Gemeindekrankenhaus erholte er sich, daß er wieder in die Wohnung gehen durfte. Aber nie mehr in die Fabrik. Na, ich will nicht langweilig werden. Dauernd erwerbsunfähig.

Nun kommt's. Also jetzt hören Sie mal zu.

Eichner sollte bald Invalidenrente beantragen. Er ging mit seinen Papieren zum Amtsvorsteher, der sein Gesuch aufzunehmen und ans Landratsamt zu befördern hat. Die Unterschrift bestand aus Kreuzen. Das war im Januar.

Halten Sie fest: im Januar.

Eichner war jetzt glücklich. Er beriet mit Muttern, daß er noch vier und einen halben Monat Krankengeld zu bekommen hätte. Inzwischen würde die Rente da sein. Mit dieser und Mutters Verdienst würden sie sich schon über Wasser halten.

\* \* \*

Es wurde März. Der Frühling kam schon. Aber die Rente nicht. Der Mann konnte gar nicht mehr schlafen vor Unruhe. Wohl an zwanzigmal hat er beim Dr. Peters angefragt, ob er keine Benachrichtigung hätte. Er hatte keine. Eichner ging auf seinen Rat noch einmal zum Amtsvorsteher.

\* \* \*

Der erklärte nicht sehr höflich, er hätte das Seinige getan . . . Nu denken Sie, nach acht Tagen fragt die Krankenkasse die Versicherungsanstalt an, ob die Akten bei ihr lägen. Die weiß von nichts. Das Landratsamt wird um Aufklärung ersucht. Antwort: es müsse wohl ein Irrtum vorliegen; von einem Antrag Hieronymus Eichner sei nichts bekannt. . . Ist Ihnen das zu verwickelt? es hört gleich auf . . . Kurz: jetzt wendet sich die Kasse wieder zurück an den Amtsvorstand.

Und siehe: die Papiere lagen noch in guter Ruhe dort, wo sie vor zehn Wochen hingelegt worden waren. . .

„Ach, verzeihen Sie untertänigst, sehr geehrter Herr Amtsvorsteher — Ihr Schreiber wird wohl schuld gewesen sein!“ — sagt der Eichner.

\* \* \*

Nach sechs Wochen kommt eine Karte, der Briefträger liest sie vor:

„In Ihrer Invalidensache werden Sie aufgefordert, sich behufs Untersuchung bei Herrn Dr. Peters in seiner Sprechstunde nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr vorzustellen. Jeder zu Untersuchende hat mir reinem Körper und sauber gekleidet zu erscheinen.“

\* \* \*

Das Gutachten war längst an die Versicherungsanstalt befördert. Eichner mußte zeitweise das Bett hüten, so elend fühlte er sich. Ein Grimm packte ihn oft — daß er sich nicht helfen konnte vor Verzweiflung und Zorn. Ja, die Sache wird doch zur Novelle, ohne daß man will. Nu passen Sie mal auf.

Ende Mai wird ihm ein Brocken hingeworfen. Der Revisionsarzt fand das Gutachten des Kassenarztes zu wohlwollend . . . Nachuntersuchung . . . Durch wen? Durch den Kreisarzt.

Es half nichts. Eichner raffte sich auf und fuhr mit seiner Frau nach der zwölf Meilen entfernten Kreisstadt.

Dort muß er sich nochmals einer langen Untersuchung unterziehen und ein Schock Fragen beantworten. Auf seine einzige bange Gegenfrage, ob er die Rente bekommt, immer die Antwort: ‚Der Bescheid wird Ihnen schriftlich zugehen.‘

Er sah fast nichts mehr und wartete.

\* \* \*

In der Frühsprechstunde des 22. Juni, an einem Sonnabend kam er zum Dr. Peters, um sich den Krankenschein wieder unterschreiben zu lassen. Diese Plackereien! . . . ‚Ich glaube, es ist die letzte Woche, die Sie noch haben, Eichner.‘

Eichner ging in das Fabrikkontor, um das Krankengeld zu holen. ‚Ich kann Ihnen keins mehr geben,‘ sagte der Kassierer, ‚Ihre Zeit ist um.‘

‚Der Doktor sagt, noch eine Woche . . .‘

‚Da irrt er sich, Sie haben nichts zu beanspruchen.‘

\* \* \*

Wir waren gerade mit Anlegen mehrerer Nähte bei einer Arterienverletzung beschäftigt. Da kam Eichner. ‚Herr Doktor, ich kriege nischt.‘

‚So?‘

‚Was soll denn aus mir wern, wenn ich keen Krankageld nich kriege und keene Rente?‘

‚Ja, lieber Mann‘ . . . Wir hatten es sehr eilig. .

Eichner ging.

Seine Frau fand ihn mittags im Bett. Sie hat's nachher erzählt.

‚Nimm och's Assa weg,‘ sagte er, ‚ich kann a Geruch nich vertrahn.‘

‚Nu woas hot's denn wieder?‘

‚Ich seh mer keen Rot ni. Krankageld ho ich ni gekriegt hinte; s'is olle dermitte. Und leefa wegens der Rente kann ich a ni mehr. Ich derschlepp mich ni.‘



„Nu da derwegen! Ich war schunt leefa fer dich, kimmer dich og nich a su.“

„Es nitzt der ahls nischt, Mutter! Und wenn de und de tust der die Beene ableefa — s' werd nischt aus der Rente! De mußt mich ebens mit ufbringa jetztunder. Klapprig wie de salber werscht. — Uffknippa mecht ma sich! — wetter gibts nischt fer mich.“

„Simmlir ock nich a su. Tu lieber assa. Ich muß flink ei die Fabrike. Ma hahn hinte's Putza, aberscht zur Vasper kumm ich wieder heem . . . . .“

\* \* \*

Zur Vesper kam sie wieder heim. Eichner hatte sich eingeriegelt. Er schlief wohl, denn er gab keine Antwort. Sie dachte: „Vielleicht tickscht er wieder a mol.“ Sie rief ohne Erfolg. Sie klinkte. Die Klinke ging schwer. Da lief sie in den Hof und rief die Flurnachbarn. Einer nahm eine Leiter, legte sie ans Fenster zum ersten Stock und sah von oben hinein. Er kam rasch wieder herab:

„Hult rasch ahn Schlosser. Er hängt a der Türklinke!“

Frau Eichner kletterte auf die Leiter. Da sah sie ihren Mann. In knieender Stellung. Das Gesicht an die Tür gelehnt.

„Wie wenn er a Vataunsa bata tät,“ heulte sie. Dann rannte sie zu Hermann Peters.

\* \* \*

Sie konnte vor Weinen kaum sprechen. So daß es eine Zeit dauerte, bis ich begriff.

„Ist Ihr Mann so krank?“

„Ach tut is er. Er hot sich erledigt.“

„Was hat er?“

„Nu derhang a hot er sich. . .“

Man mußte den Türpfosten sprengen. Die Last an der Klinke war zu groß. Langsam gelang es die Tür nach innen zu drücken, so daß man in das Zimmer konnte.

Er war schon erstarrt. Durch das Bewegen der Tür war sein Körper in eine schleifende Stellung gekommen.

„Mit so am Schnierdla!“ weinte Frau Eichner. Eine feste dünne Schnur hatte sich in den Kehlkopf eingeschnitten.

\* \* \*

Die Versicherungsanstalt konnte sich an Gewissenhaftigkeit nicht genug tun . . . . . Vierzehn Tage nach Eichners Tod kam die Aufforderung, sich behufs Untersuchung bei dem Spezialisten für Augenheilkunde in der Kreisstadt vorzustellen. „Mit reinem Körper und in sauberer Kleidung.“

Trotzdem es übrigens 42 Mark kostete, war Musik bei seinem Begräbnis gewesen. Die Eichnern hätte sich zu sehr gefürchtet, daß ihr Hieronymus sonst wiederkäme. Seine katholischen Verwandten waren aber nicht dabei. Auch kein Pfarrer.

Sie sagen: Ausnahmefall . . . ? Kommen Sie mal aufs Land . . . Fragen Sie mal bei Aerzten an . . . Die Ausnahmen sind recht zahlreich! . . . Wie die Krätze an der Hand, so frißt die Bürokrätze am lebendigen Leben bei uns.

Und wenn ich Ihnen sowas erzähle, wissen Sie, warum ich's tue?

Damit Ihr paar Städter wißt, wie's anderswo zugeht. Ihr? Ihr könnt natürlich gut furzen, Ihr habt Euren Hintern bei Euch . . . Aber man soll doch das ganze Deutschland kennen lernen!

## Ueberrealpolitik

Von Ed. Bernstein

An einem Tage und fast zu ein und derselben Stunde kamen zwei Zeitungsnotizen mir vor die Augen, die einen Deutschen recht nachdenklich stimmen können.

Die erste Notiz fand ich in einer englischen liberalen Zeitung. Sie besteht in dem Manifest des englischen Balkankomitées zum Krieg auf dem Balkan.

Dies Manifest lautet:

„Der Ausbruch eines Balkankrieges stellt die europäische Diplomatie vor ein Problem und legt der öffentlichen Meinung eine Pflicht auf. Das Konzert der Mächte hat ihn nicht zu verhindern vermocht; es liegt nun bei den Völkern Europas darauf zu bestehen, daß die Diplomatie ihn schleunigst dadurch beende, daß sie der Türkei diejenige Bedingung auferlegt, welche allein der Balkanhalbinsel Frieden geben kann. Dies wird kein gewöhnlicher Krieg sein, wie er zwischen den uniformierten Mannschaften zivilisierter Mächte spielt. Es wird ein Kampf rivalisierender Rassen sein, der verbittert ist durch in Jahrhunderten angesammelten Haß und dessen Schrecken auf die Frauen und Kinder unglückseligen Landvolks fallen werden.

Die geschichtliche Verantwortung fällt auf die Großmächte und im vollsten Maße auf Großbritannien. Dieser Krieg ist das Werk des Berliner Kongresses, der auf Betreiben Großbritanniens Mazedonien unter die Herrschaft der Türken zurückbrachte, aus der russische Waffen es gerettet hatten. Von jenem Tage an lag die Wahl zwischen einem zweiten Be-

freiungskrieg und durchgreifender Reform. Der Krieg ist gekommen, weil die Reform verschleppt worden ist.

Von 1902 bis 1880 hat das Konzert in Untätigkeit verharret, während die Bedrängnis der unterworfenen Völkerschaften sich zunehmend verschlimmerte. Dann wurden sechs Jahre auf die Nichtigkeiten des Programms von Müßsteg vergeudet. Es folgte die jungtürkische Revolution, und Europa tat wohl, der neuen Bewegung ihre Chance zu geben. Das Verdrehen der Verfassung zu einem Scheinwerk, die Angriffe auf die Kirchen, die Schulen und das kommunale Leben der christlichen Völkerschaften, die Boykottierung des griechischen Handels, das Verbot der albanischen Sprache, Unterdrückung, Brutalitäten und schließlich Metzeleien haben gezeigt, wie selbst die versprechendste Partei, welche die Türkei bisher entwickelt hat, unfähig ist aus freiem Entschluß Reformen in der Regierung über ihre unterworfenen Rassen ins Werk zu setzen. Wieder einmal verfehlte Europa den Moment rechtzeitigen Eingreifens. Von dem Augenblick, wo der räuberische Angriff Italiens auf Tripolis den Beweis lieferte, daß kein Konzert der Mächte existiert, wurde ein Krieg auf dem Balkan geradezu unvermeidlich. Das Versagen der Mächte mit bezug auf den unbestimmten Vorschlag Oesterreichs betreffend 'Dezentralisation' lieferte einen weiteren Beweis, daß die Balkanvölker auf sich selbst angewiesen sind, wenn sie dem hoffnungslosen Elend ihrer Stammesgenossen in der Türkei ein Ende machen wollen. Das Konzert ist nun in der Tat in der elften Stunde zusammengetreten. Aber seine allgemeine Formel betreffs Reformen enthält keine bestimmten Angaben, auf die hin man sie beurteilen könnte. Die Mächte haben kein Anerbieten gemacht ihr Projekt selbst durchzuführen, und der Wortlaut ihrer Note enthüllt die Tatsache, daß sie sich überhaupt noch nicht auf ein gemeinsames Programm geeinigt haben.

Wir erwarten ausführlichere Erklärungen in bezug auf die Haltung unseres Auswärtigen Amtes in dieser Krisis. Es hat den Dank der türkischen Presse und den Tadel der europäischen Presse erhalten. Das Balkankomitee wird sein äußerstes aufbieten die Öffentlichkeit zur Unterstützung einer Politik zu gewinnen, von der es glaubt, daß sie mehr im Einklang ist mit den politischen Gesinnungen dieses Landes. Die Zeit ist gekommen, der Unterwerfung jener hoffnungsvollen Völker unter eine unwürdige regierende Klasse ein Ende zu machen. Keine Lösung, die weniger bringt als Autonomie unter dem Schutz der Mächte oder unter wirksamer Kontrolle durch die Mächte kann zu einem endgültigen Resultat führen. Die letzte Phase türkischer Mißregierung hat das Wunder einer Einheit der Balkanvölker zustande gebracht. Die Demokratien Europas können den Mächten eine ebenso solide und noch wirkungsvollere Einheit auferlegen. In jedem gegebenen Moment können die Flotten des Konzerts ohne Blutvergießen zustande bringen, was die Waffen des Bundes mit Hilfe von Menschenschlächtereien möglicherweise erzielen können. Es ist Sache der öffentlichen Meinung darauf zu bestehen, daß das Konzert handelt.'

Dies das Manifest. Wie die Dinge liegen, war vorauszusehen, daß es keine unmittelbare Wirkung haben würde. Aber es war



doch immerhin die Entwicklung eines grundsätzlichen Programms zu dem Zweck, auf das Auswärtige Amt Englands und durch dieses auf die Mächte im Sinne der besten Traditionen des englischen Liberalismus einzuwirken.

Hören wir nun die zweite Notiz. Sie stand in einer radikal-liberalen Berliner Zeitung und schließt an folgendes Londoner Telegramm an :

„London, 14. Oktober. Die Times schreibt : Für ganz Europa sind die Gefahren, die vor uns liegen, viel zu groß, um ausgesprochene P a r t e i - l i c h k e i t für die eine oder andere Seite zuzulassen. Aus diesem Grunde betrachten wir es für b e d a u e r l i c h , daß in einem kritischen Zeitpunkt, wo die N e u t r a l i t ä t G r o ß b r i t a n n i e n s streng betont werden sollte, ein so bedeutender Minister wie der S c h a t z k a n z l e r Worte gefunden hat, die man im Auslande sicher als ein schlecht verhehltes Beispiel von P a r t e i n a h m e anführen wird.“

Zu dieser Meldung bemerkt das bürgerliche radikale Blatt :

„Schatzkanzler Lloyd George hat in der erwähnten Bankettrede allerdings in auffallender Art gegen das türkische Regime in Mazedonien Stellung genommen. Er sagte, wie auch der bevorstehende Konflikt ausfallen möge, so sei zu hoffen, daß ein f r e i h e i t l i c h e r e s und b e s s e r e s Regime die Folge sein möge. Die Times ist zweifellos im Recht, wenn sie diese Aeüßerung eines englischen Ministers in solch hochkritischer Zeit als eine unkorrekte Parteinahme bezeichnet.“

So das liberale, nein, das demokratisch-liberale deutsche Blatt.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein ! Das englische Balkankomitee besteht vorwiegend, wenn nicht ausschließlich aus Liberalen. Sein geistiger Führer — und ich glaube auch Vorsitzender — ist der liberale Abgeordnete Noel B u x t o n , ein naher Verwandter des gegenwärtigen englischen Handelsministers Sydney Buxton, der Mitglied des Kabinetts Asquith ist. Seine Parteimitgliedschaft und seine persönlichen Beziehungen zu leitenden Mitgliedern der Regierung hindern Mr. Buxton nicht, im Gegensatz zur auswärtigen Politik dieser Regierung energisch und scharf für eine entschieden demokratische auswärtige Politik das Banner zu erheben. In gleicher Weise hat einige Tage später Sir John B r u n n e r , der Präsident des Bundes der englischen Liberalen, ein Rundschreiben an die Vorsitzenden der liberalen Vereine Englands gerichtet, worin er die auswärtige Politik und die Rüstungsmaßnahmen der Regierung auf das schärfste kritisiert und die Vereine auffordert, Resolutionen zu fassen und der Regierung einzusenden, die von dieser stärkeres Entgegenkommen gegenüber Deutschland und Zustimmung zur völligen Beseitigung des Rechtes auf Beschlagnahme von Kauffahrteischiffen im Seekrieg verlangen.

Man vergegenwärtige sich die Sache: der Vorsitzende der großen Organisation der Regierungspartei Englands macht die eigene Regierung verantwortlich für den Zustand der gesteigerten Rüstungen. „Die Erfindung und Herstellung des Dreadnought durch unsere Admiralität“, heißt es in dem Rundschreiben Brunners, „hat sich als Fluch für die Menschheit und nicht zum wenigsten für unser eignes Volk und unsre deutschen Nachbarn herausgestellt, denn beiden fehlt das so verwüstete Geld schmerzlich für die Ausrottung ungesunder Quartiere, Verbesserung der Volkswohnungen und Vermehrung der Gärten in Stadt und Land. — Nach meinem Dafürhalten ist es einfache Pflicht der britischen Regierung, die der Welt die neuesten Kriegsschiffe aufgezwungen hat, Besserung zu zeigen. Es ist die einfache Pflicht der liberalen Partei, der Erbin der Lehren Gladstones, sich jetzt in einer Sprache zu äußern, die der Premierminister und seine Kollegen nicht mißverstehen können.“

So spricht ein Mann, der in Englands öffentlichem Leben eine Stelle einnimmt, wie bei uns sie der Vorsitzende der national-liberalen Partei bekleiden würde, falls der Reichskanzler und seine Kollegen offiziell dieser Partei angehörten. Einem deutschen liberaldemokratischen Blatt aber macht die englische Regierung noch nicht genug in imperialistischer Politik. Denn was heißt es anderes als dies, wenn man es mit der imperialistischen Times für ungehörig erklärt, daß ein liberales Mitglied der englischen Regierung es nur gewagt hat, Hoffnung auf Herstellung liberaler Zustände im heutigen Mazedonien auszudrücken?

Ich sehe davon ab, das besagte deutsche Blatt zu nennen. Es handelt sich für mich um keine Polemik mit irgendeiner Zeitung. Auch ist es gleichgültig, in welchem linksliberalen deutschen Blatt die Bemerkung gestanden hat. Die Auffassung von der Behandlung weltpolitischer Fragen, die aus ihr spricht, ist bei unsrer linksliberalen Partei heute sehr verbreitet, ja, tonangebend. Wenn der deutsche demokratische Liberalismus jemals eine eigene auswärtige Politik oder auch nur Traditionen einer solchen gehabt hat, so hat er sie heute nicht mehr. Er hat vor den Politikern der gepanzerten Faust schlechthin kapituliert. Soweit unsere liberale Presse an der auswärtigen Politik und Rüstungspolitik Deutschlands Kritik übt, beschränkt sie sich — ganz wenige Blätter ausgenommen — auf Nebenfragen und Aeußerlichkeiten. In der Hauptsache aber sehen wir sie in ihrer Mehrheit mit den Organen des Militarismus und Marinismus darin einig, daß in der auswärtigen Politik der Idealismus keine Stätte haben darf, daß M a c h t und I n t e r e s s e hier allein

zu entscheiden haben. Kein kantischer kategorischer Imperativ, nur Bismarcks, wenn nicht Metternichs Maximen sollen hier gelten.

Es ist das nicht übertrieben. Man wiederhole sich nur das oben Gezeigte: der Hoffnung Ausdruck geben, daß in Mazedonien nach dem Krieg ein besseres und freiheitlicheres Regime Platz greifen werde, soll ‚unerlaubte Parteilichkeit‘ sein. Ja, gibt denn es einen Menschen auf der Erde, der behaupten könnte, daß das bisherige Regime in Mazedonien gut und freiheitlich gewesen, daß der Zustand, der bisher dort geherrscht hat, überhaupt nur haltbar sei? Haben nicht die Großmächte durch ihre Erklärung, daß sie der Regierung der Türkei ‚helfen‘ wollen die Verwaltung in Mazedonien zu reformieren, in diplomatischer Sprache selbst die Unfähigkeit der Türkei festgestellt, in jener unglückseligen Provinz erträgliche Zustände zu schaffen? Freilich, bei genauerer Betrachtung steckt hinter der Erklärung der Mächte der Wunsch, der Türkei in Mazedonien den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, und ob eine solche Politik bessere und freiheitlichere Zustände in Mazedonien als Ergebnis haben würde, kann man sehr bezweifeln. Bei dem Höhegrad der Verbitterung, die dort herrscht, und nicht erst heute herrscht, ist mit halben Maßregeln nichts zu schaffen, was Dauer verspricht. Sie bringen die Wunde, an deren Fraß die Türkei und die Balkanvölker leiden, nicht zum heilen, sondern verlängern das Uebel nur. Es liegt aber im wohlverstandenen Interesse der Entwicklung, nicht nur der Balkanvölker, sondern auch des türkischen Volkes selbst, daß dem Grundübel eines unhaltbar gewordenen Herrschaftsverhältnisses ein radikales Ende gemacht werde.

Wenn rivalisierende Interessen die Regierungen der Großstaaten verhindern, sich über ein Programm zu einigen, das jene radikale Lösung bringen würde, so muß es um so mehr Sache der demokratischen Parteien Europas sein, ihre Stimme dafür zu erheben, daß der Balkankonflikt nach den Grundsätzen der Demokratie, des Selbstbestimmungsrechts der Völker geschlichtet werde. Nicht nur die abstrakte Rechtsidee, auch die praktische Erfahrung spricht für die Notwendigkeit dieser Forderung. Was hat es genützt und wem hat es genützt, daß man 1897/98, um die Empfindlichkeit der Türkei zu schonen, die Vereinigung Kretas mit Griechenland verhinderte? Der Türkei sicherlich nicht. Bei jeder Gelegenheit ist die kretische Wunde von neuem aufgebrochen.

Gleichzeitig hat die Erfahrung bewiesen, daß überall dort, wo auf dem Balkan die türkische Herrschaft beseitigt wurde, Fortschritte in Wohlstand und Kultur gemacht worden sind, wie sie unter dem türkischen Regime nie erzielt worden wären. Man darf sich durch gewisse menschlich sympathische Eigenschaften der



Türken nicht über die Verwerflichkeit des türkischen Regierungssystems, dieses Ueberrests einer im Verfall befindlichen feudalistischen Kultur, hinwegtäuschen. Auch der feudale Grandseigneur war oft ein lebenswürdiger Herr, der sich im persönlichen Verkehr nobel zeigte und leben ließ. Aber sein System erwies sich darum doch als Hemmschuh des Fortschritts für das ihm untergebene Volk. Und wenn sich auf der andern Seite der nationale Drang der Balkanvölker wiederholt in Aktionen äußert, die nicht bloß wohlgesittete Bürger gefesteter Staatswesen unangenehm berühren, so muß man sich davor hüten, auf Grund dieser Vorgänge die Sache selbst nach dem Kodex der satten Moral zu beurteilen. Noch keine Freiheitsbewegung ist fleckenlos verlaufen, noch kein Befreiungskampf ohne seine minderwertigen Mitspieler geblieben. Ueber das Recht von Freiheits- oder Befreiungsbewegungen kann nur der Grad ihrer aus den Besonderheiten der geschichtlichen Umstände sich ergebenden inneren Berechtigung und Notwendigkeit entscheiden.

Unter diesem Gesichtspunkt aber vertreten die Balkanvölker die bessere Sache. Das Programm ihrer am Vorabend des Kriegs aufgestellten Forderungen enthält nichts, was ihnen nicht der Substanz nach vom Berliner Kongreß von 1878 zugesichert war, also sehr wohl sich mit den Interessen der großen Nationen Europas verträgt. Nur die Rivalitäten der Großmächte und die Liebäugelei mit dem Hamidischen Sultansregiment, in der abwechselnd das offizielle England und Deutschland, Oesterreich und Rußland sich überboten, sind dafür verantwortlich, daß nicht einmal jene Zusicherungen verwirklicht wurden. Die geschichtliche Verantwortung für all das Blut, das seitdem auf dem Balkan geflossen ist, die Verantwortung dafür, daß Mazedonien nicht zur Ruhe kam, und dafür, daß der Haß zwischen Türken und Slaven, statt abzunehmen, sich noch gesteigert hat, fällt in letzter Instanz auf die europäische Diplomatie zurück.

Als Friedensfreund muß man es natürlich bedauern, daß von neuem auf dem Balkan Blut fließt. Und wenn man bedenkt, welche unerhörten Zerstörungen, welche grauenhafte Saat von Haß, welchen Rückschlag im politischen und sozialen Leben der Völker ein Krieg zwischen den Großstaaten Europas voraussichtlich im Gefolge haben würde, dann wird man diejenigen Vereinbarungen der Regierungen der Großstaaten, die darauf gerichtet sind, ein Uebergreifen des Kriegs auf das übrige Europa zu verhindern, soweit sie ausschließlich diesem Zweck dienen, in gegenwärtiger Lage nur gutheißen können. Soweit haben die Demokratien die betreffenden Schritte der Mächte nur in ihrer Weise zu unterstützen.

Soweit, aber auch nicht weiter. Nichts gebietet den demokratischen Parteien, nun auch plötzlich alle Folgerungen, die sich aus Rechtsgedanken der Demokratie hinsichtlich der Regelung des Balkanstreits ergeben, unter den Tisch zu werfen und sich zu Advokaten der Herstellung eines ‚Status quo‘ zu machen, der Unrecht und Unheil hieß und dessen Erneuerung nur Verlängerung von beiden heißen würde. Der Ruf Friede ist sehr schön. Aber der Ruf Friede und Verlängerung von Unrecht und Unheil ist sehr unschön.

Wenn die Times es als ‚indiskrete Parteinahme‘ tadelte, daß Lloyd George auf dem Bankett der englischen Journalisten von Herstellung besserer und freiheitlicherer Zustände sprach, so erklärt sich das sowohl aus der politischen Gegnerschaft des unionistischen Blattes gegen den radikalen Minister, als auch aus den Beziehungen dieses Blattes zu denjenigen Elementen im englischen auswärtigen Amt, welche die Türkei möglichst eng an England ketten wollen. Aber welches Motiv kann für ein deutsches liberales Blatt vorliegen, über jene Äußerung sich zu ereifern? Unter dem Gesichtspunkt der Frage der Reform Mazedoniens war sie so gemäßigt verschwommen gehalten, daß man schon sehr bornierter türkischer Chauvinist sein mußte, um an ihr Aergernis zu nehmen. Die Türkei ist politisch in einer Lage, daß ihre einsichtigsten Staatsmänner machtlos sind, die von ihnen für notwendig erkannten Reformen durchzuführen, wenn äußerer Druck ihnen nicht zu Hilfe kommt. In Hinblick auf die deutsch-englische Rivalität in der Türkei aber müßte jedem auch nur einigermaßen liberal denkenden Deutschen daran gelegen sein, zu wünschen, daß diese Rivalität zu einem Wettkriechen vor allem führt, was in der Türkei chauvinistisch-reaktionäre Tendenzen verflucht.

Indeß hier eben stoßen wir auf das bei unseren Liberalen grassierende Uebel, vor lauter vermeintlich realpolitischer Behandlung auswärtiger Angelegenheiten ebenso unpolitisch wie unliberal sich zu geberden. Man ist so darauf versessen, hinsichtlich dieser Dinge nur ja nicht in den Geruch des Idealismus zu kommen, daß man aus der Furcht vor diesem erschrecklichen Verdacht lieber ohne jeden zwingenden Anlaß die elementarsten Grundsätze des Liberalismus preisgibt. Denn in der Tat, selbst wenn Herr von Kiderlen-Wächter als Staatssekretär des Äußeren um irgendwelcher materieller Interessen willen das elende Spiel des Helfershelfers der Türkei im Widerstand gegen Reformen spielen wollte, selbst dann hätte er gar kein Interesse daran, daß nun auch das ganze bürgerliche Deutschland in die Parole einstimmte: ‚Nur möglichst wenig in Mazedonien ändern!‘ Man hat es ja im vorigen Jahr beim Marokkohandel

gesehen, wie der Leiter unserer auswärtigen Politik über den Wert heimischer Opposition denkt.

Aber ganz abgesehen von den Winkelzügen der Diplomaten ist es die einfachste Konsequenz aus den Gesetzen politischer Dynamik, daß politische Parteien nicht Staatsmännerei nach Art der Diplomaten treiben dürfen. Wer an der Macht ist, wem mit der Machtstellung hochgradige Verantwortung zufällt, der wird unter Umständen gezwungen sein, Interessen über Grundsätze abstrakten Rechts zu stellen. Demokratische Parteien aber, und namentlich demokratische Parteien im unparlamentarisch regierten Deutschland, werden nur stark sein in dem Maße, als sie Rechtsgedanken mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit vertreten.

Es ist eines der Geheimnisse der Lebenskraft des englischen Liberalismus, daß er immer wieder bedeutende Führer gefunden hat, die das wußten oder fühlten und danach handelten. Vom nackten Interessenstandpunkt aus hat das britische Reich viel Ursache türkenfreundlich aufzutreten, und für England steht dabei etwas mehr auf dem Spiel, als das deutsche Reich im Orient zu gewinnen oder zu verlieren hat. Und doch lehnt ein großer Teil der englischen Liberalen sich energisch dagegen auf, daß die Regierung Englands die Sache der Balkanvölker irgendwie preisgibt. In ihnen leben noch Ueberlieferungen auswärtiger Politik, infolge deren mehr als ein Volk dankbare Erinnerungen an England als seinen Helfer gegen Unterdrücker hegt und pflegt.

Wieviel Völker gibt es, von denen man ähnliches in bezug auf Deutschland sagen könnte? Die traditionelle Unbeliebtheit Deutschlands in der Welt kommt nicht von ungefähr. Wo Völker sich zu befreien suchten, standen die Regierenden Deutschlands fast immer auf der Seite ihrer Unterdrücker. Um so mehr gerade ist es Sache des demokratischen Deutschland, den Beweis zu liefern, daß Deutscher sein nicht schon Soldat der Unterdrücker sein heißt. Die Sozialdemokratie ist sich dieser Aufgabe bewußt und handelt danach. Im Verein mit den Sozialdemokraten der Balkanländer proklamiert sie den freien Bund der Balkanvölker einschließlich der Türken, gegründet auf der Selbstbestimmung der Nationalitäten. Ein heut unrealisierbares, aber darum noch kein utopistisches Programm. Denn es zeigt die Richtung an, liefert das Richtmaß für die Etappen des Weges und hat so den Wert eines p r a k t i s c h e n I d e a l s. Wo ist das Programm, wo das richtunggebende Ideal unserer Liberaldemokraten für die zu ihrer Lösung drängende Frage der Balkanvölker? Ich sehe nichts davon. Vor lauter Aufgehen in Realpolitik hat man wieder einmal in der auswärtigen Politik abgedankt.



## Mein Herz

Von Ernst Blaß

Und schmerzhaft denk ich deiner blonden Stimme  
Durch Raum und Luft und Straßen lange nach.  
Mein Herz hüpf't zittrig durch das Leere, Schlimme,  
Blöd-Nieerlangbare, das mich so brach,

Ich bin vor Sehnen qualvoll und bewegt . . .  
Die Lampe steht real auf meinem Tisch.  
Was fern von mir ist, das ist trügerisch  
Und dauert stumm, bis mich der Tod verschlägt.

### II

Verloren schwebe, schlafe ich umher  
In einer seidnen, guten Außenwelt.  
Ich bin ja still und bin so gar nicht schwer,  
Daß nichts mich nur auf kurze Zeit behält.

Ich fühl, wo hinter Häusern, Platz und Stadt  
Du, Sonne, dich im Abendglanze senkst,  
Daß du, Geliebte, gehst, belebt und glatt. . .  
Ich fühle sehr, wie du nicht an mich denkst.

Ernst Blaß wird seine Verse (in denen oft zwischen Bildern greifbarer Wirklichkeit halbverwundene junge Tränen hängen, wie etwas Zerleuchtend-Rinnendes an der Schleierwand von durchzauberten Stadtnebeln) — Blaß wird seine Verse, darunter die hier gedruckten, in einem Gedichtband 'Die Straße komme ich entlanggeweht', binnen kurzem erscheinen lassen.

Dort wird er folgendes zum Beginn sagen:

### Vor-Worte

Ich gebe hier ein Buch heraus . . . (doch ich weiß, etwas 'Geschlossenes-Ganzes' gebe ich nicht heraus . . .) eine Sammlung von Gedichten. Zeitlich auseinanderliegende Dinge, die getrennt empfunden und festgehalten wurden, sind hier zusammengebunden. Einheit liegt nicht vor.

Ich erinnere mich, wie mir zumute war, als ich Einiges von dem hier Aufgenommenen verfaßte. Wie man damals das Inhaltsmäßige fühlte; wie man die Straßen entlang geweht kam (am 31. Januar 1912; vorher war man mit Herrn W. F. und Herrn H. zusammen im Englischen Café; dann die nachtumwaldete Tauentzienstraße); oder wie manchmal Bedrückendes beim Schaffen wich; wie aber doch manches bedrückend war. . . Einzelnes; halbgespensstisch. Meine Empfindungen heut Abend stehen in keinem Gedichte des Bandes —, dennoch sind die Gedichte des Bandes meine Empfindungen . . . (Beim Herausgeben muß man das erwähnen.)

Kommt nun (wie jetzt) eine reiche Nachtluft hinzu, durch offene Fenster direkt ins Herz dringend, ist unten alles verstummt, unterhalten sich nur noch leise zwei Dienstmädchen, tickt meine Uhr, höre ich ab und zu die Hochbahn fern rollen — — —: so passiert es leicht, daß jemand, der sich anschickte, eine Vorrede kritisch-kämpferischen Wesens zu dichten, auf das Ganze dieses Daseins träumerisch reagiert, weil dieses Chaos so voll von Hinreißendem ist und, aus einiger Ferne gesehen, als etwas in seiner Art Einziges blüht . . .

\* \* \*

Dieses Chaotische nun . . . wird der Lyriker der nächsten Zeit zwar auch in träumerisch-potenter Lust fühlen, doch zugleich mit einer erwachsenen Gier, die Kenntnis von den Dingen unsres Planeten zu vergrößern. Der Lyriker wird immer bewußter empfinden, daß es darauanf kommt (und daß eine große Schönheit darin liegt), für die Klärung der irdischen Phänomene zu sorgen, — ob er gleich weiß: Der Kern der L y r i k ist etwas andres.

Auch der Lyriker wird nächstens ein Erkennender sein, ein Kämpfer; einer, der haltbare Grundlagen sucht, um ein Steigen der Glückschancen für Menschen zu berechnen; einer, der für das Fortschreiten der Menschheit morastlosen Boden sucht; jemand, der (ich weiß was ich sage) für die Entwicklung kämpft.

Und das Ideal der Künstler, auch der Lyriker, wird sein: Aufrichtigkeit.

(Der erkennende Kämpfer allerdings wird auch ein Lyriker sein. Das ist nichts gewissenhafter Vernunfttätigkeit Entgegengesetztes, sondern etwas, das sie beflügelt. Philosophie wird nächstens nicht mehr verwechselt werden mit umständlichem Geräusper gelehrt anmutender Unrichtigkeiten und Unwichtigkeiten. Der Denker wird ganz sorgfältig und voll Verantwortungsgefühl, dennoch feurig sein.

Als Lyriker aber wird er dieses feurig fühlen . . . das ganze Sternschnuppenhafte einer Menschenexistenz, diese Einmaligkeit, das Umwogtsein — — und das Stürzen und die Lust und die Melodei —.)

\* \* \*

Warum Erkennen? Warum Fortschritt? Warum Entwicklung? Wir sind in dieser herrlichen Weltwildnis mit unseren natürlichen Potenzen, sexuellen und künstlerischen, glücklicher, als wir bei schärferer Bewußtheit wären . . .

Das ist heute nicht absehbar. Ich weiß indes, daß der Wille zur bewußten Erfassung des Umliegenden ein recht reicher Lustquell ist. . .

Aufrichtig sein als ein Erkennender —: ein Ideal, das für Zweifler an der Fundiertheit und den Aussichten menschlichen Erkennens nichts Ueberzeugendes hat; das als letzte Wahrheit nicht behauptet werden darf; doch (schlimmstenfalls immer noch) die heut reichste Schönheit und Vitalität besitzt, also auch vormaligen Skeptikern an der *W a h r h e i t*, späteren Verherrlichern des Chaotisch-Lustpendenden genügen müßte, als der heutige *G l a u b e*. (Schlimmstenfalls.)

Als Dichter ein Erkenner: das wird der Lyriker der nächsten Jahrzehnte sein.

\* \* \*

Weil er ehrlich ist und bewußt, wird er eins auch im Traume nie vergessen: daß er nicht immer ein Engel ist, nicht immer ein Urwesen, nicht immer schwebend und alltagsfern (sondern wie große Erdenreste ihm zu tragen peinlich bleiben). Das wird in seinen Klängen liegen: das Wissen um das Flache des Lebens, das Klebrige, das Alltägliche, das Stimmungslose, das Idiotische, die Schmach, die Mießheit. Die Klänge des nahenden Lyrikers werden nicht ‚rein‘ und ‚aus der Tiefe‘ sein. Er wird nicht einfach ein potent-seliges Urgeschöpf sein, sondern einer, der erkennt und zugibt, daß man manchmal recht ins Alltägliche hineingeklebt ist; der noch in der Erhebung weiß, daß man nicht immer erhoben ist. So ist es. Und es wird eine *E r h e b u n g* für ihn sein, dies zuzugeben. . .

Es wird für ihn darum eine sein, weil er für *E h r l i c h k e i t* ist. (Der Lyriker wird finden: der Fortschritt in der *C h a o s - k l ä r u n g*, wenn es ihn nicht gibt, muß erfunden werden. Er streitet für die Wahrheit auch aus Gründen der Schönheit.)

\* \* \*

Der Lyriker der nächsten Zeit wird sich nicht schämen.

\* \* \*



Auch seiner mehr träumerischen Stimmungen nicht. Doch seine Träume werden anders aussehen, als die weniger Kultivierter; nämlich: gehetzter, weltstädtischer, mit dem lebhaften Willen zur Kritik, mit einem das Träumerische Nicht-für-vollnehmen. Noch als schwebender Engel im Traum aber weiß er, daß er vielfach als Herr Soundso auf Erden lebt — und viel Irdisches zu ertragen hat. Noch wenn er Lyrik dichtet, wünscht er nicht zu lügen.

\* \* \*

Seine Art Lyrik ist ‚fortgeschrittene‘ Lyrik genannt worden . . . Nicht wegen Großstadtmilieus so genannt, sondern wegen jener kritischen, beschwingten, fechtlustigen Daseinsstimmung selbst in der Lyrik.

Der neue Dichter (der den Alltag kennt, der den Schwindel durchschaut), wird gegen künstlerisches Schaffen überhaupt, soweit es unkritisch ist, etwas skeptisch sein, — dennoch wird er eine Melodie haben . . .

Weil er wahrheitsliebend ist, werden seine Dichtungen um viel Melodiloses im Erdenleben wissen, — dennoch Dichtungen sein; Dichtungen voll der Schönheit und Intensität eines großen Willens zur Ehrlichkeit. Er wird etwas geben, was, wie Kurt Hiller sagt, funkelt ‚zwischen Stahl und der Blume Viola‘.

Zusammengefaßt: Der kommende Lyriker wird kritisch sein. Er wird träumerische Regungen in sich nicht niederdrücken. Noch im Traume wird er den ehrlichen Willen zur Klärung diesseitiger Dinge haben und den Alltag nicht leugnen. Und diese Ehrlichkeit wird die tiefste Schönheit sein.

\* \* \*

Der kommende Lyriker wird, wie gesagt, auch ein Darsteller des Alltags sein. Kein alltäglicher Darsteller! Er wird aber kein Schilderer der Weltstadt sein, sondern ein weltstädtischer Schilderer . . .

Sollte dann das Niveau noch nicht über kunstbehandelnde Dozenten vom Verstande des Herrn Bab hinübergelangt sein, und noch immer in den Gazetten gelegentlich der Gedanke auftauchen, Rhinoceroshaftigkeit und Neid auf Feiner-Behütete lasse sich schon durch den Willen zu einer neuen, sozusagen synthetischen Andacht überwinden —: so wird der Lyriker für diese Frömmigkeit den gelinden Ausdruck ‚Lammfrömmigkeit‘ bereit haben.

Er selber wird voll Andacht sein, nicht voll dumpfig-stöhnender oder fett-enthusiasmierter Andacht, sondern voll einer skept-

tischen, gefiederten, fortgeschrittenen, kriegstüchtigen, voll einer tänzerischen und erkennenden und geschwinden Andacht.

\* \* \*

Der Lyriker der nächsten Jahrzehnte wird im wesentlichen darauf bestehen, daß seelenlose, mechanische Intelligenz nichts Auszeichnendes, daß jedoch Antiintellektualismus (mit und ohne Gebirge) zum Kotzen ist.

\* \* \*

Der zukünftige intellektuelle Lyriker wird sich nicht schämen, weder wegen Intellektuellseins noch wegen Träumerischseins. Als Mann der Schönheit wird er voll irdisch - kämpferischer Stimmung und Kämpfer voll Stimmung und Schönheit sein. . .

. . . Mit geflügelten Grüßen an diesen Menschen der nächsten Zeit sei 'Die Straßen komme ich entlang geweht' herausgegeben.

Ernst Blaß

---



## Die bischöfliche Klosterkirche zu Curtea de Arges in Rumänien

ist eines der bemerkenswertesten Sakralbauwerke Rumäniens, das leider im Laufe der Jahrhunderte in den Zustand starken Verfalles gekommen war und auf Befehl des Königs Carol I. vom Architekten Lecomte du Nouy mit großem Kostenaufwand vollständig restauriert worden ist.

Das prachtvolle Bauwerk im byzantinischen Stile zeichnet sich nicht nur durch seine Abmessungen, sondern auch durch die Originalität seiner Bauformen und den strotzenden Reichtum seiner Ornamentik, einer wahren Schatzkammer für den Kunstforscher, aus. Die Kirche hat nun ihren Geschichtschreiber in der Person des königlichen Baurats Franz Jaffé (Berlin) gefunden, der unter dem obigen Titel eine der Bedeutung des Bauwerks entsprechende monumentale Monographie veröffentlicht hat.

Baurat Jaffé ist mit der Begeisterung des Künstlers und der Gründlichkeit des Gelehrten ans Werk gegangen. Die Bearbeitung dieses Gebietes mußte notwendigerweise zu Exkursen in das Gebiet der Kunstentwicklung der übrigen Länder führen, die Byzanz befruchtet haben. Das reiche Bildmaterial des Werkes läßt ohne weiteres die Quellen dieser Befruchtung erkennen, man begegnet altägyptischen, maurischen, arabischen und osmanischen Einflüssen; auch persische und armenische Motive sind vertreten.

Dieser Teil des Buches hebt es aus dem Rahmen der deskriptiven Monographien und macht es zu einem Nachschlagewerk, das der Bearbeiter des Gebiets der orientalischen Kunst nicht wird missen können. Es wird ihm um so bessere Dienste leisten, als die Ausführungen Jaffés von ungemein zahlreichen ins Detail gehenden und prachtvoll ausgeführten Illustrationen unterstützt werden.

Das kostbare Kunstwerk ist im Selbstverlage des Verfassers erschienen.

### Operetten-Konzerte unter Leitung der Komponisten:

Entree  
50 Pf. bis Mk. 3.

Sonntag-Nachmittag 4-7 Uhr  
Entree 50 Pf.



Ausstellungshalle am Zoo, heute dirigiert Rud. Nelson. Jeden Abend 8—12 Uhr.

## VORANZEIGE.

Sonntag, 3. November einmaliges Konzert:

**Franz Lehár** (Komponist der lustigen Witwe).  
— 120 Künstler —





**LIPTON-  
TEE**

Grösster  
Teehandel  
der Welt!

Hoflieferanten der meisten europäischen  
Hofstaaten. Ueberall erhältlich!

**Echt  
Douro-Portwein**  
Marke  
**„Durwin“**



Ueberall erhältlich.

PORTUGUEZA

- |                |                        |      |
|----------------|------------------------|------|
| 1. Gold-Kapsel | à M. 3.50 (goldgelb)   | 1896 |
| 2. Silber-     | „ à M. 3.25 (weiss)    | 1900 |
| 3. Kupfer-     | „ à M. 3.00 (goldgelb) | 1902 |
| 4. Schwarz-    | „ à M. 2.50 (dunkel)   | 1904 |
| 5. Weiss-      | „ à M. 2.25 (weiss)    | 1906 |
| 6. Rot-        | „ à M. 2.00 (dunkel)   | 1906 |

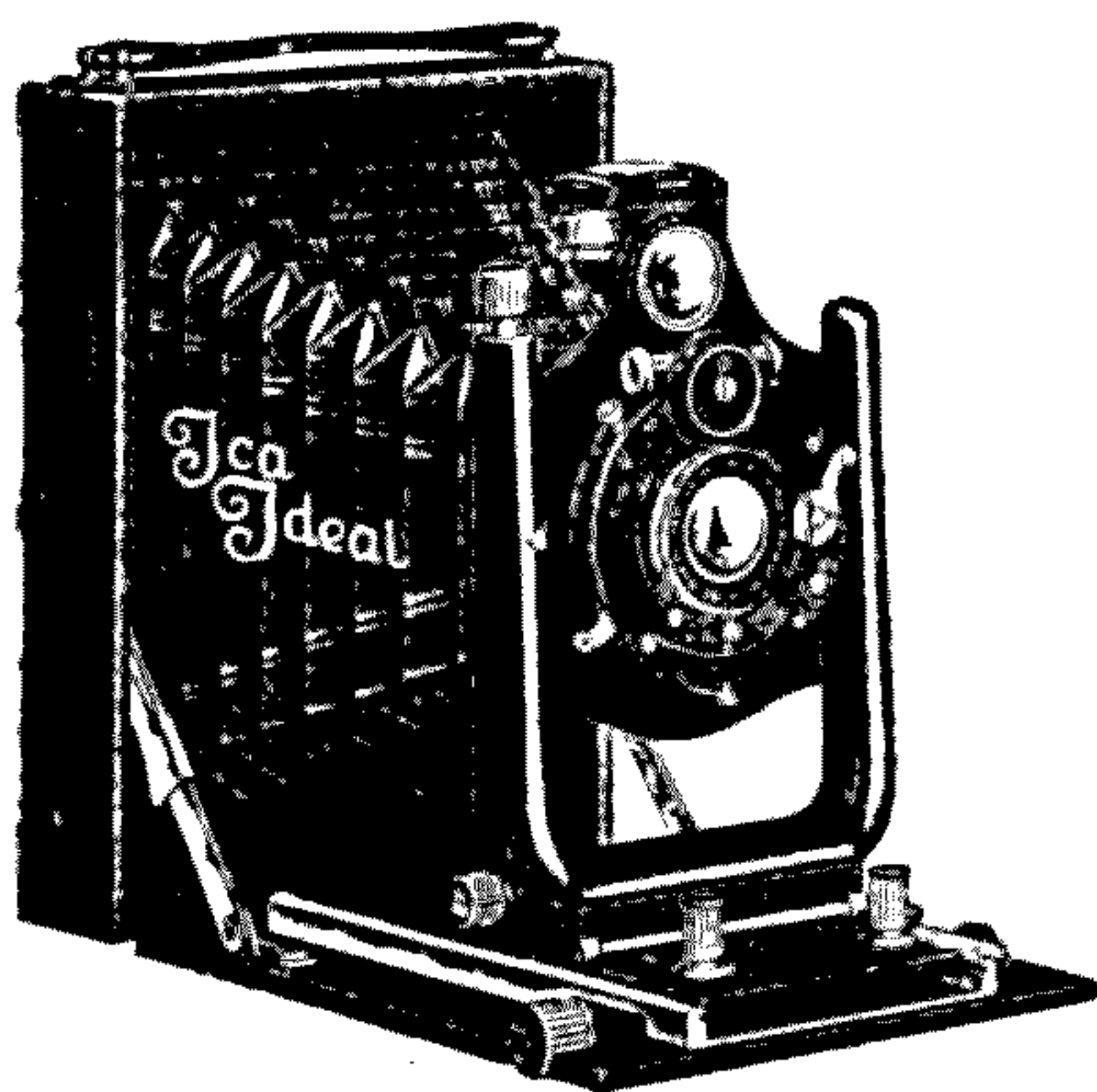
Tel. Ltz. 9716

Lutherstr. 33 I  
vis-à-vis dem Eispalast

**Gebr. Ramminger**

Robes Manteaux  
et Blouses

Costumes Tailleur  
Fourrures



**Dahelm und auf der Reise**

haben sich Jca-Kameras vorzüglich bewährt, denn in ihnen sind alle Eigenschaften, die für universelle Verwendbarkeit notwendig sind, mit grösster Stabilität, geringen Dimensionen und mässigem Gewicht verbunden. Der Jca-Hauptkatalog No. 201 enthält nähere Angaben über Apparate und Bedarfsartikel und wird Interessenten auf Verlangen kostenlos und franko zugesandt.

**Jca, Aktiengesellschaft  
Dresden.**

Europas grösstes und ältestes Werk für Camera- und Cino-Bau.

Deutsches  
Erzeugnis



Gegr. 1906

**Cabinet Gold**

die Sekt-Marke  
des Kenners

ist in Qualität und Preis-  
würdigkeit unerreicht.  
1/2 Flasche M. 2.50 (Aus-  
nahmepr.) exkl. Steuer.  
2 Flaschen zur Probe  
(ko. M. 8.-) 20 Flaschen  
auf Wunsch Sekt-Kühler  
gratis. Verlang. Siehpreis-  
liste der Sektkellereien

**G. Kupferberg & Co.**

Hochheim a. Main  
und Berlin NW 87

**LAXIROL**

Bonbon von aromatischem Wohlgeschmack,  
wirken sicher abführend. Paket, 12 Bonbons,  
50 Pfennig, überall erhältlich, sonst direkt vom  
Apotheker Rosenberg G. m. b. H., Berlin, Lankwitzstrasse 5.



# Grand-Café „Imperial“

Potsdamer Straße 105 a

Jubiläumsjahr.

10 jähriges Bestehen.

==== Täglich: =====

## Grosse Schirman-Konzerte

Gastspiel des berühmten russ. Meistergeigers Günsbourg

## Gicht, Verkalkung der Blutgefässe

sowie alles was auf harnsaurer Diathese beruht, bewährt sich glänzend:

### ■ Berliner Radium-Eisen-Brunnen

(Angenehmes Tafelgetränk.)

Erfolg reiht sich an Erfolg!

Verlangen Sie Broschüre vom

### Kurbrunnen-Versandhaus Julius Lieben

Tel.: Amt Steinplatz, 10328 **BERLIN W 50** 37 a Passauer Strasse 37 a

## Lux Berliner Privat-Detektiv- BERLIN W.

Lützowstrasse 20 e

==== Institut und Auskunft. ==== Filiale LONDON.

Jur. Leitung: Königl. Landgerichtsrat a. D. Dr. jur. Freiherr von Kirchbach.

Tel. Kurf. 4734.

Gegr. 1889.

Eingetr. Firma.

Privat-Heiratsauskünfte üb. Ruf, Charakt., Vermög. usw. Uebernahme v. Vertrauensangelegenh. u. Ermittlung. jed. Art Prozessmaterial, bes. Ehescheidungs-, Alimentations-, Erbschaftssachen. Ueberwachungen. Tätigkeit allerorts. Solide Honorare.

In Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit unübertroffen.

**Erstes Institut der Branche.**

## Willy Münstermann

Berlin-Schöneberg W. 30, Gleditschstr. 50 (am Winterfeldtplatz)

### Erstklassiges Cigarren-, Cigaretten- und Tabak-Geschäft

**Cigarren (Spezialmarken):** No 30 | 10 | 106 | 80 | 18 | 61 | 63 No. Pf. 15 | 12 | 10 | 8 | 7 1/2 | 7 | 6 Pf.

**Cigaretten:** grosses, reichsortiertes Lager d. bedeutendsten Fabriken

**Tabake:** van Eicken's — grosses Lager.

Proben zu Originalpreisen!

Telephon: Amt Lützow 5724.



# MANOLI

*Dandy  
Meine Kleine  
Gibson Girl*

## CIGARETTES

INSTITUT FÜR

**Extericultur** [und] **schwed. Heilgymnastik**

nur für Damen

für Damen und Kinder

**SPEZIALITÄT:**

**BEHANDLUNG**

Gesichts-, Büsten-, Haar-Pflege

auch nach ärztlicher Vorschrift

! Probebehandlung kostenlos !

**Margarete HAENSELT / Esther DAHLGREN**

BERLIN W., BÜLOW-STRASSE 104, II (HOCHBAHN-STATION NOLLENDORFPLATZ)

# A. Jandorf & Co.

Spittelmarkt Belle-Alliancestrasse

Grosse Frankfurterstrasse Brunnenstrasse Kottbuser Damm

Sehrer Vorrat

## SANITA

**Sicherheits-  
Rasiermesser**

wird gebrauchsfertig geliefert. Die Klinge muss so in den Bügel eingesetzt werden, dass die Schutzmarke nach oben kommt. Man seift das Gesicht tüchtig ein und hält dann beim Rasieren das Messer gegen das Gesicht unter demselben Winkel wie ein gewöhnliches Rasiermesser. Es ist besser mit nicht gegen den Wuchs der Haare zu rasieren; man zieht also gewöhnlich nach unten. Warmes Wasser trägt zur Erleichterung des Rasierens bei. Je länger und besser man den Bart einseift, um so leichter ist er zu entfernen.



**95 Pf.**

**Apparat** komplett,

mit 3 Ersatz-Messern

**95 Pf.**

Original from



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## INHALT:

Alfred Kerr.....Weltpolizei

Aeusserungen: Graf Arco / Laband / Müller-Meiningen  
Keim / Brentano / Bonneson / Oppenheimer / Bar. v.  
Rothkirch-Panthen / Walther Rathenau / Steinthal /  
C. F. / K. v. d. Heydt.

Holdweis.....Die Wahrheit über den steinernen

Heinz Graf Schlieffen.....Grosskolonisation [Gast

Vindex.....Tempelhofer Feld

Kurt Hiller.....Gnu

Johannes v. Bruning.....Verse

---

Abg. Held



## **Weltpolizei**

Von Alfred Kerr

### **I**

Man erblickt mit mäßigem Enthusiasmus die Veruneinigten Staaten von Europa. Diese schauen, als der Stein losrollt, auf die Vierbündler am Balkan mit einem Antlitz, darin sich kaum Geistesgegenwart und Gewecktheit -- eher ein Zug von, man könnte fast sagen: angeborener Dummheit breitmacht. Der große Moment findet ein verblüfftes Geschlecht.

Die Veruneinigten Staaten von Europa haben, einer gegen den anderen, widerstrebende Ziele. Auch die balkanischen Vierbündler zwar belauern und hassen sich gegenseitig -- aber sie bilden lieber ein Syndikat. Zu bestimmtem Zweck. Dieser Zweck ist: Viere gegen einen. (Viere gegen einen Bettlägerigen). Heroworship, -- sagte Carlyle.

Die vier Sieger über den Bettlägerigen, als ihn der konzessionierte Camorrist schon verwundet hatte, drängen ihr Gegensätzliches und Widerstrebendes zurück. Einigkeit macht stark. Sie möchten einander zwar zusammenhaun; alle werden, zur Muße gelangt, einander wiederum hassen: doch heut erlauben es die Verhältnisse nicht; sie tun, was Preußen und Bayern anno Siebzig taten; sie betreiben das Wichtigere; die Forderung des Augenblicks; ,für die Gesamtvertretung der vier Syndizierten wird eine Zentrale geschaffen'. Der Erfolg tritt ein.

Sie kämpfen für eine Idee.

Diese Idee hatten die Japaner gehabt, -- welche den russischen Verlaß zunichte machten. Japan lähmte den großen Vetter. Deshalb mußten diese kleinen Balkanvölker (das größte zählt an



zwei Millionen Köpfe weniger als das Volk der hinterrücks Überfallenen) — deshalb mußten die Balkanstämme selber tun, wozu sie von siegreichen Ostasiaten angeregt, fast gezwungen; von konzessionierten Italienern ermächtigt waren. Carlyle, Hero-worship.

## II

Die kleinen Völker am Balkan handelten systemvoll.

Die alten, die gewiegt, die Großmächte handeln systemlos; stumpf; zufallswirr. Sie glotzen vor sich. Ihrer ist das Zuspätkommen. Ihrer ist die Rolle der nachträglich Staunenden. Ohne Voraussicht, syndikatlos, dulden sie den Krieg (den man unter die verbotenen Hasardspiele rechnen soll), sehen zu und renken erst hintennach ein, was vorher, mit geringeren Kosten, bereits zu ordnen war.

Auch Deutschland (seine Diplomatschaft wird bloß unter Treibhäuslern gewählt) erstaunt . . . und weiß lange nicht einmal dies eine: sollen wir dem Staat Österreich, kraft seiner neuen Erwerbungen am Balkan, zu noch größerer Slawisierung helfen? Also die Abwendung von uns vorbereiten?

Sollen wir da neue Türkengebilde schaffen, Mischgestaltungen: ein an Umfang volleres Österreich mit dem Keime zu ewigen Wirren? mit einem neuen Schwär im Fleisch des Bestehenden? Eine sichere Antwort hierauf gibt es nicht. Die Deutschnationalen in Österreich sagen: „Nein! Hände weg von uns!“ Was ist noch sicher?

## III

Sicher notwendig ist eine Blutauffrischung der Diplomatie. Will sagen: ihre Demokratisierung. In wie unfähigen Händen ruhen Entscheidungen über das Wertvollste der heutigen Welt. Ganz alte Schule; nichts von mutterwitzigem Verständnis und Vorauswissen und Verhüten.

Ein rationelleres Regeln der Dinge, das steht fest, wäre durch Drohungen der Veruneinigten Staaten möglich geworden; statt dessen lassen sie die kleineren Balkanvölker sich über den Kopf wachsen, durch sie das Ordnen ihrer eigenen Bedürfnisse verhindern — oder hinausschieben.

#### **IV**

Dennoch werden es die Großmächte sein, welche schließlich die Besitzänderungen im türkischen Gebiet bestimmen.

Ja, die letzte Regelung erfolgt hinterher . . . nicht nur durch die Großmächte, sondern allein durch die Großmächte. Sei auch das Balkan-Rütli zehnmal entschlossen, in keiner Not sich zu trennen und Gefahr. Es ist üblich, die Völker einander erst ausweiden zu lassen, nachher aber, wenn die Gefallenen nicht mehr geweckt werden können, kontraktlich die Beute des Sieges zu beschränken; auch wegzunehmen. Die Japaner und andere wissen was davon.

Alles höchst sinnwidrig. Unnötig. Durchschnittliche Korporalsarbeit.

Niemandem kommt heut ernstlich der Gedanke, daß eine Besitzregelung besser vor den Schlächtereien und Sachbeschädigungen statt nachher möglich sein muß — und doch hat dieser Gedanke (nicht nur ethischen, sondern) praktischen Wert.

Warum duckt sich das wildeste, widerborstigste Privatgemüt vor einem geschriebenen Befehl des Richters? Weil jeder weiß: hinter dem Schriftstück steht eine Macht: Polizei; Freiheitsberaubung; Muskeln; Säbel. Jeder noch so Blutvolle weiß das und gibt nach. Wär' es anders vor einer tüchtigen Weltpolizei?

#### **V**

Ich hatte (vor den maßgebenden Erfolgen des Balkanbundes) eine Frage für mich, dann für andere gestellt — im festen Glauben, daß die Besitzänderungen schließlich nur von den Großmächten geregelt werden. Neue Begebnisse haben indeß die Lage verändert, — aber von den Antworten sollen doch nachträglich etliche mitgeteilt werden.

Ich hatte mit Bewußtsein vorwiegend Mitlebende gefragt, die von meinem politischen Weiterkennen weit abstehen. Das Ergebnis fast aller dieser Antworten ist für den Fragesteller dennoch etwas erstaunlich — ganz so war es doch nicht erwartet worden. Der Grundakkord bei fast allen heißt etwa: „Laßt's

geh'n ! Laßt's gescheh'n !" Bald unpathetisch, bald pathetisch. Verhüllt oder nicht. Somit ein respektvolles Kismet-Empfinden — und man sagt, daß die Türken untergehn !

Gemeinhin billigen die Antworter stumm den heutigen Zustand, den sie zu ändern kein Vertrauen fühlen, wenn sie ihn auch beklagen. Ja, es ist ein stummes Anerkennen von Zufall und Unordnung.

Ich hatte von einigen Männern der wirtschaftlichen Praxis geglaubt, sie würden auch hier finden, daß nicht Wettbewerb allein zum Ziel führt, sondern Zusammenschluß der Bewerber mit geringeren Kosten. Wie man etwa, statt beim Einkauf einander zu überbieten, beim Verkauf einander zu unterbieten : wie man statt dessen Abmachungen trifft und gemeinsam billiger handelt. Wie die trustees eine zweckmäßige Zusammenwirtschaft leiten. Alle Teilnehmer sind vor Wechselfällen geschützt . . . Nichts von dem.

Aber ich gebe die Antworten.

## VI

Sympathisch sind mir die ruhigen Sätze des Grafen Arco, des Physikers, den ich als hochstehenden Menschen von einer vorgeschrittenen, schmucklosen, heutigen Denkart kenne.

Georg Arco schrieb :

Wünschenswert erscheint mir eine möglichst schnelle Regelung sehr, da die Leidenschaften mit der Dauer des Krieges steigen und die Annahme vernünftiger Vorschläge erschweren werden.

Das ‚Wünschenswert‘ erscheint mir um so selbstverständlicher, als jeder Tag Kriegsführung eine Unzahl materieller und ideller Werte vernichtet, die spätere Vernunft nicht wieder herstellen kann.

Professor Laband gibt zu, ‚daß ein so blutiger und verheerender Krieg wie der Balkankrieg ein sehr bedauernswertes Übel ist‘ — weiß aber nicht, ‚ob eine vorzeitige Einmischung der Großmächte nicht ein noch viel größeres Übel verursachen könnte.‘



Der Abgeordnete Müller-Meinigen glaubt nicht, daß eine Besitzregelung vor ferneren Schlächtereien möglich ist.

Ich bezweifle es. Vor allem im Hinblick auf die sehr zweideutige Haltung Rußlands und Englands. Übrigens bringen künstlich zurückgehaltene Krankheiten für später um so größere Gefahren!

Die Frage der Zweckmäßigkeit fällt m. E. aber praktisch mit der Frage der Möglichkeit zusammen . . . Die von den Kanonen vor Kirkelisse begründete Neuorientierung der Orient-Mächte wird eine Neu-Orientierung der Absichten der Großmächte nötig machen. Wird die Germanophobie auch hier mit Blindheit schlagen? Oder werden sich die westlichen Kulturvölker jetzt endlich von den unseligen Wahnideen, die Europa zugrunde richten, mit elementarer Gewalt befreien?

L u j o B r e n t a n o:

Es scheint mir unmöglich, angesichts der Lage der beiderseitigen Kämpfenden auf den Schlachtfeldern der Balkan-Halbinsel im Augenblick einzugreifen, um ferneren Schlächtereien Einhalt zu gebieten. Wer dies tun wollte, müßte selbst mit bewaffneter Macht eingreifen, was noch größere Schlächtereien zwischen den europäischen Mächten zur Folge haben würde.

C h a r l e s B o n n e f o n schreibt:

La guerre actuelle est une guerre de libération. Je ne crois ni désirable au point de vue moral, ni possible au point de vue pratique une intervention des grandes puissances. Elles doivent borner leur rôle à la sauvegarde de leurs intérêts strictement économiques et si elles en sortent, la guerre européenne en résultera à peu près certainement.

B e r n h a r d D e r n b u r g vermag heut Entscheidendes nicht zu sagen, — dies ,können noch nicht einmal die Chefs der Auswärtigen Ämter . . .‘

S c h m o l l e r . . . erklärt sich für unzuständig.

D r y a n d e r . . . möchte dazu nicht Stellung nehmen.

R i e ß e r . . . hält sich für inkompetent.

C. F. (möchte lieber ungenannt bleiben. Seinen Namen werdet Ihr nie erfahren. Ich sage nur, daß er die Seele der Berliner Handelsgesellschaft ist):

, . . . Übrigens können kaum zwei Ansichten darüber bestehen, daß jede Besitzregelung besser vor einer Schlächtereier als nachher stattfindet, nur werden die beteiligten Parteien durch diese Ansicht — sich nicht zurückhalten lassen. Die Großmächte werden sich gemeinhin hüten, bewaffnet zu intervenieren, indessen, wenn sie es tun würden, wäre der Zweck nicht erreicht, die Metzeleien würden nicht vermieden werden.

W a l t h e r R a t h e n a u bezweifelt, daß die Besitzänderungen allein durch die Großmächte bestimmt werden; auch daß Bulgaren und Serben ‚kleinere Balkanvölker‘ zu nennen sind. Er fragt:

Sollte man einen ernsten Volkskrieg wirklich als Inbegriff von ‚Schlächtereien und Sachbeschädigungen‘ bezeichnen dürfen? An kultureller Bedeutung können Kumanowo und Lüle Burgas mit Marathon und Plataeae nicht verglichen werden; an strategischer Bedeutung liegt der Vergleich nicht so fern.

Gleichviel, wie der Krieg entstanden sein mag, heute handelt es sich um ernste Umwälzungen und historische Ziele. Wir kennen die Schwächen der Balkanländer; aber Heere, die für eine Idee zu sterben verstehen, sind zu respektieren.

Wenn der Siegeszug der vereinigten Balkanstaaten fortschreitet, so wird die Macht der europäischen Schreibtische, glaube ich, weniger ausrichten, als Sie erwarten. Für künftige politische Entwicklung scheint mir die Weltgefahr vermindert, wenn der Balkan unter Nationen aufgeteilt würde, die einer gewissen Europäisierung fähig und daher berufen sind, ihren Boden wirtschaftlich, also auch politisch, zu behaupten.

Ein schlesischer Offizier und Agrarier, der Baron v o n R o t h k i r c h u n d P a n t h e n auf Schloß Massel, ist über-

zeugt, „daß die Ansichten einzelner Menschen kaum irgendwelchen Einfluß auf den Gang der Ereignisse haben werden“. Er schreibt:

Als alter Offizier kann ich mich natürlich in die Lage und den Geist der Kämpfenden versetzen und kann es infolgedessen verstehen, daß die christlichen, verbündeten Balkanstaaten resp. deren Heerführer den Wunsch und die Absicht hegen, dem türkischen Gegner in Konstantinopel den Frieden zu diktieren. Andererseits ist es den türkischen Offizieren und Soldaten nicht zu verdenken, wenn sie bis zum letzten Augenblick in der Hoffnung kämpfen wollen, daß das Waffenglück,\*) das sich ja schon manchesmal im letzten Augenblick gewandt hat, sich wieder an ihre Fahnen heften könnte.

Es hat nach den Zeitungsberichten allerdings den Anschein, als ob der Geist im türkischen Heere nicht mehr derselbe wäre, wie unter Osman Nuri Pascha Ghazi bei Veliki-Izwor, Saitschac und Plewna.

Daß es leichter ist, einzureißen wie aufzubauen, wird wohl mancher jetzt in der Türkei einsehen lernen.

Zweifellos ist die Möglichkeit vorhanden, daß dem Kriege durch ein Gebot der Großmächte ein schnelles Ende bereitet werden könnte, doch fürchte ich, daß dies nun nur dann möglich sein wird, wenn die Großmächte gewillt sind, ihrem Gebot mit Waffengewalt Nachdruck zu verleihen.

Auf mehr oder weniger höfliche, diplomatische Noten der Großmächte werden die siegreich vordringenden Verbündeten nicht viel geben, sie werden um so weniger sich um derartige Schriftstücke kümmern, als sie ganz genau wissen, daß sich die Interessen einzelner Großmächte auf dem Balkan schroff gegenüberstehen, und daß es für die Großmächte resp. den europäischen Frieden sehr gefährlich sein würde, wenn die Großmächte sich statt mit Worten, nun mit Taten in die Balkanauseinandersetzung einmischen würden.

\*) Man beachte diesen berechtigten Ausdruck.



Zweckmäßig wäre es natürlich für die unter dem Kriege leidende Balkanbevölkerung, sowie für Börse, Handel und Industrie der anderen Länder, wenn die Besitzregelung auf dem Balkan nun in Frieden vor sich gehen könnte, aber dazu werden Außenstehende nicht viel beitragen können, hier können nur die Diplomaten und Staatslenker der Großmächte ihr Glück versuchen.

Wahrscheinlich werden es wieder einmal die Diplomaten und Staatslenker keinem Menschen recht machen können, da sie ja im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor dem Appell an die Waffen zurückscheuen werden und nun bei den Balkanverbündeten, so lange diese weiter siegreich vordringen, so gut wie nichts erreichen werden.

Vom Rednerpult, am Biertisch wird über diejenigen, deren Amt es ist, das Staatsschiff zwischen den Klippen hindurch zu lenken, hergezogen, ‚theoretisch‘ spielen da Menschen den Staatslenker und Diplomaten, die keine Ahnung haben, was sich hinter den Kulissen des Welttheaters ereignet, die also auch gar nicht wissen können, worauf der Diplomat resp. der Staatslenker Rücksicht zu nehmen hat, was er bei seinem Handeln in Berechnung zu ziehen hat.

Derartige ‚theoretische‘ Staatslenker und Diplomaten haben den Beifall leicht und billig, sie haben ja nicht die Konsequenzen ihrer Weisheiten zu tragen, haben nicht die ganze Schwere wichtiger Entscheidungen, die oft über das Wohl und Wehe ganzer Nationen das letzte Wort sprechen, auf ihre Schultern zu nehmen.

‚Vom sicheren Port läßt sich’s gemächlich raten!‘

Dr. Franz Oppenheimer, der Nationalökonom, glaubt nicht, daß ‚die Großmächte viel gefragt werden‘. Er setzt hinzu:

So etwas von einer Blamage der hohen Diplomatie ist überhaupt noch nicht dagewesen. Sie hat ihren eigenen Rekord geschlagen, und das erschien den meisten als völlig

unmöglich. Es hat meines Erachtens keinen Zweck, solche Dinge rationell zu betrachten, so lange wir noch im Zeitalter der absoluten Irrationalität leben.

K a r l v. d. H e y d t glaubt nicht, 'daß die Besitzänderungen am Balkan von den Großmächten bestimmt werden'. Er fügt hinzu:

Abgesehen davon, daß diesen die Macht dazu fehlt, könnte es nur geschehen mit Gefahr eines Weltkrieges, also noch größerer, Schlächtereien und Sachbeschädigungen'...

Er fährt fort: 'Da sind nahezu 1 Million Männer, die völlig bereit sind, für ein Ideal zu sterben. Ob wir hier oben dies Ideal hoch bewerten, ist gleich. Sie kennen kein höheres und wollen ihr Leben dafür einsetzen. Es heißt Wiedergeburt des alten oströmischen Reiches. Ein törichtes Ideal vielleicht. Nein, sicher töricht. Ich war während der Mobilmachungstage in Athen und im Peloponnes und habe die schweigende Entschlossenheit dieses kleinen und armen Volkes g e s e h e n. Ich würde es als Mensch (denn Politiker bin ich ja Gott sei Dank gar nicht) nicht in Gedanken wagen, diesen Leuten zuzumuten, die Opfer an Blut und Gut, die sie bringen wollen, nicht zu bringen. Ich meine, darüber könnte heutzutage kein Streit mehr sein: So heilig das Menschenleben sein mag, unendlich heiliger ist die Idee. Welche Idee? Das ist ganz gleichgültig; die für die man den Tod leidet . . . und obendrein auch 'Sachbeschädigungen'.

Der G e n e r a l K e i m glaubt nicht, daß die Regelung allein durch die Großmächte bestimmt werde:

Dazu haben sie weder ein Recht noch die Macht; sie müßten denn selbst mit den Waffen einschreiten wollen, was ausgeschlossen sein dürfte. Wenn die Türkei nicht imstande ist, sich ihrer Gegner zu erwehren, so erfüllt sich an ihr eben das urewige Schicksal des Schwächeren gegenüber dem Stärkeren. Das ist allein das 'Grundsätzliche und Tief-ernste' in dieser Frage, das auch mittelbar Deutschland angeht.

Kriege sind keine ‚Schlächtereien und Sachbeschädigungen‘, sondern sie sind vor allem die Prüfsteine auch der ethischen Werte der Völker, d. h. ihrer Opferfreudigkeit, ihres Nationalgefühles, ihrer Tapferkeit, ihrer Selbstzucht. Sie sind das Examen rigorosum der Völker, und wehe dem Volke, das es nicht besteht!

## VII

### Nachschrift des Herausgebers.

Wir können einander nichts beweisen.

Wir essen zwar die selben Speisen,

Wir tragen etwa die selben Kleider,

Dann schnappt es . . . gottseidank und leider

Wir atmen auf dem selben Stern —

Und sind einander siriusfern.



## Die Wahrheit über den steinernen Gast

Von Holdweis

Don Pedro Tenorio trat vom Fenster, durch das er auf den Hafen von Valencia geblickt hatte, an seinen Schreibtisch zurück und zündete die Lampe an. Der stille Gelehrte hatte die Nachricht vom schrecklichen Tode seines ruchlosen Veters Don Juan gleichzeitig mit der Verständigung erhalten, daß er zum Universal-Erben eingesetzt sei.

Seitdem war es vorbei mit seinen geliebten Studien. Er mußte die Verwaltung der vielen, über und über verschuldeten Güter antreten und sie gegen die Gläubiger verteidigen, deren Briefe sich auf dem Schreibtisch zu Bergen häuften. Kopfschüttelnd setzte er sich und begann die zuletzt angekommenen Briefschaften zu öffnen. Da wurde die Tür aufgerissen, und Don Pedros Haushälterin stürzte ins Zimmer. ‚Wie siehst du denn aus, Clara?‘ rief der Gelehrte erschrocken, ‚hat sich ein Unglück ereignet?‘

Clara stotterte: ‚Ach, ich bin ja mehr tot als lebendig . . .‘ Es klopft an die Türe. Ich öffne und erblicke . . .‘

‚Was, um Himmels willen?‘

‚Einen Toten!‘

‚Der uns besuchen wollte? Du hast wohl wieder einmal etwas zuviel Alicante getrunken . . .‘

Da ertönte eine wohllautende Männerstimme: ‚Du tust der armen Clara unrecht. Ich bin doch wirklich schon bald sechs Wochen tot‘, und Don Juan Tenorio trat in das Zimmer. Aufkreischend verschwand Clara, und Don Pedro erhob sich entsetzt: ‚Wo kommst du her, Unglücklicher? Aus der Hölle, die dich verschlungen hat?!‘

Don Juan wählte einen recht bequemen Lehnstuhl und setzte sich behaglich. Dann sagte er: ‚Es ist richtig, daß ich in den Höllenschlund versunken bin. Aber wieso weißt du es denn?‘

Allmählich beruhigte sich Don Pedro. Er sah ein, daß er es mit einem Lebenden zu tun hatte. Er zeigte Don Juan verschiedene Briefe, die über seine Höllenfahrt berichteten. Sie sei in Prosa und in Versen bereits beschrieben worden und werde wohl auch

aufs Theater kommen. ,Und außerdem sitze ich vor dir als dein gesetzlicher Erbe. Wie sollte ich daher zweifeln, daß du gestorben seiest.'

,Ich konnte auch gar nicht mehr weiter leben. Meine Gläubiger wollten mich in den Schuldturm setzen. Eine alte Närrin, sie hieß Donna Elvira, verfolgte mich in unerträglicher Weise. Einige Bauern unter der Führung eines gewissen Masetto, beabsichtigten, mich totzuschlagen. Und endlich hatte mich Don Octavio, der Bräutigam Donna Annas, der Ermordung ihres Vaters, des Komthurs angeklagt.'

,Bitte, nicht so schnell. Von dem allen habe ich etwas vernommen, aber nur unklare und widerspruchsvolle Gerüchte. Also Schritt für Schritt : Wie war es zunächst mit Donna Elvira ? Die soll ja jetzt die allerschlimmste sein ! Die Weiber von Sevilla treiben nämlich seit deiner Höllenfahrt, von der ich übrigens immer noch nicht das geringste verstehe, eine Art Heiligenkultus mit dir. Du hast doch Ringe mit fortlaufender Nummer verteilt. Donna Elvira hat 1003, die höchste Zahl, und nennt sich nun stolz Don Juans letzte Liebe.'

,Mit Donna Elvira ist es eine traurige Geschichte. Das Unglück begann eines Abends, im Halbdunkel ; ich muß sehr zerstreut gewesen sein. Am Morgen entdeckte ich erst, daß es eine recht ältliche Dame gewesen, die mich mit ihrer Liebe beglückt hatte. Sie nahm mir den raschen Abbruch unserer Beziehungen recht übel ; ich glaube außerdem, daß ihr Kopf sehr gelitten hat.'

,Gut ! Und wie war es mit Masetto und — ' er blätterte in den Papieren — ,Zerline, dem hübschen Bauernmädchen ?'

,Als ich ihr nicht mehr gestattete, auf mein Schloß zu kommen, verleumdete sie mich bei Masetto und den anderen Bauern.'

,So so ; aber Donna Anna hast du doch nachts überfallen und ihren Vater niedergestochen ?'

,Donna Anna verfolgte mich mit Liebesbriefen so lange, bis ich sie endlich besuchte. Aus Gutmütigkeit ; denn sie gefiel mir gar nicht. Unglücklicherweise kam der Alte dazu. Ich riet ihr, Zeter und Mordio zu schreien, um ihren Ruf zu retten. Der Komthur dringt mit dem Degen auf mich ein ; ich ziehe mich zurück, nur vorsichtig parierend, ohne selbst zu stoßen. Da

stolpere ich über eine Schwelle — und schon spießt sich der Alte selbst auf, ohne daß ich es hindern kann! Dann kamen noch andere Leute hinzu, darunter Octavio, Donna Annas Bräutigam. Ich hatte mich auf den Balkon zurückgezogen und wehrte dort die Angreifer ab, bereit, in den Garten hinabzuspringen. Da hörte ich noch, wie Don Octavio seine Braut tröstete: ‚Dein Gatte wird Vater auch dir sein!‘ Donna Anna forderte ihn laut zur Rache auf; leise flüsterte sie mir zu: ‚Zum Vater würde er noch halbwegs taugen . . .‘ Dann sprang ich hinab und machte mich davon.’

‚Von all den verschiedenen Berichten dünkt mich bisher der deinige am wahrscheinlichsten. Wie kommt es aber, daß alle sich sonst widersprechenden Nachrichten darin übereinstimmen, daß dich der Höllenrachen verschlungen hat?‘

‚Weil es eben wahr ist! Doch ich sehe, daß du ungeduldig wirst; ich will dir also in Kürze den Vorgang berichten.

Wie bereits erwähnt, blieb mir nichts anderes übrig, als zu sterben. Zum Universalerben setzte ich dich als meinen zuverlässigsten Freund ein. Besonders meiner Güter halber, die der Staat sonst eingezogen hätte, da es mir zwar nicht an illegalen, wohl aber an legalen Nachkommen mangelt . . . Ich mietete zunächst ein Schiff, mit dem ich später von Sevilla den Guadalquivir hinab bis zum Meere fuhr und auf dem Meere dann zu dir nach Valencia. Dann ging ich mit Leporello auf den Kirchhof. Er mußte in meinem Namen den Komthur zum Abendessen einladen. Angsterfüllt richtete er der Statue seinen Auftrag aus. Da rief ich: Hast du es nicht gesehen? Er nickte mit dem Kopf! Natürlich hatte Leporello es gesehen, auch daß er wild umherblickte und uns zu bedrohen schien, und war außer sich vor Entsetzen. In diesem Zustande schickte ich ihn gleich fort zu Octavio, Masetto, Donna Elvira und zu meinen Hauptgläubigern und ließ sie auffordern, das höchst merkwürdige Gastmahl sich abends anzusehen. Dann verfertigte ich den steinernen Gast. Einer meiner Lakaien, der ungefähr die Gestalt des Komthurs hatte — vorsichtig nahm ich ihn und Leporello mit auf die Reise —, bekam aus Wachs eine ebenso aufgedunsene Nase, wie sie der alte Säufer besessen hatte; seine Stiefel wurden mit schweren



Eisen beschlagen und der ganze Kerl von Kopf bis Fuß weiß angestrichen. Ich wußte, daß es in einem Turmzimmer meines Schlosses eine Versenkung gäbe. Wir richteten das Zimmer in aller Eile etwas her und setzten die Versenkung wieder in guten Stand. Unter dem Turmzimmer wurden Feuerwerkskörper aufgehäuft. Leporello sollte, nachdem der steinerne Gast erschienen, hinuntereilen und, sobald wir versunken waren, das Feuerwerk anzünden.

Alles ging vortrefflich. Als die Schritte des Komthurs auf der Turmtreppe ertönten, wurden alle Eingeladenen blaß. Ich holte schwer Atem und riß die Fenster auf, um mehr Luft zu bekommen. Die Kerzen flackerten. Als der steinerne Gast die Tür öffnete, erloschen sie fast alle. Die Anwesenden vergingen vor Angst.

Leporello, der den Komthur selbst weiß angestrichen hatte, fiel zitternd und Gebete stammelnd auf die Knie, und zwar gerade über der Versenkung. Der Komthur zögerte; er konnte nicht auf den für ihn bestimmten Platz treten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als Leporello mit einem kräftigen Fußtritt von dieser Stelle zu entfernen. Der Komthur murmelte mit tiefer Grabesstimme meinen Namen und etwas von der Einladung. Dann faßt er meine Hand. Ich winde mich vergeblich, ohne loszukommen. Auf einen Wink von mir ruft er: „Jetzt ist dein Ende da!“ Ich trete auf die Feder und wir versinken. Ich hatte gesehen, daß auf Leporello nicht zu rechnen war. Rasch entschlossen zog ich meine Pistole noch während des Versinkens und schoß sie in die Feuerwerkskörper ab, so daß die Flammen oben herausschlugen, bevor die Versenkung sich wieder geschlossen hatte . . . Und so nahm es ein schreckliches Ende mit mir . . . So, nicht anders, vollzog sich meine Höllenfahrt . . . Sei überzeugt: in ähnlicher Weise begab sich manches, wenn du irgendwo liest: „Niedergefahren zur Hölle“.

„Schweig!“ rief Don Pedro . . . Er setzte dann zu:

„Aber von deinem fürchterlichen Ende . . . und von deinen süßen Liebschaften hallt ein nie verklingender Akkord durch die Jahrhunderte.“

„Apopo, Akkord!“ rief Don Juan, „könntest du einen solchen

mit meinen Gläubigern anbahnen?' . . . Er sprach dann : ,Wie liegen hier die . . . Verhältnisse? Ich fange jetzt unter anderem Namen einen neuen Abschnitt an. Als ich Don Juan hieß, rannten die Weiber (seit vielen Jahren!) nicht hinter mir, sondern hinter meinem Ruf her. Jetzt, wo ich von vorn beginne —'

(,Du hast immer von vorn begonnen,' warf Pedro ein.)

,Jetzt erst,' fuhr Don Juan fort, ,werde ich endlich, endlich um meiner selbst willen geliebt werden!'

,Es dürfte nicht leicht sein,' sprach der Vetter. ,Du wirst dich wundern! . . . Du wirst dich wundern! . . .'

Don Juan wurde nachdenklich.

## **Großkolonisation**

Von Heinz Graf Schlieffen

Gegen die Enteignung spricht hier  
der Vorschlag eines Mannes von wei-  
terem Blick.

Nach jahrelangen Erwägungen und eingehenden Versuchen hat nunmehr die preußische Regierung durch den im neuen Etatvoranschlag eingesetzten Betrag von 12 Millionen Mark zur Kultivierung von 15 000 Hektar fiskalischer Moore gezeigt, daß sie ernstlich gewillt ist, mit der Nutzbarmachung bisher brachliegender Staatsländereien zu beginnen. Es ist demnach mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Komplex in absehbarer Zeit mit Kleinbauern besiedelt sein wird, die durch intensive Viehhaltung zur Erhöhung unserer heimischen Fleischproduktion beitragen werden.

So aner kennens wert auch die kolonisatorischen Bestrebungen der Regierung sind, kann indes nicht verborgen bleiben, daß sie in dem gedachten Umfange sich schließlich nur als der bekannte Tropfen auf den heißen Stein erweisen werden. Denn was bedeutet eine Parzelle von 15 000 ha gegenüber den mehr als drei Millionen Hektar kulturfähiges Moor- und Oedland, die wir allein in Preußen haben und die sich — außer in fiskalem — auch in kommunalem und privatem Besitz befinden!

Auf einer solchen Fläche können nach den von Herrn Professor Fleischer angestellten Berechnungen alljährlich rund

zwei Millionen Stück Großvieh gemästet werden. Diese gewaltige Mehrproduktion an schlachtreifen Tieren, welche dem heimischen Markt zugute käme, dürfte genügen, uns dauernd vom Ausland zu emanzipieren. Wenn auch der heurige Fleischmangel in der Hauptsache auf der vorjährigen Mißernte an Futtermitteln beruht, welche viele Landwirte gezwungen hat, die Aufzucht von Jungvieh einzustellen, so ist doch nicht damit zu rechnen, daß der durch den alljährlichen Bevölkerungszuwachs von drei Millionen Seelen in Deutschland bedingte erhebliche Mehrkonsum an Fleisch lediglich aus den bisherigen inländischen Produktionszentren gedeckt werden kann.

Es wäre daher dringend anzuraten, daß sowohl die kommunalen als die privaten Eigner von Moor- und Oedländereien dem dankenswerten Beispiel der Regierung nacheifern und ihren jetzt brachliegenden, fast wertlosen Besitz unter Kultur bringen. Ein solches Vorgehen wäre für die Unternehmer ein lukratives Geschäft, für unsere Volkswirtschaft von allergrößter Wichtigkeit!

In Preußen greifen wir soeben zur zweiseitigen Waffe der Enteignung, um ein Terrain von 1700 Hektar für Zwecke der inneren Kolonisation frei zu bekommen, wo doch so gewaltige Strecken im Herzen des Vaterlandes der friedlichen Eroberung harren!

Wie bedeutend gleichzeitig die Einnahmequellen sind, die durch eine großzügige Kolonisation dem Staate erschlossen werden, lehrt ein Blick auf die hervorragenden Erfolge der Union.

\* \* \*

Der enorme Export der Vereinigten Staaten an landwirtschaftlichen Produkten — von deren Zufuhr speziell Deutschland mehr und mehr abhängig geworden ist — hätte durch den gesteigerten Konsum im eigenen Lande schon längst eine bedeutende Einschränkung erfahren müssen, wenn nicht in der letzten Dekade Regierung und Privatgesellschaften rechtzeitig eingegriffen hätten, um riesige Landstrecken unter Kultur zu bringen, wodurch gleichzeitig Hunderttausende von Familien Heimstätten fanden, die ihnen bei einem Umfang von je 20 bis 40, höchstens 80 Morgen, bald zu einer Quelle unerschöpflichen Wohlstandes wurden.

Im Jahre 1894 waren in der Union erst ca. drei Millionen Morgen Oed- und Moorland durch Bewässerung und Dränage für rationelle Bewirtschaftung bereitgestellt. Seitdem haben die der Kultivierung dienenden technischen Hilfsmittel eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren, was wieder zur Folge



hatte, daß in allen Teilen Nordamerikas Kolonisations-Gesellschaften gebildet wurden, die bis 1910 — zum Teil mit staatlicher Unterstützung — ca. 14 Millionen Morgen bisher wertloses Land den Farmern zur Verfügung stellen konnten. Dazu kommen — nach Mitteilung der Zentralbehörde in Washington — noch weitere 4 Millionen Oed- und Moorland, welche bis 1915 be- oder entwässert sein werden.

Die Bundesregierung verausgabte von 1902–1907 rund 160 Millionen Mark für Bewässerungs- und Drainage-Anlagen, und Privatgesellschaften brachten für den gleichen Zweck ca. 200 Millionen Mark auf.

Nach Berichten der General Land Office betrug der Wert des steuerpflichtigen Landes im Staate Washington im Jahre 1890 217½ Millionen Dollar, der sich in den folgenden 12 Jahren nur um 43 Millionen Dollar steigerte. Durch die 1903 in diesem Staat sich bildenden Kolonisations-Gesellschaften wurde das brachliegende Land unter Kultur gebracht, so daß es bald zu einer Kornkammer wurde, die bereits nach fünf Jahren eine Ernte von 60 Millionen Bushels Zerealien erbrachte! Zu dieser Zeit, also im Jahre 1908, stellte der Fiskus den Wert des steuerpflichtigen Landes mit 784 Millionen Dollar fest!

Dank der phänomenalen Erfolge der Landeskultur-Gesellschaften war der Bodenwert und mithin der Nationalreichtum dieses einen Bundesstaates in 5 Jahren um 523½ Millionen Dollar, d. h. um mehr als zwei Milliarden Mark gestiegen!

Die auf solche neuartige Weise erzielten Resultate haben die Regierung in Washington ermutigt, nunmehr für eigene Rechnung weitere 427 000 Morgen Staatsländereien zu kolonisieren. Von Privatunternehmern waren bereits im Jahre 1909 450 000 Morgen für die Pflugschar hergerichtet, wovon 280 000 Morgen in Parzellen von 20 bis 40 Morgen an Farmer, meist auf zehn Jahre Ziel bei zehn Prozent Anzahlung, vergeben wurden.

Ich habe den Staat Washington als Schulbeispiel gewählt, da dort bis vor einer Dekade der inneren Kolonisation nur geringes Interesse entgegengebracht wurde im Gegensatz zu Kalifornien, wo Landeskultur-Gesellschaften seit langen Jahren mit wachsendem Erfolge tätig sind. Auch in den übrigen Bundesstaaten wetteifern Fiskus, Kommunen und Private miteinander in der Erschließung bisher ungenutzter Riesenflächen.

Erwähnt sei nur noch das großartige Drainage-Projekt der Regierung in Nordost-Arkansas, wonach nicht weniger als 1 040 000 Morgen trockengelegt werden sollen bei einem Kostenaufwand von 6½ Millionen Dollar. Der Verkaufspreis ist vom

Fiskus mit durchschnittlich 150 Dollar pro Morgen gleichfalls bei zehnprozentiger Anzahlung und zehnjährigen Ratenzahlungen festgesetzt.

Die vorstehend angeführten Daten dürften genügen, ein Bild von der nationalökonomischen Bedeutung, der praktischen Durchführbarkeit und der unverhältnismäßig hohen Rentabilität derartiger Kolonisations-Unternehmungen zu geben.

\* \* \*

Im Interesse einer ersprießlichen Großkolonisation in Deutschland resp. Preußen wäre ein Zusammengehen von Kommunalverbänden und Privaten in Form einer ‚gemischten wirtschaftlichen Unternehmung‘, wie solche in letzter Zeit u. a. bei der Anlage von Ueberlandzentralen gern gewählt wird, anzuraten.

Um die verhängnisvolle, perpetuelle Verschuldung von Grund und Boden, welche den Krebschaden unseres Realkredites verkörpert, gänzlich zu eliminieren, sollte man nach altbewährtem britischem System die Liegenschaften stets *nur verpachten*, um endlich das Ziel aller einsichtigen Bodenreformer: *zinsfreies Land*, niedrige Grundrente, zu verwirklichen.

Hiermit würde der so oft beklagten Landflucht, die zum großen Teil ihren Grund in der Unmöglichkeit hat, mit geringem Kapital rentable Bauernstellen zu erwerben, Einhalt getan, denn auf dem gewonnenen Neuland können Zehntausende kleinbäuerlicher Familien einen segensreichen Wirkungskreis finden und zugleich helfen, unserm Wirtschaftskörper Hunderte von Millionen neuer Werte zuzuführen.

## Tempelhofer Feld

### 1. Krieg und Frieden

Man entsinnt sich noch der Bürgerfehde, die um diese Ebene geführt wurde, hört noch die Männerreden im Stadtvätersaale, und erinnert sich der offiziellen, offiziösen und bloß ‚inspirierten‘ Kundgebungen eines hohen Kriegsministerii in dieser Angelegenheit, die so lange ergingen, bis niemand mehr so recht wußte, was eigentlich vorging, und Herrn Kirschner, den der Himmel im übrigen selig haben möge, am Morgen des 31. August 1910 die schreckhafteste Überraschung seines Lebens widerfuhr: als er aus der Zeitung ersehen mußte, daß der Preußische Staat, Militärfiskus, vertreten durch den Kriegsminister, des langen Haders endlich müde (fort mit Schaden), den ganzen Komplex von 102 000 Quadratruten an eine Erwerbsgesellschaft veräußert hatte (statt an die Gemeinde Berlin).

die doch so artig und nett gewesen war und so schön gebeten hatte) ; an eine Erwerbsgesellschaft, an der die Deutsche, die Dresdner und die Darmstädter Bank beteiligt waren und die sich Herrn H a b e r l a n d , den vielgewandten, zum Direktor erkürt hatte. Die Form, in der dieses Unternehmen sich kleidete, war die einer V e r w e r t u n g s g e s e l l s c h a f t , die für die Gemeinde Tempelhof (die ‚eigentliche‘ Erwerberin des westlichen Teiles des Tempelhofer Feldes) tätig sein sollte ; die aber auch den Kaufpreis von 72 Millionen Mark aufzubringen hatte, und, von einer (nicht ganz kleinen) Beteiligung Tempelhoofs abgesehen, den Gewinn in ihre eigene Tasche stecken dürfte. Der liebe Gott, Herr Haberland und Herr v. Gwinner mögen wissen, welche Spiele hinter den Kulissen diesem Endresultat vorangegangen sind. Letztere beiden Herren mögen manchmal gelächelt haben, daß der fortschrittliche Mann wiederum den ‚Haß der Städte‘ an die Wand gemalt bekam, von dem die hohe Regierung heimtückisch und innerlichst beseelt sein soll. Ach nein, bloß um der Stadt Berlin eins zu versetzen, macht man nicht so riskante Geschäfte, wie das der ‚baulichen Erschließung‘ des Tempelhofer Feldes. Sondern, wenn sich die Hochfinanz (im Bunde mit Herrn Haberland von der hundertprozentigen Berlinischen Bodengesellschaft) zu einem 72-Millionen-Geschäft entschließt, von dem eigentlich noch nicht so recht feststeht, wie (und wann) es realisiert sein wird, so muß man doch schon nach handfesteren Motiven suchen, als der Haß eins ist . . .

Negative Empfindungen, wie der Haß, reichen nicht aus, um die Geschäftsinstitute von Kaufleuten zu überwinden ; es scheint so, als wenn es sich hier um eine persönliche Angelegenheit, und zwar die einer sehr hohen Person, gehandelt hat, und als ob man bei dieser sich hat ein wenig in empfehlende Erinnerung bringen wollen.

## 2. Geschäft.

Die Tempelhofer-Feld-Aktiengesellschaft für Grundstücksverwertung legt jetzt ihren Bericht über das erste Jahr ihrer Verkaufs- (oder ‚Verwertungs-‘) Tätigkeit vor, und man ersieht aus ihm, geht man den Zahlen und den Worten auf den Grund : l e i c h t hat sie es nicht gehabt. Äußerlich sieht sich die Sache ja ziemlich pompös an, und wenn man bedenkt, daß der Grundstücksmarkt sich in voller Deroute befindet, und die Überproduktion an Wohnungen das Terrain- und Baugeschäft in Groß-Berlin so gut wie gänzlich lahm gelegt hat, so macht es sich nicht schlecht, wenn die Tempelhofer-Feld-Gesellschaft berichten kann, sie habe für 2 950 000 Mark Grundstücke verkauft. Liest man aber weiter, so findet man, daß aus diesen Verkäufen ein B a r b e t r a g von nur 100 000 Mark Erlöst worden ist ; danach hat also die Anzahlung der Grundstückskäufer im Durchschnitt g e g e n 3 P r o z e n t betragen ! — was bedeutet, daß man auf dem Tempelhofer Felde ein Bauterrain im Werte sagen wir von 50 000 Mark für 1500 Mark erstehen konnte ; der Rest wurde als Kaufgelderhypothek eingetragen und gestundet. Es kommt aber noch schöner : so mancher in Berlin hat 1500 Mark, mit denen er in Grundstücken spekulieren möchte ; dazu müssen sie aber b e b a u e n , aufmachen, herrichten. Die Tempelhofer-Feld-Aktiengesellschaft war menschenfreundlich genug, auch in dieser Hinsicht zu helfen ; sie hat ausweislich des Ge-



schäftsberichts ca. 1 Million Mark an Baugeldern (natürlich an die Käufer ihrer Grundstücke) verpumpt; und wenn man unverschämt genug ist, den Saldo aus diesen 'Transaktionen' insgesamt zu ziehen, so ergibt sich, daß die Gesellschaft ca. 900 000 Mark bar zugegeben hat, um überhaupt Geschäfte zu machen und die zwei Dutzend Grundstücke los zu werden, die jetzt in Pracht (mit allem Kongfohr, wie unsere hiesigen Mitbürger sagen) auf dem Tempelhofer Felde stehen und frieren. — Wie aus dieser fröhlichen Rechnung hervorgeht, standen die Bauten von Anfang an fast ausschließlich auf Risiko der Gesellschaft selber, und man kann sich fragen, warum sie eigentlich nicht den ehrlichen Schritt getan hat, die Bebauung überhaupt in eigener Regie vorzunehmen, um dann mit den fertigen Häusern zu handeln. Nun sind ja inzwischen, wie die Gesellschaft erklärt, von den hypothekarisch eingetragenen Restkaufgeldern größere Beträge eingegangen. Aber man kann die neugierige Frage, wo denn die Ersterher der Grundstücke plötzlich das Geld dazu herbekommen haben, nicht so ganz unterdrücken, und die Möglichkeit, daß die an dem 'Geschäft' beteiligten Banken hier ihrerseits den Schuldnern der Tempelhofer-Feld-Gesellschaft kräftig unter die Arme gegriffen haben, dürfte nicht so ganz ausgeschlossen sein.

Vorläufig scheinen sich mithin hier die Dinge noch in einem *circulus vitiosus* zu drehen, und wenn die Aktionäre der 10 Millionen Mark Littera-A-Aktien der Gesellschaft (das ist das Publikum; die 10 Millionen Mark B-Aktien haben die Banken), wann dieses Publikum einmal den ersten Pfennig *Dividende* sehen wird, das ruht im Schoße der Götter.

### 3. *Tertius gaudens.*

Der Staat, Preußen, der Militärfiskus, diese Dreieinigkeit, kommt zu ihrem Gelde, auch wenn das Quadratrutengeschäft der Tempelhofer-Feld-Gesellschaft schlecht geht und auf jene oben erzählte zirkelhafte Weise betrieben werden muß. Die 72 Millionen Mark sind in zwanzig Jahresraten von denen die letzte am 1. Mai 1930 fällig ist, zu zahlen, die Zahlungspflicht hat der Gemeinde Tempelhof gegenüber die Verwertungsgesellschaft übernommen, und ein Schuldner, hinter dem die Deutsche, die Dresdner und die Darmstädter Bank stehen, ist *prima*. Man kann es dem Fiskus gar nicht so sehr verübeln, wenn er sich dieses Geschäftes seinerseits herzlich freut, und es ist fast begreiflich, daß der Appetit bei ihm mit dem Essen zu wachsen scheint. Er hält feil, mit Haut und Haaren, was er nur an Gelände nah und fern hat; das Geld klingt im Kasten, und die Absolution durch den *summus episcopus* dürfte nicht ausbleiben. Und erst wenn der letzte Fetzen Grunewald, und jeder Quadratmeter an den Havelseen für koscheres Geld verkauft ist; wenn auch die östliche Hälfte des Tempelhofer Feldes (etwa an die Firma Kafferdtick & Knote) losgeschlagen ist, erst dann wird die liebe Seele Ruhe haben.

Vindex

## Gnu

Von Kurt Hiller

Nur ein paar der gedankenvollen  
(und blutvollen) Sätze, die zur Eröffnung  
des „Gnu“, Cabarets für sprechende  
Dichter, neulich Kurt Hiller vor-  
trug, — wie man eine Fahne vor-trägt.

Weil niemandem geschmeichelt sei, möchte ich unerörtert  
lassen, auf wen wir wirken wollen. Indes das Wirkenwollen an  
sich ist wohl Problem.

Derselbe Feinsinn, der einen Napoleon anstaunt, weil er sich  
handgreifliche Macht über ungezählte Proleten errang, benas-  
rumpft den Künstler, der sich geistige Macht über Erlesene er-  
sehnt. Selbst bei Künstlern trifft man diese Gesinnung oft an.

Hier nun liegt, wo nicht ein akuter Schwächezustand, der Fall  
einer jener Verlogenheiten vor, die, da ihr Keim unterhalb der  
Bewußtseinsschwelle ruht, vielleicht einen milderen Namen  
verdienen . . .

\* \* \*

Der Akt des Aussichherausstellens ist ein Akt des Willens zur  
Macht. Alle große Kunst stammt aus dem Gefühl; aber sie ist  
nicht Gefühl allein; sie wächst nicht von selbst, sie will gemacht  
sein. Das Gefühl ist formlos, und gerade in seiner Formlosigkeit  
liegt seine Kraft: formt man es, so tut man etwas über das Gefühl  
hinaus, ja gegen das Gefühl: Objektivation lähmt es. Ein Er-  
lebnis fixieren, heißt es töten; Gestaltung ist zentrifugal.

Wer ein Gemälde malt, ein Gedicht niederschreibt,  
der verinnerlicht das Gefühl nicht, sondern er veräußerlicht's; und  
seine große Kunst wird sein, mit vollem, ich muß sagen technischem  
Bewußtsein es auf eine Methode zu veräußerlichen, die der  
rezipierenden Seele den Weg zum Kern leicht macht. Jedenfalls  
bewegt er sich, indem er gestaltet, mitten in der Tendenz auf eine  
Wirkung; und sei es auch nur (um den Solipsisten gerecht zu  
werden) die vorausgeahnte Wirkung auf sich selber.

So ist das Kunstschaffen Wille zur Macht; und höchstens  
dieses eine darf man dem entgegenhalten, daß die Macht, die hier  
begehrt wird, nicht Macht über Menschen, sondern über Materie  
sei: die Wollust, das innere Brausen zu bezwingen, das Chaos zu  
organisieren, Siege zu feiern über den Großen Krummen (wie es  
in „Peer Gynt“ heißt), gleich Gott aus der amorphen Erde endliche  
Gestalten zu kneten, die leben werden. Dieser Einwand entfällt  
aber, sobald der Künstler das Werk veröffentlicht.

Wer sein Bild ausstellt, sein Gedicht drucken läßt, begeht unter allen Umständen einen politischen, nämlich ichpolitischen Akt. Darüber kann ein Zweifel vernünftigerweise gar nicht bestehen; und aller Esoterismus schrumpft unter dem Lichte dieser (ja ziemlich trivialen) Erkenntnis zu einem Geschäftstrick zusammen\*).

\* \* \*

Erinnern wir uns, daß es sich keineswegs um einen Gegensatz zwischen Politik und Nichtpolitik handelt, sondern um einen zwischen offener und versteckter. Wir Propagatoren unterscheiden uns von den Quietisten nur dadurch, daß wir die Ehrlicheren sind.

\* \* \*

Freilich wird ein Mensch, der an aller Metaphysik zu zweifeln hat, die Sinnlichkeit der Welt um so wilder und deutlicher erleben. Diese Farbigkeit und das Brausen und den Duft und die Hautlichkeit alles Seienden. So erblüht aus den Sümpfen letzter Seelen eine Blume von unsäglichem Zusammengesetztheit; die hundert Reize der Frische entstrahlen und entströmen ihr, und dennoch gibt sie, und sie allein, den berausenden Parfüm des Todes. Sinnlichkeit und skeptisch: das ist die Kunst.

Das ist die Kunst, und nicht bloß die einiger Abseitigen von heute. Sondern alles Große früherer Zeiten, zumindest alles, was uns, wenn wir uns jeglicher Tradition und Suggestion entziehen, heute noch groß deucht und Erlebnis schenkt, hat seine Ursprünge in dieser Qual und dieser Lust. Das Paradoxon: Ohnmacht will Macht werden, weil Ohnmacht, die sich erkennt, immer noch weniger Ohnmacht ist, als jene blinde, die sich Macht glaubt — in diesem Paradoxon haben wir die Wurzel und das Geheimnis aller bedeutenden Literatur. Dieses Todesgefühl, dieses Lebensgefühl singt aus den Faustmonologen, den krausen Chorälen Jean Pauls, dem ‚Empedokles‘, dem ‚Romanzero‘, aus Lichtenbergs, Friedrich Schlegels, Schopenhauers zerebralen Ekstasen so gut wie aus den Verkündigungen des Großkaisers der letzten Menschen, welcher Nietzsche hieß, und seiner erhabenen

\*) Anmerkung des Herausgebers. Als Hartlebens „Halkyonier“ 1903 erschien, ließ ich ihn folgendes sprechen:

Mein Werk ist menschenfremd,

stolz, abseits, Ich-vernünftig.

Ich schrieb es nur für mich;

es kostet zwei Mark fünfzig.

K.



Diadochen . . . . . Sinnlich und skeptisch,  
das ist die Kunst.

\* \* \*

Auch darüber werden Sie sich kaum wundern, daß das Gnu nicht auf Quantität hineinfällt; daß Niveau ihm heiliger ist als ‚Leistung‘ . . und manche Zeile unserer ebenedreiten Glossatoren wertvoller als Meister Gottfried Kellers gesammeltes Werk.

\* \* \*

Darauf kommt es an, daß einer Sätze äußert, die an uns sich wenden; und Sätze, von denen man fühlt: geplatzt wäre er, hätte er sie ungeäußert gelassen. Ob in solchen Sätzen eine Meinung steht, eine Stimmung oder ein Ereignis, das bleibt sich gleich. Denn ‚reden‘ und ‚gestalten‘ bedeutet nur Hinterweltlern und Oberlehrern eine Antithese. In Wahrheit ist, wer ohne Gestaltungskraft redet, ein Stümper: der Gestalterich aber, den nichts zum Reden drängt, eine Ulkfigur. ‚Gestalten‘, wie es die Mehrzahl unserer beglaubigten Romanciers und Theaterdichter versteht, ist weiter nichts als die Freiheit, zurückgebliebene Dinge zu sagen, welche man den zurückgebliebenen Personen, die man ‚gestaltet‘, aus Gründen der Charakteristik in den Mund legt. Ein bequemes Verfahren.

\* \* \*

Das Gnu, als ein Mischgeschöpf wie es im Buche steht (nämlich in Brehms Tierleben), bevorzugt alles Zwischige und die Mixturen der Affekte. Reine Zynik erscheint ihm widerlich, reine Hieratik lachhaft. Ihm steht fest, daß nur ein Kunstwerk, in welchem des Todes gedacht wird (und sei es in einer Unter-melodie), Wert hat. Doch des Todes gedenken bedeutet: über niemanden sich wirklich erhaben fühlen und nichts wirklich ernst nehmen. Der Frivole und der Seriöse ähneln einander: beide übersehen, daß sie einst sterben werden.

Sterben werden: dies rechtfertigt Vieles.

\* \* \*

Niemand vermesse sich, zu dekretieren, daß dieses alles nicht ‚Leben‘, sondern ‚Literatur‘ wäre und eine Sache neben dem ‚Leben‘. Besteht denn Leben bloß aus Essen, Lieben, Arbeiten und Spaziergehn? Haben nur Schnürsenkel, Frauen, Eisenbahnen, Straßen, Fabriken, Kriege, Bankiers, Aborte, Landschaften und Parlamente den Geruch des Seins? Ist des Lebens Formulierung, seine Kritik, ja wenn Sie wollen die Vernichtung des Lebens, die der Literat begeht, nicht selber Leben, und zwar gesteigertstes? — Ich würde auf das Leben verzichten, wenn ich glauben müßte, daß Geist . . . nicht Leben sei.

Ein Oesterreicher, siebzehn Jahre, schrieb das.

## Lust

Von Johannes von Bruning

### I

Du hast nur gelacht, wenn ich Dir sprach  
Von wildem Erwachen, halbem Gewähren,  
Verirrter Gedanken rotem Begehren,  
Von einem engen Knabengemach.

Nun berühre mein Haar —  
Es ist nicht wie's war . . .

### II

Ich bringe Dir Lust, es schreit das Tier  
Aus Qual und Marter und Blut und Zorn  
Zu Dir, zu Dir:  
,Aï, muß ich brennen, brenne mit mir!'  
Gott selber lodert in diesem Dorn  
Und wir.

---

## Der nationalliberale Abgeordnete Held

hat in diesen Wochen eine rege Korrespondenz nach vielen Seiten entwickelt. (Aber Mansch! das alles nützt Ihnen ja nichts. Bleiben Sie Lotteriekollekteur!) Er fiel auf allerlei: bloß nicht auf den Gedanken, die Türe des Reichstags (in den er, als ein durch abschließenden Richterspruch wegen Erpressung und Fälschung Bemakelter, nicht gehört) hinter sich zuzumachen.

An den Pan hat er nun einen drolligen Brief gerichtet. Davon soll im folgenden Heft gesprochen werden; falls ihm bis dahin die nationalliberale Partei nicht — unter der Bedingung des Austritts — private Diäten als Pension bewilligt hat (Abwesenheitsgelder). K.

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



# PAN

*Wochenschrift*

**Alfred Kerr**

Herausgeber



## INHALT:

Alfred Kerr.....Zeitgestalten

G. Werner Peters.....Die Briefe Hermann Conradis an

Johannes Guthmann.....Die grosse Liebe [Detlev v. Liliencron

Max Herrmann.....Strophen

Holdweis.....Kampf der Geschlechter





## **Zeitgestalten**

Von Alfred Kerr

### **I. D e r k l a g e n d e H e l d**

Auf dem Papier des deutschen Reichstags, welches einen geprägten Adler hat (und kostenlos benutzt wird) schreibt Herr Theodor Held, von Blättern verschiedener Färbung ziemlich gleich behandelt, folgendes:

Ich habe heute meinen Rechtsbeistand beauftragt, gegen Sie Strafantrag wegen verleumderischer Beleidigung zu stellen.

Ergebenst

Held M. d. R.

Held M. d. R. glaubt offenbar, durch diese fesselnde Mitteilung einen Wandel herbeizuführen. Das ist ein Irrtum. Unabhängig von seiner Klagedrohung besteht vorläufig die skandalöse Wirklichkeit, daß ein Mensch, den ein deutsches rechtskräftiges Gerichtsurteil derart gebrandmarkt hat, Gesetzgeber sein darf (und im Vorstand einer ehrwürdig-angesehenen Partei sitzt). Mit oder ohne Klage muß Herr Held seinen Stuhl sogleich verlassen.

Bis Ihre Klage mich erreicht, du lieber Gott, kann viel Wasser die Spree hinabgeflossen sein; mittlerweile sitzen Sie, Volksobmann, immerzu am Königsplatz und machen Gesetze? Kuchen. Räumen Sie dieses Haus. Dazu bedarf es keiner Verhandlung mehr.

\* \* \*

Ich schrieb: ‚Herr Held antworte glatt: Ist das hier mitgeteilte rechtskräftige Urteil gefälscht — oder die Hauptbücher des Herrn Held?‘ Darauf hätten Sie vorläufig zu antworten. Wollen Sie gefälligst? Durch die feierliche Mitteilung: ‚Ich habe meinen Rechtsbeistand beauftragt‘ . . . ist vorläufig im geringsten nichts getan. Da könnte jeder kommen. Ein Richterspruch erklärt, Sie haben Fälschungen verübt. Sind Sie der Fälschungen Ihrer Bücher schuldig befunden worden — ja oder nein? Sind Sie von diesem Vorwurf jemals freigesprochen worden — ja oder nein? Ist Ihnen eine Schändung des parlamentarischen Ehrenamts durch Richterspruch bezeugt worden — ja oder nein? Hat ein Mann, dem deutsche Richter solche Züge bestätigten, die Antwortschaft, einem großen Volk Wege zu weisen, Vorschriften zu machen? Ja oder nein?

Hic Malta, hic salta. Das Ankündigen einer Klage wegen Beleidigung schafft immer noch den eisenfeststehenden Hauptpunkt nicht aus der Welt: daß ein durch endgiltigen Richterspruch Bemakelter, weil er Fälschungen, Erpressung, Unsauberkeiten verübt habe, noch in der gesetzgebenden Körperschaft eines anständigen Landes geduldet wird.

\* \* \*

Sie berufen sich in einem Brief, den Sie von Parlaments wegen eifrig verschicken, auf den Ruhm, daß Sie noch nicht gegessen haben; daß Sie also, mit andren Worten, statt in Plötzensee Stubenältester zu sein, Ausschußmitglied und Vorstandswürdenträger der Nationalliberalen sind. Ich kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Doch mir ist bewußt, daß die besten Ihrer Parteigenossen heute meiner Ueberzeugung sind — nicht Ihrer.

\* \* \*

Die Partei hat Sie vermutlich zur Klage gezwungen. Es kommt aber nicht darauf an, daß Sie klagen: sondern daß Sie abdanken. Die Parteigenossen mögen damals durch die Botschaft von Ihrer ‚glänzenden Freisprechung‘ verwirrt worden sein — ohne Kenntnis, daß dieser Freispruch älteren Datums; daß er durch ein späteres Urteil auf Grund neuen Stoffes berichtigt worden ist. Daß Sie von dem Vorwurf der Bücherfälschung weder vorher noch nachher freigesprochen worden sind, — Herr Gesetzgeber. Heut kennen, aufmerksam gemacht, Ihre Parteigenossen die Wahrheit: irgendein Zweifel ist annoch unmöglich. Ich habe nicht meine Behauptungen, ich habe die Behauptungen deutscher



Richter vorgebracht. Der künftige Prozeß hat nur auf einen stattgehabten Prozeß zu verweisen; Schwanken geht nicht mehr an, wo ein für Feind und Freund giltiges Urteil einzusehn ist. Warum zögert die Partei noch? Unter solchen Umständen bliebe das Ethos Derer zu beklopfen, die Herrn Held . . . nicht mit Entschlossenheit bei so liegenden Dingen von sich entfernen. Wollen sehn, ob es irgendeiner Gruppe möglich ist, wider alle rechtliche Uebereinkunft im deutschen Parlament befleckte Leute zu halten. Ich habe volles Vertrauen zu der Partei — aber sie rühre sich.

\* \* \*

Handelt es sich um einen zu beweisenden Tatbestand? Es handelt sich um einen bewiesenen. Ein bestimmter, abschließender, rechtskräftiger Spruch liegt vor (die Fraktion kann ihn bei mir einsehn) — also worauf wartet sie? Herr Held kann die Aufmerksamkeit auf Nebenpunkte ziehn: aber die Fraktion weiß heute, daß in ihr ein durch Richterspruch Bemakelter sitzt — sie hat ihn billig zu entfernen.

Jeder kann sich Kenntniss verschaffen, daß ein rechtskräftiges Urteil von ihrem Fraktionsgenossen sagt, er habe sich sogar nicht gescheut, seine Stellung als Reichstagsmitglied auszu-beuten . . . , er habe die ‚Herabziehung des höchsten Ehrenamtes eines Volksvertreters in den Kreis niedriger privater Geldinteressen‘ auf dem Konto; er habe Fälschungen und Erpressung verübt — worauf wartet sie?

Herr Theodor Held, wenn er weiter sähe als er sieht, hätte dem (aussichtslosen!) Prozeß einen freiwilligen Rücktritt vor-ziehn müssen. Es wäre für seine, dann ja noch übrigbleibende Kollekteur-Existenz schlauer gewesen. Und selbstloser gehandelt: indem er seiner Gruppe Peinliches erspart hätte. Mir träumt —

Mir träumt, es hätt' ein Kläger mich ergriffen  
Und schleppte vor den Richtstuhl mich; und ich,  
Ich säße gleichwohl auf dem Richtstuhl dort . . .  
Mir ahnet heut nichts Guts, Gevatter Licht!

Ich ersuche die Fraktion, Herrn Held seiner Fraktionsämter zu entheben — ihn zum Abschied mit Nachdruck zu ermuntern.

\* \* \*

In summa: Herr Held mag seinen Rechtsbeistand neunmal beauftragen — diese Blätter fahren so fort, als wäre nichts erfolgt. Keine Ablenkungen.

Ich wiederhole: Herr Held, Theodor, Gesetzgeber, Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 105, ist ein durch endgiltigen Richterspruch wegen Fälschung und Erpressung rite Gekennzeichneter. Ich wiederhole: Herr Held, Theodor, Gesetzgeber, Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 105, hat nach dem Urteil eines rechtskräftigen Spruchs die ‚Herabziehung des höchsten Ehrenamtes eines Volksvertreters in den Kreis niedriger privater Geldinteressen‘ vorgenommen. Ich wiederhole: Herr Held, Theodor, Gesetzgeber, Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 105, hat, so sagt zwischen- durch das Urteil, ‚zu verwerflichen Mitteln gegriffen‘. Er hat, sagt das Urteil, . . . man lese die früheren Aufsätze nach.

Er gehört nicht in den Deutschen Reichstag.

## II. Die armen Jungtürken

Was waren sie? Mancher bei uns freut sich, mit wagrecht auf sie zeigendem Finger ein warnendes ‚Siehste?!‘ nebst einem drangefügten ‚Das kommt davon!‘ äußern zu dürfen (hinter- drein auch der edle Benefiziant Harden-Schminkeles; am lautesten, obzwar nicht am täuschendsten).

Vielen geht ein Seufzerich der Erleichterung durch die Lungen; unsre konservativen Staatsmänner haben zwar nichts als böse Schlappen zum Schmerz ihres begabteren Landes eingesackt — welches Labsal ist da so ein Hinweis auf die Pleite der anti- konservativen Jungtürken. Demokratische Niederlagen. Hach, — das tut gut.

Diese harmlose Lustbarkeit verschaffen sich nur Kurzdenker.

Ihre Sklerose merkt nicht, worauf es ankommt; die Jung- türken waren ja nur der letzte Rettungsversuch für ein (vorher) durch überaus ‚erhaltende‘ Mächte zermorschtes Schiff. Die Jung- türken haben es nicht zermorscht — bloß noch einmal zu bessern versucht. Wenn die Rettungsboote verfault waren: darf man publizistisch Die besabbern, die sie flott zu machen, einmal noch, streben?

Unsre klugen Köpfchen wissen gar nicht den Unterschied: zwischen einem Grund für den Verfall — und einem Merkmal des (nicht zu hindernden) Verfalls. Köpfchen! ihr verwechselt ja das Aspirin, das einem Fiebernden zuletzt nicht mehr helfen konnte, mit der Siechtumsursache.

Bei den Türken war der Tod im Zuge — Jungtürken waren sein letzter Widerstand. Wenn der Kampher nichts hilft, hat er doch das Koma nicht verursacht . . . Köpfchen! Weitersehende

Diplomaten hätten die Jungtürkenschaft mit allen Mitteln geschützt.

Schminkeles, der selber wohl hervorragend riecht, schwatzt vom jungtürkischen Kadaverduft — statt zu merken, daß sie das Karbol in einem schweren Aas gewesen sind. Nur zu wenig Karbol.

\* \* \*

In einem Uebergangszustand glückt leicht ein fremder Angriff ; da blühen alle Möglichkeiten hierfür. Nur soll man (selbst bei schwachgewundenen Denkfurchen) erkennen : diese Möglichkeiten blühen in jedem Uebergang. Nicht nur von Tyrannis zur Demokratie : genau so beim Uebergang von Demokratie zur Tyrannis . . . Nicht, wozu der Uebergang : daß er stattfindet, ist maßgebend für die Möglichkeit eines fremden Angriffs.

„Jetzt kennen wir die Gloria der Jungen Türkei“, schreit Schminkeles. Er vergißt beim einen Mal drollig, was er beim andren geschwatzt. Je nachdem die übrige Presse sich äußert, wählt sein evangelisches Gewissen den mit verantwortungsvoll-vibrierendem Tonfall dargetanen Standpunkt . . . Die Arbeit der jungtürkischen und armenischen Aufklärer, Besserer hat Schminkeles gepriesen (wahrscheinlich weil irgendein Anderer sie tadelte). Man erinnere sich der lachenden Feststellung, die ein österreichisches Sozialistenblatt 1909 zu seiner Verlegenheit vornahm.

Die Stellung zu den Jungtürken ist noch nicht so aufheiternd wie sein verschiedenes, immer mit gleicher Sicherheit vorgebrachtes Urteil über den beseitigten Sultan dieses Volks.

Schminkeles über Abdul  
Hamid.

Ein Mal :

... „nicht das pompöse Scheusal  
das Feuilletonschwatz-  
sucht aus ihm ma-  
chen will.“

Schminkeles über Abdul  
Hamid.

Andres Mal :

„alle Taten des halbirren Scheu-  
sals“

... „daß neben diesem Abdul  
Hamid ein Massenmörder wie  
ein schneeweißes Lämmlein  
aussieht“

„Er selbst nimmt sich die  
Freiheit, jeden niederzu-  
knallen.“

„Vergebens würde man auf  
dem weiten Rund der Erde  
einen feigeren Wicht suchen.“



In dieser Art; also nicht das Scheusal, das ‚Feuilletonschwatzsucht‘ aus ihm machen will. Endlich ein wahres Wort. Ein Benefiziant muß ein gutes Gedächtnis haben.

Wer sind die Jungtürken? ‚Journalisten, die jahrelang in London, Paris, Brüssel gelungert oder Aufrührerblätter redigiert haben und froh waren, wenn ein reicher Mann aus Albaner- oder Syrerland sie an seiner Tafel sättigte.‘ Das hat er jetzt etwan abgeschrieben: ‚Journalisten, die jahrelang in London, Paris, Brüssel gefaulenzt oder Aufrührerblätter redigiert, Keir, Hardie, Jaurès, Vandenvelde als die representative men edelster Menschlichkeit angestaunt haben und froh waren, wenn ein reicher Mann aus Albaner- oder Syrerland sie an seiner Tafel sättigte.‘ Tja. ‚Die Jungtürken‘, vibrierte sein evangelisches Gewissen damals verantwortungsvoll mit Herzensweh, — ‚die Jungtürken geben sich alle erdenkliche Mühe, die Welt über das Wirken des Großschlächters vom Bosphorus aufzuklären‘ und (nu, was heißt das? Hauptsache!) rufen ‚die Christenheit‘ auf, ‚die Christen bereiteten Greuel zu rächen‘. Donner ja. ‚Alles umsonst‘, schluchzte Schminkes zum Ruhm der Jungtürken. So gestern, — wie’s trifft.

Diesmal noch mit dem Zusatz: ‚Im März hatte mich ein Hofmann gefragt . . . ‘ Hofmann wird er auch heißen haben. ‚Wofür aber kämpft dieses türkische Heer?‘ ‚Für Aberglaubensvorstellungen.‘ Die ändern nicht etwa.

Ein Po . . Po . . Politiker.

Aber ist es nicht dasselbe, Marschall für einen Trottel zu erklären — und Eulenburg schmerzlich anzuklagen, daß er einen so leuchtenden Staatsmann vertrieb? ‚Feuilletonschwatzsucht!‘ Ein Benefiziant muß ein gutes Gedächtnis haben.

„Die gefundene Handschrift“ wäre das Kapitel zu nennen; weil man die hier veröffentlichten Briefe bis auf zwei verloren glaubte. G. W. Peters in Mannheim kam jetzt in ihren Besitz — und sie zeigen, was unbekannt war: eine glühende Freundschaft zwischen Conradi und Liliencron.

## **Die Briefe Hermann Conradis an Detlev v. Liliencron**

Mitgeteilt von Gustav Werner Peters

Noch vor kurzer Zeit mußte in der von P a u l S z y m a n k und dem Schreiber dieser Zeilen besorgten Gesamtausgabe der Werke H e r m a n n C o n r a d i s bei (Georg Müller in München) notiert werden: „Von sämtlichen Schreiben Conradis an L i l i e n c r o n sind nur zwei erhalten, die in dem schönen Buch: In memoriam Detlev Liliencron an Carl Fr. Schulz-Euler (H. W. Rath) Frankfurt a. M. 1909 abgedruckt sind.“ Und jetzt wirft der Zufall vier Briefe und acht engbeschriebene Postkarten auf den Tisch, die aller Wahrscheinlichkeit nach die kleine und doch so sturmvolle Korrespondenz zwischen Hermann Conradi und Detlev v. Liliencron restlos vervollständigen . . .

Die Geschichte dieser Freundschaft und eben ihrer Korrespondenz (wie man jetzt erst erfährt: der echten und einzigen, in der Conradi alle materiellen Nebenabsichten ausschaltet) hebt im Jahre 1887, kurz bevor der ewig aufgeblasene Dichter der „Lieder eines Sünders“ in Leipzig seinen Einzug hält, auf eine sehr ulkige Weise an: Conradi schreibt nämlich Herrn Baron Detlev v. Liliencron zu Kellinghusen in Holstein, daß er geneigt sei, gern einmal sein Landleben kennen zu lernen — Schloß Poggfred etwa — und Pferde und Hunde, für die er stets eine adlige Passion besessen — und daß er der Erholung dringend bedürftig sei. Liliencron gerät über diesen Brief in arge Verlegenheit und antwortet, daß er mit seiner Auguste oft nur Pellkartoffeln zu essen bekomme, daß es absolut nichts sei mit Schloß und Hunden und Pferden, und daß er es lieber sähe, wenn Conradi auf diesen wahnsinnigen Besuch verzichtete.

Nun, da haben sie beide wenigstens keine Geheimnisse mehr voreinander. Conradi hungert (und nennt das die „Lilien-

crönung' des modernen Menschen) — ebenso wie der gute Baron hungert. Beide hungern sich mühsam durch ihre aussichtslosen Tage — beide bleiben einstweilen vor dem Publikum unbekannt wie je. Doch über ihre leeren Teller und über ihre unverkauften Bücher hinweg reckt sich ihre Freundschaft: die Liliencronsche gewiß zurückhaltender und mehr über dritte Dinge wetternd (wiewohl ihn der Roman ‚Adam Mensch‘ sozusagen umgeschmissen) — die Conradische (und das ist die neue Entdeckung) voller Glut, voller Begeisterung, voller Rückhaltlosigkeit, wie bei einem empfindsamen Primaner. Denn ach! im tiefsten Innern ist dieser gewaltig einherstampfende Revolutionär bloß ein kleiner schwanker deutscher Jüngling, der einer führenden Hand so furchtbar nötig bedarf.

Wie sich denn durch alle diese Bekenntnisbriefe, die wie ein Sturm und mit wütigen Unterstreichungen hingesudelt sind, ein roter Faden zieht: das ist das fieberheiße Verlangen Conradis, doch einmal, nur ein einziges Mal dem herrlichen Poggfred-Baron zu Gesicht zu kommen — diesem großen, einfachen Menschen, der ihn versteht, und um den er nun schon seit vier Jahren ringt wie um eine spröde Geliebte. Aber auch diesen Wunsch erstickt, wie alle anderen tausend Wünsche Conradis, der Tod rücksichtslos und früh . . . es ist, als hätte das Schicksal dem armen Poeten verwehren wollen, der Liliencronschen Gesundheit und Geradheit teilhaftig zu werden!

So legt man ihn mit der hohnverzerrten Eisenmaske des Revolutionärs in seinen schäbigen Sarg, und der Poggfred-Baron steht verwirrt über eine leidenschaftliche Tragödie, die er vielleicht kaum verstanden hat, — steht und hat seine Natur.

\* \* \*

An

Herrn Detlev Baron v. Liliencron

in Kellinghusen, Holstein.

23. I. 86.

Leipzig, Waldstr. 25 III.

Warum in aller Welt, lieber Herr Baron, sind Sie so lange, so furchtbar vermoltket — d. h. so grenzenlos stumm geworden? Er hat doch auch in der Berliner Kleinkinderbewahranstalt es der Mühe für wert gefunden, an den Degen zu schlagen — tun Sie es doch zu mir bitte recht bald auch einmal! Ich höre so gern von Ihnen!

Wie ist es Ihnen in all der Zeit, da wir uns gegenseitig nicht einmal mit dem Fernrohr entdecken konnten, ergangen?



Natürlich miserabel, wie sich das für Unsereinen — pardon! — so schickt! Mir ist auch überdreckig zu Sinn gewesen — außerdem hätte ich vor 2 Wochen bei einem Haar ein Garçon-Logis im Hades bezogen . . . Ich war sehr krank . . . Mich scheinen die Götter nicht zu lieben — ich verpasse in meiner Jugend die besten Fahrgelegenheiten. Unkraut! — Sonst habe ich so etwas wie einen Roman geschrieben („Phrasen“. Der H.) und Schulden gemacht. Das gehört auch naturgemäß zusammen! — Aber die Hauptsache heute: Bitte senden Sie mir doch möglichst bald etwas Prosa u. Lyrik für mein „Jahrbuch für realistische Dichtung“ (Das Buch ist nie erschienen. Der H.), das endlich nach oder zu Ostern herauskommen soll! Ich rechne auf Sie! Herr Hartleben, den Sie wohl aus den Modernen Dichtercharakteren kennen, wenigstens namentlich, hat sich — er weiß nicht, was er mit seiner Zeit sonst anfangen soll, und ich Aermster bin überlastet mit Arbeiten! — mir quasi als Sekretär atachiert und übernimmt einen Teil der Correspondenz. So kann die Sache schneller gefördert werden! Sie hatte ich, aus alter Anhänglichkeit „übernommen“ — da haben Sie die Bescheerung! Und nun reagieren Sie bald — ja? — Meine Bücher erhalten Sie! Sie dürfen sie auch herunterreißen.

Herzlich Ihr

Conradi.

8. 7. 86.

Leipzig, Waldstr. 25 III.

Lieber Herr Baron!

Nach so langer Grabesstille wieder ein Lebenszeichen — und zunächst einen allerherzlichsten Gruß!! Wie geht es Ihnen? Ich bin physisch — psychisch sehr herunter — arbeite viel — und denke Ihrer täglich. Sind Sie mir auch noch ein wenig zugethan? Würde mich sehr erfreuen! . . . Es wird einsam um mich . . . Die Freunde und Kameraden lassen sich alle in entfernte Garnisonen versetzen . . . Einsam . . . einsam . . . Aber es schadet nichts. Hauptsächlich heute 2 Fakta: zunächst, ich gebe zum Herbst b. Costenoble ein „Jahrbuch für Realismus“ heraus (Das Buch ist nie erschienen. Der H.) —: derbe Lebensscenen, Sittenbilder, Skizzen etc. — — nicht wahr: Sie bringen mir auch eine dralle, gesunde Geschichte? W. Friedrich, der eben meine Gedichte druckt, erzählt mir, daß Sie an Novellen, Romanen etc. arbeiten? Vergessen Sie mich nicht! Auch ein paar Pfennige Honorar wird es geben! Reagieren Sie bitte bald, lieber Herr Baron! — Und der 2. Hauptpunkt: Würden

Sie mir vielleicht die Briefe, die ich Ihnen im Anfang unserer Verbindung schrieb, auf eine kurze Zeit wieder vorlegen? Sie erhalten sie wieder, wenn Ihnen daran liegt. Ich schreibe resp. will demnächst die Geschichte meiner Generation („vor dem Sturme“) schreiben (das Buch ist nie erschienen. Der H.) — und da muß ich alle Entwicklungs-documents haben! Und nun erfreuen Sie recht bald Ihren treuen

H. C o n r a d i.

2. 2. 87.

L e i p z i g , Waldstr. 25 III.

Dank, herzlichen Dank, lieber Herr Baron, für Ihren zusagenden Brief! Aber — können Sie die Novellen nicht von Ihrer lebenswürdigen Briefschreiberin copiren lassen? Oder wollen Sie das Concept nicht u n s anvertrauen? College Hartleben hat schon mehrere derartige Wunderthaten verrichtet! Senden Sie uns doch auch L y r i k ! Wir brauchen die Manuskripte in 1—2 W o c h e n spätestens! Und können wir event. noch aus der „S o m m e r s c h l a c h t“ etwas abdrucken? — Soeben läuft ein großes Material von Heiberg ein! Land! Land!

In Treue

Ihr

C o n r a d i.

2. 2. 87.

L e i p z i g , Waldstr. 25 III.

Ich denke eben daran, lieber Herr Baron, daß ich auf meiner heute früh abgelassenen Karte ein Moment vergessen: mein Freund A d o l f B a r t e l s , ein Wesselburener, sprach mir davon, daß Sie in der letzten Zeit in der Kieler Ztg. so entzückende S t u d i e n b l ä t t e r veröffentlicht — (Bartels schreibt selbst manches für das Blatt) — wollen Sie uns die nicht für das Jahrbuch auch zur Verfügung stellen? Bitte! Schreiben Sie baldigst

Ihrem H. C o n r a d i.

6. 6. 87.

L e i p z i g , Waldstr. 25 III.

Wir haben so unendlich lange nichts von einander gehört, lieber Herr Baron! Wie stehts bei Ihnen? Schlagen auch in Ihrem Garten die Nachtigallen — n i c h t ? Ich lebe . . . geistig vielbeinig, wie ein Hummer — und doch furchtbar unter Ausschluß der Oeffentlichkeit! . . . Schreiben Sie mir bitte d o c h r e c h t b a l d mal wieder — und die Ischias? In nächster Zeit erscheint mein Roman „A d a m M e n s c h“. Was sagen Sie zu meinen „P h r a s e n“? Gelesen? Lieber nicht! In Treue

Ihr C o n r a d i.

15. 3. 89.

Leipzig, Waldstr. 25 III 1.

Sich zu entschuldigen, lieber Herr Baron, ist sehr fatal, jedenfalls sehr undichterisch, wenn meinetwegen auch ‚realistisch‘, nämlich wenn man wirklich mit positiven, stichhaltigen Gründen anrücken darf, die Einen irgendworin gehindert! Ach! Ich könnte Ihnen Litaneien singen!

Uebrigens ahnte ich schon seit Monaten ganz scharf und bestimmt, daß wir uns um diese Zeit endlich wieder begegnen würden! Glauben Sie, nur das Leben, und das kann sehr viel und sehr wenig sein, hat sich zwischen uns geschoben. — ich habe Ihrer sehr, sehr oft gedacht, und immer mit den herzlichsten, freundschaftlichsten, treuesten Gedanken! Und Gefühlen! Ja! wir wollen uns wieder 90 % mehr auf Leib und Seele rücken! Wollen Sie mir wieder mal, lieber Herr Baron, einen recht saftig-explosiven Brief ex profundo cordis senden? Ich hungere danach! Ach, ich bin so einsam jetzt, verwaist, in der Einöd, meine Wüsten-Quarantäne à la monsieur J. Chr. scheint längere, ewige Beine zu haben. Ahasverus pectoralis! Hole der Teufel alles Schreiben, Dichten, alle Nöte, Sorgen, Weiber, Schulden! — Besonders le dernier couple! Qu'est-ce qui reste? Hélas, de feux lambeaux de passion! Rien de plus! Des espérances! Wenn das nicht bald anders wird —! Ueber allen Gipfelmützen ist Ruh, und wir werden zerquetscht! Zu! Vergessen Sie nicht Ihren treuen  
H. C-i.

28. IV. 89.

Leipzig, Waldstr. 25 III.

Ich habe in dieser stillen Sonntagsfrühe in Ihren Gedichten gelesen, lieber Herr Baron. Ich danke Ihnen! Das konnte es noch nicht geben und wird es nie wiedergeben! Was ist dieser Lyrik gegenüber alles andere — an meinem Zeuge verzweifle ich rein! Alles andere ist ja dieser Natur und dieser Kunst entgegen Stümperei! Ich fürchte, daß ich so hingerissen und ergriffen bin, daß ich kein Wort darüber öffentlich sagen kann, was ich so gern möchte! Zur Kritik selbst, zur bedingungslosesten öffentlichen Anerkennung muß man eine gewisse Kühle und Kälte haben, mir wirds aber heiß, heiß über diesen Blättern... Wie beneide ich Sie! Und wie danke ich Ihnen zugleich! Neulich abend habe ich im Friedrichschen Familienkreise, wir hatten so einen kleinen Liliencron-Abend improvisiert, einige Gedichte vorgelesen — aber erst heute früh, wo ich ganz still und einsam und sonntäglich-andächtig sein durfte: wie wirkt da Ihr tiefstes



Gefühlsleben auf mich! Schreiben Sie mir doch bitte bald einen recht langen Brief, ich sehne mich so danach — und Sie haben es ja auch versprochen! Thun Sie es doch bitte! Hat Ihnen Friedrich meinen ‚Adam Mensch‘ geschickt? Ich bat ihn darum. Seien Sie noch einmal herzl. bedankt u. begrüßt von

Ihrem H. C-i.

12. V. 89.

Leipzig, Waldstr. 25 III 1.

Nicht wahr, das hätten Sie nicht für möglich gehalten, lieber Herr Baron, daß ich erst ganze 8 Tage später Ihnen auf Ihren Brief, auf diesen Brief, dem bald darauf die Uebergabe Ihres Portraits von Seiten Friedrichs folgte, antworten würde?! Ich habe eine Woche voller Schmerzen und Staubfegerei — Kleinarbeit — hinter mir — heutzutage verlangt die Welt noch, man soll mit Glacés aufs Closet gehen — — hatte mir eine sehr schwere Verletzung der Zunge zugezogen — konnte tagelang nichts essen, nur laue Milch mit furchtbaren Schmerzen hinterbalancieren — keine Ruhe, keinen Schlaf, verletzt und versengt — hole der Teufel diese verfluchten Objekte, die Einen manchmal auf ungeheuer maliciöse Weise an ihre Existenz erinnern! Und ich war so im Arbeiten, im ‚Schaffen‘!

Sie wissen nicht, lieber Herr Baron, wie mir Ihr letzter, überhaupt Ihre letzten Briefe wohlgetan! Wie mich diese Spontanität der Ehrlichkeit und wirklichen inneren Teilnahme erquickt! Herrgott! Wir korrespondieren seit 4 Jahren — und haben uns noch nicht einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen!! Sie in Abdera — ich in Schilda oder da herum. Es ist zum Totlachen. So’n erster bester Goldfatzke fährt von Constantinopel bis Paris in einem Zuge — wir präsentieren immer respektvollst vor dieser Lumpendistanz das Gewehr! Und wir verdienen es so, daß wir uns auch mal aussprächen! Ich bin ein so schlechter Briefschreiber geworden! Genug ‚reingeschäftliche‘ Correspondenz — da geht alle Stimmung flöten! Und es gäbe auch zwischen uns, da erst recht, so viel Persönliches und Prinzipielles, was mal tüchtig objektiviert werden sollte! In 2, 3 Punkten haben unsere Lebensschicksale ja verdammt Aehnlichkeit! Sie haben den Vorzug, daß Sie wenigstens mit der Natur stets auf Du und Du bleiben. — Sie setzen ja alles um in große, reine, wahre Natur!

Ich habe mich in gedankliche Zukunftsmusik verrannt — und in heiße, hagenbüchen heiße Gegenwartsweiber verhäng-

nisse verfilzt! Wie selten kommt man noch auf die Marmorstufen der stillen, satten Contemplation! Immer im Bügel der Hoffnung, Erwartung, Abwehr, en vedette — das hetzt einen tot. Von Ihnen ein Brief, eine Zeile, ein Gedicht, lieber Herr Baron — Sie ahnen nicht, wie mir das zuweilen wohlthut! Mein nächstes Buch, was ich Ihrer würdig halte, soll endlich Ihnen gehören! (Das Buch ist nie erschienen. Der H.) Darf ich? Ich gebe Ihnen nur einen kargen, stellenweis auch geschmacklosen, jedenfalls aber ehrlich gemeinten Beweis meiner Sympathie für Sie! — Ich habe jetzt wieder Fühlung zur ‚Täglichen Rundschau‘ genommen — ich war längere Zeit infolge von Differenzen und Gegenmanipulationen der Herren H. etc. in starker Uneinigkeit mit Lange — — nur schlug ich ihm vor, von mir eine Kritik Ihrer Gedichte zu bringen, ich habe aber noch keine Antwort. Ich denke, es wird sich ereignen. — Sie haben Recht: mein ‚Adam‘ gestattet mir nicht, seinem ersten Weltgang im Schlafrock zuzusehn! Manche sind wieder mal ganz ‚außer sich‘, — auch viel, viel Zustimmung, Ver- und Bewunderung — Verständniß sehr partiale. Der ‚Ideologe‘ inkommodiert so Viele. Aber doch, wenigstens Kreise und Furchungen. Die Kritik wird schreiben — oder schweigen. Das ist ihre Bikolore. Hol’ die ganze Schmiererei der Teufel! Es geht nichts über ein Gericht Stangenspargel in Butter, einen Schluck Burgunder, eine gute Felix-Brasil, einen gesunden Weiberschooß und als Nachtisch ein wahres Liliencron’sches Naturgedicht. So haben wir’s neulich mal gemacht! Das gibt jungen, neuen Leibes- und Seelensaft! — Und nun legen Sie Ihre Hand recht bald wieder einmal in die meine, lieber Herr Baron. Ihr C.

Ich werde mich demnächst auf allerhöchsten Befehl auch mal ‚abnehmen‘ lassen müssen — u. da erhalten Sie zuerst mein Bild! Wollen Sie?

(Der Schluß im nächsten Heft.)



## Die große Liebe

Von Johannes Guthmann.

Wie die Kinder tollten ! Wie der Jubel unter Frau Luisens silbergeputztem Weihnachtsbaum selbst die Erwachsenen mitgerissen hatte und zwischen Groß und Klein kaum noch ein Unterschied war ! Das ganze Haus erzitterte vor so viel Glückseligkeit und Uebermut. Und Luise, inmitten der sie umdrängenden Söhne und Töchter und Enkel, war sie nicht — trotz allem — doch immer noch der Kinder kindlichstes und liebenswertestes ?

Ferdinand von der Halde stand am Türpfosten, den charakteristischen Kopf mit dem schön gewellten grauen Haar ein wenig jugendlich-elegisch hinüber gelehnt, und ließ die Blicke fröhlich mit den Fröhlichen schweifen. Als ein Gast war er heut wieder unter die Seinigen getreten, — ein unbestimmtes Gefühl war ihren Bitten halben Wegs entgegengekommen, — als ein Gast und mit der leichten Verlegenheit des Fremden, der ein Familienfest zu stören fürchtet ; aber die Unbefangenheit aller in Frau Luisens Hause und die Freude ihn hier wiederzusehen, waren so echt, daß er sich im alten Kreise schnell heimisch fühlte und die Erinnerung manchen Jahres wie ausgelöscht schien. Hier war für Sentimentalitäten, die seiner Ueberlegenheit und seinem guten Glauben an sich selbst vielleicht hätten gefährlich werden können, — er sah's und hörte es lächelnd, — kein Platz mehr und keine Zeit für Gespenster ; hier wurde gelacht und gesungen und eine Freude war im Zuge, daß einem der Kopf davon wirbelig werden mochte.

Und Frau Luise war das Weihnachtskind ! Jeder einzelne suchte ihren Arm oder zupfte sie am Kleide, um ihr zuerst die Herrlichkeiten dieses Abends vorzuweisen ; und sie lachte mit ihnen allen, als erschienen die Gaben, die sie in wochenlanger, ängstlicher Sorgfalt und Liebe vorbereitet hatte, ihr selber nun beim Schein des Weihnachtbaumes neu und wunderbar. Sie war ganz bei der Sache und kindhaft glücklich : man sah es, trotz der Schatten in den überzart und tief gewordenen Augenhöhlen, in ihrem Gesicht, man hörte es am Lachen. Ferdinand mußte an sich halten, um nicht in plötzlicher Bewegung ihr um den Hals zu fallen und den Himmelslaut dieses unvergessenen Lachens



von ihren Lippen zu küssen. Wohl hatte er sie in letzter Zeit wiederholt gesehen und gesprochen, — und nicht immer zufälligerweise, — doch so wie heute hatte er den Zauber und die Poesie ihres Wesens nie, seit ihrer Jugend niemals mehr empfunden.

Er verließ, einem Gefühl der Reue, das sich ankündigte, zuvorzukommen, schnell seinen Zuschauerposten und trat mitten unter die zappelnde Gesellschaft. Mit beiden Armen weitausholend trieb er das Völkchen rings gegen Luisen zu Hauf: „Jetzt heißt's: sich bedanken! Hört ihr? Sich bedanken! Sich bedanken!“ Es war, als wollte er die in so stürmischer Umdrängung nun schier Vergehende vollends erdrücken und ersticken, und ihr das Ungestüm von Zärtlichkeit, das jäh in seiner Brust entbrannt war und das er sich selber wohl versagen mußte, wenigstens durch Kindermund zu kosten geben.

Die Großen warfen sich verstohlen lächelnde Blicke zu: es hatte etwas so Unwahrscheinliches, Ferdinand von der Halde, den alle Welt immer nur als den imponierenden und seiner Erfolge bewußten Mann kannte und sich vorstellte, mit den Kindern herumspringen und die Schöße seines eleganten Gehrocks den ungewohnten Bewegungen ungeschlacht und flügelahm nachklappen zu sehen.

Nachdem Ferdinand aus dem Tumulte sich Blick und Lächeln von Luisen wohl gewonnen hatte, — ließ ihn doch der unermüdliche Drang seines Herzens zu werben und zu siegen, selbst hier nicht los, — beschwichtigte er leicht den rasch entfesselten Sturm der Kinder und befreite die Gute aus ihrer fröhlichen Haft: „Nun ist's genug: Nun will der Großvater auch einmal bei der Großmama sein.“ Galant bot er ihr den Arm, und führte sie, die beglückt und geehrt doch ein wenig ängstlich neben ihm schritt, durch das Spalier der Aufschauenden aller ins Nebenzimmer, wo sie vom Sofa aus durch die breite Flügeltür den Blick auf das festliche Treiben behielten.

Luise erschien einen Augenblick benommen: Seine Gegenwart, die Wärme seines Blickes, der Platz an seiner Seite, dem sie selber einst freiwillig entsagt hatte — es war so viel auf einmal für ein Herz, das sich den Menschen und den Dingen ganz zu geben gewohnt war.

Ferdinand sah's und fand die überlegene Sicherheit, die er nach außen hin nun einmal brauchte, zurück. „Hast du dich bei deiner Fürsorglichkeit für jeden einzelnen auch nicht wieder überanstrengt, liebes Kind?“ Seine Stimme klang teilnehmend wie die eines Vaters und alten Freundes.

„Was kann man den Menschen denn andres geben als das bißchen Liebe?“ antwortete sie, und ihre Gedanken verloren sich

für einen Augenblick ins Weite. Schon aber waren sie wieder zurück und bei ihm und seinem Leben: „Was machen deine Kleinen?“ fragte sie. „Sind sie alle munter?“

„Danke, danke!“ Seine Antwort war kurz; er mochte sich auf dies für Luise schmerzliche Thema nicht einlassen.

Aber ihr Herz war der weihnachtlichen Gefühle so voll, sie konnte an Kinder — und es waren doch Ferdinands! — denen heute nicht hier an ihrem lichterfrohen Tische beschert wurde, nur mit Bedauern denken, daß ihr ein halber Ruf des Mitleids entfuhr.

Ferdinand lächelte ihrer naiven Teilnahme: „Es geht ihnen wirklich gut, mein Kind.“

Sie sah ihn an. Sie wagte wieder einen Blick in das Gesicht, das im Wachen und Träumen immerfort vor ihrer Seele stand und dessen Mienenspiel sie so ahnungsvoll zu lesen wußte. „Und du —?“ — „forschte sie leise weiter; ihr ward ein wenig bange dabei, denn was gab ihr noch das Recht zu solcher Frage? Aber die Liebe war's, die nicht verjährte und die um ihn wissen wollte: „Und du, Ferdinand — bist du glücklich?“

Er hob den Kopf und ließ die Hand über den gepflegten, im Vergleich zu dem ergrauten Haupthaar auffallend dunkeln Bart gleiten. „Ja — mein Kind.“ Gesicht und Blick waren unenträtselbar geworden. „Das bin ich.“

Frau Luise kannte diese Momente, wo er unzugänglich wurde und sein Inneres hinter der Maske einer konventionellen Haltung verbarg. „Ja —?“ erwiderte sie tonlos. „Dann ist ja alles gut.“ Sie sah vor sich hinab in den Schoß und ihre Hände strichen mechanisch über ihre Knie, wie wenn sie Staub von der schwarzen Seide wischten.

Er sah's. Ihn jammerte die Einsamkeit, in der er sie in diesem Augenblicke wußte. „Erzähle mir von dir, mein Kind,“ sprach er sanft und legte den Arm mit jener eigentümlich weiten Geste, die etwas Emporziehendes, für Frauen gar Unwiderstehliches hatte, um ihre Taille.

Sie zuckte ein wenig zusammen, als sei ein Tropfen Glückes ihrer Jugend glühend heiß noch einmal auf ihre Seele gefallen. Dann redete sie, wie er befohlen. Sie redete von allerlei, von nächstliegenden, alltäglichen Dingen, die ihr gerade in den Kopf kamen. Ihr Herz hatte kaum Teil an dem, was sie schwatzte; sie war unruhig; sie dachte nur fortwährend daran, daß neben ihr Ferdinand saß, und daß diese wenigen Minuten kostbarer seien als ihr ganzes alterndes Leben diese letzten Jahre hindurch.

Und er blickte sie dabei an, das liebe Kindergesichtchen und das feine Haar, das so grau geworden, und dann wieder den



Mund, der das viele gleichgültige Zeug plauderte — wie früher — und doch einen heimlichen Liebreiz besaß, der zum küssen war. Wie hübsch sie doch noch aussah ! — Einst waren sie beide zusammen jung gewesen, — alt war er ja auch heute noch keineswegs, — so jung alle beide !

Ferdinand fuhr plötzlich hoch ; ein fremder Schatten war über seine Welt geglitten. Nun beugte er sich vor, griff nach Luisens Hand und drückte seine Lippen stille darauf. Sie ließ sie ihm. Er preßte sie lange in der seinigen : Es war wie ein Sich-fest-halten.

Sie schwieg. Und auch er blieb stumm. Sie sahen vor sich hin und auf das Fest hinaus, das Frau Luise allen dort so wunderschön gerüstet hatte. Schon kam auch der Geist der Weihnachtsstunde wieder über sie, und es zuckte ihr unwillkürlich in den Fingern, da und dort miteinzugreifen und zu helfen und sich zu tummeln.

Er drückte ihre Hand und schüttelte sie, lächelte Luise sinnvoll ins Auge und erhob sich. Es war zum Abschied.

Sie erschrak : ‚Schon ? — Ach, Ferdinand —‘ bat sie innig. ‚Kind, es ist Zeit : Bei mir zu Haus warten sie noch auf die Bescherung.‘

Eine Träne wollte ihr in die Augen schießen ; sie schluckte sie tapfer hinunter : ‚Aber die paar Kleinigkeiten will ich dir noch schnell einpacken.‘

Er hielt sie am Handgelenk fest : ‚Laß, ich stecke alles in die Rocktasche.‘

‚Ach so — deine Frau —‘, nickte sie ihm mit verständnisvollem Ernste zu.

Ferdinand mußte über ihre Kinderphantasie lachen : ‚Gib nur her !‘ Und so verschwanden die kleinen Herrlichkeiten, — denn ‚Nichts schenken‘ war vorher ausbedungen worden, — in die Tiefen seines Gehrocks.

‚Lauter praktische Sachen,‘ erklärte Frau Luise bei jedem Stück noch einmal, nicht zum wenigsten auch dem Feuerzeug. Liebenswürdig ging er auf alles ein und erprobte auch nochmals das allerliebste Zünderchen, das aber leider jetzt versagte. Sie war bestürzt, berief sich auf den guten Ruf des Geschäfts und die Versicherungen der Verkäuferin und atmete wirklich erleichtert wieder auf, als sich das gewünschte Flämmchen endlich meldete. Sie strahlte geradezu, und Ferdinand war zartfühlend genug, das Kunststück nicht zu wiederholen.

Hatte er nun alles ? Luise sah sich um : es war so wenig, was er von ihr mitnahm. ‚Die Blumen !‘ rief sie und zupfte



etliche aus einer Vase. „Die Blumen noch — bitte! Die wirst du doch mit heimbringen dürfen?“

Er ließ sie sich gutmütig zustecken, ergriff dann ihre Hand und zog sie mit sich ins Nebenzimmer: er wollte sich unbemerkt aus dem munteren Kreise hier entfernen.

Es kam ihr hart an. Ihr Herz war noch so voll. Sie hatte doch bisher so gut wie nichts mit ihm gesprochen. „Aber du kommst einmal wieder?“

Er nickte nur und sah sie an: „Habe Dank, mein Kind.“ Ein Unterton klang mit herein, als wollte es sich in seinem Herzen lösen.

„Ach, Ferdinand —“, klagte sie auf.

„Die Kinder warten drin auf dich,“ lenkte er sanft ab.

„Gott, ja, du hast recht. — Aber trotzdem — Ferdinand —“.

„Also auf Wiedersehen!“ sprach er und machte sich behutsam von ihren Händen frei.

„Auf Wiedersehen!“ rief sie ihm nach, und lange noch über die Brüstung der Treppe gebeugt: „Auf Wieder, — Wiedersehen!“

Er fühlte, als er die Stufen hinabschritt, wie ihr Blick ihn begleitete und sie dem Klange seiner Tritte fernhin lauschte, und daß er nun, wohin es auch ginge, in der Hut ihrer Liebe blieb.

Die Stunde in Luisens Haus hatte ihn jung und fröhlich gemacht, und rüstig legte er den weiten Heimweg zu Fuß zurück. Diese Frau war ihm treu geblieben, mochte auch geschehen sein, was wolle, sie gehörte ihm an, war sein. Einen Menschen sich gewinnen — sei es durch die Kraft des Blutes oder des Geistes — ihn halten und bestimmen: hieß das nicht leben? Wer Ferdinand von der Halde jetzt gesehen hätte, den Spazierstock zum beherzten Wanderschritt kreisrund durch die Luft schlagend und mit den Blumen, die aus der Brusttasche des Mantels nur eben zu blinzeln vermochten, der hätte ihn für einen Studenten halten können, der beschwingt sich zur Liebsten macht.

Und zu Haus erwartete ihn ja auch ein junges hübsches Weibchen. Schade nur, daß er sie gerade in den verdrießlichsten Aufregungen der Weihnachts-Vorbereitung fand!

„Alles wartet auf dich, Ferdi!“ war Gretes hastiger Willkommensgruß, den sie ihm zwischen zweimal Türeenschlagen zurief. Trotzdem dauerte es bis zur Bescherung noch eine halbe Stunde und mehr, die er, schmunzelnd hin und her spazierend, leichthin verbrachte. Er war nun einmal guter Laune und fand sogar in der gereizten Geschäftigkeit, mit der die kleine Frau ihre Ueberraschungen betrieb, einen eignen Gefallen.

Endlich kam der große Moment, und Er und Sie und die Kinder und Dienstboten traten an und staunten, sagten ‚Danke schön‘ und freuten sich. Die Lichter brannten hell, auf den Kuchentellern lagen Marzipan und Pfefferküchlein hoch gestapelt, und an Geschenken war allenthalben schier ein Uebermaß. Aber irgend etwas fehlte noch, gestand sich Ferdinand, als er das wohlgeordnete Fest betrachtete; doch fand er nicht heraus, was es wohl war. Es schien ihm nur, als seien die Kinder seines Alters doch viel klüger als sein und Luisens Fleisch und Blut. Ihre Weihnachtsfreude war sachlicher, und ihre Augen hatten niemals Wunder geschaut: sie wußten und verstanden alles, wenn noch nicht heut — so doch morgen.

Und Grete? Sie lachte und war so putzmunter wie nur jemals: auf ihrem Platze fehlte nichts von dem Vielen, Vielen, das sie sich erhofft hatte. Wohl weiß eine junge Frau, daß ihre Wünsche — und sei es das Blaue vom Himmel herab — bei einem alternden Gatten nicht leicht eine Enttäuschung erfahren werden; doch erst der Besitz macht ruhig. So hatte auch Grete erst jetzt wieder die rechte Muße und Willfährigkeit für ihren Mann, war wie ein Turteltäubchen mit ihm und gar lieb und artig.

Ferdinand hatte sie gern so; er war auch Menschenkenner genug, um zu unterscheiden, was von all diesen Zärtlichkeiten ihm gehörte und was dem gabenfrohen Tage. Und sein Teil war nicht klein, wie er sich mit Genugtuung sagen durfte. Was aber half's, daß ihn dennoch die Angst des Alterns hier beschlich und er sich plötzlich nicht mehr sicher in diesen seinen Knochen fühlte?

Es hatte ihn fröstelnd überlaufen.

So recht eigentlich verliebt in Greten war er wohl schon lange nicht mehr; aber die tückische Vorstellung, ein andrer werde kommen und die Jugend dieses Leibes noch genießen, wenn er selber längst dahin war, reizte ihn wie ein Gift von innen aus, und die vertraute Gebärde des rechten Arms, mit der er sein Weib jetzt umfing und an sich zog, hatte etwas Hastiges, Unbeherrschtes. Sie jedoch fühlte nur die Liebe darin und hing schmeichelnd an seinem Halse. —

Als die Gatten am späten Abend noch einmal die weihnachtlich überfüllten Zimmer durchgemustert hatten und nun Arm in Arm in die hinteren Gemächer wanderten, blieb Grete plötzlich im Vorraum ihrer gemeinschaftlichen Schlafstube — wo gewissermaßen im Verborgenen sich sein eigentlicher Arbeitstisch befand, während der vordere, reich geschnitzte mehr zur Schau für die Besucher, die sich imponieren ließen, war, — blieb Grete plötzlich stehen und deutete unwillig auf einige Blumen im Glase,



die ihr hier als Eindringlinge erschienen. Was sollte Ferdinand erst umständlich von Luisens unschuldiger Gabe erzählen? Er schwieg.

Damit jedoch gab sich die junge Frau keineswegs zufrieden. „Ach, die sind gewiß wieder von der kleinen Stölzer?“ forschte sie. „Natürlich wieder von der reizenden kleinen Margot Stölzer. Die schwärmt ja so für dich. Jawohl! Das kennt man!“

„Laß doch die Margot endlich in Ruh,“ wehrte er ihrer wachsenden Verärgerung. Diese Geschichte mit der Margot langweilte ihn nachgerade — und war doch außerdem längst nicht mehr aktuell.

„Bitte sehr! Bitte sehr!“ ereiferte sich die junge Ehefrau und warf der kleinen Margot nach und nach so viel Schimpf und Schande an, daß davon die Hälfte ganz gewiß zu viel war.

Ferdinand überhörte es; aber er mußte doch an ein anderes junges Mädchen denken, das blond und hochgeschürzt und feinknöchelig neuerdings mehrfach seinen Weg gekreuzt hatte und ihm offenbar nicht übelwollte, obwohl er noch keine Gelegenheit hatten finden können, sie anzureden. Er lächelte unwillkürlich.

Daß Grete, aufs äußerste erbittert, nunmehr in Tränen ausbrechen würde, hätte sich Ferdinand sagen können. Dennoch verdroß ihn der ganze Wortehandel und er klärte rundheraus die Herkunft der unseligen Blumen auf.

Grete schwieg betroffen, und erst nach einer geraumen Weile vermochte sie der sich logisch abwickelnden Folge ihrer Gedanken den bündigen Ausdruck zu geben: „Dann hättest du dich eben nicht scheiden lassen sollen, lieber Ferdi.“

„Und du wärst dann nicht die Frau Ferdinand von der Halde,“ erwiderte er kalt.

Sie sah ihn böse an, suchte, aber fand keine treffende Entgegnung, drehte sich kurz um und ging ins Schlafzimmer.

Ferdinand warf ärgerlich ein paar Bücher auf seinem Schreibtisch umher: So waren sie nun alle, diese Frauen, eifersüchtig, aufgeregte u. s. w.! U. s. w.! — Das heißt: Eine doch nicht, Luise!

Schon aber war Gretes rascher Zorn verflogen; in etwas gelöstem Kleide erschien sie an der Türschwelle. „Kommst du nicht, Ferdi?“ fragte sie mit demütiger Weichheit in Ton und Blick.

„Ich habe noch eine Kleinigkeit zu tun,“ gab er zur Antwort, ohne hinzusehen.

Schmollend trat sie zurück.

Das Gefühl für sie war abgeblaßt. Ihre Reize genügten in diesem Augenblick nicht mehr, den sich in ihrer Ehe allmählich gar zu hoch türmenden Wust von Alltäglichkeit und gleich-



gültigem Kleinkram, der nichts als Hindernis auf seinem Wege war, zu übergolden und gefällig zu machen. — Luise! — Nun ja, zur Verzweiflung hatte sie ihn wohl auch gelegentlich gebracht, aber Luise war doch eine andere Frau! Mit einer stillen Zärtlichkeit sah er die Blumen an, die sie ihm zum Abschied aufgedrängt hatte. Eine ihm sonst unbekannte Wehmut überkam ihn. Er erhob sich leise und trat ans Fenster.

„Ferd!“ rief es aus dem Nebenzimmer mit verhaltener Bitte: „Wenn nun die Arbeit heut auch nicht fertig wird!“

„Ja doch!“ schnarrte er kurz.

Die Hand gegen die kühle Scheibe gestützt, sah er in die Nacht hinaus. Tief dunkel war der Himmel, ultramarinblau und mit einigen hellen, schönen Sternen. Ob nicht Luise jetzt auch am Fenster stand, kummervoll und allein in ihrem nun wieder verödeten Haus? Aber die Sterne würden sich in ihrer Seele spiegeln und zwischen Schatten immer wieder ein Lächeln auf ihrem Kindergesichtchen finden. Luise hatte ihn lieb.

„Ferd!“ bettelte die Stimme nebenan noch einmal, wenn schon etwas schläfrig und klanglos.

Ob jene andre, die Blonde, an die er jetzt so oft denken mußte, ihn auch einst lieben würde? Eine jähe Freudigkeit und Zuversicht ließ ihn das leichtfertige Glück einer schwelgerischen Stunde vorschmecken. Er würde sie besitzen, wie er noch alle Frauen, um die er ernstlich geworben, sich gewonnen hatte!

Und dann?? — —

Schweiften seine Wünsche schon wieder weiter? — Wann, ja wann endlich sollte er die Liebe finden, die ihn ganz beseligen würde, die eigentliche, die große Liebe? Seit den Tagen seiner heranwachsenden Jugend fühlte er sie voraus; als eine Ahnung, ein Ziel, eine Erfüllung brannte ihm ihre Vision vor den erleuchteten Sinnen. Einmal mußte sie kommen!! Sein ganzes bisheriges Leben würde sie erklären, diese große Liebe, seiner Art erst den rechten Sinn und Inhalt geben und seiner Arbeit die letzte, höchste Weihe. — Er war berühmt und seine Werke würden ihn überdauern, er wußte es. Aber was war das alles, wenn erst einmal jene Sonne voll und herrlich in seinem Leben aufgegangen sein und der Fluch des Alltäglichen und Schalen davor zuschanden werden würde. — Und vielleicht war jener Tag schon nahe? Er brauchte nur die Hand hinzuhalten, daß sie von jener anderen, sehnsüchtig Herbeigerufenen festgehalten würde?? — —

Was denn?! Er fuhr entsetzt zusammen. Was denn??! Es rief ihm — nicht da — nicht dort — namenlos — von anderer — von fernher irgendwo rief es ihm. — Er schauderte!

Waren's die Unterirdischen, die ihn verlangten?? — Unsinn! Nicht doch! Er war ja noch jung! — — Aber da wieder!! — Es faßte ihn an!! Hier!! Hier!! Ihn schwindelte. Er tastete sich an den Schreibtisch zurück. „Nur leise“, war seiner taumelnden Gedanken einer, der klarer blieb, „nur behutsam, damit dich keiner hört — und niemand es sieht“.

Nun er saß, verging der sonderbare Zustand. Er fühlte sich ganz wohl. Er lächelte sogar. Ungewiß griff er nach der Uhr und besah in dem blanken Golde ihrer Rückseite sein Spiegelbild. Aber nicht lange, denn er fürchtete sich vor der Angst, die ihn aus seinen eigenen Augen anstarrte.

Ferdinand schüttelte den Kopf: Was sollte all das dumme Zeug! Wovor sollte er Angst haben? War er nicht gesund, vollkommen frisch und rüstig? Wollte er etwa abergläubisch werden und feige vor der Mißgunst des Geschickes zittern? Er lächelte überlegen seiner eigenen Schwachheit: Wagte sich jener Fluch, der ihm noch jede seiner lieblichen Hoffnungen hernach vergiftet und entstellt hatte, nun gar an ihn selbst? Er lehnte sich in den Stuhl zurück und weit hintüber, bis er wippte. Mit unsäglichlicher Verachtung sah er auf den Todfeind, der ihm da irgendwo gegenüber stand. Er wußte, daß für die große Geste, zu der er jetzt ausholte, kein Publikum da war, aber es tat ihm so wohl, für seinen Liebesglauben ritterlich und unwiderlegbar einzutreten.

Am andern Morgen fand man Ferdinand von der Halde entseelt vor seinem Schreibtisch. Er war einem Herzschlag erlegen. Mit dem letzten Griff nach irgendeinem Halt hatte er, als ihn die Schärfe des Todes getroffen, das Blumenglas vor ihm umklammert. Das Glas war zerbrochen, Gesicht wie Anzug von Scherben und Blut beschmutzt. Obenhin aber, wie von einer freundlichen Hand gestreut, lagen die Blumen über dem Toten.

## Strophen

Von Max Herrmann (Neiße)

### I

#### Das Wunder

Der rote Schein von einer Pufflaterne  
Fließt wie ein Teppichstreifen übers Pflaster,  
Aus einer Bibelstunde tapst ein Paster  
Und spuckt ins Rinnsteinwasser Pfirsichkerne.



Ein Trunkener steht ganz hell und zählt den Zaster,  
Gestalten drücken sich um die Kaserne,  
Ein Auto schwirrt verpuffend in die Ferne,  
Und in der Luft liegt lockend Rausch und Laster.

Umschlungne lehnen dunkel in den Toren,  
Ein Droschkenkutscher fährt zum letzten Zug,  
Und in die Pfützen fallen Fahrradlichter —

Und irgendwo wird jetzt ein Kind geboren,  
Das eine Jungfrau sieben Monat trug,  
Das wird ein Held, Mönch, Narr, Lump, Krämer oder Dichter.

## II

### H e r b s t - A b e n d e

O abendliches Durch-die-Straßen-Bummeln,  
Wenn lindes Licht aus allen Läden langt,  
Und unser Bild in jedem Spiegel schwankt

---

O erste Wiederkehr der alten Mimen,  
In strengem Faltenwurf und schwer umwölkt,  
Und ihre Stimme, die in Pathos schwelgt,  
Schlägt der umflorten Herbstluft schneidend Striemen !

O erste Wiederkehr auch der Soubretten,  
Im Sommerputz noch, abenteuerlich,  
Und ihre Sehnsucht prüft : „Dich . . . ?“ oder : „Dich . . . ?“  
Und landet schließlich in den Leutnantsbetten.

O Mondallee der weißen Bogenlampen !  
Aus deren Kronen fällt der seidne Schnee  
Auf der Pleureusen sanftes Defilee  
Und rieselt über Brunnenrand und Rampen.



Ein Dichter ficht durch das Gewimmel fluchend,  
 Ganz in sein Schicksal und sein Joch verstrickt,  
 Dem Gram und Haß aus tiefen Augen blickt,  
 Die Ungetreue, Heißgeliebte suchend — — —

O Gaslichtgruß aus lockenden Kontoren!  
 O Freuden einer Frau — die mich vergaß! —  
 O jugendlich umduftete Mamas!  
 O schmale Mädchen, die sie jung geboren!

O Schaufenster mit märchenmatten Roben,  
 O Spitzenwunder, Seide und Korsett,  
 Mit Träumen von Entkleidung, Glück und Bett,  
 Und knisterndem Ins-Paradies-Gehoben!

O der gedämpfte Schein aus Schänkenstuben,  
 Mit Wärme, Frieden und Geborgensein!  
 O Dach der Feigheit — — — Und ich bin allein! —

## Kampf der Geschlechter.

### I.

Der richtige Berliner will die Liebe als etwas Störendes loswerden;  
 die richtige Berlinerin nimmt sie als Höchstes in sich auf.

### II.

Admiralspalast-Schwimmfest. Zwei Schwimmer sprechen von einer  
 Zuschauerin: „Findest du nicht, daß sie ein feines Weib ist?“ —  
 „Dazu müßte ich sie ausgezogen sehn.“

Zwei Zuschauerinnen sprechen von einem Schwimmer. „Findest  
 du nicht, daß er ein feiner Kerl ist?“ — „Dazu müßte ich ihn an-  
 gezogen sehn.“

Holdweis.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....	Der fünfzigste Geburtstag
Ludwig Thoma.....	Balkan
* * * .....	Regierungsräte
Hans Leuss.....	Verse
G. Werner Peters.....	Unbekannte Briefe von Hermann Conradi an Liliencron

---

Pan und Balkan - Magyarenfeind  
Der Arzt und die Griechen - Der nationalliberale Held





## Der fünfzigste Geburtstag

Von Alfred Kerr

### I

Zu Gerhart Hauptmanns fünfzigstem Geburtstag hatte sich, einer Anregung des Verlags S. Fischer folgend, eine stattliche Zahl von Teilnehmern, Versammelten, Anwesenden, Altersstufen, Rassen und Berufsständen im Hotel Adlon eingefunden. Mit der Eröffnungsrede war Paul Schlenther betraut.

Schlenther, dessen drakonische Festansprachen sonst wegen ihrer unnachsichtlichen Strenge wider die betroffenen Jubilare so sehr gefürchtet sind (er hat noch kürzlich zu einem Verlagsjubiläum fühlbare Denkkzettel geklebt) zwang diesmal, in vorübergehendem Ermatten, das Geburtstagskind nicht, am nächsten Morgen ein Sanatorium aufzusuchen, was diesen Sprecher so beliebt bei den Eingeladenen gemacht hat. Er verbreitete sich zunächst, mit verhältnismäßiger Nachsicht, über einen abwesenden Freund des Gefeierten, um dann auf diesen überzugehen — S. Fischer sah scheu nach ihm; die Erinnerung an Erduldetes prägte sich in seiner Unterlippe. Wider alles Erwarten schloß Paul Schlenther ohne Tätlichkeiten, mit einem Hoch — in das die Anwesenden verwundert und etwas enttäuscht einstimmten.

### II

Nachdem das überraschte Geburtstagskind durch das Verlesen eines Aufsatzes, den es bei sich hatte, gedankt, trat Herr Schriftsteller Emil Ludwig, mit Vatersnamen Cohn, an den Tisch. Dieser mehrfach für S. Fischers Verlag beschäftigte Redner sprach mit einem die Stimmung allgemein hebenden Falsett. Er äußerte sich im Namen der Jugend, die er, wenn sie ihm auch vielleicht unbekannt geblieben war, durch einen kindlich-seherischen Tonfall anzudeuten trachtete. Ruhiger Beifall lohnte seiner Veranstaltung.

Während dann Herr Professor Roethe einen Toast auf Bismarck und R. Wagner mit einem freundlichen ‚Trotzdem‘ auf Hauptmann ausklingen ließ, den er in seine Schranken gewiesen hatte, klammerte sich Emanuel Reicher eigensinnig an das Thema des Abends und begann eine längere, durch das erfolgreiche Ringen mit dem Wort und außerordentliche Herzlichkeit hervorstechende Rede, welche durch den Satz ‚Ohne

Brahm kein Hauptmann' zu lebhaften Widerspruchskundgebungen des gefeierten Dichters führte, trotzdem aber mit einem allgemeinen Hoch zu Ende ging.

Nachdem das Photographieren der Versammelten und ihrer Damen bloß am Versagen des bereits aufgestellten Apparates gescheitert war, hielt ein Tänzchen die Teilnehmer, denen der Abend unvergeßlich sein wird, noch bis in die frühen Morgenstunden auseinander.

### III

War das so?

Dieser Bericht — er läßt sonst Schlenthern sein Verdienst; Fischern manche gute Seite; Hauptmann meine Verehrung, nur dies eine Mal noch muß ich ihn betrüben, dann ist alles wolkenrein — dieser Bericht ist bloß um ein paar Schattierungen gefärbt, im Grundriß wahr. Der fünfzigste Geburtstag wurde durch ein Stiftungsfest begangen, mit aller Komik, allen Flachheiten, allem Getu, allem Herkommen solcher für andre Leute (auch für andre Geschlechter) gültigen Förmlichkeit.

War das wirklich so? Hauptmann fuhr ein paar Tage hinterher nach Wien? um dort wiederum seine Feier abzuhalten . . . (ohne Berücksichtigung von Hamburg, Zürich, München? des benachbarten Luxemburg?). Hauptmann empfängt nicht eine Deputation, sondern macht Rundfahrten: wie ein Confirmandus mit dem Sträußchen zu mehreren Familien geht? Alles im Zenith . . . nicht des Schaffens, doch der Jahre.

War das wirklich so? hatte man einen Aufwiegler gekannt? Ich liebe Hauptmanns Unbefangenheit und Arglosigkeit, ich finde sie herrlich — doch hier nicht. Seine Geburtstage sind *publici iuris*. Heißt er Gerhart Björnstjerne Hauptmann? Noch gestern hieß er:

Gerhart Hauptmann.

### IV

Weder seine Freunde noch sein Verleger trauen heut jemandem über den Damm, wenn er ein geradegewachsenes Wort sprechen könnte. Dieser Kreis haut alles, was vergangen, in den Wind. Hauptmann selber würde Kritik heut . . . nicht nur krumm nehmen, sondern am liebsten weglöschen. (Duldsamkeit ist noch willkommener, wenn man sie erfährt: als wenn man sie übt.) Ich muß das äußern. Wenn es heraus ist, nicht eher, wird eine ganze Klarheit möglich, ein Sichzurechtfinden, ein Von-vorn-Anfangen. (Ja, wie aus dem Leib, muß alles aus der Seele, bevor Ordnung herrscht. Wer die schnelle Kathrine hat, muß noch abführen — dann erst stopfen.) Zwischen Dem, was Hauptmann war und Dem, was Hauptmann künftig sein kann: dazwischen dämmert ein



Kientopp und Atlantis; ein durchkreuzter Zuschnitt. Es läßt sich Begütigendes vorbringen; ich weiß. Der Punkt wird auch bloß erwähnt, unter der Hand. Es gibt wichtigere.

## V

Was Daseinsrecht hat, ist: ein Feldherr zu sein, steigbügelfertig. Nicht ein Monarch wohlhabender Bürgerkreise. Am fernsten sei jedem im Drumunddran der Kunst ein Uebergang in fremde Schicht. Dafür bildet ein ewiges Gleichnis die Hoheit urstarker Völker, so bei der Berührung mit fremder Zivilisation zucken. Alles dies . . . nicht mit Respekt, aber mit Liebe gesagt.

Wie der Landmensch leidet, der aus vertrauter in fremde Schicht unter kesse Hypothekentäuscher, Grundstücksjuden, Taschendiebe verschlagen wird; wie der Deutsche versinkt, der einzeln auf italischem Boden seßhaft wird mit unbekanntem Wein und fremder Wonne; wie der starke Jude durchmüßt wird, der mit seiner riesigen Ghettokraft in die Trottelwelt von alten (nämlich: neuen) Familien, Turfschauten, Rotenkreuzhuren, Klubs, liebenswürdigen Weidmännern gerät; wie der Ostmärker früh bei Bingen und Bonn erschlaft, „geh nicht an den Rhein, ich rate dir gut“ —: so (wollt' ich sagen) mögen sich unter uns dreifach alle hüten vor Entwurzelung; sechsfach vor dem blassen Bürgerkönigtum. Hauptmann geriet, als die Kraft . . . nicht schwächer, bloß von ihm zerschwächt und zertan wurde — Hauptmann geriet in der Kunst auf etwas, das ich den Versuch einer imperialistischen Periode nennen will. Sie blieb ungekrönt. Wenn er, in aller Gestalt von Glück, tief geschlemmt hätte; lachend geruht; auf allen Tyrrhenermeeren geschlürft und vergessen: man hätte vor diesem Glück wiederum Glück, vor seinem Ruherausch beruhigte Freude gefühlt, vor seinem Entferntsein Schweigen ehrfürchtig bewahrt, Grüße gewinkt — und Kunst Kunst sein lassen.

Doch es gab nicht Wonne des Ruhens: eher den schwierigen Aufenthalt in glänzig fremden Zonen — mit Hast, Stockendem und allerhand Entwesung.

## VI

Viele wissen, wie die Dinge stehn. Wann soll man das Wichtige sagen? Nach dem Tod als Klatsch — oder zur Lebzeit als Warnung?

Noch in der Lappalie von Festfeiern schlummert Ethisches beim Aesthetischen. Ich gedenke, mag ich hundert Feindschaften auf mich ziehn, dieses Abends: wo manchem, nicht bloß ehemaligen Reitern, die Herzlichkeit auf der Lippe starb; aber die Luft sich bäumte vor Geflüstertem.



Man sieht eine reine, seltene Gestalt; ein hohes Zusammenspiel seelischer Lichter; ein diesem Lande teures Dasein.

Doch um ihn Menschen, alte wie neue, die zustimmen oder schweigen; nicht bloß, um ihre ‚Stellung im Freundeskreise Gerhart Hauptmanns‘ nicht zu erschüttern, gleichviel, was aus dem befreundeten Mittelpunkt wird: sondern aus Duldsamkeit, um jeden nach seiner façon in den Gletscherspalt sausen zu lassen; . . . manche, da sie überzeugt sind (weißte?), daß wirklich diese Lebensform vielleicht sogar am Ende gewissermaßen im Grunde betrachtet allerdings bei Lichte besehn geradezu möglicherweise [die eigentlich beste für das heutige Stadium seiner Entwicklung doch sein könnte — und so. Beherrschun], Takt. Den Mund halten.

Eingesetzt aber ist man, ihn sich zu verbrühen.

Gott gab dem Menschen die Stimme: um unangenehm zu werden.

## VII

Dennoch angenehm. Bloß wer fühlt, was Hauptmann morgen sein kann, darf ihm sagen, was er heut ist.

Dies Hinnehmen; dies Mitmachen; dieser fahle Imperialismus; diese Geburtstagsrundfahrt; ja dieser Widerspruch gegen Worte des Schauspielers Reicher in solchem Augenblick, statt sie fünffach zu bekräftigen, — einer muß mit der Sprache heraus. Das war alles nicht gut.

Man sah rückwärts. Auch die Lebenden reiten schnell.

## VIII

Hauptmann steht am Tor eines zu erschließenden Bezirks. Vor neuen Daseins-Auen. Mit allen Wundern seines Bluts gerüstet. Im Gedächtnis die Herrlichkeiten, die er hob; die Zwischentage, die verschollen sind. Als ich seine Hand vor kurzem hielt, hab' ich . . . nicht erfahren, nur wieder gewußt, wie immer gewußt: daß mich von ihm nichts trennen kann. So wahr seine frühen Schöpfungen in mir leben. So wahr seiner Menschen etliche mit mir ziehn durch die Zeit. Was er früh wirkte, langt schon für ein ganzes Hiersein; es soll nicht umschattet werden.

Am letzten Ende, künftig, redet . . . nicht nur sein Blut, sondern wieder seine Hand. Am letzten Ende reden wir . . . nicht vom Hoffen einer Erfüllung: sondern wieder vom Erfüllen einer Hoffnung.

Dies alles mußte noch hervor. Lang' lebe Gerhart Hauptmann!

## Balkan

Von Ludwig Thoma

Aus Rottach schreibt Ludwig Thoma dies zur Beantwortung einer hier aufgeworfenen Frage:

Ich weiß nicht, was der Balkanbund als Besitzregelung betrachtet, vermutlich den Raub von möglichst viel Land.

Wäre es den Urhebern des Krieges ernst gewesen mit den Reformen, die sie verlangten, dann hätte sich die Schlächterei sicher vermeiden lassen, ganz besonders, wenn es noch das gäbe, was man zu Vaters Zeiten das europäische Konzert genannt hat.

Bei den angenehmen Verhältnissen, die sich unter Triple-entente und Dreibund entwickelt haben, war es den kleinen Raubstaaten möglich, loszuschlagen.

Es gibt jetzt so viele kluge Leute in Deutschland, welche die Finger an die Nasen legen und uns gebieten, etwas anders über die Operettenvölker etc. zu denken. Ich bin unverbesserlich und glaube nicht, daß irgend so was wie Fortschritt, Besserung in wirtschaftlicher, sittlicher oder irgendeiner Beziehung durch Serben, Griechen und Montenegriner erreicht oder auch nur angestrebt werden kann. Wenn es in Griechenland vor den Toren der Hauptstadt keine Sicherheit gegen Räuberbanden gibt, wenn die Arbeit für jeden Mann etwas Unbekanntes ist, wie in Montenegro, und wenn Bestechlichkeit eine öffentliche Institution ist, wie in Serbien, dann hat man vielleicht das Recht, das lehrhafte Geschwätz von der neuen Herrlichkeit der Balkanstaaten nicht ernst zu nehmen.

Es ist weder merkwürdig noch schön, daß man gerade in Deutschland so schnell seine Meinung geändert hat, aber den herrlichen Erfolgen, der Tatsache, daß hunderttausende durch Krieg und Pest zugrunde gegangen sind, können gewisse Patrioten die Anerkennung nicht versagen.

Gebildete Franzosen heißen es ein Verbrechen und ein Unglück für die Welt, wenn Konstantinopel dem Islam geraubt würde.

Vielleicht denkt man auch in Deutschland einmal wieder anders von den tapferen Serben, die wehrlose Greise, Weiber und Kinder in Albanien ermorden.

## Regierungsräte

Ein Regierungsrat in Preußen muß mit dem schwarzen Rock bekleidet sein, von dem Hohenlohe spricht — und einen Zylinder aufhaben, der an Begräbnis und Zurückhaltung mahnt; über die Lippen kommt kein starkes Wort.

Wenn er Aufzeichnungen machte, würden Unpersönlichkeit, Spartanertum, Sachwesen in die Welt, in die Nachwelt starren.

Nein, wie haben sich die Regierungsräte verändert! Ein Tagebuch (es ist privatim vervielfältigt worden) aus der großen Vor-Epoche Preußens gibt hiervon eine Kunde, die manchmal zum Krähen ist. Sie zeigt ein Bild hagebüchener Sitten, strotzender Gemeinheit, rülpsender Saftigkeit. In Spandau saßen sie, Stücker sechs.

Leider ist die Kultur unserer Behörden so weit noch nicht vorgerückt, daß sie eine Wochenschrift unbehelligt ließe, welche wörtlich mitteilte, was die Regierungsräte (und Kammergerichtsräte) schrieben. Vieles wird wegzulassen sein. Bloß einiges aus dem gedruckten Manuskript.

\* \* \*

Den 12ten fand sich ein hübsches Mädgen mit einem Rehbraten, Gurcken und eingemachten Sachen ein. Verschiedene Arrestanten beklagten recht sehr, daß ihnen über das Mädgen nicht die Gewalt zustände als über die RehKeule.

\* \* \*

Den 16ten hatte der Hr. Commendant die Cammergerichts Räthe und den HoffFiscal Schlecker (dieser war 60 jährig) bey sich zum MittagEßen. Letzterer charmirte mit der Demoiselle des Commandanten während den Eßen, und nachdem er etwas molum geworden: so setzte er außer den Hauße noch seine LiebesAventure fort, und griff sogar der Jungfer in den Bußen.

\* \* \*



FrühMorgends haben die CammergerichtsRäthe dem Schlecker seinen Unfug mit der Jungfer des Commandanten vom vorigen Tage ernstlich verwiesen, und ihm die üble Folgen vorgestellt, wenn diese LiebesAventure seiner Frau oder dem Hrn. Commandanten zu Ohren kommen sollte. Als man bemerkte, daß der Schlecker sich gar einbildete, durch diesen LiebesHandel für sämtliche Arrestanten frey Brennholtz zu acquiriren: so remonstrirte man ihm, daß er dadurch wohl kein ander frey Holtz, als so viel sein Rücken tragen könnte, erlangen würde.

Ob derselbe durch diese Ermahnung wird ad saniora kommen, wird die Zeit lehren.

\* \* \*

Hiebey ist zu gedenken, daß Fiscus (Justiziar Schlecker) sich ungebührlich aufgeführt, er wollte sich nicht mit den Handkuße der dames begnügen, sondern er animirte die chapeaux, auf den Mund zu küssen und bediente sich der Exclamation aufs Maul! aufs Maul!

Nach eingenommener Mahlzeit lief dieses quadrupes gegen den Eßtisch und schmiß ihn um, wobey 4 Taßen verunglückten.

\* \* \*

Oben ist gedacht worden, daß Schlecker von seiner Köchin besucht worden, dieses hat zur Folge gehabt, daß der Schlecker seine . . . neu füttern lassen müssen, weiln er seine Frau nächstens erwartet, welche groß Revision halten wird.

NB. Schlecker hat seine Köchin für die gehabte Bemühung mit ein paar Pantoffeln beschenkt.

\* \* \*

Die Schleckern hat (vermuthlich als ein praemium celebrati concubitus) ihren Mann heute mit ein paar Pantoffeln beschenkt, welche in die Quere mit silbernen Treßen besetzt.

\* \* \*

Busch kann vor den dicken Bauch nicht mehr sehen.

\* \* \*

Busch hat sich einen zinnern Nachtopf angeschafft für 20 gr.

\* \* \*

Seit einigen Tagen war in Buschens Alcoven immer ein kleiner See von Urin, niemand wollte es verschuldet haben, endlich fand es sich, daß der neue Nachtopf ein Loch hatte.

\* \* \*

Eine Regierungsrätin :

Gleich nach Tische pflegen . . . und Busch bey die schändliche Cousine zu gehen, um Terne zu spielen, dabey säuft die Cousine zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags Pontack wie ein Igel.

\* \* \*

Abends war GeneralVersammlung bey den Hrn. Commendanten (exclusive Schlecker). Bey einen Gericht Fisch Geschichte des Helleboldts mit der eisernen Kugel. — Er ist ein Kupferschmidt und unter der Garde engagirt gewesen, um nicht mehr dienen zu wollen, schnitt er sich in die Flechsen, er wurde darauf Zeitlebens zur Karre gebracht ; da er aber eine ansehnliche Größe hat : so bat sich der Obrist von Printz Heinrichs Regiment ihn aus, es wurde accordirt, er desertirte 2 mahl, wie er für das letzte mahl Gaßen lauffen sollte : so gab er sich für den Sohn eines Schinders aus, man schrieb nach seinem Geburthsort und fand seine Angabe falsch, weiln sein Vater wirklich ein Kupferschmidt war, man condemnirte ihn zum StaubenSchlag und ewiger Festung — nachdem er dem Schinder übergeben worden : so wollte er sich nicht die Mondur ausziehen lassen, sie wurde ihm daher vom Leibe geschnitten. Dabey war er so besoffen, daß er durch die SchinderKnechte nüchtern gepeitscht werden muste, denn alle 10 Schritt warf er sich in den Schnee. Er kan sich die Kugel und Ketten so künstlich abmachen, daß es niemand herausfinden kan. der nicht etwa zugesehen. —

\* \* \*

Busch hat folgende gewöhnliche Ausleerungen —

1. 5 mahl täglich auf den Nachtstuhl.
2. Eben soviel mahl auf den Nachtopf.
3. 2 bis 3 mahl wird täglich in den Ohren gewühlt. U. s. w. (Regierungsrat Busch.)

\* \* \*

Im Zuchthauße werden die mehreste Kinder in der Kirche gemacht, weiln sich dorten beyderley Geschlechter zu sehen Gelegenheit haben. Sie werden hiernechst ordentlich an einem Pfahl vermählt und empfangen einen Seegen von 30—40 Hieben, die Canzel des Prediger Lehmann hängt an die Wand wie eine SaltzMetze. —

\* \* \*

NB. Die Schleckern ißt in Gesellschaft sehr wenig, und läßt alle Gerichte vorbey gehen, hält man nun ihren dicken Arß und Wanst gegen diese Aufführung: so wird man so gleich gewahr, daß es bloße Affectation seye — und daß sie wahrscheinlich ein copieuses Frühstück zu sich nehmen müste, wenn sie zu Gaste gebeten wird. Zum Wein läst sie sich nicht so starck nöthigen, wie zum Eßen —.

\* \* \*

Der niederträchtige Fiscal (Justiziar Schlecker) küste heute der Demoiselle des Commendanten die Hände, weiln sie ihn an Veilchen riechen ließ.

\* \* \*

Bey Schleckers wurde stark gebischoft, und dieses Getränk mit den übrigen zusammen genommen mochte wohl schuld sein daß die Schleckern auf den Wall auf den Arsch viel.

\* \* \*

Mamsel Hanne (die Hausdame des Kommandanten von Spandau) hat sich heute früh dergestalt besoffen, daß sie erst zwischen 12—1 Uhr Mittags aufstehen konnte.

\* \* \*

Wir ließen den Schlecker miteßen, weiln seine Frau verreiset war, er wurde wieder Molum, welches daraus erweißlich, weiln er in unserer Gegenwart, die Hosen herunter ließ, und wieder auf zog.

\* \* \*

Den 13. hat Hr. RegierungsRath Bandel von Hrn. Devaranne Geschenk von 24 Bout: rothen Wein empfangen, Hanne war heute wieder besoffen.

\* \* \*



Frühmorgends trank ich Brandwein, der auf frische Nüße auf-  
gegoßen war, und nur 1 Tag darauf gestanden, ich so wohl als  
die andere, welche davon tranken, bekamen ein heftiges Erbrechen.

Dem Kutscher Pfund soll eine große Anzahl von Beywoh-  
nungen per Sententiam festgesetzt sein, auch soll seine Frau  
einige Mahl den König gebeten haben, ihrem Mann zu erlauben,  
daß er noch eine Frau nehmen könne. —

\* \* \*

Der Hr. v. Marschall klagt, daß er heute einen Schleckstag  
hatte : i. e. wie er nicht Lust hat, was reelles zu thun. idem  
wünscht, daß die Schleckern wegreisen soll, er will sodann den  
Schlecker . . . . ., daß er eine unreine Krankheit bekömt,  
er will es dahin bringen, daß es ihm ganz grün . . . . .

\* \* \*

Von PfefferKuchen sollen die Hündinnen rangisch werden,  
quaeritur ob das auch bey den weiblichen Geschlecht statt findet ?  
Dieses wurde der Schleckern heute zur Beantwortung proponiert,  
welche aber nicht Lust hatte, sich einzulaßen.

\* \* \*

Marschall hat sich einmahl auf dem Wilhelms Marckt die  
Hosen voll (. . . . .), er führt keinen Schlafrock, des Morgends  
zieht er sich gleich an, und des Abends läuft er im Camisohl herum.

\* \* \*

Den 13. Bon mots. Wenn man ein Mädgen aufs Graß . . . . .,  
so denckt . . . . ., sie bekömt Salat zu eßen. —

\* \* \*

Den 20. Hr. v. Marschall hat sich nunmehr auch die Zeug  
Leutnantin zugelegt : — eine Stunde vorher war das häßliche  
Schätzgen bey ihm, welche ihm Johann zugeführt. —

\* \* \*

Als wir abends ein Gericht Barsche verzehren wollten, ließ uns  
der Commendant durch Johann citiren, nach dem AbendEßen  
bey ihm zu erscheinen, wir lieffen gleich hin, um zu vernehmen,

was sein Wille seye. Er hatte schon vorher eine CornschifferFrau, welche angeblich seinen neuen Bedienten abspenstig machen wollte, in die Fiedel spannen laßen. Von alle dem, was er uns sagte, lag die Quelle in Klatschereyen der SaufHanne. —

\* \* \*

Den 13. früh besuchte ein Kaufmann Hrn. Friedel, beym kommen sowohl als beym weggehen, saß einer von uns auf den Nachtstuhl. —

Bey den Commendanten war heute Gesellschaft von Trost, Haudringck und Schlecker.

NB. Hr. Cocceji mit seinen neuen Codex, . . . . er uns den Podex, so haben die Jungen früher unter deßen Fenster geruffen, als der neue Codex publicirt worden.

Cocceji Köchin wollte gern in die Redoute gehen, der Cammerdiener versicherte ihr, man würde sie gleich kennen, da sie doch dabey blieb : so klebte er ihr auf den domino einen Zettel, mit der Aufschrift : ich bin Coccejis Köchin, sie hat kaum eine halbe Stunde in der Redoute bleiben können, weiln alle Leute riefen : es ist Coccejis Köchin.

\* \* \*

Den 16. nichts paßirt — ein Mitglied des Stockhaußes ist gestorben, es verfertigte allerhand Waaren von Knochen und soll einer von den ehemahligen DepositenDieben sein, alters halber wurde er nicht zur Arbeit gebraucht. —

Den 17. Heute war deßen Begräbniß, ein Nasenquetscher stand auf einen PuffWagen, der StockMeister mit einigen Gefangenen gingen von einer Wache begleitet bey her.

\* \* \*

Den 31. habe ich müßen ein Brechpulver einnehmen, weiln ich gestern etliche 20 mahl auf den Nachtstuhl gehen müßen.

\* \* \*

NB. Die schönste Frau hat sich bekleckt, wenn man das sagt, so sehn alle dames nach den Bußen. —

Daß Kinder dem Vater ähnlich sehn, kan auch daher kommen,

daß die Mutter sich sehr geängstigt, weiln sie besorget, der rechte Vater möchte dazu kommen.

\* \* \*

100 Schritt von unsern Gefängniß sitzt ein Italiener Namens Renazi, dieser schrieb nach der Bataille von Franckfurth an den General Daun, er möchte mit seinen 40 000 Mann zurückbleiben, denn die Preußen hätten die Bataille gewonnen. Den Brieff ließ man abgehen, den Schriftsteller aber setzte man auf die Festung, er befindet sich ziemlich wohl, denn er bekommt von Wien aus quartaliter 85 thlr. Pension, er darf nur 20 Schritt von seinem Gefängniß gehen, weiln man ihn für sehr unsicher hält. Vor 20 Jahren hat er eine Frau und Tochter zur Aufwartung gehabt, mit beyden hat er gehuret, und aus diesen Beyschlaff ist eine Tochter gebohren, mit dieser, da sie bereits 18 Jahr alt, hurt er wieder, und vermuthlich wird es so fort gehen bis ins 3te 4te Glied.

\* \* \*

Nachdem wir den 9ten h. zu Mittage wohl gespeiset und gut getrunken und uns um 4 Uhr zu Hauße verfügten : so fanden wir den HoffFiscal Schlecker in schlechten Umständen, er saß auf den Nachtstuhl und sahe dabey aus, als wenn ihm die Seele ausgehen wollte, bald darauf ging es ihm auch von forne wunderlich, wir brachten ihn zu Bette und erquickten ihn mit Thee. Die Maladie soll von allzu häufigen Einschlürfen des Wein und Bieres entstanden sein.

\* \* \*

Vor einigen Tagen bekamen wir aus Berlin die Elegantias Sabini Sermones, dieses Buch studirt der Regierungsrath Busch mit der grösten Begierde, es scheint aber so wenig als das andere la Blandine genannt, von deßen Durchlesung er gleichfalls nicht abzubringen gewesen, auf ihn Eindruck zu machen. Die Wäscherin wird davon vielleicht mehrere Auskunft geben können.

\* \* \*

Der Sechziger :

Abends war Schlecker molum, es ist wahrscheinlich, daß er während der Zeit, die wir bey den Hrn. Commendanten gespielet, mit der Jungfer H. eine Bouteille Pontack ausgezechet.

\* \* \*



Unterredung mit den Hrn. CammergerichtsRath Ballhorn wegen Sammlung und Herausgabe einiger praejudiciorum Juris Marchici.

\* \* \*

Den 26. nichts paßirt, außer daß Demoiselle Hanchen Nachmittags nicht Flanel sagen konnte.

\* \* \*

D. 30. Besuch aus Berlin : Hr. Protonotarius Friedel, Demoiselle Friedel, Demoiselle Koepcke, Demoiselle Derron. Frau Dr. Seyffartin in assistentia mariti.

Beyläufig Hr. KriegesRath Francke nebst seinen Sohn — ein schöner MacronenKuchen zierte die Tafel — Der Hr. Protonotarius Friedel legte es uns so nahe, daß wir eine Quittung über ein Quartal unseres bisherigen Tractaments ausstellen musten.

Beym Desert haben sich eine Dame und ein Chapeau, nachdem sie sich vorher etwas befleckt, wechselseitig gewaschen. Nach Tische wurde bey Schleckers Coffee getrunken, sodann aber der Wall besehen, wir kletterten sämtlich auf den JuliusThurm herauf, 3 Treppen muß man steigen, ehe man auf den obersten Theil komt. Man findet daselbst eine Canone und rings herum ist eine lachende Aussicht — auch habe ich einen schönen bunten Unterrock bey dieser Gelegenheit gesehen.

\* \* \*

Den 13. Unvermuthete Ankunft der Frau RegierungsRäthin Buschen gegen Abend um 6 Uhr, wir liefen Ihr, nachdem Hr. Malme Ihre Ankunft eiligst gemeldet, in Schlafröcken entgegen ; führten Sie ein, Sie machte Ihre Visiten bey den Hrn. Commandanten, Hrn. CammerGerichtsRäthen und Schleckers. — Abend aßen die beide Hrn. CammerGerichtsRäthe bey die Fiscalsche Eheleute — wir bewirtheten die Frau RegierungsRäthin Busch mit HeeringsSalat.

Gegen XI Uhr begleiteten wir die Frau RegierungsRäthin bey Schleckers zum Schlafengehen. Ihr Hr. Gemahl blieb  $\frac{1}{2}$  Stunde weg. Ob in dieser Zeit nicht etwan gegen die Instruction der Frau GrosMama gehandelt worden — wird die Zeit lehren.

Von meinen alten Freund v. Bär.

Er lebt mit allen Leuten in Feindschaft, besonders mit den Prediger und Unterthanen, er hält sich ein stattliches Serail und macht einen Hauffen HurKinder, neulich hat ein Mädgen 2 auf einmahl zur Welt gebracht, er hat dem Pastor loci nicht die TaufGebühren gegönt und es daher auswärts tauffen laßen wollen, keiner hat aber gewollt, bis er dem Pastori seine matriculmäßige Gebühr bezahlt: so dann hat ein benachbarter den TaufActum verrichtet.

Abends ließ sich p. Bandel eine BollenSuppe kochen, deren Geschmack machte jedermann die Haut schaudern.

\* \* \*

Dies ist aus dem Tagebuch des Regierungsrats Neumann, geschrieben in der Haft auf Spandau 1780. Neumann ist Vorfahr einer heut angesehenen Berliner Familie.

Welcher Fortschritt hat sich indeß vollzogen. Auf diesen lachend glorreichen Sommer folgte der Winter des Mißvergnügens und die Mumienwichtigkeit. An Elisabeths Hofe wurde noch mit Fingern gegessen. Ein Regierungsrat von heute, dem ähnliches nachgesagt und dargetan würde, schösse sich eine Kugel in den Kopf — oder verfaßte ein Jahrbuch für Millionäre.

## Verse

Von Hans Leuß

Hans Leuß schreibt hierzu :

Ich arbeite an einem Zeitroman.

Erlebtes, Geschehenes, Erfahrenes von den Tagen der Reichsgründung her will ich so verbinden und zu gestalten suchen, daß die Entwicklung des darzustellenden p e r s ö n l i c h e n Lebens aus dem innigsten Zusammenhange mit dem Aufstieg der Nation und ihres Staates herauswächst.

Hervorgegangen aus der Stille einer kleinen friesischen Insel ; früh ins Leben und in die politische Journalistik hineingeraten ; in mehreren Bezirken und in allen Schichten des Landes zu Hause ; mit Seefahrern und Bauern, mit Fürsten und Arbeitern, Kaufleuten und Literaten, Aristokraten und Demokraten, Juden und Antisemiten in lebhaftester Verbindung, empfänglich und tätig, habe ich dies Menschenalter in einer besonderen Weise erlebt, und ich meine, bedeutende Beziehungen, Kräfte und Wirkungen vor dem Schutt der Vergessenheit bewahren zu können

Ich will diese Absicht nicht durch Memoiren, sondern durch einen Roman zu verwirklichen suchen, weil ich mit dem Leben immer auf gleich starke Weise durch romantische und durch politische Beziehungen verbunden war und in Wechselwirkung stand.

Mein Plan nötigt mich, in alten Papieren zu kramen, und sie verführen den Gefährten der Oeffentlichkeit dies und jenes ans Licht zu bringen.

H. L.

### I. Ich strecke meine Arme aus . . .

Ich strecke meine Arme aus nach Dir Tag und Nacht.

Unrast ist in mir, bis ich stille werde bei Dir.

Stürme brausen aus der Tiefe in mir, wenn es Tag ist ;

Am Abend lastet Leid auf meinem einsamen Lager.

Ich schreie nach Dir mit dem Schrei der Unschuld ;

Doch weint meine Seele um Dich Blutstränen.

Mich verlangt nach Dir wie den Bildner nach dem Bilde seiner  
Schöpfung,

Und heilige Scheu hält mich fern von Dir.

Ich weine in der Nacht, wenn Du im Arme des andern ruhst ;

Am Tage fliehen Dich meine Ehrfurcht und Anbetung.



Nimm an diesen Zoll einer Liebe, die vom Himmel ist,  
Die heilig ist wie Gedanken Gottes.

Nimm an den Tribut der Reinheit,  
Die Morgengabe, die keinen Makel hat!

Siehe, dies ist eine Flamme der Läuterung!  
Sie tilgt die Flecken, die lieblose Lust eingebrannt hat.

Eine Jungfrau wirst Du mir und den Himmlischen.  
Meine Haut wird weiß gleich den Schneegipfeln.

Denn bei der Liebe ist die Erlösung,  
Und die Heiligung ist bei ihr.

## II. Es war ein Klingen . . .

Es war ein Klingen um mich her,  
Es war ein Singen mir im Sinn.  
Das Singen drang zum Klingen hin  
Wie Sturm zum Meer.

Ich wälzte Quader um mich her,  
Gebot dem Sang in meinem Sinn; —  
Ein Schüttern warf den Willen hin, —  
Und Sturm zerwühlt das Meer.

Das Unheil leuchtet um mich her,  
Und süßes Leid tobt mir im Sinn.  
'Unheil, komm her! Leid, tobe hin!  
Herbststurm, umarme du das Meer!'

Verderben trag' ich um mich her,  
Und Frevel rast in meinem Sinn.  
Nun hüt' uns du! Denn ich fiel hin.  
Stille das stürmende Meer!

Gebeut dem Sturm! Heiß' mich entfliehn!  
Vernimm die Todesmelodie!  
Und hörst Du sie,  
So werde bleich und laß mich ziehn!

## Unbekannte Briefe von Hermann Conradi an Liliencron

Mitgeteilt von Gustav Werner Peters (Schluß)

3. 7. 89.

L., Waldstr. 25 III.

Damit Sie nicht denken, lieber Herr Baron, ich wäre gar zu undankbar gegen Sie, nehmen Sie bitte endlich heute diese paar Worte — — Zunächst meinen w ä r m s t e n , w ä r m s t e n , e h r l i c h s t e n Dank für Ihre Briefe, Ihre letzten Briefe, aus denen ich sehe, mit welcher wahren, unbefangenen, inneren Teilnahme Sie über mich, an mich, über das, was ich will und kann, denken . . . das ist ja so f u r c h t b a r , s o f u r c h t b a r selten heute —: ein Brief von I h n e n ist mir mit seiner quellenden Ursprünglichkeit und Ehrlichkeit immer halb Labsal, halb — Mirakel . . . Macht das Ihr — Abdera —? Wir Großstädter — — aber auch Sie, lieber Herr Baron, haben ja meinen ‚Adam‘ verstanden und Sie waren e h r l i c h genug, in ihm ein Stück d e s Mannes, nicht eines Mannes nur, zu finden. — — Ach! wie haben andere schon geschimpft — manch einer war ja allerdings ebenso aufrichtig wie Sie — und die Weiber — die Weiber — — blutiger Heiland von Dachau — die Weiber!! ‚Meister‘ Conrad in München hat natürlich ganz ebenso geschimpft wie über die ‚Phrasen‘ — hinter das ‚Geheimnis‘ dieses Mannesbusens bin ich allerdings neulich gründlich gekommen! Teufel! Jetzt hätte ich eine Analyse bereit! Ueberhaupt — die nächsten Monate — — wir werden manches erleben . . . Alles hat seine Grenzen! C. ist jetzt g a n z opportun geworden, er ist glücklich in das Heibergsgeleise eingelaufen. Sicher, daß er noch manches Gute und Bedeutende schreibt! Aber — (. . .)

Ueberhaupt die ‚Gesellschaft‘ —! Ich hoffe, auch hier wird sich b a l d manches ändern . . . Ich bin I h r e r a b s o l u t e n Diskretion sicher, lieber Herr Baron — nicht wahr? Kei n W o r t n a c h a n d e r e r Seite, w e l c h e e s a u c h sei! Auch auf diesem Gebiete gibt es Kabinettskrisen . . . Nous verrons! — Sie sehen aus dem ganzen Ton des Briefes, daß ich ziemlich erregt . . . Ach, es liegt so v i e l Schutt

und Geröll und Gerümpel auf meinen Wegen! Furchtbar! Ich bin wieder sehr leidend gewesen — 8 Tage Bett und Sofa — von meinem Arzte mit Mühe und Not an Lungenentzündung vorbeibugsiert: entsetzliche Erkältung . . . dazu wahn-sinnige Weibergeschichten — viel, viel Geistesarbeit — gerade in der Stunde, wo Ihr letzter Brief einlief, lieber Herr Baron, kulminierte eine Weibertragödie, die furchtbarste, die ich je erlebt . . . ,Stoff' — jawohl! Aber auch Blut, Herzblut — trop de coeur! Heißer, heißer Boden — noch dampft alles — ein schönes, junges, gesundes — anderweitig verheiratetes Weib, das man geliebt, das einen wahn-sinnig wiedergeliebt — mit dem man die süßesten und gefährlichsten Stunden erlebt — das man unzählige Male besessen — darüber hilft nur ein — Pendant hinweg: weiter nichts . . . Aber es zerreibt . . . Noch mehr: Walloth und mir (,Dämon' und ,Adam') sitzt der Staatsanwalt auf dem Nacken: Alles, alles, lieber Herr Baron, nur unter uns!! Das kann schön werden! Ja! Wir leben in einer famosen Zeit! Und so geht die Litanei weiter. Soeben wird eine kleine Schrift von mir gedruckt: Wilhelm II. und die junge Generation' — Was Sie dazu sagen werden? Jedenfalls erbringt sie manches Neue, Junge, Erstmalige, Kühne! Ach, mir ist hundsmiserabel zumut, ganz hundsmiserabel. Dafür, daß Sie mich im ,Maecen' erwähnen wollen, natürlich im Titel nur, warmen Dank! Ob Sie mich in Leipzig im Herbst treffen werden: noch sehr fraglich: Leipzig ist furchtbar — für den Poeten Gift, Tod! Vielleicht gehe ich nach Berlin mal wieder eine Zeitlang. Nur sobald als möglich hier raus! Aber sehen müssen wir uns endlich einmal und endlich einmal uns aussprechen — es wird Zeit! — Nur schreiben Sie bald wieder

Ihrem treuen H. C—i.

6. 9. 89.

z. Z. Würzburg, Kapuzinergasse 7 II.

Herzlichsten Dank für Ihren Brief, lieber Herr Baron — ich antworte ausführlicher, sobald ich kann! Bedenken Sie, daß ich fast seit 3 Monaten unausgesetzt leidend bin, außerdem niederträchtigste Menschen- und Weltschleimerei zu verdauen habe: piget, pudet, paenitet! Ich bin auf kurze Zeit nach Franken gepilgert — und wenn auch der Wein und die Weiber hier köstlich sind — ich hab' auch hier wieder fast 8 Tage zu Bett gelegen . . . Haben Sie meine Broschüre 'Wilhelm II.' etc.



gelesen? Schreiben Sie mir bitte darüber und bald nach hierher! Und was sagen Sie zu meiner Oberbreyer-Abführung? (Der Dresdener Dr. Max Oberbreyer — der bekannte ‚Schwarten‘-Oberbreyer — hatte Conradis Werke abfällig besprochen. Der H.) Muß man sich mit solch' (. . . . .) herum-schlagen. Und dabei ist er mein größter Feind — es liegt ja auf der Hand! Kann sein, daß es zum Weltkrieg kommt!

Ihr C—i.

4. 10. 89.

Würzburg, Kapuzinergasse 7 II  
(z. Z. Treutleins Weinstube).

Prost, lieber Herr Baron — ein Schoppen Wechenheimer — getrunken in dem einzigen Lokal, allwo man in Würzburg unter sich ist — und weit — weit — die plebs! Könnten wir uns hier einmal gegenübersitzen! Herzlichsten Dank für die letzte Sendung — der Krusesche, ganz vorzüglich. Essay bald zurück! Hatte eben bloß den elementaren Drang, Sie zu begrüßen!

Ihr H. C—i.

25. 10. 89.

Würzburg, Kapuzinergasse 7 II.

So lange gar nichts von Ihnen gehört, lieber Herr Baron. — Wie geht es Ihnen? Ich schreibe mehr, sobald ich nur ein wenig über die Würzburger Lebenssyntax hinaus bin — wie Sie wissen, möchte ich hier noch im Fluge doktorieren — sehr einfach, wenn das dumme punctum pecuniae (auch ein p. p.) erst geregelt ist! Kommen Sie noch im Winter nach Berlin — vielleicht bin ich im Januar dort — wir müssen uns ja endlich kennen lernen! Gestern erhielt ich Ihren ‚Maecen‘ — er liegt da vor mir — es zuckt und juckt mir in allen Fingern — Sie können sich denken — und doch muß ich jetzt bei der philosophischen und germanistischen Stange bleiben! Allein — ich weiß: noch heute unterliege ich der Versuchung! Dann bald näheres darüber. Schreiben Sie vor allem bald und ausführlich

Ihrem treuen H. C—i.

Vive la bagatelle!  
Swift

## Pan und Balkan

Der ‚Pesti Hirlap‘ bringt eine Abhandlung des Titels ‚Kultúra‘; daraus folgendes im Uebersetzungsauszug:

Egy berlini folyóirat címére. (An die Adresse einer Berliner Zeitschrift.)

Kurz und gut, es ist davon die Rede, daß Alfred Kerr einen Artikel über den jetzigen Balkankrieg schrieb, in welchem übrigens inhaltsreichen und interessanten Aufsatz er die gegen das türkische Reich kämpfenden christlichen Völker Lausevölker nennt. Wir bitten um Entschuldigung, daß wir diesen die Druckerschwärze scheuenden (Jesses! A. d. H.) unglaublich rohen Ausdruck (Jesses! A. d. H.) hier gebrauchen, aber wir sind in einer Zwangslage (Jesses! A. d. H.), vom Standpunkte der Genauigkeit, welche nicht tadellos wäre, wenn wir dieses schreckliche Wort (Jesses!!! A. d. H.) zu umschreiben versucht hätten, damit unsere Leser daran keinen Anstoß nehmen.

Wir gestehen bereitwilligst, daß wir diese Zwangslage leicht hätten umgehen können, wenn wir von dem Artikel des ‚Pan‘ und dem darin enthaltenen, beispiellos rohen Ausdruck (Immer noch? A. d. H.) des Herrn Alfred Kerr keine Notiz nehmen — bei diesem Punkte würden wir aber mit dem vieltausendjährigen Axiom in Konflikt geraten, wonach eine Nation nicht lebensfähig ist, welche die Schwächen und die Verstöße des Feindes nicht schonungslos für ihre Verteidigung ausnützt. Da von einer deutschen Zeitschrift und von einem . . . . . Schriftsteller die Rede ist, ist es selbstverständlich, daß wir unter Feind einen Kulturfeind meinen — der nur selten die sich darbietende Gelegenheit versäumt, den Knüttel der ‚hohen deutschen Kultur‘ über unsere magyarischen Häupter zu schwingen, um gelegentlich dorthin zu schlagen, wo dieser asiatische Schädel am empfindlichsten ist.

Dies gebührt uns, wie nach der Firmung der gnädige bischöfliche Backenstreich, aber nicht mit dem gütigen ‚Pax tecum‘, sondern teils mit einer bedauernden, teils mit einer unerzogen rohen (Schon wieder. A. d. H.) Zurechtweisung.

. . . Höre Bruder, ist dies die sogenannte deutsche Kultur? Die deutsche Kultur, welche auf einem runden mecklenburger Rosse sitzend, so stolz-wegwerfend mit den Fußgängern spricht? Mit jenem Fußgänger, der in seinen Zeitschriften und Blättern sich niemals einer so gemeinen Ausdrucksweise bediente (Mensch! noch nicht beruhigt? A. d. H.) und auch in Hinkunft nicht bedienen wird.

Die Ungarn, denen die Ausgestaltung einer südslawischen Macht gewiß nicht wünschenswert ist und deren Sympathie auf der Seite der Türken steht, ließen sich niemals hinreißen wie Kerr Ausdrücke gleich ‚Lausevölker‘ (Diese Unermüdlichkeit! A. d. H.) gegen die Baikanstaaten zu brauchen.



So der ‚Pesti Hirlap‘. Er vergißt, seinen Lesern mitzuteilen, daß ich selber einen Unterschied zwischen dichterisch-komischer Stimmung und politischer Wertung betont; daß ich meinem Freunde Hermann Wendel, als er Einspruch erhob, halb zugestimmt habe. (Recht widerlich sind mir trotzdem die infamen Schlächter der Arnauten. Das ist schlimmer als Läuse haben.)

## Magyarenfeind

Unerfreulich an dem ungarischen Aufsatz ist jener Irrtum, einen **Magyarenfeind** in mir zu sehen. Ich bin es nicht. Als die ‚Deutsche Tageszeitung‘ das fälschlich behauptet hatte, schrieb ich im ‚Pan‘:

Sachlich kurz ein Wort über Transleithanien. Dies Volk scheint mir wertvoll als eines, das ein bißchen schwanger von kommenden Dingen ist. Man wird zwar die Welt nicht magyarisieren (obschon allerhand Percys dort behaupten, auch die englische Sprache sei zuerst nur von einer kleinen Gruppe gesprochen worden) . . . aber so ein Land mit Fisch und Vieh und Korn, mit Wein und Geigen, mit Ueberschwang und Ehrgeiz, mit Möglichkeiten, mit einer Hauptstadt, die lange vor Berlin ihre Untergrundbahn besaß — so ein Land scheint mir wichtiger für die Kultur als die ‚Deutsche Tageszeitung‘. Ich habe die Verderbtheit ungarischer Wahlen betont; ich habe die sogenannte ‚Arbeits‘-Mehrheit gezeichnet. Aber ‚die Ungarn hab‘ ich so wenig beschimpft — wie einer ‚die Preußen beschimpft, der von trügerischen Gewaltmitteln einer in Preußen herrschenden Minderheit Wahres aussagt.

So spricht ein Magyarenfreund — nicht ein Gegner. Und im ‚Tag‘ schrieb ich von Ungarn:

Ich glaube, daß in den Bodengründen dieses Landes mit seiner unsterblichen Musik, mit musikalischen Stimmen aus dem All, mit kindhaftem Urweben . . . manchmal wie wenn die Erde nach dem Regen dampft und ein Vogel, ein Vogel schlägt (der Wortinhalt ist gewiß anders in ‚Repülj fecském . . .‘, aber ich höre diesen Laut in der Musik) — oder die ganze Magie verklingender Abende tönt, gleichviel was die Worte sprechen mögen, aus der Weise ‚Hét csillag-ból . . .‘ — wollte sagen: in den Bodengründen dieses Landes müssen Dichterkräfte auferstehn, eines Tages — die anfangen zu singen, zu betäuben, zu funkeln, zu träufen, zu verdämmern . . .

So spricht ein Ungarnfreund — Hirlap. Ich lasse den Vorwurf nicht auf mir sitzen. Sagen Sie das Ihren Lesern.]

## Der Arzt und die Griechen

Der Arzt in einem Diakonissenhaus des deutschen Ostens schreibt an den Pan:

Entschuldigen Sie bitte den Bleistift — es ist wegen der Desinfizierung dieses aus einem Scharlachzimmer kommenden Blattes.

Gestatten Sie mir zu einem in Ihrem ‚Tagebuch eines Hirnwesens‘ gefallenem Ausdruck eine Bemerkung. Sie nennen dort die Balkanvölker



„Lausevölker“. Bei aller Verehrung, die ich für Ihre Kulturarbeit hege, möchte ich mir doch die Frage erlauben, ob sich eine solche Haltung Ihres Blattes mit seinem sonstigen Verdienst in Einklang bringen läßt. Ich — nehmen Sie mir bitte meine unbefugte Offenheit nicht übel — gestehe, daß mich dieser Ausdruck etwas peinlich berührt hat. Ich habe am „Pan“ immer geschätzt, daß er sich um menschliche Gerechtigkeit bemüht. Finden Sie es nicht ein wenig ungerecht, Völker, die voran wollen, auf diese Weise lächerlich zu machen?

Mit Griechen habe ich über ein Jahr lang gelebt, mit Griechen aller Stände, auch auf dem Lande mit den Bauern; nicht als Tourist, sondern als nur Halbfremder (da meine Frau Griechin ist). Ich will nicht sagen, daß mir die Griechen sehr sympathisch sind, manches an ihnen finde ich sogar unausstehlich, besonders an den halbeuropäisch gebildeten Kreisen. Aber ich glaube, man kann nicht sagen, daß es ein Lausevolk sei. Es scheint mir sehr viel Tüchtigkeit, sehr viel Ernst und sehr viel Anständigkeit besonders im Volke zu herrschen. Was mich am meisten erfreute, war der stramme Zug zum Radikalismus; bloß keine Angst und Halbheit. Die Leute kommen auch voran auf manchen Gebieten. Ich möchte sie mit den Ungarn vergleichen, die ja auch trotz vieler Schrecklichkeiten (der gleiche Chauvinismus!) achtbar sind. Männer wie Veniselos von dieser Sachlichkeit, Tüchtigkeit und absoluten Unbestechlichkeit, von dieser Unabhängigkeit, gibt's anderorts nicht häufig. —

Auch Türken haben Läuse. Was uns bei den Türken, im Gegensatz zu den Balkanvölkern, zunächst anzieht, ist etwas Aesthetisches — die orientalische Ruhe und das Dekorative. Ein Araber sieht „besser“ aus als ein griechischer Hirt. Aber was daran interessiert, ist ja nichts Heutiges. Das Dekorative am Araber ist au fond doch nichts weiter als nervenverkalkte Antike, mit der wir nichts mehr anfangen können. Die Läuse mögen im Burnus (uns) weniger stören als bei der halbeuropäischen Tracht griechischer Soldaten — ich finde, das Aesthetische sagt hier nichts und hindert nur die Erkenntnis dessen, was gerecht ist.

Nehmen Sie bitte meine Bemerkungen nicht als parteiisch, sondern als die Frage eines Unbeteiligten, der gern wüßte, ob der Ausdruck nur so stehen geblieben ist oder ob Sie ihn halten möchten. E. W.

A n t w o r t. Ich war in Griechenland zweimal. Das attische Salz ist mir sorgsam verheimlicht worden. Sie hielten es versteckt, bis über die Abreise hinaus. Aber sie maskierten sich (ihre Laune juckte sie) als stumpfe Gesellen. Das gelang ausgezeichnet. So stumpf, so gröblich, als lebten sie noch recht lange vor einer Geschichte statt nach einer solchen — und wären slawenhaft.

Ich liebe das Land, ich habe davon gesprochen. Es ist von geniehafter Holdheit, und ohne soziale Frage. Aber auch ohne vieles Andre. Griechenland müßte gegründet werden.

Sollten Sie als General von ihrer besonderen „Regierung“ abgeschickt sein: so melden Sie gehorsamst meine Kapitulation. K

## Der nationalliberale Held

ist noch immer von seiner Partei nicht im geringsten abgerückt worden. Soll man glauben, daß sie sein Maß von Unbescholtenheit als hinreichend betrachtet, ihr anzugehören? Ich warte. Wieviel Reserveoffiziere mögen innerhalb der Fraktion sonst auf Unterscheidungen im Verkehr haargenau sein?

Die ‚Frankfurter Zeitung‘ wundert sich abermals:

‚Die nationalliberale Fraktion hat zu diesen Vorgängen, die eines ihrer Mitglieder betreffen, bisher geschwiegen . . .‘

Die Frankfurter Zeitung wünscht die Klage ‚recht rasch‘ erledigt zu sehn — und glaubt, daß Held, wenn die hier erhobenen Behauptungen zutreffen, ‚ohne Zweifel nicht geeignet wäre, Mitglied einer gesetzgebenden Körperschaft zu sein‘.

\* \* \*

Einige Blätter zweifeln: Wird es zum Prozeß kommen (der für die Partei nicht nötig ist, da ein Urteil vorliegt)? Ein hannöversches Blatt, das Herrn Held genau kennen muß, der ‚Deutsche Volksbote‘, sieht ihn lächelnd zwar ‚angetan mit dem Tugendpanzer der Unschuld‘, glaubt aber ‚nicht so recht‘ an das Zustandekommen des von ihm Verkündigten.

‚Denn die von dem Rechtsbeistande des Herrn Held angerufene Staatsanwaltschaft in Berlin kann möglicherweise sagen: Wegen mangelnden öffentlichen Interesses verweisen wir den Streit zwischen dem nationalliberalen Abg. Held und dem Schriftsteller Kerr auf den Weg der Privatklage. Hiergegen ist allerdings die Beschwerde zulässig. Tritt nun dieser Fall ein, so können viele Monate vergehen, ehe auf diesem Wege überhaupt etwas erreicht werden könnte. Unsere Annahme, die Staatsanwaltschaft könnte das Einschreiten ablehnen, stützt sich darauf, daß ihr die Kerrschen Artikel genau so bekannt sind wie Herrn Held. Hielte sie ein öffentliches Interesse in ihrem Sinne für vorliegend, so hätte sie sicherlich schon Gelegenheit gefunden, von Amts wegen gegen Kerr vorzugehen. Das hat sie aber nicht getan.‘

\* \* \*

Die ‚Hilfe‘ beleuchtet in einem knappen, vorzüglichen Beitrag den Helden (‚über dessen Aufnahme in die Fraktion der national-liberalen Partei wir . . . unser Erstaunen und unsere Entrüstung ausgesprochen haben‘); sie bespricht 1. Erpressung, 2. dolosen Geschäftsverkehr, 3. Bücherfälschung . . .

Dann heißt es in der ‚Hilfe‘:

Des Herrn Held eigenes Urteil: In dem Nachschlagebuche ‚Wer ist's?‘, das auf eigenen Angaben der kurz charakterisierten Persönlichkeiten beruht, lesen wir in der Rubrik ‚Lieblingsbeschäftigungen‘ bei Herrn Theodor Held: ‚Arbeit für Vaterland und Volkswohl‘.

Dann fragt die ‚Hilfe‘:

‚Und die nationalliberale Partei?‘

Allerdings — Die nationalliberale Partei. Wollen sehn.



## Polemik.

Der Pan empfängt von Kurt Hiller folgenden Brief:

In einer Berliner Wochenschrift, deren (aufgeforderter) Mitarbeiter ich war, bis der Herausgeber während eines Feldzuges, den ich (von ihm gestachelt) in seinem Blatt führte, mich im Stich ließ, — in dieser Wochenschrift widerlegt jemand meine (gewiß angreifbaren) literarischen und moralischen Meinungen sowie die (gewiß anfechtbare) Art, in der ich sie äußere, durch die Feststellung, daß Hiller nicht ‚der Komparativ‘ von Peter Hille, sondern ‚der Superlativ von Kot‘ ist.

Ferner durch den Hinweis darauf, daß ich ein Esel, eine Kuh, ein Ochse, ein Schwein, ein Hund, ein Maulwurf, eine Fliege, eine Wanze, eine Schlange, eine Kröte, ein Stänkerer, eine Abortfrau, ein Kastrat, ein Kontorsjüngel, ein Leichenschänder, Kitty, ein Buchmacher, und ein Schiebetänzer bin. Schließlich widerlegt er meine Denkrichtung durch den Satz, daß meine Mutter ‚in ihrem Hausierhandel mit irgendwelchen alten Hosen erfolgreich war‘.

Kameraden, die diese Widerlegung als nicht völlig geglückt ansehen, wünschen eine Replik von mir. Aber wie kann man so vergnügungssüchtig sein! Soll ich diesen Wutausbruch eines durch meine gerechte Charakteristik im Kern getroffenen Stiefdichters und Schmocks . . .

Es gibt eine Replik: Der Bursche heißt Albert Ehrenstein.

In herzlicher Ergebenheit grüßend:

Kurt Hiller.

Es empfiehlt sich, in eine Polemik Mütter nicht hineinzuziehen. Herr Ehrenstein tut öffentlich dem Wiener Kraus erschütternde Gefälligkeiten, dem gernegroß-possierlichen Kerlchen (welches schreit: ‚Hier kommt das Misanthropfer!, — auf'schaut! Spaß, bin ich ä Einsam', seht's her! Nu?!‘) Er scheint somit ein gutes Herz zu haben. Doppelt befremdlich das Hineinziehen einer Angehörigen; die zudem seit ihrer Geburt beruflos lebt. Jemanden auf dem Umweg über seine Mutter treffen zu wollen, ist . . . nicht nur ein Zustand; sondern ein Urzustand.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.





# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## INHALT:

Alfred Kerr.....	Balkanverschwörung
Alfred Schabon.....	Tragödie eines Lehrers
Prof. Freud.....	Die Toten
Franz Werfel.....	Widmung
Dr. Herz.....	Die Fleishteuerung
* * * .....	Konkurrenten

---

Grenzen der Polemik — Held-Ecke



## Balkanverschwörung.

Von Alfred Kerr.

### I

Serben, Griechen, Czernagoren  
Und Bulgaren, katzverschworen.  
Aus Gehöften und Gehäusen  
Lief man leis, mit allen Läusen.

Schlich man auf den Katzenbeinen.  
Viere schlugen auf den Einen.  
Was sich der Pupille bot,  
War ein Slawen-Morgenrot.

Türkenfreund, an Michels Seite,  
Plump und plötzlich kam die Pleite.  
Hinter Pest und Blut und Kot  
Grüsst . . . ein Slawen-Morgenrot.

### II

Deutschlands dunkle Diplomaten  
Buchen Balkenbieger-Taten.  
Buckelkrumm und blutbeglänzt  
Schnurrt das slawische Gespenst.

Wo wir auch nach Zuwachs lechzten,  
Wandte sich das Blatt zum Schlechtesten.  
Kirk-kilisse. Donner grollt.  
Bethmann röchelt: ‚Gottgewollt.‘

### III

Wer den Schleichzug angepörscht,  
Deutschland, war ein deutscher Fürscht.  
Morgenrot und Macht der Slawen  
Dankst du Ferdinand, dem Braven.

Türk' ist tot. Uns geht es schlechter.  
Baff blickt Kiderlen der Wächter.  
Diesem war das Glück nicht hold.  
Bethmann röchelt: — ‚Gottgewollt.‘

### IV

Juchzerjubil. Seliges Singen.  
Siegmiauen. Vorwärtsdringen.  
Fern vom Meer bis Böhmisches-Brod  
Zuckt es . . . Slawen-Morgenrot.



## Tragödie eines Lehrers

Von Alfred Schabon

Ein in Preußen weggejagter junger Lehrer, weggejagt wegen Austritts aus der Landeskirche, sendet an den Pan etliche ‚typische‘ Szenen‘ durchgemachter Qual und Quälerei.

Er flog auf die Straße, weil er eine anständige Handlung beging.

Mit Recht wählt er das Motto :

Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidelbogen ums Maul. Abraham a S. Clara.

### I

**O r t :** Preußisches Dörfchen, Wohn- und Arbeitszimmer des jüngsten, sogen. zweiten Lehrers. Der erhebt sich vom Tisch, weil sein Vorgesetzter im Lehramt gerade eintritt : der ist Superintendent u n d Kreisschulinspektor u n d Ortsgeistlicher u n d Ortsschulinspektor in Personalunion. Der Herr kommt soeben vom Gottesdienst, den er dort (die Dorfkirche ist seine Filiale) abgehalten hat. Der geistliche Herr ist sehr erzürnt über den jungen Herrn Lehrer : schwänzt der einfach die Kirche ! Ist evangelischer Lehrer und geht den vierten Sonntag nicht zum Gottesdienst ! Was sollen die Leute im Dorfe davon denken ! Ach, und gar erst die Betkinder (die Konfirmanden) ! Ich bin sowieso schon nicht recht beliebt im Dorfe. Da fehlt mir so'n Lehrer grad noch — — —

Gewiß will der Verfasser nicht unterstellen, als ob der Geistliche den Lehrer in schwere Gewissenskonflikte hineindrängen wollte ; der Verfasser will nicht einmal den Verdacht erregen, als hätte der Geistliche bei Einleitung des folgenden Gesprächs sich überlegt, daß der junge Lehrer noch vor der festen Anstellung stehe ; daß der junge werdende Mensch wußte, wie sehr von seinem — des Herrn Kreisschulinspektors — Urteil der Erfolg der zweiten Lehrerprüfung und damit die Möglichkeit der festen Anstellung abhängt ; daß ferner das Kirchengehen und alles Religiöse doch (besonders für einen Jugenderzieher) eine Sache des Gewissens sein sollte.

**D e r G e i s t l i c h e :** Aber, Herr Sch., ich habe Sie wieder zu meinem Bedauern heute in der Kirche vermißt. Ich meine, als Lehrer des Ortes sollten Sie doch sonntäglich Kirchengangspflicht erfüllen !

**D e r L e h r e r :** Verzeihen Sie, Herr Superintendent, ich gehe zur Kirche, wenn ich das B e d ü r f n i s fühle. (Kirchenbeamter war dieser Lehrer nicht).

**D e r G e i s t l i c h e** (nachdem er sich auf die Unterlippe gebissen hat): Ja, aber . . . ich meine doch, schon um des guten Vorbildes willen, für die Dorfbewohner, sollten Sie wohl j e d e n S o n n t a g i n d e r K i r c h e erscheinen. Das ist doch I h r e P f l i c h t a l s L e h r e r !

Der Lehrer (sagt gar nichts, sondern macht seine Verbeugung gegen seinen Vorgesetzten und Seelsorger (?) und denkt bei sich: Meine erste Pflicht als Lehrer sehe ich darin, Jugenderzieher und das nach bestem Wissen und Gewissen zu sein; das bin ich nur, wenn ich grad in den ernstesten heiligen Fragen unseres Daseins, also in den religiösen, gewissenhaft bin, wie ich's im Diensteid glaube versichert zu haben).

\* \* \*

Demgemäß ging der Lehrer weiter nur nach seinem inneren Bedürfnis zur Kirche. Ohne sich zu überlegen, was in seine geheimen Personalakten eingetragen werden dürfte; der dumme Kerl von Lehrer!

## II

Ort: In der Klasse desselben Lehrers. Derselbe Vorgesetzte hat soeben 'inspiziert'. Teils zufrieden, teils unzufrieden. Ein kleiner Fortschritt seit der letzten Heimsuchung durch ihn ist anzuerkennen. Nur — der Katechismusunterricht! Dieser erste Glaubensartikel — das war furchtbar! Von Betonung oder Hervorhebung des streng kirchengläubigen Standpunktes keine Spur. Entsetzlich!

Der Geistliche: Ja, die Gebote gingen ja noch. Aber der erste Glaubensartikel, Herr Sch., was haben Sie da nur angerichtet! Das ist doch gar nicht im Sinne der Kirche, in deren Sinne Sie doch berufsmäßig zu wirken haben! Das muß anders werden!

Der Lehrer: Herr Superintendent, für diesen Punkt: Katechismus, muß ich erklären, daß ich da nicht anders kann!

Der Geistliche: Sooo?!

Der Lehrer: Jawohl, und zwar aus . . . aus inneren Gründen!

Der Geistliche (mißtrauischen Blickes): Ja, das ist aber schlimm, sehr schlimm. Na, dann . . ., hm, das ist unangenehm! Warten Sie, dann lassen Sie die Texte und Erklärungen des Katechismus einfach memorieren. Das muß ich jedenfalls tadeln, daß Sie darauf nicht einmal Wert gelegt haben. Da wundere ich mich nachher im Konfirmandenunterricht über die Unkenntnis der Kinder! Und wenn das nicht hilft, so lassen Sie's die Kinder eben xmal abschreiben! — — — Im übrigen, Herr Sch., sind Sie nun wohl von dem Vorurteil der jungen Herren Lehrer: wir Geistliche wären pädagogisch unfähig, befreit nach dieser Inspektion, nicht wahr?

Der Lehrer: Sehr wohl, Herr Superintendent! (bei sich: nur auswendig lernen lassen? Das, verehrter Herr Superintendent, verbietet mir mein pädagogisches Gewissen, das von mir fordert, nur von den Kindern mit mir gemeinsam Erarbeitetes ihrem Gedächtnisse einzuprägen; am wenigsten werde ich ihnen aber religiöses Erleben durch Strafarbeiten zu erwecken mich erdreisten dürfen).

\* \* \*

Der Lehrer gab von nun an den Religionsunterricht ohne jeden Katechismusunterricht entgegen den amtlichen Vorschriften der Lehrpläne. Und er handelte so gemäß seinem Diensteide, in dem er geschworen hatte, nach bestem 'Wissen und Gewissen' sein Amt zu betreuen.



Aber freilich zeigte sich da der Lehrer als ein ganz dummer Keil; zwar ehrlich, aber dumm; denn ein kluger, verständiger Lehrer weiß, was er als Beamter schuldig ist und pfeift aufs pädagogische Gewissen. Nur solche sind als Erzieher der Jugend, als Hüter und Mehrer der Zukunft unseres Volkes brauchbar . . . Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit währt sicher *am längsten*; denn sie kommt erst im Jenseits zu ihrem Lohn. Aber nicht schon hier.

Das mußte der Lehrer ganz mit Recht (was war er so dumm, gewissenhaft erziehen zu wollen!) noch erfahren als christliche Praxis der Erziehung zur Geduld auf den Himmel und dessen Seligkeiten.

### III

**Ort:** Saal im größten der besseren Lokale eines Landstädtchens. Die in Reihen aufgestellten Tische und Stühle sind von den aus der ganzen Umgegend zusammengeströmten Lehrern besetzt. Im Vordergrund vor der Bühne die Sitze der Schulaufsichtsbeamten: Ortsschulinspektoren und Kreisschulinspektor — lauter geistliche zwar, doch meist nicht geistige Gesichter. Es handelte sich um die *amtliche Kreislehrerkonferenz*, die gegen Herbst jedes Jahres unter Leitung des Kreisschulinspektors in der Hauptsache von der Regierung gestellte pädagogische Themen zu beraten und darüber auch Resolutionen betr. Wünsche der Lehrerschaft (Vorschläge und Forderungen zwecks Abänderungen, Verbesserungen etc.) zu fassen hat. Gegenwärtiger Versammlung ist das *Thema „Arbeitsschule“* gestellt.

#### 1. Szene (Eröffnung der Sitzung).

**Der Kreisschulinspektor\*):** Lasset uns dem Herrn, unserem allmächtigen Gotte und Schöpfer und Seinem opfermutigen Sohne und dem H. Geiste unser demütiges Dankopfer für die Hilfe, die sie uns seit der letzten Konferenz gewährt haben, aus ganzem Herzen und voller Kehle darbringen, indem wir das Lied singen: „Nun danket alle Gott“, Str. 1—3 und Schlußstrophe. Herr Kollege Meyer (ein Lehrer! alle fühlen sich durch die geistliche Kollegenschaft geschmeichelt!), Sie sind wohl so gut, und begleiten auf dem Klavier.

#### 2. Szene: Gesang.

**3. Szene: Der Kreisschulinspektor:** Lasset uns in Andacht hören, was geschrieben steht im 1. Mos. 39, 2—6 (alle erheben sich, in Andacht und setzen sich wieder nach der Verlesung. Ob sie wissen, was vorgelesen ist?).

**4. Szene: Predigt oder Ansprache jenes Herrn:** Wir sehen aus diesem Texte, wie schon Gottes hehrer Mund in der Bibel von pädagogischer Weisheit überfließt und uns auch die Wege zur Arbeitsschule weist usw. usw. . . . **Schlußwort der Ansprache:** Dei liebe Gott, der unser Lichtstrahl ist auf den Pfaden pädagogischer Weisheit, der uns die rechten Wege zeigen möge, daß wir auch in dieser schwierigen Frage nach seinem

\*) Wie der sich erhebt, flüstert ein junger Lehrer dem andern zu: Gott und seine heilige Kirche waren mit ihm; darum machte ihn Sein Segen zum Aufseher über alle Seine Knechte.



Wohlgefallen befinden werden, segne uns in unserer Besprechung der Frage der Arbeitsschule, in der man etwa folgender Meinung usw. usw. (folg eine genaue ‚Auseinandersetzung‘).

5. S z e n e : Ein junger Lehrer erledigt seine im amtlichen Auftrage ihm gewordene Aufgabe eines Referates über das Thema. An manchen Stellen, deren Inhalt der in der ‚Predigt‘ entwickelten Ansicht des gestrengen Herrn Vorgesetzten strikte widerspricht, stockt er unwillkürlich . . .

6. S z e n e : Ergebnis der Diskussion, die hauptsächlich die älteren Lehrer und die Geistlichen führen, welche die neuen Ideen des jungen Kollegen ganz schön, ja sogar ideal, aber undurchführbar finden, weil sie in gewissem Sinne sogar des christlichen Geistes ermangelten, besteht in einer Resolution im Sinne des Kreisschulinspektors. — Schluß : Lasset uns Unserm Vater im Himmel danken, daß er uns . . .

7. S z e n e : Gemeinsames Essen. Als Butterbrot und Käse aufgetragen wird, denkt einer der jüngeren Lehrer : ‚Ach, ich empfinde jedesmal wieder bei Genuß des Käses, daß mit ihm der Höhepunkt unserer Sitzung erreicht ist.‘

8. S z e n e : . . . Kommers.

#### IV

D a s E n d e . W ö r t l i c h :

An den Lehrer Herrn Schabon zu Plötzky !

Infolge Ihrer schriftlichen Anzeige vom 21. v. Mts., daß Sie dem königlichen Amtsgerichte in Gommern Ihren Austritt aus der evangelischen Landeskirche angezeigt hatten, und Ihrer vor unserem Bezirksschulrat abgegebenen mündlichen Erklärung, daß Sie den getanen Schritt in keinem Falle wieder rückgängig machen würden, entlassen wir Sie sofort aus Ihrem dortigen Schulamt und aus dem Volksschuldienst.

gez. Schmeil

Königliche Regierung zu Magdeburg.

#### V

N a c h s c h r i f t d e s H e r a u s g e b e r s .

Herr Alfred Schabon ist jetzt in Berlin. Der Pan gibt von seiner Adresse gern Kenntnis.

## Die Toten

Bei Monastir strecken sich siebzehntausend Leichname duftvoll. Wieviel Tote sonst noch, frisch oder halbfrisch, oder schon etwas übergegangen, allerhand Atembeschwerden und Verkehrshinderungen, über die man stolpert, ausmachen; wieviel Menschenbälge käsig und mit einer Renaissance für die Würmer und in einem sich selbst bewegenden Zustand, von der Festigkeit zum Flüssigen übergehend, unaufgeräumt und etwas glotzend herumliegen, weil die Diplomatschaft Großeuropas und die Kaste, so uns noch beherrscht, weise, begabt, voraussehend, neuzeitlich, berechnungsstark, seelenfromm, verfüngungsfähig und ehrenhaft ist; wieviel Exemplare die ruchbare Volkszählung im ganzen ergäbe: das steht dahin. Die Wilden, so bei uns Staatsmannsfräcke anhaben, und statt Federn auf dem Kopf glänzig-fette Goldstickerei auf den Lungenflügeln bis zum Harnschwengel, bis zum After: sie mögen die Lichtlein vorantragen beim Totenfest, die talentvollen Söhne der adligen Familien Europas, welche die neuere Menschheit so tüchtig führen: als bestände sie aus Maoris, Neu-Guinea-Massas und Kombodschauten.

Das Totenfest haben die deutschen Protestanten (unter Ausschluß übler Theaterstücke, so die Weihe des innigen Gefühls unterbrechen könnten; sogar mit Verfolgung zweier Billetthändler) — das Totenfest haben die Evangelischen am 24 sten November in schlichter Kernhaftigkeit der Behörde begangen: während die päpstlich-römischen Toten bereits am ersten November die Genehmigung zum Umzug beim Zuständigen am Alexanderplatz nachgesucht haben. Wann die Mennoniten (die Ebräer sind bescheiden in diesem Punkt, aufs Gewesene geben sie nichts, ihrem festlichen Bedürfnis, welches von Aufzügen minder schwärmt, genügt es daß ein Rabbinerich von der Kanzel Tatsachen mitteilt, wie: Verstorben sind . . . Natalie Hirsch, geb. Littauer; Felix Cohen; Thea Horwitz, geb. Magnus; Joachim Friedländer; Charlotte Auerbach; Wilhelm Grumach; Franziska Bernstein, geb. Inländer; Meta Lassally, geb. Stein; Heinz Günther Machschewes; Sigurd Rathenow; Lisa Lessing; Aisik Wertheim; Veilchen Arendt; — wollte sagen: auf wann die Mennoniten eigentlich ihren Totenumzug verlegen, ist mir, einem Dilettanten in der Ethnologie meiner Zeit, nicht feststehend;



ich halte mich an den ersten und vierundzwanzigsten November, bin als Preuße gegen eine Simultan-Wiederkehr der Verstorbenen — und gebe, statt aller Zeremonien, ein paar Seiten, welche der Psycho-Analytiker Freud eben jetzt in seiner ‚Imago‘ zustandegebracht hat. Ohne Beziehung zu dem von mir Gesagten, ja im Gegensatz hierzu, sei folgendes angezogen :

## II.

Die Versöhnungsgebräuche auf der Insel Timor, nachdem eine siegreiche Kriegerschar mit den abgeschnittenen Köpfen der besiegten Feinde zurückkehrt, sind darum besonders bedeutsam, weil überdies der Führer der Expedition von schweren Beschränkungen betroffen wird. Bei dem feierlichen Einzug der Sieger werden Opfer dargebracht, um die Seelen der Feinde zu versöhnen ; sonst müßte man Unheil für die Sieger vorhersehen. Es wird ein Tanz aufgeführt, und dabei ein Gesang vorgetragen, in welchem der erschlagene Feind beklagt und seine Verzeihung erbeten wird : ‚Zürne uns nicht, weil wir deinen Kopf hier bei uns haben ; wäre uns das Glück nicht hold gewesen, so hingen jetzt vielleicht unsere Köpfe in deinem Dorf. Wir haben dir ein Opfer gebracht, um dich zu besänftigen. Nun darf dein Geist zufrieden sein und uns in Ruhe lassen. Warum bist du unser Feind gewesen ? Wären wir nicht besser Freunde geblieben ? Dann wäre dein Blut nicht vergossen und dein Kopf nicht abgeschnitten worden.‘

Ähnliches findet sich bei den Palu in Celebes ; die Gallas opfern den Geistern ihrer erschlagenen Feinde, ehe sie ihr Heimatsdorf betreten. (Nach Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas.)

Andere Völker haben das Mittel gefunden, um aus ihren früheren Feinden nach deren Tod Freunde, Wächter und Beschützer zu machen. Es besteht in der zärtlichen Behandlung der abgeschnittenen Köpfe, wie manche wilde Stämme Borneos sich deren rühmen. Wenn die See-Dayaks von Sarawak von einem Kriegszug einen Kopf nach Hause bringen, so wird dieser Monate hindurch mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit behandelt und mit den zärtlichsten Namen angesprochen, über die ihre Sprache verfügt. Die besten Bissen von ihren Mahlzeiten werden ihm in den Mund gesteckt, Leckerbissen und Zigarren. Er wird wiederholt gebeten, seine früheren Freunde zu hassen und seinen neuen Wirten seine Liebe zu schenken, da er jetzt einer der ihrigen ist. Man würde sehr irre gehen, wenn man an dieser uns gräßlich erscheinenden Behandlung dem Hohn einen Anteil zuschriebe.



Bei mehreren der wilden Stämme Nordamerikas ist die Trauer um den erschlagenen und skalpierten Feind den Beobachtern aufgefallen. Wenn ein Choctaw einen Feind getötet hatte, so begann für ihn eine monatlange Trauer, während welcher er sich schweren Einschränkungen unterwarf. Ebenso trauerten die Dakota-Indianer. Wenn die Osagen, bemerkt ein Gewährsmann, ihre eigenen Toten betrauert hatten, so trauerten sie dann um den Feind, als ob er ein Freund gewesen wäre.

Freud sagt:

Es will uns scheinen, als wäre auch in diesen Wilden das Gebot lebendig: Du sollst nicht töten, welches nicht ungestraft verletzt werden darf, lange vor jeder Gesetzgebung, die aus den Händen eines Gottes empfangen wird.

### III.

Die Beschränkungen des siegreichen Mörders sind ungemein häufig und meist von ernster Art. Auf Timor darf der Führer der Expedition nicht ohne weiteres in sein Haus zurückkehren. Es wird für ihn eine besondere Hütte errichtet, in welcher er zwei Monate mit der Befolgung verschiedener Reinigungsvorschriften beschäftigt verbringt. In dieser Zeit darf er sein Weib nicht sehen, sich auch nicht selbst ernähren, eine andere Person muß ihm das Essen in den Mund schieben. — Bei einigen Dayakstämmen müssen die vom erfolgreichen Kriegszug Heimkehrenden einige Tage lang abgesondert bleiben und sich gewisser Speisen enthalten, sie dürfen auch kein Eisen berühren und bleiben ihren Frauen ferne. — In Logea, einer Insel nahe bei Neuguinea, schließen sich Männer, die Feinde getötet oder daran teilgenommen haben, für eine Woche in ihren Häusern ein. Sie vermeiden jeden Umgang mit ihren Frauen und ihren Freunden, rühren Nahrungsmittel nicht mit ihren Händen an und nähren sich nur von Pflanzekost, die in besonderen Gefäßen für sie gekocht wird. — Bei dem Toaripi- oder Motumotu-Stamm auf Neuguinea darf ein Mann, der einen anderen getötet hat, seinem Weib nicht nahekommen und Nahrung nicht mit seinen Fingern berühren. Er wird von anderen Personen mit besonderer Nahrung gefüttert. Dies dauert bis zum nächsten Neumond.

Freud sagt hierzu:

In der gangbaren Erklärung all dieser Versöhnungs-, Beschränkungs-, Sühne- und Reinigungsvorschriften werden zwei Prinzipien miteinander kombiniert. Die Fortsetzung des Tabu vom Toten her auf alles, was mit ihm in Berührung gekommen ist, und die Furcht vor dem Geist des Getöteten. Auf welche Weise diese beiden Momente miteinander zur Erklärung des

Zeremoniells zu kombinieren sind, ob sie als gleichwertig aufgefaßt werden sollen, ob das eine das primäre, das andere sekundär ist, und welches, das wird nicht gesagt und ist in der Tat nicht leicht anzugeben. Demgegenüber betonen wir die Einheitlichkeit unserer Auffassung, wenn wir all diese Vorschriften aus der Ambivalenz der Gefühlsregungen gegen den Feind ableiten.

#### IV.

Ferner heißt es, als Nachtrag zum Totenfest — dies trifft aber mehr das zivilrechtliche Verhältnis der Heimgegangenen :

R. Kleinpaul hat in einem eindrucksvollen Buche die Reste des alten Seelenglaubens bei den zivilisierten Völkern zur Darstellung des Verhältnisses zwischen den Lebendigen und den Toten verwertet. Es gipfelt auch nach ihm in der Ueberzeugung, daß die Toten mordlustig die Lebendigen nach sich ziehen. Die Toten töten ; das Skelett, als welches der Tod heute gebildet wird, stellt dar, daß der Tod selbst nur ein Toter ist. Nicht eher fühlt sich der Lebendige vor der Nachstellung der Toten sicher, als bis er ein trennendes Wasser zwischen sich und ihn gebracht hat. Daher begrub man die Toten gerne auf Inseln, brachte sie auf die andere Seite eines Flusses ; die Ausdrücke Diesseits und Jenseits sind hievon ausgegangen. Eine spätere Milderung hat die Böswilligkeit der Toten auf jene Kategorien beschränkt, denen man ein besonderes Recht zum Groll einräumen mußte, auf die Ermordeten, die ihren Mörder als böse Geister verfolgen, auf die in ungestillter Sehnsucht Gestorbenen, wie die Bräute. Aber ursprünglich, meint Kleinpaul, waren alle Toten Vampyre, alle grollten den Lebenden und trachteten, ihnen zu schaden, sie des Lebens zu berauben. Der Leichnam hat überhaupt erst den Begriff eines bösen Geistes geliefert.

Die Annahme, die liebsten Verstorbenen wandelten sich nach dem Tode zu Dämonen, läßt offenbar eine weitere Fragestellung zu. Was bewog die Primitiven dazu, ihren teuren Toten eine solche Sinnsänderung zuzuschreiben. Warum machten sie sie zu Dämonen ? Westermarck glaubt, diese Frage leicht zu beantworten. „Da der Tod zumeist für das schlimmste Unglück gehalten wird, das den Menschen treffen kann, glaubt man, daß die Abgeschiedenen mit ihrem Schicksal äußerst unzufrieden seien. Nach Auffassung der Naturvölker stirbt man nur durch Tötung, sei es gewaltsame, sei es durch Zauberei bewirkte, und schon deshalb sieht man die Seele als rachsüchtig und reizbar an ; vermeintlich beneidet sie die Lebenden und sehnt sich nach



der Gesellschaft der alten Angehörigen — es ist daher begreiflich, daß sie trachtet, sie durch Krankheiten zu töten, um mit ihnen vereinigt zu werden . . . .

. . . Eine weitere Erklärung der Bösartigkeit, die man den Seelen zuschreibt, liegt in der instinktiven Furcht vor diesen, welche Furcht ihrerseits das Ergebnis der Angst vor dem Tode ist.'

Das Studium der psychoneurotischen Störungen weist uns auf eine umfassendere Erklärung hin, welche die Westermarcksche miteinschließt.

Wenn eine Frau ihren Mann, eine Tochter ihre Mutter durch den Tod verloren hat, so ereignet es sich nicht selten, daß die Ueberlebende von peinigenden Bedenken, die wir ‚Zwangsvorwürfe‘ heißen, befallen wird, ob sie nicht selbst durch eine Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit den Tod der geliebten Person verschuldet habe. Keine Erinnerung daran, wie sorgfältig sie den Kranken gepflegt, keine sachliche Zurückweisung der behaupteten Verschuldung vermag der Qual ein Ende zu machen, die etwa den pathologischen Ausdruck einer Trauer darstellt und mit der Zeit langsam abklingt. Die psychoanalytische Untersuchung solcher Fälle hat uns die geheimen Triebfedern des Leidens kennen gelehrt. Wir haben erfahren, daß diese Zwangsvorwürfe in gewissem Sinne berechtigt und nur darum gegen Widerlegung und Einspruch gefeit sind. Nicht als ob die Trauernde den Tod wirklich verschuldet oder die Vernachlässigung wirklich begangen hätte, wie es der Zwangsvorwurf behauptet; aber es war doch etwas in ihr vorhanden, ein ihr selbst unbewußter Wunsch, der mit dem Tode nicht unzufrieden war, und der ihn herbeigeführt hätte, wenn er im Besitze der Macht gewesen wäre. Gegen diesen unbewußten Wunsch reagiert nun der Vorwurf nach dem Tode der geliebten Person. Solche im Unbewußten versteckte Feindseligkeit hinter zärtlicher Liebe gibt es nun in fast allen Fällen von intensiver Bindung des Gefühls an eine bestimmte Person, es ist der klassische Fall, das Vorbild der Ambivalenz menschlicher Gefühlsregungen. Von solcher Ambivalenz ist bei einem Menschen bald mehr, bald weniger in der Anlage vorgesehen; normalerweise ist es nicht so viel, daß die beschriebenen Zwangsvorwürfe daraus entstehen können. Wo sie aber ausgiebig angelegt ist, da wird sie sich gerade im Verhältnis zu den allergeliebtesten Personen, da, wo man es am wenigsten erwarten würde, manifestieren. Die Disposition zur Zwangsneurose, die wir in der Tabufrage so oft zum Vergleich herangezogen haben, denken wir uns durch ein besonders hohes Maß solcher ursprünglicher Gefühlsambivalenz gegeben.



Dann heißt es einmal (und hier steckt noch mehr Seelenkennerschaft als in der Vermutung ewiger Eifersucht auf den Vater) :

Der Ueberlebende leugnet, daß er je feindselige Regungen gegen den geliebten Verstorbenen gehegt hat ; aber die Seele des Verstorbenen hegt sie jetzt und wird sie über die ganze Zeit der Trauer zu betätigen bemüht sein. Der Straf- und Reuecharakter dieser Gefühlsreaktion wird sich trotz der gegückten Abwehr durch Projektion darin äußern, daß man sich fürchtet, sich Verzicht auferlegt und sich Einschränkungen unterwirft, die man zum Teil als Schutzmaßregeln gegen den feindlichen Dämon verkleidet. Wir finden so wiederum, daß das Tabu auf dem Boden einer ambivalenten Gefühlseinstellung erwachsen ist. Auch das Tabu der Toten rührt von dem Gegensatze zwischen dem bewußten Schmerz und der unbewußten Befriedigung über den Todesfall her. Bei dieser Herkunft des Grolles der Geister ist es selbstverständlich, daß gerade die nächsten und früher geliebtesten Hinterbliebenen ihn am meisten zu fürchten haben.

#### V.

---

Nachschrift des Herausgebers.

Dies ist Seelenkunde. Wenn Ethnologie : so zur Hälfte Mars-Ethnologie. Zwischenstadium. Denn unser Herz kommt nicht los von dem, was über alle Massenbeobachtungen und psycho-analytischen Beobachtungen hinwegfliegt ; was einmal ist ; was (in einem einzigen Fall) . . . es besser weiß.

Dennoch bleibt das Unbewußte dieses Falls wertvoll für die Festnagelung unserer Psyche. ,Oh, laßt uns wahr sein, vielgeliebte Freunde,‘ sagt Grillparzer. Und wenn sie es auch nicht verstehen : ich wünsche doch, daß allen Besuchern eines Kirchhofs Blätter solcher Art in die Hände gedrückt werden. Zwischen den Maoris, der Universität und dem Auswärtigen Amt öffnen sich Spalten, deren Füllung unsere Aufgabe bleibt. K.

## Widmung

Du Tausendfache ; die du bist und nicht.  
Du Taggestalt, du letztes Nachtgesicht.  
Du, die ich oft in vielen Frauen weiß  
Und die erkannt, flieht den Erscheinungskreis.  
Die in so mancher schweren Herbergsnacht  
Das Haus, das selbst mich faßt, treu überdacht.  
Die tags auf Straßen mir vorüberfliegt  
Und nachts im Antlitz eines Krüppels liegt.  
Die fern mir sitzt im goldnen Strandcafé  
Und die in Bogen ich verschwinden seh.  
Die mich auf manchem aufgelösten Ball  
Bestürzt mit ihres Da-Seins Wasserfall.  
Vom Tag verbannt, im Traume doppelt nah,  
Traumloser Nacht, im luftigen Mittag da.  
Die ich nicht fassen kann, weil du nicht bist.  
Und die mich faßt, wenn dich mein Herz vergißt.  
Du, mir Geschick zu schwerem Zweck bestimmt,  
Daß ziellos mein Gefühl kein Ende nimmt.  
So jauchz' ich jetzt, weil sie Dich nicht bezwingt,  
Daß durch das Ganze meine Liebe dringt.  
So jauchz' ich jetzt, daß, der Dich doch nicht kennt,  
Dich jeder Schmerz mit einem Namen nennt.  
Daß diese Brust, bei jedem Schlag und Stich  
— Die dich nie hielt — noch flüstert: 's ist für dich !  
Daß du mich schufst zu allerletztem Sein,  
Daß ich in grenzenlosen Nächten mich allein  
Durch alle Betten dieser Erde wein'.

## Die Fleischteuerung

Von Dr. Herz

Der (linksliberale) Amtsgerichtsrat Ludwig Herz in Harburg erachtet es mit Recht für wünschenswert, daß in rein städtischen, für sog. Intellektuelle bestimmten Blättern mehr Verständnis keime für Landwirtschaftliches.

Mit Recht glaubt er, daß nur dann sich die Fähigkeit entwickelt, 'vom Asphalt aus die Ackerkrume zu beurteilen'.

Mit der Verteuerung aller Lebensbedürfnisse seit der Jahrhundertwende, einige wenige Massenartikel ausgenommen, deren Verbilligung technischer Vervollkommenung zu verdanken ist, ist auch der Fleischpreis gestiegen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Kaufkraft des Geldes in absehbarer Zeit wieder steigen wird; die Fleischteuerung wird daher keine 'vorübergehende Erscheinung' sein, wie der Minister v. Podbielski und andere Minister nach ihm tröstend dem deutschen Volke einreden wollten. Die Teuerung ist international. Sie trifft Freihandelsländer ebenso wie Schutzzollländer, wenn auch die letzten, wenigstens für kartellfähige Fabrikate und Brot, stärker als die ersten. Inwieweit Vieh- und Fleischzölle den Fleischpreis erhöhen, ist zum mindesten zweifelhaft, jedenfalls zahlenmäßig nicht nachzuweisen. Fleisch ist keine 'vertretbare' Ware und hat keinen Weltmarktpreis. Tatsächlich hat Frankreich trotz höherer Schutzzölle und mindestens ebenso strenger Absperrungen niedrigere Fleischpreise als Deutschland. Frankreichs Einwohnerzahl steigt jedoch nicht erheblich, und seine Volksschichtung verschiebt sich nicht wesentlich von landwirtschaftlicher zu industrieller Bevölkerung; Deutschland nimmt dagegen trotz dem Abflauen der Geburtenzahl immer noch jährlich um etwa 800 000 Menschen zu und entwickelt sich mit fast beängstigender Schnelle vom Agrar- zum Industriestaat; die landwirtschaftliche Bevölkerung bleibt konstant, das heißt, nimmt relativ zur wachsenden nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung ab.

Ist nun der agrarische Unterbau zu schwach geworden, um das Gebäude zu tragen? Zweifelsohne kann der deutsche Getreidebau das nötige Brot nicht schaffen. Trotz phantastisch hoher Brotkornzölle, trotz einer alle Berechnungen übertreffenden Ertragssteigerung des Bodens, die ein Ruhmestitel unserer Landwirtschaft bildet, lebt das deutsche Volk 50 Tage vom fremden Getreide, und die Erzeugung eines großen Teiles des Restes verdanken wir ausländischen Wanderarbeitern.



Deutschland wird daher immer mehr genötigt sein, fremdes Getreide einzuführen. Die Frage ist nun : muß auch sein Fleischbedarf zum Teil im Auslande gedeckt werden? Diese Frage ist zu verneinen. Vieherzeugung ist Bauernarbeit. Ein Blick in jede Statistik beweist, daß der Kleinbetrieb dem Großbetrieb in der Viehzucht überlegen ist ; eine energische innere Kolonisation kann durch Zerschlagen der großen Güter, durch Urbarmachung der Moore die Zahl der Bauernhöfe und damit die Viehproduktion vervielfachen. Ein Beispiel : In 20 Jahren innerer Kolonisation sind in Posen und Westpreußen etwa 170 000 Hektar Großgüterbesitzes unter kleine Besitzer aufgeteilt worden. Die Schafe verschwanden natürlich fast ganz, das Rindvieh nahm aber um über 45 000, der Schweinebestand um fast 95 000 Stück zu, dabei unter Verbesserung der Schläge. Leider wird seitens der Großgrundbesitzer der inneren Kolonisation ein nicht immer offener, aber um so energischerer Widerstand entgegengesetzt, und die preußische Regierung hat bei der Masse dieser Einflüsse zwar starke Worte, aber nur schwache Taten für die innere Kolonisation. Auch unsere ganze Zollpolitik ist eine Begünstigung des Großgrundbesitzes gegenüber dem viehproduzierenden Bauernstand, genau so wie sie eine Begünstigung der Schwerindustrie gegenüber der Verfeinerungsindustrie und dem Handwerk ist. Nicht genug, daß durch die künstliche Stütze, die der durch das Einfuhrscheinsystem verstärkte Zoll dem Getreidebau gibt, der Uebergang ‚vom Korn zum Horn‘ verhindert wird, wird der Roggenbau so ausgedehnt, daß im Durchschnitt der letzten 4 Erntejahre jeweilig 537 000 Tonnen Roggen mehr ausgeführt wie eingeführt worden sind. Hätte man auf den 300 000 Hektar, die zur Erzeugung einer solchen Mehrausfuhr nötig waren, Futtermittel gebaut oder Dauerweiden angelegt, so hätte man auf dieser Fläche die Schweine- und Rindvieherzeugung um etwa 9 vom Hundert der Durchschnittserzeugung dieser 4 Jahre steigern können und jährlich etwa 20 Millionen den Steuerzahlern erspart, die sie ausgeben mußten, um dem Ausland um den Zoll billigeres Getreide zu liefern. Das heißt dann ‚Schutz der nationalen Arbeit‘.

Sind Getreidezölle daher schädlich, so muß an den Vieh- und Fleischzöllen zunächst festgehalten werden. Das Fleisch steht zum Getreide, wie das Fertigfabrikat zum Halbfabrikat. Solange wir Halbfabrikatszölle haben, können wir die Fertigfabrikatszölle nicht entbehren. Man kann nicht Stiefelzölle aufheben, wenn man Lederzölle beibehält. Dagegen ist die Aufhebung aller Futtermittelzölle unbedingt erforderlich, um den Vieherzeugern nicht die Produktion zu verteuern. Macht doch der

Gerstenzoll nicht weniger als 5,40 für 100 Kilogramm Schlachtgewicht bei Schweinen aus, der Maiszoll das Doppelte !

Die Fleischerzeugung kann natürlich nicht von heute auf morgen ausreichend vermehrt, die Sünden eines Jahrhunderts können nicht in wenigen Jahren gutgemacht werden ; sie tut aber bitter not. Während das Kaiserliche Gesundheitsamt zur Ernährung 55 Kilogramm pro Kopf für erforderlich hält, beträgt der jetzige Verzehr durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung nur 42½ Kilogramm einschließlich Geflügel, Wildpret und Fischfleisch. Nimmt man an, daß nur  $\frac{1}{10}$  der Bevölkerung die doppelte des auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Durchschnittsgewichtsmenge verzehrt, so sinkt der Betrag um 11 pCt. für den Rest, das heißt, für diesen auf etwa 32,3 Kilogramm pro Kopf ! Die Unterernährung ist also, da mit allen ihren schrecklichen Folgen. Ein weiteres Sinken ist zu befürchten, da die Zahl der Rinderschlachtungen zurückgeht ; die Steigerung der Schweineschlachtungen kann das Manko nicht ausgleichen.

\* \* \*

Nun hat der Minister v. Schorlemer eine Einschränkung der Fleischkost empfohlen. Der Mensch braucht aber eine gemischte Nahrung, und zwar um so mehr Fleisch, als er geistige Arbeit und Arbeit in geschlossenen Räumen leistet. Bei den heutigen Fleischpreisen ist wohl eine Gefahr allzu großen Fleischverbrauchs bei der Mehrzahl des Volkes nicht vorhanden. Und wenn der Minister Mehlspeisen empfiehlt und darauf hinweist (womit er recht hat), daß man diese in Deutschland nicht ordentlich zubereiten könne, so ist doch immerhin zu bedenken, daß der Zoll auf Reis 23 vom Hundert, der auf Getreide 40—50 vom Hundert beträgt und der Zuckerkonsum durch die Steuer eingeschränkt wird. Dagegen hat er den Spott nicht verdient, der sich über ihn ergoß, als er auf die Steigerung des Kaninchenkonsums hingewiesen hat. Kaninchen werden in Frankreich und England viel und gern gegessen. Ob man sie mag, ist allerdings Geschmackssache, mir wenigstens trübt der Gedanke an Civet de lapin die Erinnerung an schöne Tage in der Provence. Natürlich kann aber eine Vermehrung der Kaninchenzucht, wie sie jetzt z. B. die Stadt Schöneberg versucht, der Fleischnot nicht durchgreifend abhelfen.

Es ertönt nun der Ruf : Die Grenzen auf ! Dabei ist zunächst zu beachten, daß auf ausreichenden Seuchenschutz unter diesen Umständen nicht verzichtet werden kann, um nicht Milliardenwerte zu gefährden. Kein Städter kann recht beurteilen, was das heißt, wenn in einem Dorfe Maul- und



Kla u e n s e u c h e herrscht. Und wenn auch bei vielen A b s p e r r m a ß r e g e l n nur versteckter Protektionismus Gevatter gestanden hat, so muß man doch sagen, lieber zu viel als zu wenig.

\* \* \*

Was haben wir nun von der O e f f n u n g d e r G r e n z e n zu hoffen? Europa, Nordamerika, Kanada, Südafrika können uns nichts geben; wo ausnahmsweise ein Ueberschuß vorhanden ist, ist er so gering, daß eine starke Steigerung der Preise eintreten muß, sobald auch Deutschland als Käufer auftritt. Dagegen hat Argentinien, Neuseeland, Australien einen schier unerschöpflichen Reichtum an Rindvieh und Hammeln. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, in denen man in Argentinien Maschinen mit Hammelfleisch heizte und die Haut eines Rindes mehr wert war als sein Fleisch, so sind die Preise gegenüber Europa immer noch lächerlich billig und werden es wohl bleiben, bis die Gefrierfleischindustrie vertrustet ist. Die Einfuhr müßte geschehen nicht in Form von lebendem Vieh, sondern in der Form von Einfuhr von Frostfleisch, auf der allerdings ein Zoll von 35 Pfennigen pro Kilogramm liegt. Der Einfuhr steht aber außer den einzelstaatlichen, angeblich aus veterinärpolizeilichen Gründen erlassenen Einfuhrverboten der § 12 des Fleischbeschaugesetzes entgegen, der die Einfuhr von Frostfleisch ohne die sog. Herzschläge verhindert und sie damit unmöglich macht, da die Technik noch kein Mittel gefunden hat, diese inneren Teile zu konservieren. Die Untersuchung des einzuführenden Fleisches an Ort und Stelle durch beamtete Tierärzte könnte diesen Paragraphen überflüssig machen.

F ü r die Einfuhr haben sich ausgesprochen: Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen, Württemberg, Baden, Bayern, dort namentlich auch der bekannte Zentrumsabgeordnete, der „Bauerndoktor“ Heim; d a g e g e n der Nationalliberale Wachhorst de Wente, der von der Einfuhr argentinischen Fleisches die Vernichtung der Schweinezucht und damit den Ruin des deutschen Bauernstandes fürchtet. Es wird von den Gegnern der Einfuhr namentlich auf England hingewiesen. Der Vergleich hinkt aber. Wenn die Viehproduktion in England nicht mit der deutschen Schritt gehalten hat, so liegt das daran, daß England nur 60 000 Bauern hat. Der Bauernstand ist vernichtet worden, als man in England Großgrundbesitzerpolitik getrieben. Zuerst unter den Tudors, als man die Wollausfuhr durch Ausfuhrprämien forcierte, dann im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Zeit der hohen Getreidezölle. Viehzucht ist aber Bauernsache, nicht Großgrundbesitzersache. Ebenso wenig kann man aus dem schwachen



Schweinebestand Englands etwas herleiten, denn in England fällt dem Hammelfleisch die Rolle zu, die bei uns das Schweinefleisch spielt.

Man weist nun endlich darauf hin, daß nach Einführung des Frostfleisches England nur noch etwa 50 vom Hundert seines Fleischverbrauches, Deutschland dagegen 95 vom Hundert aus inländischer Produktion decke. In diesem Argument liegt aber eine logische ‚Erschleichung‘. Durch quaternio terminorum sind für Deutschland ‚Fleischverzehr‘ und ‚Fleischbedarf‘ gleichgesetzt worden. Der Fleischbedarf ist aber in Deutschland weit größer als der Fleischverzehr. Der Fleischverzehr einer englischen Arbeiterfamilie verhält sich zu dem einer deutschen wie  $8\frac{1}{2} : 4$ . In England essen eben mehr Menschen mehr Fleisch als in Deutschland, und dieser Mehrkonsum wird durch das Frostfleisch gedeckt! Damit wird unstreitig der Anteil der englischen Inlandsproduktion am Gesamtverbrauch herabgedrückt. Wenn man nun beim Verkauf Frostfleisch als solches bezeichnet, so werden, da es zwar nicht gesundheitsschädlich, aber weniger wohlschmeckend und nährhaltig ist, nur diejenigen Kreise solches Fleisch kaufen, die anderes wegen des Preises sich nicht leisten können. Tatsächlich ist auch in England das britische Fleisch um 100—75 vom Hundert teurer als Frostfleisch. Es wird sich eben dasselbe wiederholen, was wir seinerzeit bei Butter und Margarine erlebt haben.

Eine Einfuhr argentinischen Fleisches würde daher nicht die Gefahren in sich bergen, die gefürchtet werden; eine vorübergehende Einfuhr (vielleicht mit sinkendem Kontingent) kann man daher ohne Schädigung des Bauernstandes wohl zulassen. Eine Schädigung, die jedenfalls vermieden werden muß, da im Bauernstand die Wurzeln unserer Kraft liegen.

Vorübergehend! Denn Deutschland kann bei einer richtigen Wirtschaftspolitik durch Herabsetzung der Getreidezölle, Aufhebung der Futtermittelzölle und bei einer energischen inneren Kolonisation das nötige Fleisch auch für noch später steigende Bevölkerungszahlen mit höherem Fleischbedarf selbst produzieren. Der Vorschlag, den Professor Eßlen in seinem Buche macht: Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches, das jeder studieren sollte, der sich für diese Frage interessiert, ist beachtenswert. Er verlangt, daß zu einem zu bestimmenden Termin die Getreidezölle herabgesetzt werden, um den Uebergang zur Nachzollung anzuregen, und daß zugleich für denselben Zeitpunkt die Einfuhrverbote (oder besser wohl noch ein Sinken des Kontingents) wieder eingeführt werden, um die Landwirtschaft zu vermehrter Viehproduktion anzuspornen.

## Konkurrenten.

Björnsons erster Brief (jetzt in einer Sammlung herausgegeben von Halvdan Koht und Julius Elias bei Fischer) — Björnsons erster Brief beginnt mit dem Wort:

„Mein prächtiger Petersen!“

Aus dem Jahre 1857. Der prächtige Björnson . . . er macht hier einen Auftakt. Auf Seite 18 findet sich die erste Nennung Ibsens. Ebenfalls prächtig:

Ibsen ist aus Bergen angelangt . . . Ich liebe ihn!! Jetzt gibt der Kreis meiner Kameraden Borch ein großes Bankett, der aus Kopenhagen eingetroffen ist, Glosimodt (gleichfalls), Conradi (Komponist, kürzlich aus Leipzig zurückgekehrt), Vinje, der wilde Dichter, Ibsen (der Dichter aus Bergen), Meidell (der witzige, prächtige Bursch mit der großen Seele), der Schauspieler Brun (Manier des alten Rosenkilde), O. Vig (der Volkschriftsteller), Paul Botten-Hansen (Herausgeber von „Illustreret Nyhedsblad“), Bagge (der Landschaftsmaler), Bekkevold (cand. mag. und Sänger), alle meine Kameraden . . .

Besten Dank für Deine Kritik über Andersen! Muß ich Dir sagen, daß ich darin etwas wie ein Aparte zu mir sehe, und daß nur ich jedes Wort verstehen kann, wie Du an einer Stelle mit mir schimpfst, an einer anderen mich befestigst im Guten . . . Grüße Greensteen, Weilbach, Elberling usw.

Dein

Björn.

So an Clemens Petersen.

Später:

. . . „Hier habe ich den Maler Bagge, den Dichter Ibsen, den Redakteur P. Botten-Hansen . . .“

Dann:

Ibsens „Helden auf Helgeland“ habe ich einmal verteidigt. . . Da schlug ich auf den Tisch und sagte: dieses Stück sei im allerhöchsten Grade dramatisch — und das ist es auch . . . Ibsen verfügt im „Norwegischen Theater“ über eine Freundesclique, wie eigentlich das ganze Publikum dieser Bühne so eine Clique ist. Diese ganze Anstalt ist eine bare Lüge, und forcierter Snobismus hält sie aufrecht. . . Ibsen umgibt sich außerdem mit einer Leibwache von Egoisten, deren Anführer „Nyhedsbladet“ ist . . . Ich hoffe, ihn noch einmal in sein eigenes Ich zurückführen und



von der verfluchten Nachdichterei abbringen zu können. Den Tag, da Ibsen seine Kleinigkeit erkennt, ist er auch ein ganz scharmanter Dichter. Das hab' ich ihm ziemlich deutlich gesagt, und was ist die Folge? Er ist eifersüchtig. . .

Sein Gedicht ‚Mövenschrei‘ habe ich wirklich nicht gelesen; ich habe gehört, es soll affektiertes Zeug sein, eigentlich nur dadurch entstanden, daß eine dänische Monatsschrift erklärt hätte, er sei ein geringerer Schriftsteller als ich. Siehst Du, das sind die Geschichten, die Ibsen immer wieder von dem abbringen, was er eigentlich sein und schaffen sollte. Hinzu kommt, daß er seiner Erscheinung nach ein ganz kleines, koboldartiges Kerlchen ist, ohne Hintern und ohne Brust; und da es ihm nun auch an Rednergabe fehlt, so wähnt er fürchterlich loslegen zu müssen, wenn er schreibt. Und daher schreibt er nicht, was er eigentlich möchte, d. h. könnte. Nun ja; ich habe das in aller Eile ohne Zusammenhang hingeschmettert; Du mußt Dir's zusammenflicken. Wahrhaftig, meine Gedanken verirren sich selten in diese Gegend — ein Mövenschrei mehr oder weniger: es geht doch bei uns seinen Gang; Ibsen hat nicht das geringste Aufsehen erregt; im Gegenteil: man hat nicht wenig gelacht.

Mein Verhältnis zu Dänemark möchtest Du kennen, merk' ich. Also: ich bringe in jeder größeren Gesellschaft ein Hoch auf Dänemark aus, und diese Toaste sind immer meine schönsten . . .

Später:

An die Königlich Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften.

. . . Eine Dichtung zählt zwar nicht zu den strengen, dafür aber zu den schönen Wissenschaften, und die Eindrücke, unter denen sie entsteht, sowie die Summe von Erlebnissen, Kenntnissen, Stimmungen, aus denen sie geboren ist, fordern einen ganz besonderen Schutz. Ist dieser Schutz nicht gegeben, dann kommt der Wein in Gärung, — und dieser Gefahr ist Henrik Ibsen ausgesetzt gewesen.

Ich für mein Teil habe einen ganz besonderen Grund, Herrn Ibsens Gesuch zu befürworten . . . daß ich 600 Speziestaler für ihn aufgebracht habe; meines Erachtens wäre die Gleichstellung erreicht, die zur Aufrechterhaltung unseres guten Verhältnisses nicht fehlen darf, wenn Ihre hochgeschätzte Gesellschaft ihm eine ansehnliche Unterstützung zuwenden wollte.

Dann:

. . . Henrik Ibsen sendet ‚Peer Gynt‘ in die Welt hinaus: hoffen wir, daß er was wert ist. . .

Nun aber wollen wir uns wieder mit Freundesgedanken grüßen! Gott gebe uns Freude im kommenden Winter! An unserer Tätigkeit und an unserem Familienleben!



Später (an Rudolf Schmidt):

Willst Du nicht an Ibsen um einen Beitrag schreiben? Seine Adresse ist Dresden. Das weitere machen die Briefträger schon ausfindig.

Dann, im nächsten Jahr:

Ich Redakteur? . . . Nimm einen Fremden zum Redakteur, nimm Henrik Ibsen . . . Seine Natur hat etwas Großzügiges . . . Er kann seine Mitwirkung nicht versagen, wenn es sich um eine große Sache handelt und er uns allen, die arbeiten, einen Dienst leisten kann.

Wiederum später:

. . . Daß dieser Verrat auch auf Ibsen eingewirkt hat, dessen Erweckung doch nur eine aus zweiter Hand gewesen ist, steht felsenfest.

Deinen Brief . . . er hat mir wohlgetan, — in höherem Maße noch als die Wahl der Studenten.

Nach etlicher Zeit, an Lina Bruun:

Ibsen ist die unglücklichere Natur, ich kann ihm aus dem Grunde viel verzeihen.

Später hat Ibsen dann ein Stück geschrieben, worin er Reminiszenzen an mich mit Schufterei und Windbeutelei verquickt hat — ich geriet darüber in Galle — im ersten Augenblick, zumal mein Freund von mir, ein Mann, der ihm viel Gutes getan hat, mit vollem Recht als das Modell der Hauptfigur bezeichnet werden konnte. . .

Herr Rudolf Schmidt schrieb mir, er halte es für seine Pflicht, mich vor dem Haß zu warnen, den Henrik Ibsen gegen mich hege; da er wisse, daß bei mir das Gegenteil der Fall sei, so solle ich erfahren, daß jeder Schritt, den ich Ibsen gegenüber unternähme, bloß falsch gedeutet würde. Da sich dieser Haß auch auf Jonas Lie erstreckte, und da Ibsen uns ferner mit einem Uebermut traktierte, der komisch war, so habe ich seit der Zeit in der Sache Ibsen keinen Finger mehr gerührt, mit der Ausnahme, daß ich einen seiner hiesigen Freunde durchgeprügelt habe, weil er behauptete, ich hätte genau dieselbe Ansicht über den ‚Bund der Jugend‘, die Jonas Lie geäußert hat. Seit ich Ibsens unglücklichen Charakter genauer kenne, konnte ich mir schon denken, daß er annehmen muß, ich schreibe mit Lies Feder, wie früher mit Petersens.

Punkt für Punkt habe ich vergessen, v e r g e b e n , Nachsicht geübt: Ibsen blieb doch Ibsen — seine Taten schlugen daneben, er selbst war in schlechter Gesellschaft, Ibsen blieb Ibsen. Und wenn ihm der große Wurf gelungen war, f r e u t e ich mich . . .

Ich schreibe jetzt nämlich den Artikel . . . der das Programm der nordischen Jugend . . .

Ueber, Brand':

Das ganze Buch hat mich dermaßen gelangweilt, daß ich es noch nicht ordentlich zu Ende lesen konnte; ich habe mich bis zum Schluß hin durchgeblättert. Tag für Tag bin ich immer nur ein paar Blatt vorwärtsgekommen, es ist auch — abgesehen von allem andern — ganz t ö r i c h t a u f g e b a u t.

Ich habe einen Haß auf dieses Buch! Seine Lektüre hat mich krank gemacht. Der Teufel hole solche Leute, die uns ihren geistigen Kuddelmuddel servieren und nicht warten können, bis er ausgegoren hat und ein erquickender Trunk für die durstige Menge geworden ist. . .

Was ist also d i e s e r I b s e n? Erst ahmt er in ‚Catilina‘ Victor Hugo nach oder wer es nun sein mag; dann Henrik Hertz, dann die Saga und mich, dann Paludan-Müller und Byron, — dann, mit einem Sprung, setzt er hinüber in die negative Philosophie Deutschlands und bringt etwas von ihrem Biergeschmack mit nach Hause.

Pfui Teufel, dieser trunkene Paroxysmus, der uns mit der Konsequenz französischer Revolutionen und deutscher A l f a n z e r e i e n beglückt!

Uebrigens, was die Kritik über dieses Buch sagt, ist absolut gleichgültig: in zwei Monaten ist es t o t.

Komm nun bald zu mir nach Norwegen . . . ; die keusche nordische Natur ist dann am schönsten, wenn sie in Knospen . . .

Ich redigiere jetzt ein Volksblatt, das schon über 4000 Abonnenten hat, eine illustrierte Zeitung . . .

An Ibsen selber:

Dein ‚Brand‘, mein Antipode, hat mir tiefen Respekt vor deinem Talent und Deinem Idealismus abgenötigt. . .

Und der Krieg, — was sagst Du bloß? Gott sei uns gnädig, wenn eine so brutale Macht wie Preußen, die Oberherrschaft bekommen sollte! Die Geschichte dieses Landes kennt keinen Edelmut, keine Freiheit, keine Schönheit; nur Machterweiterung kraft aller möglichen Mittel, kraft der grausamsten oder hinterlistigsten Mittel.

An diesem Volk in seiner Totalität ist kein einziger lebenswürdiger Zug; es hat keine Begeisterung, keine Poesie. (Ist Kaulbach Dichter?) . . .



Lieber Freund, ich wünsche Dir Glück zu Deiner Kunst.  
Aber viel Glück zu Deiner Kunst! Und Glück zu Deiner  
Reise!

Dein getreuer Freund

Björnstjerne Björnson.

Ich hätte Dir viel über das Stück (Peer Gynt) zu sagen,  
aber dieser Brief ist nicht das geeignete Gefäß; denn er ist ein  
Liebesbrief . . .

Gott der Allwissende ist mein Zeuge, daß ich in unsern vor-  
ausgehenden Gesprächen Petersen wiederholt gebeten habe,  
liebevoll zu sein, — daß ich das gleich schon bei Deinen ersten  
Anfängen getan habe, weil ich glaubte: wie Du nun einmal bist,  
so würde gute Behandlung Dir helfen.

An Ibsen :

So steht die Sache, hier kann kein Mensch an unserer  
Solidarität zweifeln . . .

— Du kannst glauben, es gibt in Norwegen eine Unmenge  
Leute, die rasend sind auf Dein Buch und auf mich, der dafür  
eintritt.

\* \* \*

Umgekehrt; Ibsen an Björnson:

Anfang Oktober brauche ich Geld, worauf Du,  
wie ich aus Deinem Brief ersehe, vorbereitet bist, und deshalb  
bitte ich Dich, es mir zu diesem Termin gütigst senden zu lassen . . .

Später:

. . . Von dem gütigen Anerbieten Deines Briefes, Dich zu  
verständigen, wenn ich wieder Geld nötig hätte,  
machte ich bei derselben Gelegenheit Gebrauch und teilte Dir  
mit, daß ich gegen Ende des Monats ohne Mittel  
sein würde.

(Zwischendurch — nur wegen der Kriegszeit hier angeführt —:

Wäre ich noch länger in Berlin geblieben, wo ich den Einzug  
im April sah, den Pöbel, der sich brüllend zwischen den Trophäen  
von Düppel wälzte, sah, wie er auf den Lafetten ritt und in die  
Kanonen spuckte, — dieselben Kanonen, denen keine Hilfe  
ward, und die doch Schüsse solange abgegeben hatten, bis sie  
barsten, — ich weiß nicht, ob ich nicht den Verstand verloren  
hätte.)

Später; Ibsen an Björnson:

Dein Brief und der Wechsel von Hegel kamen zu  
guter Stunde! Dank für Beides . . . Und doch: jenes ganze Große,  
das, was unbedingt das Größte für mich und die Richtung  
meines Lebens war: Dir begegnet zu sein . . . Ich weiß, Du ver-



stehst mich — es ist nicht der Geldsammler Björnson, den ich hier zunächst im Auge habe.

Nach etlicher Zeit:

Mein lieber Björnson!

Für diesmal mache ich von Deinem Anerbieten, nicht zu frankieren, Gebrauch. Es geschieht notgedrungen, — nicht freiwillig.

Später:

Lieber Björnson, Du bist eine warme, prächtige Seele . . . Herrn Petersens Artikel — ich komme wieder darauf zurück . . . Dir mache ich nur den Vorwurf der Untätigkeit; es war nicht schön, daß Du aus Nachlässigkeit einen derartigen Versuch zugelassen hast, in meiner Abwesenheit meine literarische Stellung unter den Hammer zu bringen.

Nicht lange darauf:

Einen herzlicheren Gruß, als ihn mir Dein Brief am ersten Weihnachtsmorgen brachte . . . Habe Dank für das, was Du über mich geschrieben hast; Hegel hat versprochen, mir die Nummern zu senden . . . Hegel bitte zu grüßen. Clemens Petersen, und wer sonst einen Gruß haben will, ebenso.

Viele Jahre später; Ibsen an Björnson:

Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift Dein Denkmal einst erhalten soll, so würde ich die Worte wählen: Sein **Leben** war seine beste Dichtung. . . .

\* \* \*

So geht ihr Haß gebändigt seinen Weg; bis in die Greisenjahre lassen sie nicht locker . . . mit gütiger Wut, im Schlund steckender Herzlichkeit, giftiger Neigung und verwünschender Treue.

Konkurrenten.

---

Vive la bagatelle!  
Swift

## Held-Ecke

Aus einem freundlich übersandten Beitrag des Herrn Gesetzgebers Held (mit der nicht unschmackhaften Ueberschrift „Berichtigung“) ergibt sich der Wunsch des bekannten Lotteriekollekteurs (und Hauptbuchkorrektors), am Pan Mitarbeiter zu werden.

Das ist aber nicht so leicht wie Vertreter des nationalliberalen Zentralvorstands zu sein! Gewiß nimmt unter Umständen der Pan honorarlose Beiträge gern in Kauf. Aber altes Eisen dürfen sie nicht erhalten und das Buch der Sittengeschichte nicht korrigieren.

Der Lotteriekollekteur schreibt: „Gegenüber der Behauptung, daß eine mir zur Last fallende Bücherfälschung festgestellt sei, beziehe ich mich auf das angezogene Urteil.“

Ich auch. Das Urteil, so plaudert der neue Mitarbeiter, hat „keine unlauteren Motive“ festgestellt. Lieber! Das Urteil äußert, daß ein gewisser Held „sogar vor dem nachträglichen, äußerst verwerflichen Versuch einer Fälschung seines Hauptbuches nicht zurückschreckte“. Das genügt für einen Kollekteur; geschweige für einen Abgeordneten.

Immer die alten Mittel? Bei dem dümmsten Ihrer Wähler ziehen sie nicht mehr. Ein „Betrug“ ist hier nicht vorgeworfen worden — also betont er mit Nachdruck, betrügerische Absicht sei gar nicht festgestellt. Wie einst im Mai. Dann (nach dem veraltetsten Rezept): er sei von der Anklage der Erpressung freigesprochen. Schon wieder? Zieht erst recht nicht. In dem späteren, rechtskräftigen Urteil heißt es: „Nach vorstehendem Sachverhalt ist das Berufungsgericht der Ueberzeugung, daß sich der Privatkläger (Held, Theodor, heut Prinzregentenstraße 105) ... eines Erpressungsversuches im Sinne der §§ 253, 43 Str. G. B. schuldig gemacht hat“. Was wollen Sie noch? Das Urteil fügt hinzu (was die Leser bereits auswendig wissen — und bloß die national-liberale Partei noch nicht): Held habe sich „sogar nicht gescheut, seine Stellung als Reichstagsmitglied auszubeuten und drohend ... zu verwerten“. „Eine derartige Herabziehung des höchsten Ehrenamtes eines Volksvertreters in den Kreis niedriger privater Geldinteressen kann nicht genug gerügt werden.“ Jüngstes Urteil. Rechtskräftig.

Die Richter fügen, zur Sicherheit, hinzu, Helds Gegner haben „also, indem sie den Privatkläger (Held, Theodor, Prinzregentenstraße 105) öffentlich der Erpressung beschuldigten, keine unwahren Tatsachen behauptet oder verbreitet“. Wünschen Sie, in drei Teutels Namen, noch was? Der Reichstag ist zusammengetreten; und

Sie sind immer noch da? Glauben Sie, daß ein Mensch mit Ihrem gerichtlichen Zeugnis die Ehre des Reichstags hebt? Sie haben den Patriotismus . . . gewiß nicht mit Löffeln gegessen, aber doch in den Acker Ihres Herzens tief gepflanzt, nicht wahr — und da rühren Sie kein Bein, das Ansehn von Deutschlands Parlament mit Ihrem Abschied zu bessern? Sie tun durch keinen freiwilligen Schritt, was diesen Fleck von ihm nehmen könnte? Marcus Curtius aus der Prinzregentenstraße 105?

Sie gehören der Fraktion von Portici. Doch eines Tages wird sie (wie jene schauerliche Gestalt beim Hebbel) die Sprache wiederfinden — — ehe denn ein gewandeltes Wort ertönen und lauten soll: ‚Held ist die Partei! Und die Partei ist: Held!‘

• • •

Die Namen von Helds Fraktionsgenossen lauten: Dr. Bärwinkel, Bartling, Bassermann, Beck, Dr. Blankenhorn, Dr. Bollert, Dr. Böttger, Dr. van Calker, Götting, Heck, Heckmann, Hepp, Dr. Hoppe, Ickler, Dr. Junck, Keinath, Kleye, Kölsch, Laser, List, Lützel, Marquardt, Meyer-Celle, Meyer-Herford, Dr. Ortmann, Dr. Paasche, Dr. Quarck-Koburg, Frhr. v. Richthofen, Roland-Lücke, Schiffer-Wolmirstedt, Schlee, Prinz zu Schönaich-Carolath, Schulenburg, Schwabach, Dr. Semler, Sieg, Stöve, Strack, Dr. Thoma, Wamhoff, Wittum, Zimmermann,

## Grenzen der Polemik

Der Schriftsteller Albert Ehrenstein, welcher in einen Zwist mit Kurt Hiller dessen Mutter hineinzog (so schien es wenigstens), hat mittlerweile diesen Anschein zu entkräften gewünscht. Er glaubt, es nicht gesagt zu haben; er wünscht, es nicht gesagt zu haben: so hat er es nicht gesagt.

‚Es war nicht von seiner mir unbekannten Mutter die Rede, sondern von einer alten Jüdin. Also von einer Persönlichkeit, die ihm gar nicht verwandt, beispielshalber seine Urgroßstieftante . . . gewesen sein kann‘.

‚Ich wandte mich‘, fügt er zu, ‚nicht gegen die mir unbekannte Mutter: Frau H., sondern dagegen, daß der irgendwie, durch irgendwen erblich und materiell gesichertere Kurt Hiller diesen Umstand gegen mich . . .‘ Er will es nicht gesagt haben: so hat er es nicht gesagt.

\* \* \*

Was ergibt sich Allgemeines?

Ein Ueberbieten im Zwist ist manchmal unmöglich; ein Rückschlag will sagen: ein Besinnen . . . nicht nur sittlich, sondern zweckmäßig. Was erreicht man sonst? Den Wert starker Ausdrücke herabzustimmen.

Es scheint aus literarischen Ursachen hier wie dort ein unverhältnismäßiger Haß entstanden zu sein. Im Augenblicke der nicht mehr möglichen Steigerung erfolgt das Aufwachen.



Kurt Hiller (der von keinem geschützt zu werden braucht) sprach in diesen Blättern von Seriösen und von Frivolen, die beide fälschlich eines vergessen: daß man sterben muß.

Albert Ehrenstein, in dem Skizzenbuch vom Selbstmord eines Katers, bekämpft falsche Lebensverachtung: „Wenn z. B. zwei aus dem Volke der westlich an die Garamanten angrenzenden Kimmerier miteinander einen Streit haben, sei es um die Leiche des jüngst verstorbenen Käfers . . . gehen sie hin in den Wald und oft kehrt keiner von beiden gesund und heil wieder.“

\* \* \*

Auch das ist wahr. ■

! Denn Solcherlei gestatten könnte man sich, wenn die Lebensfrist auf Aeonen verbürgt wäre.

Keiner hat übrigens Nutzen, der die Konkurrenz totschießt; er schlägt sie nicht tot. Sondern die Zeit.

Sicher kann irgend ein „unwichtiger“ Zweikampf als Schauspiel wichtig sein. (Sogar als Ethos.)

Doch letzten Endes wird ein Schauspiel nur wichtig, wenn der Anlaß nicht unwichtig war. (So gewiß ein großer Anlaß noch lange kein großes Schauspiel verbürgt.)

Ich schrieb vor Jahren im „Kampf“ mit Sudermann: „Wer mittendrin gerecht wird, ist . . . nicht nur der Stärkere, sondern auch der Klügere vor der Historie.“

Alle Widersacher sollen danach streben. Trotz aller triebmäßigen Abneigung.

In einem ungeschriebenen Roman „Manfred Lëulan“ äußert Ehrenstein: „Dies Alles und dies Nichts währt ja nur noch kurze Traumzeit! Der untröstliche Gedanke an kein Diesseits . . .“

Also hat er es nicht gesagt.

K.

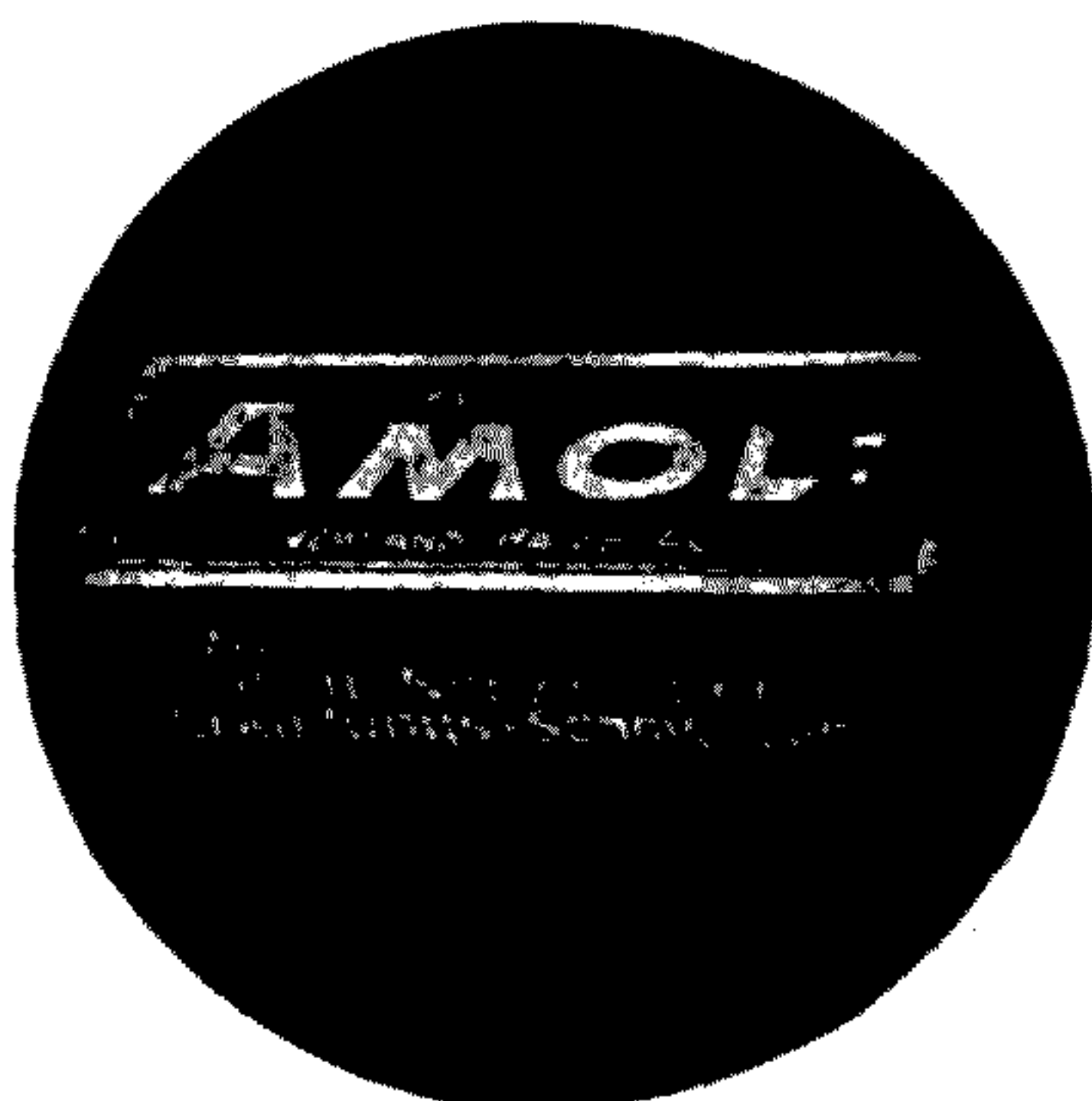
---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## INHALT:

Alfred Kerr ..... Otto Brahm

Heinrich Maria Schaub ..... Luzern in heutiger Dichtung

Hans Lungwitz ..... Die Verstaatlichung des  
Arztstandes

---

Hard:    Zeitgeschichte -- Elsa Asenijeff    Kunstkritik  
          Gelehrsamkeit





## Otto Brahm

Von Alfred Kerr

### I

Am Tage nach dem Tod etwas über ihn zu äußern, wird schwer, weil die Verdutztheit so tief ist. Eine bekannte Monatsschrift bittet mich, ihm den Nachruf zu schreiben . . . man lehnt es notgedrungen ab ; der erste beste solle das tun.

Doch als man am nächsten Tag etwas ganz anderes zu Papier bringen will, was man zugesagt hat, . . . ist man statt dessen bloß fähig von Brahm zu sprechen.

Ich setze das her. Und Ferneres, was über ihn gesagt wurde. Sein Ruhm stieg in meiner Prägung empor, in ihr wird er fortleben. Sein Denkmal ist bei Lebzeiten errichtet. Gegensätze des Urteils decken Gegensätze des Beurteilten. Sein Grundbau hat nie geschwankt.

\* \* \*

Was man am nächsten Tag hinschreibt, ist etwa folgendes.

Dieser Mensch wird im Gedächtnis derer bleiben, die seine besondere Art kennen gelernt, — so lange sie selber am Leben sind. Etwas Einprägsames ging von ihm aus, was die doppelbodig Schweigenden besitzen. Vor vielen Jahren, ich war Student, schrieb ich ein paar Worte über den Mann, der eben von L'Arronge das Deutsche Theater bekommen sollte ; ich sagte mit dem unternehmenden Sinn der Jugend, die heiter vorausblickt, allerhand Zuversichtliches über Brahm, dessen Bildnis zugleich mit meinen Worten erschien, . . . aber ich fügte dann, das ist mir deutlich eingedenk, zögernd und ergriffen altindische Lieblingsverse hinzu, die beim Schopenhauer stehen ; ich sagte, daß dieser Mensch und dieses Antlitz daran erinnerten : ‚Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen, — sei nicht im Leid darüber ; es ist nichts. Und hast du einer Welt Besitz gewonnen, — sei nicht erfreut darüber ; es ist nichts. Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen. Geh an der Welt vorüber ; es ist nichts.‘ Daß man hieran denken mußte — von solcher Art war der Mann. Ich will der Worte heut abermals denken, da ich weiß, daß er an der Welt vorübergegangen ist ; daß dieser Seltene mit seiner zweiflerischen und festen, stummen, großen Art nicht mehr vorhanden ist. Ich weiß, daß man ihn kaum wegwissen kann. Wir alle, denen er in der schönsten Lebenszeit, im Frühling und im Sommer unserer Seele, Hohes und Ernstes gab — es fällt uns schwer zu glauben, daß er nicht mehr atmet. Sein Werk war beendet, jawohl ; man nimmt ehrlicherweise keinen Anstand festzustellen, daß seine Höhe seit mindestens drei Wintern überschritten war. Doch es kommt nicht in Betracht vor alle dem, was wir nie vergessen können.

Ein bartloses Gesicht ; mit Zügen, die halb humorhaft-entsagend, halb unerschütterlich - glaubensvoll und widerstandsfähig gewirkt. Geschlossene Lippen. Der Mann machte kein Aufhebens. Alles Pathos lag ihm fern : alle Nachgiebigkeit auch. (Zwischendurch hat er laviert!!! dann beschimpften ihn meine Sätze). Ein schlichter Kämpfer, dem schon das Wort ‚Kämpfer‘ zu lyrisch geklungen hätte. Gefaßt-ernste Beseelung. Einer, der (unfeierlich gesprochen) seine Fahne noch im Kugelregen ohne Wimperzucken vorwärts trug. Die Leute haben seine Kunst nicht gewollt —

aufgezwungen hat er sie ihnen ; lautlos, schmucklos. Herabgestiegen ist er nicht — hinaufgehoben hat er Tausende. Nichts von allen Gefälligkeitskünsten, die wir heute sehen, von Reklame, von Brimborium, von Umschmeicheln und Jahrmarktslockung ; er gab sich selbst, er schuf sein Werk . . . bis sie zu ihm kamen. Er war eine ethische Macht, nicht nur eine künstlerische.

Lächelnder Ernst einer zähen Unbeirrbarkeit.

Otto Brahm. Ich war die letzten vierzehn Jahre mit ihm verfeindet ; wir grüßten uns nicht — aber ich habe keinen meiner Freunde mehr geliebt. Ich wußte mich ihm nah ; er hat es auch gewußt. Nicht zwei Wochen vor seinem Tode hat er mir, nach dieser langen Getrenntheit, ein paar Zeilen geschickt ; als er ein verlorener Mann war. Einen letzten Gruß. Und ich weiß heute nicht, wie ich ihm danken soll für alles, was er durch sein Wirken, durch sein Dasein, durch sein Menschentum für mein Leben getan hat. Dieser Klang wird nicht verklingen. Dies Gedächtnis nicht verblassen. Diese Gestalt nicht im Wirrwarr des Lebens hinabgleiten.

Ich denke weit zurück ; er war ein freier Schriftsteller, ich auf der Universität ; ich sah ihn damals zum erstenmal ; auf der Germanistenkneipe — der ich heut meilenfern bin. Er hat nachher ein Buch über des schweizerischen Malers Karl Stauffer Ende geschrieben, . . . ich entsinne mich noch, wie er zu seinem Nachbar sagte : ‚Das sind aber schlimme Nachrichten von Stauffer — er soll gefangen sein.‘ — ‚Warum?‘ — ‚Er soll die Frau seines Gastfreundes entführt haben‘ . . . Er hat diese Tragödie mit einer uns damals absonderlich packenden Kraft sachlich, und ohne ein Wort zuviel, in einem Buch geschildert. Dann kam die Zeit, wo er den Plan erwog, eine Wochenschrift, ‚Freie Bühne‘, herauszugeben ; alles das besprach man, auf der Kneipe. In seinem Kleistbuch, das schon vorlag, hatten jüngere Menschen allerhand gefunden — zumal an dem wortkargen Schluß —, was Etliches in ihnen erbeben ließ. Es war eine Form des Schweigens, Tragisches durch sich selber wirken zu lassen. Das Merkwürdigste blieb der Mann, der solche Bücher und verwandte Aufsätze schrieb . . . Dinge, die heut in ihren Eindrucksmitteln wahrscheinlich überholt sind. Der Mann mit seiner kaustischen Art, der bisweilen glänzende Kalauer, wie um sich auszuruhen, in das Gespräch warf und hierbei dreinblickte, als habe er nichts gesagt und stehe dem Weltgetriebe höchst zweifelhaft gegenüber ; durch den aber ein geschlossener Idealismus leuchtete. Er war damals ein Gast in diesem Kreise von Professoren und blutjungen Kerlen, in deren Mitte sich auch Böcklin eines Abends befand. Er sprach viel von Gottfried Keller, der ihm nahe lag ; er hatte just eine Schrift über ihn erscheinen lassen. Er sprach von Schiller, über den er ein Buch schrieb. Eines Tages lief ich ihm auf der Leipziger Straße in den Weg ; wir spazierten ein Stück, und ich weiß noch, wie er verwundert und abmahnend auf mich einredete, weshalb ich an dem Plan einer Habilitation festhielte, . . . ich solle doch lieber Schriftsteller werden. Das ging mir sehr durch den Kopf. Es hat auf die Wahl meines Berufes mitgewirkt.

Er blieb uns allen in der Nähe. Wir sahen seinen ersten Kampf — und mancher wäre für ihn durchs Feuer gegangen. Brahm hatte dabei niemals etwas Anreizendes . . . er glich eher einer verfernten Gestalt, denn allerhand Erfahrungen aus seiner Schriftstellerlaufbahn gingen gerüchtweis um und ließen ihn halb und halb in wunderlichem Licht erscheinen.



Dazu als Leiter der ‚Freien Bühne‘ verbellt und mit Kugeln förmlich gespickt. Mancher bitterste Haß lehnte sich gegen ihn auf — dieser Brahm war nicht gut dran. Aber man fühlte mit Entzücken, wie er weiter ging . . . wurstig lächelte, die Lippen geschlossen hielt. Ich entsinne mich noch eines Abends; der Student und der Kneipengast schritten mit einem kleinen Schwarm nach dem Schluß durch die Straßen; Brahm sagte: ‚Morgen ist eine Premiere im Lessingtheater‘ (Blumenthal war der Direktor davon), ‚ich muß hin‘. Er schrieb damals noch Kritiken. ‚Kommen Sie auch?‘ — ‚Ja!‘ — Ich ging am nächsten Abend in den zweiten Rang; der Verfasser des Stückes war ein gewisser Sudermann; es hieß ‚Die Ehre‘. Im Zwischenakt und am Schluß sprach ich mit Brahm; er machte wundervolle Bemerkungen — und ich schäumte meine ganze Abneigung wider das Stück heraus. Man hätte damals nie denken können, daß er Sudermann später spielen würde. Er hat es getan, um sich eine klimpernde Grundlage für die weitere Förderung Ibsens zu schaffen — das gestand er ein . . . Hundertfältig waren die Beziehungen eines ganz jungen Menschen zu diesem ausschreitenden älteren Kameraden. Mit Otto Brahm zusammen sah man zum erstenmal Gerhart Hauptmann, ihm verdankte man die Bekanntschaft, es war nach der ersten Aufführung von ‚Hanneles Himmelfahrt‘. Mit Brahm zusammen, in menschlich engem Verkehr, stieg man voll Staunens tiefer in die Ibsenwelt. Mit Brahm stand man vor dem drohenden Zusammenbruch des von Kainz und der Sorma verlassenen Theaters, — das er ohne sie zur höchsten Höhe gebracht hat. Mit Brahm zusammen saß man zwischen Theodor Fontane und eben dieser Agnes Sorma. Mit Brahm zusammen gegenüber von Georg Brandes. Mit Brahm zusammen in halb hitzigem, halb neckendem Gespräch mit Rudolf Rittner — wie oft, wie oft! Mit Brahm zusammen erstieg aus Nebelgründen und Sonnenfernen und Lebenstriften ein Glück tappender, ahnender, leichtsinniger, durchseelter Jugend. Dann kam der Krach. Ein Auseinandergehn — und ein ewiges Zusammenbleiben.

Heut liegt er im Sarge. Ich kann es nicht glauben. Aber ich möchte noch einmal seine Hand packen.

## II

Ich setze hier ein paar andere Steine seines Mals zusammen.

1902. Ein Ausbruch:

Brahms Herrschaft geht zu Ende . . . .

Otto Brahm, geboren zu Hamburg, emporgestiegen anno Freie Bühne, heimgegangen an Mutarmut. Er suchte, auf den holden Anger der Kunst gestellt, nicht vorwärts in möglichst leuchtende Fernen zu dringen; sondern möglichst viel Gras abzufressen. Das erschütterte sein Ansehen. Das durchlöcherte sein Bild.

\* \* \*

Brahm, der eigentliche Schöpfer einer europäischen Bühne, macht, wenn finanziell alles mißlingt, dicke Zugeständnisse; doch in der Hauptsache ließ er stets die Leute zu sich kommen. Er war kein Liebling.

Ein Reformator: nicht ein Erfüllerchen.

Ich kann anders nicht zurückdenken als meinem Sommergesetz der Halbierung-Verdoppelung untertan. Etwas Stärkstes bleibt in mir, was sehr tiefe Kunst bedeutet: Ibsenvorstellungen bei Brahm. Was tiefe Kunst bedeutet — und zugleich doch in mein Atmen langt. Am Ende dieser



ganzen Herrlichkeit lebt es noch. Inmitten des Zaubers bedrängt es mich. In Taumelstimmungen schwingt es mit. Das ist die schwarze Gloria. Das ist die stille Hand, die in große Gänge, in schlummerndes Versinken, in jede ehrlich letzte Zwiesprach hineinspenstert und in alle krudelwilde Magie. Dies ist das Eis, das nach jedem Klettern oben wartet. Keine Bühnenkunst mehr : sondern eine Lebensangelegenheit . . . Im Sommer, wo ich mit Engländern auf fernen Schiffen im Atlantischen Ozean kreuze, wo ich über die braune Asche des größten Feuerbergs dieser Erdenwelt hinaufsteige nach Luftvorsprüngen, tief unter mir Bananenwälder, die brüllendheiße großmütige Flut, ja nach Vorsprüngen des Vogelflugs, mit grün triefender Lava, deren Grat um einen Halbmond bald selig-schauerlich verringert, bald um einen erhöht ist ; über mir der Tod, das Eis dieser Kanariensinsel, unter der Sonne, der Sonne, die man im Deutschen Reich nicht kennt . . . dort spricht eine Theatervorstellung. Nein : ein ganzer Ibsenstrauß. Es ist nicht mehr Bühnenkunst : Lebensangelegenheit. Wie eine Warnung . . . Packt ein, alle miteinander. Der Winter hat gewußt, was es bedeutet ; der Sommer hat bestätigt, was es bleibt. Nichts Künstliches : sondern wie Seefahren, Mittag und Nachtschauer ein Daseinsteil, durch keinen Flitter getrennt von der vergehenden Helle. Seelenstimmen.

Vor diesem Borkman zogen andre Schicksalsglieder vorbei, bis zu den erwachenden Toten und erwacht Sterbenden. Es ließe sich mit den Worten des Theaterschmuses beifügen, wie die herrliche Schauspielerin E. Lehmann hinriß ; und vom Reicher, wann er schwach (auch wann unverstanden groß) war : aber von dem Ganzen könnte man so nicht sprechen, wenn es nicht so dargestellt würde. Wenn alles nicht eine gewisse Seelenluft umhüllte. Da, meine Lieben, Parkett sechs Mark fünfzig kostet, steht es fest, wo man seine Kirchensteuern bezahlt. (In Bayreuth nicht.)

Eyolf ! Die Marschmelodie der Verlorenen und Beharrenden. Ein sozusagen bürgerliches Ewigkeitswerk. Nicht so gespielt wie Borkman : doch man hat, und nur in diesem Hause, das Gefühl von etwas über das Theater Hinausgreifendem.

\* \* \*

Ich stand vor etwas, das mich im tiefsten bewegt hat. Das war es vor aller Kritik. Nachher kam einem der Gedanke, auch vor einer Kunstleistung zu stehn.

Für diese Kunst gibt es kein anderes Wort als: Vollendung. So an ernster Innerlichkeit wie an sinnfälliger Schlagkraft. Es war ein Vertiefen, Zusammendrängen, Herausheben, Rhythmisieren . . . der Eindruck von etwas Technischem schwand vor solcher Beseeltheit.

Dies Haus ist kein Theater: sondern ein Menschenhaus.

\* \* \*

Er, dieser Einzelne, dieser Mann, ist nämlich die Freie Bühne.

Er feiert ihr Gedenken.

Als der deutsche Schöpfer eines europäischen Schauspiels. Als der tiefste Bahnbrecher seit hundert Jahren. Als welcher das Neue dem Publikum wie etwas Feindliches aufgezwungen hat. Als welcher Ballungen des Bedeutenden gab und ein Riesenwerk im Kugelregen. Das einzig Ernste, Kühne, Zähe. Große seit Geschlechtern und Geschlechtern.

Ich muß bisweilen schmunzeln, betonen, wenn bei uns an die Stelle

des Kampfes die Reklame tritt; an die Stelle des Aufruhrs die talentvolle Gefälligkeit. . . .

\* \* \*

Das Beispiellose dieser Arbeit. Alles ist vergänglich. Auch dies wird hingehen. ‚Andre Zeiten, andre Vögel; andre Vögel, andre Lieder.‘ Doch sicher ist eins, darüber hinaus: eine große Epoche wird hier gekrönt.

Für das geredete Bühnenwort die stärkste seit hundert Jahren.

Es nützt alles nichts, es muß wieder gesagt werden: wenn schon der Mann, der auf den alten Brettern dies Werk schuf, in keiner Gunst steht — und nach niemandem gegirrt hat.

\* \* \*

Blieb man dem Theater nur eine Zeitlang fern, so erblickt man wieder alles neu. Es wird in diesem Hause kaum geklatscht, kaum gezischt — doch alle wissen, was vorgeht. Noch Aeüßerlichkeiten bemerkt man. Die Schauspieler bleiben unsichtbar, wenn die Gardine sank. Aber Augen, Seelen, Geister wirken fort in dem Raum . . .

Dieser Ibsen-Zyklus ist schon etwas Absonderliches. Eine Ballung des Bedeutenden . . . Es geschieht, man staunt halb darüber, unter stärkstem Anteil einer großen, seelisch wundersam-erzogenen Hörerschaft.

\* \* \*

Nichts abgelaßen, nichts abgerundet zu schlagender ‚Wirksamkeit‘. Es ging hier etwas vor: wie sich das Leben zuträgt. Lebendes Leben, schreitend, ruhig, fahl, unaufhaltsam.

Eine große Vorstellung, die einem in gar nichts entgegenkommt; in der die Stimmung nicht gemacht wird, und die Rührung zur Seite steht. Aber das Wort ‚heroisch‘ klänge nach Pathos.

Die Gerüstlinien des Werks treten hervor — staunenswert. Noch die Einzelheiten der seltsamen Stahlnähte: staunenswert. Auf der Bühne herrscht beseelter Geist eines Erdendichters; basta. Was ohne jede Gefälligkeit erkennbar wird, ist eine Perspektive des Daseins: unverkürzt, unbeeilt, unverziert. Ein Starker wird enthüllt, ohne Rücksicht auf ihn selber. Man schont ihn nicht: man stellt ihn dar. In dieser Echtheit fehlt sein Zeitliches nicht. Alles an diesem eisgrau gewaltigen Kerl tritt gewaltig hervor; nichts vernebelt in Stimmungsreizen. Seine breite Macht erscheint riesig, — wie auch das Anfechtbare, worin er ‚Kind seiner Zeit‘ ist, heraustritt.

Gesteigert wird nichts, bloß ganze Statur. Ein Charakterbild, lebensgroß und ruhig und schauerlich. Allerheutigstes Format ohne weiche Nebenwirkung. Ein Wuchtwerk in lebensgroßer Fahlheit. Gegen den Schluß fließt alles zäh dahin, wie der Schmerz von Eltern und Kindern bei Bestattungen nicht den Augenblick des hellsten Schmerzes mehr bedeutet. Man erlebt ein Bild von der dämmrigen Fühllosigkeit des Schicksals-Tiers, mit der impassibilité, die Flaubert von starker Darstellung verlangt. Peractum est.

\* \* \*

. . . Etwas Neues (und Altes) aus diesem Haus, das uns die tiefsten Wirkungen gegeben hat und die einzigen, die nichts mehr vom Theater in der Erinnerung behalten. Es ging etwas vor: ich hinterlasse nicht Schauspieler, sondern Menschen, denen es passiert ist. Grübelndes, Fragendes, Entsetzlich-Alltägliches über und in einer mechanisch fort-



erbenden Materienwelt. Eine stumme, große seelische Leibhaftigkeit: das ist es.

\* \* \*

Dies alles, diese Zumutungen des Brahm-Theaters, tief mit Wesensentfaltungen innerster Art verknüpft, gibt es nicht in anderen Ländern, nicht in anderen Häusern: bloß hier. Das hat dieser Schöpfer einer europäischen Bühne wachsen lassen und der heutigen Welt eingefügt.

\* \* \*

Es ist das einzige Theater, das man nach der Rückkehr sehen kann. Introite, nam hic homines sunt.

\* \* \*

Was ich erlebte, war kein Theater mehr. Es war etwas Seltenes. Etwas an innerlicher Darstellungskraft ganz Seltenes. Größte Schauspielkunst. Hier liegt es, was uns bewegt; was uns angeht. Diese kaum beschreiblichen Wirkungen kommen nicht wieder. So bald nicht.

Es wäre recht einfach, von den Namhaften, von Nummern zu sprechen. Von Rittner, Sauer, Bassermann . . . Nein; das Erstaunliche lag darin: wie namenlose Leute, mittlere Leute, schlechte Leute gebändigt wurden, eingeordnet wurden . . . und hochgebracht wurden. Es ist die Luft, an der sie genesen. Das kommt nicht wieder.

Es gibt in diesem Theater nur ein Ganzes; ein einziges dunkel Lebendes; eine gewaltige Hoffnung, ein gewaltiges Leid: ein Beethovenwerk.

\* \* \*

Dies Theater versagt nicht: nach friesischen Inseln, bretonischen Felsen, sommerlichem Glück der Touraine und abermals friesischen Inseln.

\* \* \*

Also diese Leute (Stanislawski's) hatten . . . ich will zuerst sagen, daß sie am Schluß mit der Darstellung des Volksfeindes scheiterten . . . gleichviel: sie hatten in vier russischen Stücken eine unerhörte, auf diesem Feld einzige Kunst des Zusammenspiels gezeigt; Dinge, die in ihrer Selbstverständlichkeit etwas ganz Großes bedeuten . . . Man soll nicht rechten; unsere Kenntnis des Möglichen ist durch ihr Zusammenspiel erweitert worden: sie brachten die Pausen des Lebens, das Verdämmernde, die Daseinsvergänglichkeit selber in dieser Slawenwelt auf eine nie zu vergessende Art. Sie haben nicht Shakespeare gespielt, . . . aber wenn Stanislawski, der bei Gorki den Ssatin gab, einschloß und verschollenes Hundegell irgendwo herüberdrang: so war das Shakespeare. Ich finde keine andern Worte als nach dem ernstesten Hören.

Den Brahm streifen sie nicht. . . mit seiner seltenen Kunst für den Ausdruck hoher, jetzt lebender Einzelmenschen.

\* \* \*

Das Folgende schließlich war dem wiedergekehrten G. E. Lessing in den Mund gelegt:

„Diese Menschen, die ich in Herrn Brahm seinem Hause traf, stellen für mich keine Schauspielergruppe vor, sondern eine Schar von Betroffenen. Sie sind ein Schwarm Leute, denen es passiert ist. Wirkungen von so einer Gewalt hat nur die Wirklichkeit zu geben. Wie nennen Sie diesen Aufführungskranz? Ballungen des Bedeutenden sagten Sie?



Ich will Ihnen beistimmen. Es scheint etwas ganz Großes zu sein. Ich bin ein alter Kunstbetrachter, meine Kunstbetrachtung liegt heute so hinter mir wie meine Streitigkeiten, und wenn man sich gleich auf das Gefühl nicht verlassen soll: so kommt mir doch ein sicheres Bewußtsein, daß ein Höhepunkt der darstellenden Kunst hier auf zuvor niemals dagewesene Art erreicht ist. Die Gerüstlinien der Werke treten heraus; doch erstaunlicher, daß trotzdem, in tiefen Auftritten, mit Leben und Sterben, alles dem Wuchern und Blühen wirklichen, nicht kunstvollen Vorsichgehens gleichkommt. Auch wird, nach meiner Beobachtung, nichts abgerundet, nichts verkleinert. Der Prinzipal bringt die Gerüstlinien: doch er geht nicht allein auf das Handliche, das Epigramm. Er will nicht zuspitzen, sondern behält das Unbequeme des Formates der großen wirklichen Dinge. Es ist mir, glauben Sie, wohl aufgefallen, wie stark die Forderungen sind, welche die Besucher nicht allein an den Direktor: sondern welche vielmehr dieser an die Besucherschaft richtet. Seine Forderungen müssen einen Schwarm von Menschen emporgewertet haben, gesteigert haben, Sie sehn, ich bediene mich gern schon Ihrer Ausdrücke. Und zwar fordert Herr Brahm, dünkt mich, alles zu dem einen Zweck, daß die Entwicklung der Charaktere (oder wie Sie wohl sagen, der inneren Menschen) in Lebensgröße könne vor sich gehen. In dieser Sicherheit allein mögen die Schauspieler (von einem Kopfe gelenkt, der bei beherrschendem, kämpfendem, weisendem Verstande der ernstesten Affekte muß fähig sein können) . . . mögen die Schauspieler den Mut finden, wie das Körperliche auf den Bildern der holländischen Maler, so ihre Seelen holländisch unbekümmert, ohne Nachsicht zu entfalten' . . .

„Ja, seine Leute bringen,“ bemerkt‘ ich, „nicht Ausschnitte mit Dramenfront, sondern zum erstenmal in der Geschichte des Theaters ganze Menschen. Die Aufführung dieses Gesamtwerks, mit der ein ungeheures, gegliedertes Symbol, ein furchtbares und wundersames Weltbild mit schweren entschwebenden Schicksalen unserer Genossen, unserer Mitlächelnden, unserer Mitverurteilten stabilisiert wird: die Größe dieses Unternehmens hat ihresgleichen im gesprochenen Drama nicht gehabt. Es ist ein Abschnitt. Nicht der Eingang zu einer neuen Kunst des Theaters. Sondern ihre Blüte . . .“ (sagt‘ ich). „Und während die Luft mich dieses dunkelwarmen Abends umfängt, während ich fühle, daß mein Herz noch seinen Schlag tut: währenddessen weiß ich von diesen Menschendarstellungen (in einem Ichbezirk, wo Nachdenklichkeit der Kunst und Nachdenklichkeit des Atmens zusammenfließen) — daß eine große Epoche hier gekrönt wird.“

### III

Es bleibt für heute die Feststellung, daß er am 28. November 1912 gestorben ist.

Das Falscheste wäre zu glauben: daß Brahm der Schöpfer einer ‚Richtung‘ war. Er war: der Grundleger für ernste Möglichkeiten. (Zwischen ihm und seinen Vorgängern ist die Kluft riesengroß; zwischen ihm und seinen Nachfolgern winzig.)

Er war der Ahnherr einer Bühne für heutige Menschen.

## Inzest in heutiger Dichtung

Von Heinrich Maria Schaub

Was Sophokles in den orakelnden Mythos verhüllt sein und Shakespeare im Dunkeln des Unbewußten schlummern lassen mußte, haben in neuerer Zeit zwar nicht wissenschaftliche, aber künstlerische Psychoanalytiker bekannt. Stendhal etwa sagt: „Meine Mutter, Madame Henriette Gagnon, war eine entzückende Frau. Ich war in meine Mutter verliebt. Ich setze schleunigst hinzu, daß ich sieben Jahre alt war, als ich sie verlor . . . . Ich wollte meine Mutter immer küssen und wünschte, daß es keine Kleider gäbe. Sie liebte mich leidenschaftlich und schloß mich oft in ihre Arme, ich küßte sie mit soviel Feuer, daß sie gewissermaßen verpflichtet war, davonzugehen. Ich verabscheute meinen Vater, wenn er dazukam und unsere Küsse unterbrach. . . . Uebrigens nahm sie an dieser Liebe nicht den geringsten Anteil . . . Ich meinerseits war so verbrecherisch wie möglich, ich liebte ihre reizenden Liebkosungen . . . Sie starb in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit im Jahre 1790, etwa achtundzwanzig oder dreißig Jahre alt. Damit begann mein Innenleben . . .“ (Stendhal: „Bekenntnisse eines Egotisten.“)

Bei Rowohlt in Leipzig ist ein Roman, *Jokaste, die Mutter* von Curt Moreck erschienen. Er wird Anlaß folgender Betrachtungen — welche das ganze seltsame Gebiet in seinen heutigen Zusammenhang mit der jüngsten Dichtung ins Auge fassen. (Hervorgehoben werde daß sie von einem Freunde des Dichters ausgehe.)

Mit sehr entwickelter Kunst stellt Moreck in dem Geschehen zwischen Jokaste, der Mutter, und Lothar, dem Sohne, einen psychischen Grenzfall dar; zwischen Wunsch und Wahn, Traum-  
dämmerung und Blutrausch; zwischen Sehnsüchten, Qualen, Kämpfen, Ängsten; zwischen Erfüllung und Erschütterung. Was bleibt, ist ein letztes Erkennen; jenes ergreifende Erkennen, so auf die tiefste seelische Erschütterung folgt. Aus qualvollem Blindheitstraum sehend geworden, aus dunkelblühenden Wahn-  
nächten zum Licht gerissen, stellen die Betroffenen (auch hier) die Frage an das Schicksal: „Bin ich ein Sünder?“

Und die Antwort wird (auch ihnen) werden: „Nein, eine Sünde.“

\* \* \*

Andere Fälle heutiger Dichtung.

Auch der Graf Wladimir Walewski liebt seine zu achtzehn Jahren erblühte Tochter nicht nur mit der Seele; sondern sehr mit den Sinnen. Er frevelt so ungeheuerlich gegen die noch



herrschende Sitte, die keine Moral der Ich-Satzung anerkennt. Aber die Tat dieses entfesselten Triebmenschen kann in ihrer erschütternden Gewalt nicht am Herkommen gemessen, sie muß außerhalb aller bestehenden Satzung als das dämonische Tun-M ü s s e n eines Menschen betrachtet werden, der einen Urzustand empfindet, einen Zustand, in dem es noch keine Begriffsunterscheidungen gab; als zwischen Gattenliebe, Kindesliebe und Geschwisterliebe Trennungsunterschiede nicht bestanden. Im Anfang war der Trieb; der Trieb zur Selbsterhaltung; im letzten Grunde der Egotismus in naivster Form. Kultur und Erziehung haben im Laufe der Zeit ja auch das Wesen der Liebe, den ureigenen Inhalt der Liebe nicht zu verwandeln vermocht. Wesensunterschiede sind nicht geschaffen worden, wohl Gradunterschiede. Wir empfinden die Liebe nur aus der Sphäre des S e x u e l l e n heraus; aber wir machen zugleich, von Kultur hochgezüchtet, Gradunterschiede, Abstufungen. Es ist aber sehr wohl denkbar, daß es zu allen Zeiten Menschen gibt, für die der Widerstreit einer urhaften Anlage mit Allgemeingesetzen ihrer Umwelt zum Chaos wird und zur innermenschlichen Katastrophe wird.

Empfindet die Fürstin Jokaste ein anderes als den Urzustand? Nein. Nur, daß sie sich dessen nicht bewußt wird. Diese Bewußtheit eines über allen Wirbeln, allen Zeiten Kreisenden (und Kreißenden) hat etwa der Dämon Weib bei Przybyszewsky. Curt Morecks Hand läßt über diesem Geschehen Milde walten. Seine Fürstin ist eine Leidende in stiller Größe; in der Liebe zu dem Gatten, der ohne Erfüllung empfangen, ohne Erfüllung geschenkt zu haben, aus seinem Leben hinausging. Und das Geheimnis ihrer Liebe (zu dem Sohn), deren tiefste Ursache, sexualpsychologisch gesprochen, unterbewußt im Erfüllungswillen eines Inzestwunsches ruht, ist diese G a t t e n l i e b e, deren Inbrunst, in der Einsamkeit erwacht und genährt, sie nur zu dem einen hindrängt, zu diesem unerhörten Tun.

Jemand könnte also (streifbandmäßig) äußern, Moreck habe das hohe Lied der Gattenliebe geschrieben, er habe gleichsam ein Symbol gesetzt, — und behielte recht, wenn eben nicht die tiefere Ursache dieser Gattenliebe im Erfüllungswillen eines Inzestwunsches keimte. Die fürstliche Frau läßt auf den Lippen ihres Kindes das Wort ‚Mutter‘ verstummen. ‚Du sollst mich nur — I r e n e — nennen, hörst du?‘ (Sie entzieht ihm also mit dem Wort die Ausdrucksverankerung kindlichen Fühlens.) Dem Knaben ertötet sie den Gott: ‚M i c h mußst du über alles lieben, hörst du, und du darfst niemanden außer mir lieben, und wenn du mich nicht über alles liebst, w e r d e i c h s t e r b e n m ü s s e n.‘ Diese Mutter enthüllt vor dem Neunzehnjährigen in Worten



nicht nur ihre Seele, auch ihren Leib bis zur Nacktheit, vollführt wie ein Nachtmahr einen flatternden Sinnenrasetanz um den Erwachenden, belauert ihn in der gepeitschten Angst, ihn preisgeben zu müssen . . .

\* \* \*

Jokaste, die Mutter, hat zwei Schwestern bei Freksa und Geijerstam. Bei Freksa will die Mutter nicht, daß der Sohn in unwürdigen Armen zur Liebe erwache. (Also ethisch-ästhetische Inbrunst — aber auch sexueller Egotismus in naivster Form.) Sie sucht ihn darum auf einem venezianischen Karneval; als ‚Maske‘. Cesare verliebt sich in diese Maske und gesteht ihr, daß er auf der Flucht vor seiner Mutter — und sich selbst — Ruhe in ihren Armen suche. Er sei verliebt in seine Mutter. Nachdem die ‚Maske‘ ihn von der ‚Mutter‘ erlöst hat, reißt Colombinchen, eifersüchtig, sie aus ihrer Vermummung. . . Mutter und Sohn werden sich in der Grabkammer ihres Geschlechts vereinen . . . Was Freksa gegeben, ist eine Karnevalsangelegenheit; nichts weiter. So mit Theater und Maske und Dämonismus und Blut und Rigoletto und schwarzer Tragik . . .

Die andere Schwester (bei Geijerstam) heißt Inga Persdotter; deren Sohn Niels Tufresson. Inga ist der Typus der schönen Metze, der geborenen Verbrecherin, und tut das Unerhörte ‚weil ihr nichts heilig ist‘. Ihr inneres Glücksgefühl steigert sich noch in dem Bewußtsein, ‚zur Tat gemacht zu haben, was andere kaum mit Namen zu nennen wagen‘. Niels, der Sohn, steht (bei Geijerstam) unter der sexuellen Hörigkeit seiner Mutter. Nur so ist es zu verstehen, daß er schließlich den Mord an seiner jungen Frau begeht, oder wenigstens die entscheidende Beihilfe leistet. Inga Persdotter endet auf dem Schafott. Geijerstam gestaltete, mit untrüglichem Instinkt für Kriminalität und mit festem Glauben an die Gerechtigkeit auf Erden, einen Kriminalfall und schuf ohne sehr viel seelisches Differenzierungsvermögen, aber mit starken Griffen und sicheren Strichen einen äußerst spannenden Roman.

. . . Jokaste-Irene; Mutter Maske; Inga Persdotter: das ‚hohe Lied der Gattenliebe‘; das hohe Lied der Mutterliebe, von Freksa dramatisch gesungen; und das hohe Lied der — Gerechtigkeit. Bei Freksa eine Karnevalsangelegenheit; bei Geijerstam eine Kriminalität; bei Moreck die Angelegenheit zweier Menschen. Unterschiede des Gestaltungswillens und des schöpferischen Könnens. Die ‚Gattenliebe‘ wird auch bei Freksa betont; ebenso wie bei Eulenberg. Die innere Zivilisation aber schreitet bei Moreck um ein Beträchtliches aufwärts. Die Mutter bei Freksa wird sich töten wie bei Sophokles; sie können nicht anders; Inga fällt der rächenden Nemesis anheim. Irene kann anders;

sie reist ab am Morgen nach dem qualvollen Geschehen ; aber sie lebt — mit ihrer erkrampften Erkenntnis als eine große, wissend gewordene Frau unter den Sternen.

Das Tun dieser drei Frauen hat, trotz Geijerstam, als tiefste Ursache den Inzestwunsch, der in der Form der Dichtung plastisch als erfüllt dargestellt wird.

Ein Wissen gibt es, das wahr und wirklich ist : Das Wissen um den Menschen, um sein seelisches Erleben, sein Siegen und Unterliegen. Und ,bei aller methodischen Verschiedenheit, die Wissenschaft und Dichtung scheidet, steht der Dichter dem Psychoanalytiker nahe. Er hat im wesentlichen dieselbe Aufgabe : er wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.' (Theodor Reik.)

Im folgenden zwei Belege für die Ausdrucksart Morecks. Das Kind; dann der Jüngling.

\* \* \*

Einen Vorfrühlingsnachmittag waren die Fürstin und der Knabe im Freien gewesen. Sie hatten zum ersten Male die lästigen Ueberkleider, die sich so beengend um die Bewegung der Glieder legen, daheim gelassen. Der Wind ging warm, ein wenig feucht wie Atem.

Stundenlang hatten sie den Wald auf Wegen und Umwegen durchquert und stiegen nun, bevor sie an Heimkehr dachten, den Hügel an, der gleich hinter dem Schlosse sich aufwarf.

Braunes Laub vom Vorjahre raschelte unter ihren Füßen und hatte sich häufig kniehoch in den Senkungen geschichtet, daß sie lachend darin versanken. Die Fürstin trug ein schlichtes empirisches Kleid, das den Hals freigab und sich über der Brust in einem schmalen Spalt ein wenig öffnete ; es war in strengen Falten gehalten und fiel über dem Schritt eng zusammen, es bemühte sich, jede Bewegung ihres Körpers in ihrer herbesten Natürlichkeit zu übermitteln.

Sie war vor dem Knaben oben, der immerfort vom Wege abschweifte und sich einen Aufstieg durch das brechende Unterholz hieb, das von der Schneeschwere des vergangenen Winters niedergebogen und verstrickt worden.

„Hallo ! — Hallo ! Wo bist du ?“ Es rief wie von ganz weit. Er hatte in die Hand hinein gerufen, um sie zu täuschen. Sie sah seinen blauen Matrosenanzug durch das undichte Gehölz schimmern und lachte.

„Komm herauf ! Du“ — — — —

Er bog jetzt eben einen Haselnußstrauch auseinander und erschien mit erhitztem Gesicht, wallende Röte über Wangen und Hals bis in den eckigen Ausschnitt auf der Brust herab. Die



frischen schnellenden Aeste hatten seine nackten Beine gepeitscht, daß sie glühten.

„Mutter, da bin ich ! — — —“ Er warf einen knorrigen Ast in weitem Bogen in den Wald zurück, der sich tief ins Laub eingrub.

Die Fürstin war auf einen Steinblock hingesessen, den der Regen reingewaschen ; er lag breit wie ein fußloser Tisch da. Das Gras, das ihn im Sommer überwucherte, war mit seinen frischen Spitzen noch in die Erde gebogen, gleich Vögeln, die den Kopf schlummernd unter den Flügeln bergen ; und die alten Halme waren verbrannt von Sommerdürre und tot von Frostnächten.

„Mutter, gehen wir bald wieder ?“ — Seine Ungeduld liebte kein Verweilen an einem Orte. Er lachte mit blanken Augen dicht an ihrem Gesichte.

„Nein, wir werden warten. Die Sonne muß gleich untergehen. Das wollen wir anschauen. Friert dich ?“

Es war ein wenig kühler geworden. Drüben, wohin sie beide jetzt sahen, schienen sich dunkelgraue, rauchfarbene Wölkchen aus den Wäldern zu lösen und begannen schon, sich verdichtend, Dämmerung zu spinnen, in der die tiefer sinkende Sonne schon mit ihrem untersten Rande einsank, sie aber noch rötlich durchleuchtete und wie mit Wein tränkte. Mit einem Male schien die wärmende Kraft, die zugleich mit dem Strahlenlichte ihnen auf den Händen lag, auf der Stirne, auf dem Kleide, von ihnen genommen, und ein leichter Schauer überrieselte sie wie Taufall, so daß sie nahe aneinander gedrückt standen, gegenseitig die Wärme ihrer Körper suchend.

Die ganze Luft war unterdes rötlich geworden. Ganz in den Dunstkreis einsinkend wurde die Sonne wie angehauchtes Metall glanzlos und matt, als zöge sie gleichsam über den Blick ihres ewigen Auges ein müdes Lid.

„Jetzt geht sie unter ; du wirst sie gleich nicht mehr sehen können.“

Der Knabe sagte fassungslos mit einer unsicheren Stimme : „Mutter — — — Mutter — ja — —“ und dann noch einmal : „Mutter“.

Er war von einer Ergriffenheit und Rührung, als stände er bei einem Sterbenden und erlebte zum ersten Male einen fremden Tod. Er wagte vor Feierlichkeit nichts anderes zu sagen und sah nur staunend, wie jetzt die große blanke Scheibe hinter die schwarze Bergwand glitt, noch einmal durch das unregelmäßige Gitter des Baumbestandes glühte und ihm verlosch.

Er kniff die Augen zu. Wie Kugeln im bewegten Wasser stiegen und vielen rötliche Sonnen im Finstern hinter den geschlossenen Lidern ; dann sah er auf und es war bereits viel



Dunkelheit über dem Gelände ; die Schatten waren länger gewachsen und schärfer geworden.

Am Himmel zuckte es noch einmal licht, dann schien der Schleier sich über den hohen Fernen zu schließen.

„Mutter — —.“ Dem Knaben war wunderbar zumute ; seine Stimme suchte nach Hilfe, als er wieder so wie vorher zu ihr sich rettete.

„Was willst du ? — Bist du müde ?“

„Nein, nicht müde, Mutter —“ Sie ließ ihn eng neben sich auf den Stein hinsitzen und legte den Arm um seinen Hals.

„Jetzt geht die Sonne zu andern Menschen, Liebling. — Bist du traurig darum ?“ —

„Nein, Mutter — aber, Mutter — — — Mutter — —“

Er hatte eigentlich nichts sagen wollen, doch war da innen etwas, was gesagt sein wollte ; er wußte nicht, was es war, eine solche Vielheit von bewegenden Gefühlen kreiste in ihm, und so floh er immer wieder in die gute Obhut dieses Wortes : Mutter.

Sie zog ihn sich nah und bog seine Stirn an ihre Brust, daß sie das Kinn in sein Haar betten konnte und er ihr Gesicht nicht sah. Ueber ihn hinweg blickte sie mit heißen Augen. Schwer ging der Atem ihr durch die Lippen. Dann begann sie ganz eindringlich und die einzelnen Worte mit derselben Schwere hinzählend zu sprechen.

Es waren Worte, die Liebe tagtäglich gebraucht, ohne sie je zu entwerten, andere, die eine große Zärtlichkeit sich neu erfindet. Sie hielt an ; was sie gesagt, war nur Furcht vor etwas Verschwiegenem.

„— — — Liebling, du mußt mich nicht immer Mutter nennen — —.“ Sie wehrte seinem Kopfe, sich ihr zu entziehen, daß er sie nicht ansehe. „Ich habe einen anderen schönen Namen, bei dem sollst du mich rufen. — Liebling, du wirst es versuchen, nicht wahr ? Du wirst mich rufen, wie dein Vater mich nannte. Nicht wahr ? —“ Sie hob sein Gesicht zu sich, in dem all das kindliche Wissen losgebunden war vor diesem Unfaßlichen.

„Warum denn — — Mutter ?“

„Ich will es dir später sagen — laß es heute ; Liebling. Versuch's doch ! Sag mir's nur erst ins Ohr : Irene !“

Er hauchte ihr ins Ohr ; seine gedämpfte zitternde Stimme hatte etwas Gebrochenes, Verzweifelteres.

\* \* \*

Der Jüngling.

Ueber dem Garten stand der perlgraue, sinkende Herbst der Stadt, der etwas von feuchter Wäsche und Altjungfernstuben an sich hat und so beruhigt gleichmäßig ist, wie eine Frauenseele bei Nachmittagskaffee und süßem Kuchen.

Lothar war in der müßigen Dämmerstunde allein von seinen Büchern herausgekommen. Er ging mißmutig zwischen den abgeblühten Beeten herum. Hier fühlte er sich nachgerade beengt. Wenn man den Blick aufrichtete, um Weite, Ferne zu fühlen, bekam man immer ein recht bescheidenes Stück Himmel vorgeschnitten, schmal und mager, zwischen dunkeln Giebeln und efeuüberkrochener Mauer, deren Eppich nach alten abgelegten Kleidern roch. Er fühlte sich hier nicht mehr recht wohl, seit er wußte, welche Weite sich hinter geschlossenen Türen auftat. Da unten hatte man den ganzen Himmel mit einem Blick umspannen können. wie hier das Seidenfutter im Hut.

Lothar zog seine gespreizten Finger wie einen Kamm durch die feuchtkühlen Blätter eines Strauches, während er den Atem hörbar zwischen den Zähnen hervorblies. Ein unbehagliches Gefühl erfüllte ihn, alles was er hätte tun können, erschien ihm so zwecklos. Nicht einmal Melancholie hatte diese Zeit. So manches hinderte einen, sich einer schönen warmen Traurigkeit hinzugeben. Immer mußte man komische, ernüchternde Dinge denken; das ließ keine Stimmung aufkommen.

Das war nun wieder einer von den Tagen, die in eine dumpfe Lichtlosigkeit, es ist kein rechtes, sattes Dunkel, ausgehen, in der die Dinge und ihr Schatten sich auflösen wie weiße Zuckervierecke im trüben Wasser. Aber zuvor gefallen sie sich meist noch in einer Stunde von Farbe, Glanz und Süße eines wohlglasierten Fruchtgelees.

Lothar mußte in dieser gefährlich aufreizenden Dämmerstunde manches denken, was seine Stirne heiß machte und wie Ameisen über seine Haut kribbelte. Er ging jetzt an der Längsseite eines Gebäudeflügels, der in den Garten hinein ausgebaut war, entlang. Die grüne Laubbekleidung der Mauer war ganz durchsichtig geworden wie ein verschlissener Teppich, und die nackten graubraunen Ranken hingen zum Teil dürr und haltlos herab wie die Strähnen an einer unordentlichen Frisur. Dadurch lagen die eckigen Fenster zu den halb unterirdischen Domestikengelassen frei und gestatteten Einsicht in die beengten Räume.

Vor einer dieser Luken blieb Lothar gedankenlos stehen und legte die Hände in das quadrierte Eisenwerk der Vergitterung. Sonst hatte er sie nie beachtet, wie er auch an diese niederen Zellen nie gedacht. Nach 'unten' war er nie neugierig gewesen. Nun stand er und suchte in diese neue Welt einzudringen mit seinem Wissen. Das Auge gewöhnte sich ans Zwielight und unterschied. O, es gab zu sehen da unten! Es war kein Raum, in dem die kahlen Wände sich dumpf anschwiegen. Lothar sah wirklich etwas: da stand mitten inne auf dem braunblank gewischten Fußboden breit und gespreizt ein Tisch, von dem eine grün-gelb-



rote Decke zipfelte ; dahinter paradierte ein kattunbezogenes Sofa wie ein Busen in Atemnot. Aber dieses Möbelstück wiederum war nur ein belebter Schauplatz.

Erst erkannte Lothar nur den breiten Rücken des zweiten Kutschers, der sich vornüberbog. Er war in seiner gelben Weste, sein Livreerock hing ärmelbaumelnd über eine Stuhllene. Dann begriff Lothar, daß es sich um ein Liebespaar handelte ; denn über die massige Möbelschulter schaute für einen Augenblick das Gesicht des Küchenmädchens, dessen er sich erinnerte. Und wieder verschwand das nicht mehr junge Mädchen für eine Zeit in der Umarmung, als tauche es in diese dicken, schwülen Liebkosungen unter.

Lothar dachte daran, daß sie sonst so schwerfällig war, so ungeschickt ging und mit den wulstigen Lippen so unsinnig hirlachte, und daß der Diener, wenn er den Wagenschlag hielt, immer ein Gesicht machte, als fordere er ganz devotest auf, daß man sich seiner Person als Tritt bediene. Dann war wieder das Gesicht des Mädchens da, von Küssen rotwangig und erhitzt ; es war verändert und fast fremd, und Lothar suchte in den Mienen nach, neugierig und fast erregt. Wie komisch der breite runde Rücken des Dieners war. . . . ! Lothar hätte lachen mögen. Sinnlich fühlte sie seine Umarmungen, schwer und begehrlieh. Es war so viel Hingabe und sentimentale Weichheit in diesem alternden Wesen. Am liebsten wäre sie unter ihm zergangen wie ein Talgfleck unter dem glühheißen Plätteisen.

Wie die Umarmung in eine stürmische Phase überging, kehrte Lothar sich hastig ab. Seine Mundwinkel waren feucht und von einem häßlichen Geschmack angewidert. Am liebsten hätte er mit dem Fuße die Scheiben zerscherbt und sie auseinandergejagt, sie erschreckt und in Furcht vor Entlassung versetzt, aber er schlich nur leise fort in den Garten.

Uebel ward ihm beinahe vor Ekel. Seine Gedanken kreisten und er bemerkte gar nicht, daß er schon längst nicht mehr auf dem schmalen gepflegten Kiesweg ging, sondern quer über den geschorenen Rasen dahinstapfte. Ein paar samtrote Astern, von deren Stengel jedes angewelkte Blatt vorsorglich fortgeschnitten war, da sie die Aufmerksamkeit auf sich lenken mochten und in der Vegetation des Gartens zu dieser Zeit eine Sonderstellung einnahmen, eben diese Astern bog Lothar mit dem Fuße nieder und trat sie unter seinen Schuhen. Seinen Gedanken war von dieser Handlung allerdings fast nichts bekannt. Er fühlte ebensowenig das Knirschen der saftigen Blumen, obgleich er dabei stehen blieb.

Ihm war, als würde er von Fenster zu Fenster gerissen, um immer wieder dieses Schauspiel sehen zu müssen, von den halb unterirdischen Domestikengelassen bis hinauf in die Dachstuben



immer dasselbe. Und er sah dieses Paar von vorhin in allen Verwandlungen, es nahm die Gesichter aller Menschen an, die er kannte, deren er sich nur aus einer Begegnung her entsinnen konnte.

Das war es also ! So sah es aus, wenn man's in Spiegelungen schaute. Woher kam es ? War es ein unerkanntes Gift, das von den Fußsohlen her eindringt, ein Gift, mit dem die Erde den Menschen durchsetzt, auf daß er morsche und zerfalle, und ihre toten Aecker dünge mit seiner Asche ? ! Und aus dieser Unentrinnbarkeit wuchs ihm eine große Angst, die ihn umschnürte ; er keuchte. In der nächsten Stunde konnte es ihn selbst hinwerfen, und die Schranken, durch die er sich jetzt angeekelt von den andern schied, waren nicht mehr da.

Das war es, was einen in seinen Griff faßte und mit besinnungraubendem Rasen wie eine Schraube ins Leere, ins Nichts drehte, wo man keinen Halt fand, bis man dann zurückfiel wie mit zerschnittenen Muskeln, nüchtern, leer und ausgebrannt, wie eine kalte Feuerstätte mit schweißverklebter Asche, — und wenn irgendeiner draußen vor dem Fenster stand, sah er nichts als das, sah es so aus.

Und Lothar hatte die Vorstellung, daß schleimige Schnecken an seiner ungeschützten Haut heraufkröchen, hoch und höher, bis an seinen Hals, bis ans Kinn. Mit einem Male losch das alles aus, und er hatte nur noch einen furchtbar stechenden Durst.

Er ging nach dem Hause zurück ; nun war es so dunkel geworden, daß schon Licht einzelne Fenster, matt und von Tüllgardinen gedämpft, durchschien. Auch wollte er so seiner Mutter nicht begegnen und mit ihr zusammen sein müssen.

Hinter einer Hecke band ein Gärtnerbursche Stauden zusammen und ummantelte sie zur Ueberwinterung mit Moos und Reisig. Er sprach laut mit einer jungen Magd, die ihm half und frisch herauslachte. Lothar sah ihr grobes Leinenkleid durchs kahle Gesträuch ; sie bemerkten ihn nicht. Er machte einen weiten Bogen um sie herum, um von ihrem Gespräch nichts hören zu müssen.

An der Treppe zum Wintergarten begegnete er der Fürstin. Sie hatte mehrere sehr formelle Empfänge überstanden und fühlte sich nun wie eine Wallfahrtsheilige, die nach den kerzenheißen Stunden der Schaustellung und des Mirakels in ihrem stillen Winkel zurückgestellt wird. Ihr Gesicht war sehr bleich und duftete stark nach Puder. Dem Rot der Lippen war mit *Crème rouge* etwas nachgeholfen, und die Wimperschatten waren mittels Crayon um eine Nuance diskret verschärft. Dahinter glomm das Auge in müden herabgebrannten Lichtern. Beide

begrüßten sich mit einer gemäßigten, gebärdelosen Innigkeit, die ein feines Mitleid und eine sanfte Beruhigung vereinigte.

Sie war ganz Freundin, Gefährtin, aufgelegt zu guten Gesprächen und geneigt, jede geistige Zufälligkeit auszuspinnen. Lothars Gegenwart regte sie an, wirkte auf sie wie ein glutdunkler Wein. Seine Anwesenheit gab ihr das innere Gleichmaß, sie ruhte innerlich aus bei ihm.

Lothar verstand die Aufforderung, die von ihrem Wesen ausging; es erschien fast wie eine Beherrschung durch jene Frau, der er sich wie selbstverständlich fügte und von der seine Gedanken nichts wußten.

Gemächlich, wie solche, die um keinen Zweck gehen, schritten sie nebeneinander hin und schwiegen um das herum, was jeder ebensogut hätte sagen können. Aber sie empfanden es beide wohltuend, in dieser Schlaffheit auszuruhen bis zum gegebenen Augenklicke, hinzutreiben mit ihren Sinnen, wie in der Windstille mit schlaffen Segeln. Immer schon einmal zuckte ein ungeduldiger Gedanke auf, um in Worten zu zersprühen; aber jeder unterdrückte diese unwirklichen Raketen. Man kargte mit Feuerwerk. Und was dann später in Gang kam, war eigentlich nur ein Strohfeuer des Geistes, weil man von Dingen sprach, die eine zu freundliche Nachbarschaft mit der notwendigen Alltäglichkeit pflegten.

Die Fürstin seufzte ermüdet; sie war wirklich abgespannt, und wollte doch noch ein wenig Luft und Bewegung haben. Man sah es dem stumpfen, teilnahmslosen Haar an, daran, daß es so halt- und wahllos um die Schläfen fiel und im Nacken kräuselte, wie müde ihr Kopf sein mußte.

„Du bist sehr müde heut?“ hatte Lothar mehrmals so leichthin gefragt, als das Gespräch in einer tiefen Pause stecken blieb.

„Ja, das ist so der Herbst, — diese Herbsttage — und dann auch dieser Nachmittag . . .“ war ihre stete Entgegnung, und dann zog sie unter das vom Herbst mit ihrer dunklen Stimme gleichsam noch einen dicken schwarzen Strich, indem sie nachschickte: „Als ganz junges Mädchen war ich im Herbst immer so müde, daß ich beim Ballspielen im Freien oft an einem Baume einschief — — —.“



## Die Verstaatlichung des Aerztestandes

Von Dr. med. et phil. Hans Lungwitz, Berlin

Lauter Beamte? Der bekannte berliner Arzt und gerichtliche Sachverständige macht hier unbeirrt einen Vorschlag, hinter dessen Einzelheiten auch für Gegner Anregungen zu holen sind.

In meinem Artikel ‚Mittelstandskrankenkassen‘, erschienen in Nr. 42 des Pan, habe ich auf eine Möglichkeit hingewiesen, der aufs schwerste gefährdeten sozialen Position der Aerzte eine Stütze zu schaffen. Es besteht kein Zweifel, daß in unsern Tagen der Aerztestand einen außerordentlich schweren Kampf um die Existenz zu führen hat, der um so bedenklicher ist, als durch die ständige Sorge um die wirtschaftliche Wohlfahrt das Interesse von der wissenschaftlichen und der praktischen Seite des ärztlichen Berufes sehr leicht abgelenkt werden kann.

\* \* \*

Die wirtschaftliche Notlage des Aerztestandes entspringt im letzten Grunde aus dem Widerspruch zwischen den ideellen und materiellen Postulaten dieses Berufes. Während auf der einen Seite die ärztliche Kunst durch das Embleme der Humanität ausgezeichnet ist, sind andererseits die weitaus meisten Aerzte gezwungen, ihren Beruf des Erwerbes wegen auszuüben; und wenn auch einige Standesritter, denen das Glück genügend irdische Güter in den Schoß geworfen hat, Zeter und Mordio schreiben, so ist doch die Tatsache nicht zu leugnen, daß der ärztliche Beruf mindestens von 99 Prozent seiner Angehörigen genau wie ein Gewerbe ausgeübt wird.

Im Gegensatz hierzu ist das Publikum gewöhnt, in dem Arzt den gütigen Helfer in der Not zu erblicken, der seiner hohen Kunst nur im Dienste der Menschlichkeit nachgeht und für den die materielle Entlohnung, wenn überhaupt, so doch nur eine ganz geringfügige Rolle spielt. In dieser Auffassung steckt als Kern der sicherlich richtige Gedanke, daß ein Mensch dafür, daß er durch seine Krankheit in seinem Vermögen, in seiner Arbeitsfähigkeit geschädigt ist, und wohl auch Schmerzen zu erdulden hat, nicht noch zu einer Buße in Form des ärztlichen Honorars verurteilt werden sollte. Dies widerspräche ja gerade den Prinzipien der Humanität, als deren Ausfluß die ärztliche Tätigkeit eingeschätzt wird.

Die Ueberzeugungskraft dieses Gedankens wird einerseits verstärkt durch die soziale Gesetzgebung, andererseits durch das traditionelle Standesbewußtsein in der ärztlichen Kaste, das sich in den mannigfachsten und merkwürdigsten Spielarten äußert, immer aber dem Einbrechen des kaufmännischen Elements in die ärztliche Kunst eine Barriere vorzuschieben sucht.

\* \* \*

So werden alle Standesgenossen, die sich, gezwungen von nüchternen Ueberlegungen oder auch von der Not des täglichen Lebens, über diese Barriere hinwegsetzen, mit allen Maßnahmen der zünft-



lerischen Gehässigkeit verfolgt und gebrandmarkt. Ja, es ist so weit gekommen, daß man es schon kaum mehr wagen darf, auf sozialärztlichem Gebiete Reformvorschläge zu machen, ohne sich der Zensur der Zunftmeister zu unterwerfen. Jede Opposition, jeder Vorschlag zur Neuerung wird kräftig unterdrückt, der Unbefangene, der offen und ehrlich seine Meinung sagt, zum Bramarbas gestempelt, und die Standesgesetze, die in ihrer jetzigen Form eine gedeihliche finanzielle Entwicklung des Standes vollkommen unmöglich machen, nach Art der mittelalterlichen Feme nur immer verschärft.

Das Objekt dieser Tyrannis, der von der Universität gekommene Arzt, der sich im Lande umschaute, wo er sein Brot finden kann, gewahrt alsbald mit Erstaunen, daß er bei der Entgegennahme der Approbation seine persönliche und berufliche Freiheit einer Kurie in die Hand gegeben hat, die nach Belieben damit schaltet und waltet. Der Standesverein überwacht seine Ehre, die Ehrengerichte kontrollieren 'innerhalb und außerhalb des Berufes' jedes Wort, ja jeden Gedanken, die wirtschaftliche Organisation, in die der 'homo novus' hineingetrieben wird wie der Reservist in den Kriegerverein, bemächtigt sich fürsorglich seiner wirtschaftlichen Interessen.

\* \* \*

Den Erfolg dieser Methodik zeigt die Geschichte. Auf der einen Seite muß der standestreue Arzt auf das Kreuz der standesgemäßen Isoliertheit schwören, auf der andern Seite muß er gegen eine durch mustergültigen Brotneid hochgespannte Konkurrenz sein tägliches Brot verdienen, ist auf das profanum volgus angewiesen, über das er sich erhaben fühlt, handhabt Methoden, die er im Grunde seiner Seele verachtet! Dieser prinzipielle Widerspruch — eine Folge der unseligen Taktik kurzsichtiger oder übelwollender Führer — teilt die Daseinsform des Arztes in zwei Hälften, die sich nie und nimmer zu einem Ganzen verschmelzen lassen. Es gibt nur ein Entweder - Oder: entweder Standesperson oder Gewerbetreibender.

Diese Alternative drängt in unsern Tagen mit aller Gewalt zur Entscheidung. Da mit der Verteuerung der Lebensverhältnisse das Einkommen der Aerzte nicht im entferntesten gleichen Schritt gehalten hat, müssen die Grenzen geöffnet werden, innerhalb deren die Jünger eines unentbehrlichen Berufes, wie es der ärztliche in der Tat ist, in Sorge und in Not schmachten. Die Zeit der symptomatischen Therapie ist vorüber, die Zeit, in der man die eine Wunde mit dem Pflaster verklebte, das man von der anderen abriß. Und gemäß jenem alten Spruche, nach dem die Aerzte selbst sich nicht helfen können, ist es Pflicht der Gesellschaft, diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende zu bereiten.

\* \* \*

Es gibt zwei Wege zum Ziele: entweder bleibt der ärztliche Stand ein freier, so wie er es bisher war, und es fallen all die altertümlichen Schranken, durch die jede Bewegungs-

freiheit und fast auch jede Erwerbsfreiheit eingeengt wird. Oder der ärztliche Stand geht im *B e a m t e n t u m* auf, wird den übrigen im Staatsdienste ausgeübten akademischen Berufen koordiniert. }

Während unter den Aerzten selbst Uneinigkeit darüber herrscht, welcher von diesen beiden Wegen vorzuziehen sei, hat die soziale Gesetzgebung in ihrer bisherigen Entwicklung implicite diese Frage längst entschieden: sie führt über die Erweiterung der Versicherungspflicht zur *V e r s t a a t l i c h u n g* d e s g e s a m t e n S a n i t ä t s w e s e n s. Es besteht für mich kein Zweifel, daß die ärztliche *K u n s t* unter der Verstaatlichung wird zu leiden haben. Nach meiner Ueberzeugung kann eine Kunst, die ja doch den ganzen Menschen erfüllt, die sich als Ausfluß der Inspiration nicht reglementieren läßt, nur in die hierarchische Schreibstube verbannt werden, um dort bleichsüchtig und blutarm zu werden — aber andererseits darf man nicht vergessen, daß u n t e r u n s A e r z t e n nicht allzu viele Künstler dieses Schlages sind, da unsere Kulturentwicklung auch die medizinische Wissenschaft mechanisiert hat, so daß sie für jeden, der will, zu erlernen und praktisch auszuüben ist, wenn er sich auch noch so wenig eignet.

\* \* \*

Für alle diese Adepten Aeskulaps, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machen, bietet die *V e r s t a a t l i c h u n g* eine Lösung der schier unentwirrbaren sozialen und wirtschaftlichen Probleme. Was aber das wichtigste dabei ist: auch das Publikum wird sich zweifellos sehr rasch an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen, wenn es den Segen verspürt, der ihm aus der Versicherung der Gesundheit erwächst. Es wäre natürlich nötig, eine Gesundheitssteuer aufzubringen, um die ‚Staatsärzte‘ zu besolden. Nehmen wir 60 Millionen Einwohner an und diktieren jedem eine durchschnittliche Steuer von 10 Mark pro Jahr zu, so ergibt sich die staatliche Summe von 600 Millionen Mark. Natürlich müßte die Gesundheitssteuer entsprechend der Höhe des Einkommens gestaffelt werden.

Es ist hier nicht der Ort, mit ausführlichen statistischen Angaben aufzuwarten. Jedermann wird aber ohne weiteres zugeben, daß mit der genannten Summe nicht allein 30 000 Aerzte fürstlich honoriert werden könnten, sondern daß auch für die Verstaatlichung des Krankenhauswesens, des Rettungswesens, der öffentlichen Gesundheitspflege usw., vielleicht auch für die Einrichtung eines besonderen Ministeriums eine genügend große Summe übrig bleiben würde.

Dabei ist der genannte jährliche Beitrag außerordentlich gering, wenn man bedenkt, daß z. B. ein Einkommen von nur 80 Mark monatlich einen Krankenkassenbeitrag von wöchentlich 81 Pfennigen bedingt, pro Jahr also auf ein Einkommen von 960 Mark 42,12 Mark für die Krankenversicherung gezahlt werden müssen (Charlottenburger Ortskrankenkasse). Welche Perspektiven eröffnen sich da für eine entsprechende Besteuerung der gesamten Bevölkerung zum Schutze der Gesundheit!

\* \* \*



Die Aerzte beklagen vor allem den drohenden Verlust ihrer ‚Unabhängigkeit‘, wofür sie allerdings das sichere Fundament der Existenzgarantie eintauschen. Uebrigens kann die Organisation so getroffen werden, daß nur derjenige, der will, in den Staatsdienst eintritt, während den übrigen Aerzten, besonders den Spezialisten nach wie vor die freie Praxis offen bleibt. Es wäre dieses System vielleicht dem anderen vorzuziehen, wobei die Verstaatlichung sämtliche Aerzte umfaßt und jede ärztliche Leistung aus dem großen Fonds nach einer bestimmten Gebührenordnung honoriert wird.

Ich habe den Begriff ‚Unabhängigkeit‘ in Anführungsstriche gesetzt, weil die berufliche Freiheit bereits in der Tat ein schöner Traum geworden ist, und zwar merkwürdigerweise durch die Aerzte selbst, durch ihre Standesorganisation und ihre wirtschaftliche Vereinigung, durch die starke Zunftbildung. Und ich bin der Ansicht, daß die Abhängigkeit innerhalb eines staatlichen Beamtenkörpers noch immer dem jetzigen Zustande vorzuziehen ist, wo ein mißliebig gewordener Arzt schutzlos der Lynchjustiz seiner Kollegen ausgesetzt ist, wo das Klikenwesen in einer geradezu unerträglichen Ausdehnung herrscht.

\* \* \*

Wir wollen hoffen, daß die hier gegebenen Anregungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese grundlegende Frage der öffentlichen Gesundheitspflege hinlenken. Solange wir einen Gesellschaftsstaat bilden, soll der Gesunde für den Kranken mitsorgen; der Arzt aber soll kein Interesse an der Krankheit seiner Mitmenschen haben, — sondern die Sorge um die Erhaltung der Gesundheit als den vornehmsten und eigentlichen Zweck seines Berufes ansehen.

---

## Das Phänomen Ludwig Hardt

Ueber den hervorragenden Sprecher sendet Hans Leuß an den Pan diesen ‚Schwärmbrief‘, wie Robert Schumann gesagt hätte:

Ludwig Hardt habe ich nach seinem vorletzten Abend dithyrambisch in der ‚Welt am Montag‘ gepriesen. Weniger wäre mehr gewesen, sagten mir Leser, die ihn nicht gehört hatten. Aber nur solche. Die andern waren froh, daß ich ihren Gefühlen einen passenden Ausdruck gegeben hatte.

Unlängst deutete uns Hardt den Rainer Maria Rilke.

Anfangs wollt’ ich fast verzagen. Vorgelesenes kann selten mehr als erwärmen. Solange das Buch dem Leben wehrte, wurden die großen



Erwartungen — und wer hatte nicht die größten? — enttäuscht. Mochten Nuancen auch noch so fein sein, manche waren es, ich war geärgert. Gutes Verlangen erlag einer argen Täuschung.

\* \* \*

Ein Trost: lyrische Intimitäten werden folgen; sie tönen in diesem ganz einseitig lyrischen Mann in einer Vollkommenheit wider, die meiner Erfahrung ganz fremd war, bis ich ihm zuhörte.

Aber: eine zweite Enttäuschung. Schönheiten stiegen wohl hie und da empor. Aber das Licht stritt mit der Dunkelheit. Es blitzte wohl, aber die Sonne ging nicht auf. Ein Erdenrest wirkte peinlich. Niemand wurde entrückt.

Das ist die Größe und Fruchtbarkeit der hohen Lyrik, daß sie kein Stäubchen erträgt, wie die große Liebe, die auch in den Himmel will, und deshalb auf Erden Leid tragen und bringen muß. Ganz oder gar nicht.

Das heilige Mysterium des Einswerdens aus drei: die Dreifaltigkeit aus des Mittlers, des Hörers und des Dichters Seelen wurde nicht wahr.

\* \* \*

— — — Da, im zweiten Teil, geschah das Wunder. Nun aber in einer Größe und Schönheit . . . Unwiderstehlich!

Mit leisem Finger tastete erst der nun ganz sich befreiende Lichtbringer an die Pforten unserer Seele. Stärker und stärker drang er in uns ein! Nun ergriff er uns, besaß er uns! O, wie vollkommen hatte er diese Hörer der Welt und sich selbst entfremdet! Wie wurde in ihnen der Gott neu geboren, den einst Rainer Maria Rilke zur Welt gebracht hat! Verbundene Inbrunst vom ersten Liebesrausch und lächelndem Reitertod; das leuchtende Tosen, in dem ein starkes junges Leben sich schnell auskostet und vollendet; ein einziger aufjauchzender Akkord, ein rauschendes Verbrennen aller Daseinswerte des Mannes in drangvollem Gewitter, — alles ergriff die Hörenden und verband sie.

Diese Menschen waren eins geworden!

Ein Zaudern — dann aber löste sich der Bann in unerschöpflichem Beifall.

Vielleicht hat der oder jener hier erst gelernt, was Beifall heißt. Dieser Sturm war natürlich. Er brach aus dem Bann hervor.

\* \* \*

Das Geheimnis Hardts, das, was ihn zum Phänomen macht, ist seine innere Bestimmung für die hohe Lyrik und lyrische Epik. Er ist ihr Prophet; der Mann, der die höchste Kunstleistung des Zeitalters, die verfeinerte und zu religiösem Rang gesteigerte Empfindungsdichtung, zu ihrem rechten Ausdruck und zu ihrer Gebühr erhebt.

„Handlung ist der Welt allmächtiger Puls“; wer aber Platens Wort vom hohen lyrischen Dichter verstehen will, — unter uns ist der Prophet aufgestanden, der es wahr macht.

Intime sollten sich an einem Abend verbinden, um dieser empfindlichen, durch ein leises Geräusch zu verscheuchenden Schönheit die andächtigste Empfängnis zu Füßen zu legen.

Hans Leuß

Vive la bagatelle!  
Swift

## Zeitgeschichte

Abg. S c h u l t z , freikonservativ, im Reichstag am 3. Dezember:

Unsre Diplomatie ist nicht schlechter als die parlamentarisch regierter Länder, zum Beispiel Frankreichs.

Aber Sache. Darum haben wir Marokko gekriegt — während Frankreich den Verlust eines türkischen Trumpfes beklagt. (Der Historiker ist ein rückwärtsgekehrter Prophet.)

Hingegen B a s s e r m a n n , selbe Sitzung:

Wenn wir nicht überall glänzend vertreten sind, liegt das an der zu geringen Auswahl, welche die Kreise bieten, aus denen unsre Diplomaten genommen werden. Der Zugang zur Diplomatie muß erweitert werden. Sie war über die Dinge auf dem Balkan nicht grade glänzend orientiert.

Aufreizung zum Klassenhaß? Die Zeit ist aus den Fugen.

## Elsa Asenijeff

Walter Hasenclever, Kurt Pinthus, Ulrich Steindorff werfen ein Flugheft mit Lyrik in die Welt: Neuer Leipziger Parnaß; darin sagt Elsa Asenijeff diese herzhaft hübschen Verse:

Dem Einen ins Ohr

Ich schaue nicht zurück  
Und juble nur:  
O, welches reiche Glück,  
Ich bin ein Weib!  
O Du, o Du  
Mann, Herrlichster, Blutgerufener! —  
Küß mir ein Englein in den Leib!

In diesem Augenblick . . . . . Ist es ein Sinnbild für die Annäherung von Bulgarien und Deutschland?

## Kunstkritik

Der Kunstkritiker Friedrich von Khaynach spricht über die Sezession. Den Radierungen Hermann Strucks gibt er ein mittleres Lob. Dagegen rühmt er weit mehr gewisse Arbeiten eines gewissen Strock.

Nun war ein Teil von Strucks Arbeiten im Katalog unter dem Namen Strock, dank einem Druckfehler, angezeigt.

Es hingen jedoch an der Wand alle Blätter Strucks zusammen — und alle gleich gezeichnet . . .



Hier ist ein Wunder, glaubet nur. Denn daß der Kunstkritiker nach dem Katalog rezensiert habe, nicht abgelenkt durch die rauhe, plumpe Wirklichkeit, ist ausgeschlossen. Er wird ohne Ansehen der Person urteilen, aber nicht ohne Ansehen der Bilder. Die Frage nach den tieferen Zusammenhängen — bei diesem Zusammenhängen — bleibt offen.

## Gelehrigkeit

Kerr  
über Karlchen Kraus  
Juli 1911:

Er hat sich, infolge des Hinweises auf seine tatsächlich vorhandene Dummheit, zur Niederschrift von Aphorismen bewegen lassen — weniger einem Drange des Intellekts folgend, als um die Abwesenheit seines Intellektmangels darzutun.

K. Kraus  
über sich  
November 1912:

Denn es ist der Drang jener, die keine Persönlichkeit haben, sie zu behaupten und so das Gegenteil zu beweisen.

## Die Held - Ecke

findet ausnahmsweise diesmal nicht statt.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.





# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Enzian.....Die Jurylosen

Heinz Graf Schlieffen.....Turkophilie

Alfred Lichtenstein.....Der Sieger

Alfred Walter Heymel.....An die Erscheinung Perpetua

Waldmann.....Der Marktplatz von Florenz



Das Kinderkleid — Panne — Berühmte Freundespaare



## Die Jurylosen bei Lepke

Von Enzian

La franchise fait partie de la loyauté, pourquoi  
serait-elle moins entière dans le blâme que dans  
l'éloge ? Flaubert

Heute war ich wieder dort, denn wenn man was darüber sagen möchte, muß man genau hinsehen. Ich stürme gleich über die Marmortreppe und den blauen Smyrnaläufer ins erste Stock zu den paar Franzosen. Bei dieser Kunstschau orientiert sich alles um Paris in vier Klassen: solche, die keine Ahnung von Paris haben, solche, die ein Weilchen, aber nicht lange genug, dort waren, drittens die, welche alles dort lernten, und viertens die echten Pariser. Wie ich so denke, steht auf einmal ein gelockter Herr neben mir und sagt: Wünschen Sie etwa eine Erklärung über diese Malerei? Ich sehe ihn von weither an und spreche: Oh nein! Hinterher tut es mir leid, was hätte er mir wohl gesagt?

Die beiden Fatzken mit den schwarzen Furunkelpflastern im Nacken, die neulich so hart vor Kars standen, sind glücklicherweise fort, hingegen wandern zwei Freunde mit gleichen Filzhüten flüsternd von Raum zu Raum, ihre Köpfe, ganz nahe beieinander, schieben sich weich von Bild zu Bild: Artistokraten, Artistokraten, camelots de l'Idéal!

Ich stehe gerade vor Frieß: eine Landschaft in der Art, welche die Franzosen „couleur pur“ nennen. Also mindestens fünf Jahre alt. In Cassis gab mir Frieß eine Zeitlang eine solche Leinwand in mein Zimmer und sagte: Il faut abstraire entièrement du ton, des valeurs — et ne chercher que la représentation de la lumière. Ich hängte sie dem Bette gegenüber: sie war wie Morgensonne beim Erwachen; la sensation d'une grande fraîcheur ging von ihr aus.

Die Landschaft hier ist aus La Ciotat: Der phantastisch rote Schlackenberg, den das Meer zu bizarren Formen zerwusch, ein



bißchen blaues Wasser in der Bucht, eine Agave ganz vorn und mitten inne ein Haus : zinnoberrot.

Hier ist das Äußerste an Licht gegeben, nur der Süden kann zu solchen Entdeckungen führen, zu denen Seurat und die Chromo-Luminaristen den Anstoß gaben.

Von Vlamink ist ein Stilleben da, und eine Landschaft : Entwicklungsphasen des längst Angekommenen. Ganz ausgezeichnet gefällt mir Herbins Blumenstück im roten Rahmen. Es ist kein echter Herbin, sondern ein Herbin-Matisse. Wo er echt ist, in den Landschaften, wirkt er weniger sympathisch. Und hier sind schlichte Zeichnungen von Aristide Maillol — sie kosten nur hundert Mark, wie billig manchmal gute Sachen sind ! Daneben hängen Nadelmanns Kurven und Schnörkeleien ; ein bißchen Musik — warum nicht ? Und da steht seine güldene Frau : aus Rokoko, Jean Goujon und der lieben albernen Medicivenus aufgezo-gen. In der Venus war schon ein Stückchen Goujon, und in Goujon war schon ein bißchen Nadelmann ; es gibt in der Kunst solche Anticipationen. Aber der männliche Kopf in Gips ist abscheulich, man ist böse auf Nadelmann und springt schnell zu den Werken von Charles Despiau, in denen Bakti ist, wie die Inder sagen.

Artistentum ist in Nadelmann, Andacht oder Bakti in Despiau und auch ein Schimmer davon im Kopf von Sophie Wolfs Halbakt, der im übrigen befremdlich unfertig wirkt.

Friedrich von Knapitzsch und Emil Gemmel haben sich gedacht : willst du den Dichter recht verstehn, mußt du in Dichters Lande gehn ! Dort räuspern und spucken sie nun nach Herzenslust : Der eine wie Frieß, der andere bloß wie Camoin. Liebe Leute! stellt so was ja in Paris aus, da werden euch Vauxcelles und die übrigen Kritiker schon auf den Kopf kommen.

Voici Wolf, Bato und Rappaport : drei Künstler, die etwas eint : sie waren niemals radikal.

Bató war in Concarneau, weshalb nicht lieber in Nagy banya ? Seine Farben sind hart als sei er ein Deutscher und er vergißt, daß ,alles, was keinen Nutzen für das Bild hat, eben dadurch schädlich ist'.

Wer wagt sich heutzutage an ein Porträt? Noch dazu an das einer ebenso jungen als reizenden Schauspielerin? Es ist Rappaport, der gewiß nur den Schemen von Fräulein Sybil Smolowa bringt. Viel angenehmer ist das sorgfältige Stilleben mit den Gobelinblättern, ein Resultat des Matisseateliers.

Gerosseaut wird viel. Einer, der von allen übernommen und gelernt hat, ist Kars. Er schien mir neulich von den Jurylosen der Einprägsamste. Da ist Fülle und das ist auch einer, der ohne Scham nachgemacht hat, bis sie ihn gesegnet haben (die andern haben schamlos nachgemacht!).

Am schönsten ist die Landschaft mit den gewaltigen Bäumen, lagernde Gruppen darunter und hinten der Fluß. Dieser Mensch kann zeichnen. Ein Fetzen Impressionismus hängt um ihn. Auf dem ‚Bois de Boulogne‘ sitzt oben ein Liebespaar unterm Sonnenschirm im Fiaker, der Gaul tritt dumm voran, ein Baum schneidet mitten durch.

Da ist Leben und Zusammenhang, bewirkt durch Cézannesche Stufungen, Frißsche Verteilung der Volumen, glückliche Beobachtung der Tonkontraste, dabei eine stille Färbung von Indigo und Chromoxyd zu dem Rosa des Lichtes, welche in ein paar Oktaven alle Koloristik bestreitet.

In dem dämmerigen Kubistensaal passierte mirs, daß ich den elektrischen Zähler mit den Bildern verwechselte. Wie die Äpfel in der Jardinière das Zeichen der Cézanneschwärmer waren, so scheint seit Picasso kein rechter Kubist ohne die Mandoline auskommen zu können.

Da sind Früchte von Dimitri Galanis, schön und glücklich im Dunkel gehängt und haben weichen Flaum, obgleich es wohl Äpfel sind: zu ihnen wendet sich das Auge freundlich von den Logarithmentafeln.

Das elektrische Licht flammt auf: gerade als ich an Souza Cardosos hübscher Tapete vorbei zu den selbstbewußten Berlinern trete: zu Tappert, César Klein, zu Melzer und dem konzentrischen Richter. Tappert hat eine Menge da, Kees van Dongen spukt hier, eins nennt sich Traum; sie hat den Hintern vorne, das wirkt nicht gut. César Kleins Riesenmutter ist ein aktuelles Bild, denn die Frau hat Hosen an und der türkische Halbmond steht im grünen



Himmel, der schön gestuft ist wie bei Lhote ; die Katze in der Ecke ist nett — ein bißchen kleiner dürfte das Ganze gerne sein. Es sind auch Holzschnitte von ihm da, zwischen Dufy und Derain, recht artistisch.

Was hat mich noch gefesselt? Kieslings Mädchenkopf, Der lesende Mann von Mondscaja, Jochen Bülow? Nu ja, seine Juden haben nicht die geringste Beziehung zu ihrer Leinwand.

Der mystische Westfale Morgner malt in seine Glasfenster eine Kreuzigung, die man erst spät entdeckt ; daneben schweben Leiber hinan, Sonnen gehen auf wie aus Geschwüren — so laut, so laut.

In Picassos Zeichnungen ist eine große Fremdheit — etwas Seltenes, das reizt. — Manches Gutes ist noch da, aber alles verquickt mit Übernommenem. Das bannt uns nicht. Was hilft es, wenn eine Dame wirklich tadellose Monets malt. Es scheint ihr keine Schwierigkeit zu machen. Wir leben nicht in den seligen Zeiten, da sie malten wie sie sprachen ; da sie vielleicht leichter malten als sie sprachen! . . .

Zum Schlusse noch beim Hinausgehn meldet der lockige Herr: Smolowa et Bató viennent d'arriver ! (Es war ins Telephon gesprochen, aber auf mich wirkte es, wie wenn einer die Flügeltüren aufreißt.) Ich stutzte : Da war sie, klein und funkelnd und zierlich und man sah gleich alles. Bató ist so jung nicht mehr. — Sie war nicht in Grün, sondern in Rot und Rappaports Bild schmolz zusammen. Man soll etwas nicht zu Überbietendes nicht malen. — Auf der Netzhaut beim Hinunterschreiten blieb mir die Silhouette ihrer schwarzen Füßchen, die, übereinandergeschlagen, wippten, wippten, wippten.



## Turkophil

Von Heinz Graf Schlieffen

**Wer an den Türken bar verdient, das wird  
hier sachverständig beleuchtet.**

Mit ganz besonderer Genugtuung wird auf französischer Seite die ostentative Türkenfreundlichkeit der deutschen Presse begrüßt, weil man sich davon eine nicht unbedeutende Schwächung unseres wirtschaftlichen Einflusses bei den siegreichen Balkanstaaten verspricht. Die verständliche Vorliebe der Slaven für die Romanen hat durch die Erfolge der französischen Schwerindustrie eine wesentliche Stärkung erfahren und die Franzosen hoffen daher, bei der nach Friedensschluß zu erwartenden Belebung des Balkanmarktes mit Leichtigkeit die deutsche Konkurrenz aus dem Felde schlagen zu können.

Die ‚Opinion‘ rät ihren Compatrioten dringend, die günstige Stimmung der Balkanpresse zu nutzen und empfiehlt ihren Industriekapitänen die Sicherung von Konzessionen und Gerechtsamen auf der an Naturschätzen aller Art so reichen Hämos-Halbinsel.

Dieser Tage ist es denn auch einem Pariser Syndikat gelungen, das Monopol für die Ausnutzung der Wasserkräfte im Bereich der ‚Schwarzen Berge‘ zu erhalten, bei deren Erwähnung man hierzulande noch immer einem mitleidigen Lächeln begegnet. — Hier mag bemerkt sein, daß eine britische Gesellschaft bereits vor Jahresfrist es unternommen hat, die ausgedehnten Niederungen bei Antivari — dem mit italienischem Kapital ausgebauten modernen Kriegs- und Handelshafen — zu entwässern und solche für Besiedelungszwecke vorzubereiten.

Französische Banken waren es, die gleich nach den ersten Siegen der bulgarischen Regierung 50 Millionen Francs gegen Behändigung von 6 prozentigen Schatzanweisungen zur Verfügung stellten, welcher Kredit zuvor in Berlin vergeblich nachgesucht worden ist.

Man sollte nun meinen, daß unsere turkophile Haltung — die besonders in der den Jungtürken unkündbar auf 50 Jahre zu nur 4 Prozent überlassenen 250 Millionen deutschen Kapitals zum Ausdruck kam —, ein Aequivalent fände in den so häufig betonten wirtschaftspolitischen Vorteilen.

Bei näherem Zusehen indes stellt sich heraus, daß deutsche Interessen unter dem neuen Regime am Goldenen Horn recht wenig Berücksichtigung fanden, wenn auch bisher unsern heimi-

schen Werken die Lieferung von Kriegsmaterial gesichert blieb. Das einzige neuerlangte Privileg von Belang stellt die einer Berliner Firma erteilte Konzession für eine Konstantinopler Untergrundbahn dar, welche bei einer Länge von 21,7 Kilometer an 9 Kilometer Tunnel und Viadukte erfordert und deren Bau von fachmännischer Seite wegen der zu überwindenden Schwierigkeiten für recht kostspielig gehalten wird. — Dann könnte man alle falls noch die Anlage der 46 000 Hektar umfassenden Rieselfelder bei Konia an der anatolischen Bahn in die Zeit jungtürkischer Herrschaft einbeziehen.

Die vielgenannten, wenige hundert Kilometer betragenden Eisenbahnkonzessionen sind jedoch wesentlich älteren Datums. Die sogenannte Bagdad-Bahnkonzession erteilte Abdul Hamid einer Berliner Finanzgruppe bekanntlich bald nach der Anwesenheit des deutschen Kaisers in Stambul 1898 und einige Jahre später wurden die inzwischen in Angriff genommenen Bewässerungsanlagen in Mesopotamien genehmigt.

Dagegen haben unsere Rivalen jenseits der Vogesen auch unter jungtürkischem Regime es verstanden, ihrer Industrie langfristige und lohnende Aufträge zu sichern.

So wurde u. a. im Juli 1910 die Société Générale d'Entreprise des Routes de l'Empire Ottoman, welcher die bedeutendsten Firmen von Paris, Havre und Marseille angehören, mit der Ausführung wichtiger Wegebauten in der Türkei in einer Ausdehnung von 9312 Kilometer betraut; ein Objekt im Werte von 250 Millionen Francs.

Das Elektrizitätsmonopol für Konstantinopel und dessen Umgebung auf 75 Jahre ist gleichfalls einem französischen Konzern, dem die führenden Firmen der Branche angehören, übertragen. Zur besseren finanztechnischen Ausnutzung dieses bedeutsamen Monopols wurde jüngst in Brüssel von internationalen Banken in Gemeinschaft mit der Stammgesellschaft ein Syndikat mit zunächst 100 Millionen Francs Kapital gegründet, welches durch Bildung von Pacht- und Untergesellschaften die Elektrifizierung der Tramways und die Versorgung Stambuls mit elektrischem Licht in die Wege leiten wird.

Das Privileg zur Schaffung und Ausnutzung eines weitverzweigten Telephonnetzes am Goldenen Horn erhielt ein franco-angloamerikanisches Konsortium, das seine Rechte gegen eine Entschädigung von 6 Millionen Mark an die Société Anonyme Ottomane des Téléphones übertrug.

Die französische Régie Générale des Chemins de Fer erwarb die Berechtigung zur Ausnutzung der Wassermassen des Wardar, des Serres und der Maritza in den jetzt von den Bulgaren okku-



pierten Gebieten für die Anlage großer Stau-Becken, um eine Fläche von 900 000 Hektar bisher brachliegender Ländereien bewässern zu können. Ferner wurde ihr die Regulierung der wichtigen Bergströme Drin, Boyana und Kiri in der albanischen Provinz Scutari überlassen.

Außerdem hat die Régie Générale unter der jungtürkischen Herrschaft ihren älteren, wertvollen Besitz an Eisenbahnen in Syrien zu vergrößern gewußt durch die der Smyrna-Kassaba-Bahn angegliederte 190 Kilometer lange Strecke Soma-Panderma, welche einen Ausgang nach dem Marmara-Meer geschaffen hat. Ferner wurde die syrische Linie Tripoli-Homs genehmigt, die inzwischen fertiggestellt ist.

Auf Grund von französischerseits bewilligten Krediten erteilte die osmanische Regierung im Juni 1911 der wiederholt genannten Gesellschaft den Auftrag zum Bau einer doppelgleisigen 1200 Kilometer langen Eisenbahnstrecke, die, ausgehend von der anatolischen Bahnstation Ada-Bazar, quer durch Armenien über Erzerum nach Bayazid an der persischen Grenze führt mit Zweiglinien nach Trapezunt und Samsun.

Ausbau und Nutzung dieser beiden wertvollen Häfen am Schwarzen Meer liegt in den Händen der britischen Firma Jackson, welche die auf die Dauer von 99 Jahren erteilte Konzession vor Jahresfrist von der in englischem Besitz befindlichen türkischen National-Bank erwarb. Dieses erst 1909 begründete Institut besitzt ferner die Konzession zur Bewässerung von jetzt ungenutzten 400 000 Hektaren in Syrien und ausgedehnter Landstriche in Mesopotamien.

Die anglo-türkische National-Bank ist eifrig bemüht, weitere wichtige Kontrakte mit der osmanischen Regierung zu tätigen, um der englischen Industrie auch künftig lohnende Beschäftigung zu sichern.

Der britische Handel hält denn auch den Rekord im internationalen Gütertausch mit der Türkei, denn der Wert seiner Ausfuhr erreichte im Jahre 1910 die Höhe von 180 Millionen Mark, dem die Importziffer mit 100 Millionen Mark gegenübersteht.

In der gleichen Periode betrug der deutsche Export nach dem osmanischen Reich nur 105 Millionen Mark, die Einfuhr 70 Millionen Mark.

\* \* \*

Résumé: Trotz unseres vielfachen ideellen und materiellen Entgegenkommens sind deutsche Interessen unter dem jungtürkischen Regime keineswegs etwa vor denen anderer Länder begünstigt worden.



Erscheint da eine so geräuschvolle Betonung unserer Turkophilie wirklich noch gerechtfertigt, die uns doch schließlich nur ins wirtschaftliche Hintertreffen bei den christlichen Balkanvölkern bringen wird, — welche das bestialische Vorgehen der Türkenhorden bei der Unterdrückung des bulgarischen Befreiungsversuches von 1876 nicht vergessen können; wobei erwiesenermaßen über 40 000 wehrlose Frauen und Kinder geschändet und abgeschlachtet wurden: die Mütter und Geschwister der heutigen Bulgarentruppen!

## Der Sieger

Von Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

Max Mechenmal war selbständiger Geschäftsführer eines Zeitungskioskes. Er aß und trank gern gut; er verkehrte viel — allerdings vorsichtig — mit Weibern. Da sein Salär häufig nicht ausreichte, ließ er sich gelegentlich Geld schenken: von Ilka Leipke. Ilka Leipke war eine über die Maßen kleine, aber gutgewachsene vornehme Dirne, die so sehr durch bizarres Wesen und scheinbar unsinnige Einfälle wie durch eigentümlich geschmackvolle Kleidung die meisten Männer und Mädchen erregte. Fräulein Leipke liebte den kleinen Max Mechenmal. Sie nannte ihn ihren süßen Zwerg. Max Mechenmal ärgerte sich zeitlebens, daß er klein war.

Max Mechenmal entstammte einer leider verarmten Familie. Er hatte in einer Anstalt für schwachsinnige Kinder eine vorzügliche Erziehung genossen, bis man sehr frühzeitig ihn entfernte. Die Gründe sind nicht überliefert; doch scheint die Entlassung mehr auf der Verarmung der Mechenmalschen Angehörigen zu beruhen als auf seiner unzweifelhaften Unausstehlichkeit. Er trieb sich eine Weile wohnungslos herum, da sich die Familie nicht mehr um ihn kümmerte. Den Lebensunterhalt erwarb er in der Hauptsache durch belanglose Diebstähle. Einmal griff ihn die Polizei auf. Er wurde in ein Heim für verwahrloste Kinder gebracht. In dem Heim wurde er zu

einem Schlosser ausgebildet. Er verstand, sich bei den Vorgesetzten durch außergewöhnliche Geschicklichkeit und Bereitwilligkeit einzuschmeicheln. Im geheimen quälte er die jüngeren und schwächeren Kameraden; oder er hetzte die Stärkeren gegenseitig auf. Er hatte keinen Freund; als er ausgelernt hatte und entlassen wurde, waren die anderen froh.

Die ungewöhnliche Fertigkeit, die Max Mechenmal infolge seiner technischen Begabung in dem Anfertigen von Schlüsseln und dem Öffnen der schwierigsten Schlösser erlangt hatte, hätte er am liebsten benutzt, großartige Einbruchsdiebstähle zu begehen; er wäre gern ein berühmter Verbrecher geworden. Der Erlös der Einbrüche hätte ihn in stand gesetzt, sich elegant zu kleiden, mit Weibern zu protzen. Die krankhaft gesteigerte Furcht, ergriffen zu werden, hinderte ihn. Er begnügte sich, Töchter und Mägde der Meister, bei denen er arbeitete, zu verführen, gefahrlos Gelegenheitsdiebstähle zu verüben. Sein Ehrgeiz war unbefriedigt.

Durch einen Zufall veränderte sich die Lebensrichtung Mechenmals. Feierabend war. Müde und mißmutig ging er die Straßen. Lichter waren kaum sichtbar, obwohl es heftig dunkelte. In einem feinen Parterrezimmer ordnete eine ältere Dame die Falten ihres Leibes. Vor einem Keller sangen schmutzige kleine Mädchen das Lied von der Lorelei. Wie schwarze Tafeln mit hellen Kreuzen waren die Fenster in die bleichen, einschlafenden Häuser gegraben. Die Häusermassen glichen großen, abenteuerlichen Schiffen, die vor Anker liegen oder hinausgleiten in ein fernes, winkendes Meer. Der kleine Schlosser dachte an die letzten sechs Geliebten. Fielen ihm gräßlich umränderte blaue Augen eines häßlichen verbuckelten Herrn auf, der ihn lächelnd mit merklichem Behagen, dennoch etwas ängstlich betrachtete. Der Schlosser dachte: nanu -- Spaßes halber blieb er stehen, blickte mit pfiffigen Äuglein, die wie blanke schwarze Knöpfe auf seinem Gesicht glänzten, den noch kleineren Herrn kokett an. Der wurde verlegen, nahm den Hut vom Kopf, sagte stotternd, sein Name sei Kuno Kohn . . . und er bäte um Entschuldigung . . . Viel mehr war nicht zu verstehen. Der Bucklige barg einen Teil des Gesichts hinter dünnen Fingern.



Er hüstelte. War eilig weitergegangen. Der Schlosser dachte: nanu; er ging seines Wegs.

Da wurde er an dem Arm gezupft. Er wandte das Gesicht: Der Bucklige stand wieder bei ihm, noch etwas ohne Atem vom raschen Gehen. Kuno Kohn war ganz rot, aber er konnte ohne Unterbrechung sagen: „Verzeihen Sie, daß ich Sie noch einmal belästige; ich weiß immer erst nachher, was ich sagen wollte.“ Das redete er übermäßig laut, um die Verlegenheit zu überwinden. Dann sagt er: „Vielleicht haben Sie Zeit . . . Vielleicht darf ich Sie einladen, mit mir ein Gasthaus aufzusuchen . . . Oder . . . Sie haben doch noch nicht zu Abend gegessen . . .“ Der Schlosser wendete nichts gegen den Vorschlag ein.

In einer mächtigen Kneipe ließ Kuno Kohn für Max Mechenmal Essen und Bier bringen. Er selbst aß nicht, er trank wenig. Er sah gern zu, wie es dem Schlosser schmeckte. Streichelte ihn später auch wohl manchmal zaghaft an dem Kinn. Dem Schlosser gefiel das. Sie sprachen zunächst von dem Elend des Daseins, von der Ungerechtigkeit des Schicksals. Als Mechenmal das dritte Glas Bier trank, brüstete er sich mit seinen Geliebten. Das war dem buckligen Menschen sogar unangenehm. Bisher hatte er den Schlosser erzählen lassen. Und seine Teilnahme allein dadurch bekundet, daß er zustimmend die blauen Augen theatralisch schloß, wodurch für Sekunden nur große jämmerliche Schatten sichtbar waren, oder mit dem unförmigen Kopf langsam wackelte oder mitleidsvoll auf die Schenkel Mechenmals die nervösen Finger drückte. Jetzt fing er an, eigene Meinungen zu äußern. Er schimpfte auf die Weiber. Mit einer Stimme, die in jedem Augenblick aus Erregung überzuschnappen schien. Stellte den Grundsatz auf: Wer das Unglück habe, Weib zu sein, möge den Mut haben, Hure zu werden. Die Hure sei das Weib in Reinkultur. Übrigens sei der Verkehr mit Weibern mehr oder minder entwürdigend. Als sie die Kneipe verließen, legte Kuno Kohn den harten, elenden Knochen, der sein Unterarm war, auf den saftigen muskulösen Unterarm Mechenmals. Ein goldenes Armband fiel auf das Handgelenk des Buckligen. Unterwegs forderte Kuno Kohn Mechenmal auf, bei ihm die Nacht zu verbringen. Der Schlosser ging auf das Anerbieten ein.



Kuno Kohn bewohnte in einem Gartenhaus einer westlichen Nebenstraße ein großes Zimmer, in dem nichts auffiel. Nur das Bett war ungewöhnlich breit, fast prunkhaft. Auf den Kissen lagen gelbliche und rote Blumen. Vor einem Fenster stand ein Schreibtisch; auf ihm waren einige Bücher, vielleicht Beaudeau, George, Rilke; daneben und dazwischen lagen Papierbogen, die anscheinend mit vollendeten und unvollendeten Gedichten und Abhandlungen beschrieben waren. Auf einem Brett an einer Wand standen Bände Goethe, Shakespeare, eine Bibel, eine Homerübersetzung. Auf Tischen und Stühlen lagen wohl einige Zeitschriften und Kleidungsstücke. Irgendwo waren vergilbte stille Photographien von alten Leuten und Kindern. Der Schlosser sah alles neugierig an.

Bald saßen sie. Die Unterhaltung, die erst lebhaft war, stockte allmählich. Kuno Kohn drehte die Lampe klein. Er selbst werde auf dem Sopha schlafen. Der Schlosser war einverstanden.

\* \* \*

Kuno Kohn verschaffte seinem Freund Mechenmal eine untergeordnete Stellung bei einem Zeitungsverlag. Überraschend schnell arbeitete sich Mechenmal in den neuen Beruf ein, erlangte sehr bald genügende kaufmännische Kenntnisse. Wechselte Stellungen. Erreichte durch Energie und allerhand Gemeinheiten, daß er schon nach einem Jahr und wenigen Monaten als selbständiger Geschäftsführer eines Zeitungskioskes eine Vertrauensstellung bekleidete.

\* \* \*

Durch die angenehme Art zu sprechen wie durch sein intelligentes Puppengesicht hatte sich der ehemalige Schlosser bald eine unverhältnismäßig große Stammkundschaft erworben, zu dem größten Teil weiblichen Geschlechts. Morgens umstanden seinen Kiosk ein Dutzend Verkäuferinnen eines nahen Warenhauses, die absichtlich zu früh gekommen waren, um sich über die Zoten und fidelen Glossen des Herrn Mechenmal zu freuen. Der Bankbeamte Leopold Lehmann, der stets pünktlich um acht Uhr kam, um illustrierte Witzblätter und theologische Streitschriften zu kaufen, wurde manchmal ungeduldig, weil

die lustigen Verkäuferinnen ihn bei dem Aussuchen störten. Und der Gymnasiast Theo Tontod, der unermüdlich, in der Regel vergeblich, nach der modernen Zeitschrift ‚Das andere A‘ fragte, kam oftmals zu spät in die Schule. — Gegen Mittag erschien fast täglich die Choristin Mabel Meier an dem Arm eines alten Mannes. Sie kaufte bunte, pikante Zeitschriften, oder gefühlvolle mit langen lyrischen Gedichten. Der alte Mann, der immer wehleidig blickte, bezahlte seufzend. Sie verhielt sich Mechenmal gegenüber zurückhaltend. — Manchmal kam auch Mieze Maier, ein Backfisch, und fragte, ob Herr Tontod dort gewesen sei. Einmal blieb Mieze Maier länger; von der Zeit an häufiger. — Zu unbestimmten Stunden war ein dickes gemütliches Dienstmädchen des Kaufmanns Konrad Krause an dem Kiosk. Und sagte zu Mechenmal, er sei hübsch; er habe leidenschaftlich schwarze Augen und einen Knutschmund; ob er Sonntags nicht Laune habe, tanzen zu gehen; es liebe ihn sehr. Mechenmal antwortete, er werde die Neigung von Fräulein Frida gelegentlich erwidern. Das Dienstmädchen erinnerte ihn peinlich oft an sein Versprechen. — An jedem Dienstagnachmittag forderte ein sonderbarer Herr Simon, der in einem offenen Sanatorium wohnte und stets von einem Wärter begleitet wurde, Zeitschriften für Bestattungswesen; wenn nicht genügend vorhanden waren, entfernte er sich sehr ungehalten und auf die Krematorien schimpfend. — Auch Kuno Kohn kam mehrmals in jeder Woche; seltener um zu kaufen, hauptsächlich um seinen Freund zu besuchen und für die Abende Zusammenkünfte zu verabreden. — Studenten, Damen, Offiziere, Arbeiter kauften ihre Zeitungen. Nur Ilka Leipke war trotz wiederholter Aufforderungen Mechenmals nicht zu bewegen, zu dem Kiosk zu kommen.

Das war eine Laune von Ilka Leipke. Sie hatte ja viel Zeit und klagte dem Geliebten manchesmal, die Tage seien noch langweiliger als die Nächte. Auch liebte Ilka Leipke ihren süßen Zwerg etwa nicht weniger als in den ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft. Obwohl Mechenmal sie immer herrischer behandelte, immer gemeiner zu ihr wurde. Zuletzt machte ihm Freude, wenn sie weinte; er war niemals zufrieden, ehe er sie dazu gebracht hatte. Dann vergnügte er sich, sie wieder zu trösten. Hinterher war er



allerdings sehr gut zu ihr, er liebte sie im Grunde. Er ließ sich von Ilka Leipke sanft streicheln und küssen. Er war ein bißchen größer als sie, aber sie hatte ihn auf ihrem Jungenleib wie ein Kind. Sie erzählten einander. Sie lachten. Sie küßten. Viele Male untersuchten sie die Geschichte ihrer Begegnung. Sie entdeckten tausend neue Einzelheiten oder logen sich solche vor, weil dies schön war. Das Fräulein suchte aus einem Kästchen, in dem kleine Sachen lagen, einen Zeitungsausschnitt hervor, auf dem zu lesen war:

Heiratsgesuch. Ein junger, etwas kleiner, sehr hübscher Mann, des Alleinseins müde, erstrebt gleichartige Dame zwecks ehrenwerter Heirat. Auf größeres Vermögen wird gesehen. Freundliche Offerten nimmt entgegen Max Mechenmal.

Oder Herr Mechenmal nahm aus der Briefftasche ein blaues Briefchen mit lilaroten Tupfen, das er schmunzelnd dem Fräulein hinhielt. Fräulein Leipke las dann wohl mit leiser, verliebter Stimme:

Sehr geehrter Herr. Soeben Ihr Heiratsgesuch gelesen. Mit Vermögen kann ich zu meinem Bedauern nicht aufwarten. Ich meinerseits würde dagegen gern auf das Heiraten Verzicht leisten, das ich noch nicht nötig habe. Ich bin von Beruf Weib (Berufsweib). Auch meine Statur ist klein (aber oho!). Ich bin der Kavaliers müde, suche mich deshalb nebenbei mit einem regulären Mann in Verbindung zu setzen. Sollte Ihnen mein Erbieten genehm sein, senden Sie mir bitte Ihre Photographie. Ich verbleibe Ihre ergebene Ilka Leipke.

Wenn sie sich genug angefaßt und geküßt hatten, erfanden sie Spiele. Ilka Leipke machte sehr talentvoll dem selig kichernen Mechenmal vor, wie sich ihre Freundinnen in entsprechender Lage verhalten würden. Sie krümmte sich in den überraschendsten Stellungen. Verbog das Gesicht zu den komischsten Grimassen. . . . Mechenmal konnte stundenlang erdachte Namen hersagen, mit denen er bestimmte Teile ihres Körpers in Gegenwart anderer bezeichnen wollte, ohne daß diese merken sollten, was er meinte. — So vergingen die Abende und Nächte, in denen Ilka Leipke



sich für ihren Freund freigemacht hatte. Oft fehlte dem Mechenmal die Zeit, nach Hause zu gehen. Dann stand sie auf, wenn er noch schlief. Kochte ihm Kaffee. Holte in Morgenschuhen und nur mit einem alten Theatermantel bedeckt von einem Bäcker Backwerk. Legte eine weiße Decke auf den Tisch. Ordnete alles appetitlich. Machte einige Brote zurecht — zum Mitnehmen. Verschwand wieder in ihrem Bett, wo sie bis in den Nachmittag hinein schlief. Mechenmal aber eilte etwas abgespannt und müde, doch in gehobener Stimmung zu seinem Kiosk.

\* \* \*

Später Abend kroch wie eine Spinne über die Stadt. In dem Schein der Kohnschen Lampe war der etwas über dem Tisch gebeugte Oberkörper Kuno Kohns. Auf dem Sofa lag, den Lampenkreis durchbrechend und aus ihm herausgelehnt, der halbfinstere Max Mechenmal. Fenster blinkten in üppigem, fließendem Schwarz. Aufgeschwollen und verschwommen ragten einige Gegenstände aus der Dunkelheit. Das offene Bett leuchtete weiß. Kohns Hände hielten beschriebenes Papier. Seine Stimme tönte leise, schwärmerisch, in singendem Pathos. Er wurde oft heiser und hustete wie einer, der viel gelesen hat. Zu hören war: ‚Die alten, prächtigen Geschichten von Gott sind totgeschlagen. Wir dürfen ihnen nicht mehr glauben. Aber die Erkenntnis des Elends, glauben zu müssen, bedrängt uns — die Sehnsucht nach neuem, stärkerem Glauben. Wir suchen. Wir können nirgends finden. Wir grämen uns, weil wir hilflos verlassen sind. Komme doch einer, lehre uns Ungläubige, Gott-süchtige.‘ Kohn war erwartungsvoll still. Mechenmal hatte sich während des Vorlesens insgeheim amüsiert. Jetzt platzte er vernehmlich. Er sagte dann: ‚Nimm mir das nicht übel, Kohnchen. Aber du hast doch komische Einfälle. Das ist doch verrückt.‘ Kohn sagte: ‚Du hast kein Gefühl. Du bist ein oberflächliches Wesen. Im übrigen ist sicher, daß auch du psychopathisch bist.‘ Max Mechenmal sagte: ‚Was heißt das?‘ Kuno Kohn sagte: ‚Das wirst du schon noch merken.‘ Max Mechenmal sagte nur: ‚Ach so.‘ Er ärgerte sich, daß ihn Kuno Kohn oberflächlich genannt hatte. Er dachte an Ilka Leipke.

Da sagte Kuno Kohn: ‚Der Tod ist ein unerträglicher Ge-

danke. Für uns Gottlose. Wir sind verdammt, ihn in hundert Nächten vorzuerleben. Und finden keinen Weg über ihn —.' Er schwieg schwer. Mechenmal wollte seinem Freund Kohn beweisen, daß er selbst über abseitige Probleme sich äußern könne. Er überlegte. Und sagte: 'Ich habe eine andere Auffassung, Kohnchen. Allerdings ist das Gefühlssache. Auch ich zähle mich Gott sei Dank zu den Gottlosen. Gott ist ... Darüber ein Wort zu verlieren, ist eines denkenden Menschen unwürdig. Ich denke mir herrlich, einfach tot zu sein. Ohne Himmel. Ohne Wiedergeburt. Radikal tot. Ich freue mich darauf. Das Leben ist für mich zu anstrengend —.'

Er wollte weiter reden. An die Tür wurde geklopft. Kohn öffnete. Ilka Leipke trat hastig hinein. Sie sagte: 'Guten Abend, Herr Kohn. Entschuldigen Sie, daß ich störe.' Sie schrie zu Mechenmal: 'So verlässest du mich. Ich bin dir gar nichts ...'

Als Kohn allein war, wurde er allmählich wütend. Er dachte: Solch freche Person ...

\* \* \*

Die Erzählung bricht hier ab. Als Kohn ein Verhältnis mit Irma beginnt, schleicht auf Umwegen die Tragik still durch das Geräusch, dunkel durch die Helle der großen Stadt: Mechenmal bringt den Dichter Kuno Kohn um die Ecke.

An einem Sonntag starb Kohn. Plötzlich, aber ohne auffallende Nebenumstände. Sein Leichnam wurde anstandslos für die Beerdigung freigegeben.

.... Mechenmal beruhigte sich allmählich. Er dachte: Man kann mir nichts beweisen. Ich leugne alles. Hoho! Wer kann mir etwas beweisen ... Er pfiff vor sich hin bei dem Gedanken, daß Kohn sich nicht mehr rühren könne. Daß er, Max Mechenmal, die Schwierigkeit Kohn so gründlich überwunden habe.

Er dachte daran, daß er das Leben richtig anpacke .... Er hatte gewaltiges Zutrauen zu sich.

Er dachte: Nur keine Sentimentalitäten. Um anständig leben zu können, muß man ein Schuft sein.

Er ging lustig nach Hause.

## An die Erscheinung Perpetua

### I.

O, daß du kamst ! Ach, daß du gingest  
und ließest uns zurück,  
die du in Netzen fingest  
aus hellen Haaren und aus Blicken,  
mit denen du an jedem von uns hingest  
und ihn bezaubertest.

O, daß du gingst ! Ach, daß du ließest  
uns Beute, uns Gefesselte,  
uns, denen du verhießest  
Rausch, Kampf und Sieg und Opferglück.  
Ach, daß du gingst und nicht genießest,  
was du erbeutetest.

Wie Sonne kamst du und verschwandest  
zur Nacht; doch blieb ein Feuerband,  
mit dem du uns umwandest.  
Du bandest uns, so daß wir folgen,  
wohin du willst, du landest oder strandest,  
die du erobertest.

Du hast verführt, entzweit und doch vereinigt,  
uns Sklaven gleich und Süchtigen  
von Eifersucht gereinigt,  
geblendet uns mit gleichem Licht,  
du hast mit Sehnsucht uns gepeinigt.  
die du entzündetest.

### II.

Doch, du tratest wieder in den Kreis,  
du berücktest uns,  
standest beim Wettstreit als der Preis,



wartend, stolz und kühl,  
alle unsere Sinne wurden heiß,  
wir sind aufgewühlt.

Nie vergißt die Gunst, bei dem du schließt.  
Deine Süße bleibt im Blut.  
Jener Ton, mit dem du riefst,  
klingt im Ohr uns fort.  
Deine Wollust, die du neu und neu vertiefst,  
dauert bis zum Tod.

Wie du weitergehst, von Hand zu Hand,  
dem zu, den du wählst,  
sei verflucht und sei verbrannt  
als ein Zauberweib,  
Scheiterhaufen werde zuerkannt  
deiner Hexerei.

Komm Geliebte, sei bereit  
für den Flammenstoß,  
dem du selber dich geweiht,  
daß dein Leib verbrennt  
sehnsuchtsvoll, daß einmal er gefreit  
werde von seinem Herrn.

### III.

Einer Schar verzückter Motten gleich,  
die dem Gott im Lichte dienen müssen,  
eine Nacht lebendig, eine reich,  
Tänzer, Beter vor der Flamme,  
sind wir Männer, hast du uns gefunden.

Jeder fliegt dir zu als seinem Licht,  
keiner fliegt zurück mit heilem Flügel,  
rührst dich nicht und riefst sie nicht,  
Teufelin und Gnadenflamme,  
du versengst uns in den Opferstunden.

Alle, alle, die an dir entzückt,  
tragen Brandmal durch ihr Leben weiter,  
sind gemeiner Lust entrückt,  
sind gezeichnet von der Zauberflamme,  
bis zum Tod im Blut gebunden.

Spenderin und Bettlerin zugleich,  
wirst du selber niemals brennen?  
Du bleibst arm und machst uns reich,  
frierst in deiner eigenen Flamme;  
Feuer brennt in unseren Wunden.

Alfred Walter Heymel.

## Der Marktplatz von Florenz, ein Gegenbeispiel

Von Emil Waldmann

In einer florentiner Kirche ist ein in vier Sprachen abgefaßtes Plakat angeschlagen, das eine Mahnung an die Besucher ausspricht. Man solle sich respektvoll an diesem Orte benehmen, denn eine Kirche sei eine Kirche und kein Museum.

Wahrscheinlich war diese Mahnung dringend nötig. Alle die vielen Besucher der Stadt, die so viele Kunstwerke ansehen müssen, verlieren nur zu leicht das Gefühl dafür, daß ein Fresko von Filippino Lippi in einer Kirche eben nicht ausschließlich eine Sehenswürdigkeit für Reisende ist. Und zwar gerade in Florenz, der Kunststadt (dem Arno-Dresden), ist diese Gefahr besonders groß. Dies Florenz wirkt schließlich wie ein großes Museum, alles ist zum künstlerischen Schaustück geworden. Wer sich für Kunst nicht interessiert (und statt dessen nur für Schönheit), der wird Florenz wahrscheinlich maßlos häßlich finden.

Einer der berühmtesten Plätze der Welt ist der Marktplatz von Florenz, die Piazza della Signoria, da vor dem Palazzo Vecchio und der Loggia dei Lanzi, der Zeremonienhalle der alten florentiner Volksregierung. Der Platz muß einstmals sehr schön gewesen sein, diese unregelmäßige Oeffnung in dem Häusermeer, mit dem mittelalterlichen Rathaus, auf dem ein Festungsturm steht, aufragend wie der Gefechtsmast eines Kriegsschiffes; mit der in der Raumbildung schon fast renaissancemäßigen Loggia, mit den schlichten Häuserfronten, aus deren Reihe selbst noch ein Hochrenaissancebau wie der raffaelisch wuchtige Palazzo Uguccione noch nicht störend herausfällt; und endlich mit dem schmalen zum Arno hinführenden Gang, den der kalte ernste Prunkbau der Uffizien einklammert.



Zur Betrachtung und zum Genuß dieses sehr großartigen Gebildes kommt man aber heute nicht. Ein Haufen von Kunstwerken stört einen unausgesetzt, auch diese Stelle in Florenz, vielleicht diese am schlimmsten, ist dem Museumsgedanken dienstbar gemacht worden. Das Auge stößt sich an lauter Denkmälern. — Dies ist doch merkwürdig. Florenz hat doch während der Renaissancezeit die größten Künstler hervorgebracht, sie alle wurden herangezogen zur Schmückung der Stadt, die kleinste Sache war immer gleich Gegenstand einer Künstlerkonkurrenz, wenn ein Brunnen aufgestellt, wenn eine Statue möglichst ‚richtig‘ placiert werden sollte. Es herrschten in dieser Stadt Zustände, wie sie heute nirgends angetroffen werden, mit alleiniger Ausnahme etwa von München. Und doch ist für die Schönheit dieses Florentiner Marktplatzes dabei so blutwenig herausgekommen. Irgendein Platz in Rom ist als ‚Anlage‘ viel besser; man braucht gar nicht den Kapitolsplatz zu nennen oder die Piazza Navona. Schon die Piazza San Ignazio oder San Carlo di Caitinari sind viel großartiger.

Wo liegt die Schuld? Sicher nicht nur bei den Künstlern. Sondern, sozusagen, bei den Medici und bei der medicäerhaften Gesinnung. Es kam den Leuten, die diese Kunstwerke in Auftrag gaben, nicht so sehr darauf an, den Platz zu schmücken, das heißt ihn in seiner Wirkung zu steigern. Sondern sie wollten zeigen, was sie besaßen. Schon mit Michelangelos David, der 1504 neben der Rathaustür aufgestellt und für den der Platz von Künstlern wie Leonardo ausgesucht wurde, fängt es ein wenig an. Er ist zu groß für den Bau, vor dem er steht. Der Palast ist ein Riese in seiner Art, der David auch. Die Maßstäbe wirken auf die gemeinsame Basis von Null gebracht, nicht mehr so, wie sie, gesondert, wirken müßten. Man hatte aber nun einmal den riesigen (verhauenen) Block, daraus sollte ein Wunderwerk gemacht werden. — Auch die geistige Bedeutung kam störend hinein, David, im Sinne Savonarolas der wahre Christ, ‚schön und stark von Aussehen‘, gehörte durch Tradition zum Florentiner Rathaus — schon Donatello und Verocchio hatten mehrere Davidfiguren für den Palazzo gemacht. Da lag noch ein andrer großer Block aus Carrara, seit 1508 schon bestimmt für eine Herkulesgruppe. Michelangelo sollte auch sie machen, aber Baccio Bandinelli hat dann den Auftrag ergattert und seinen schlechten ‚Herkules und Kakus‘ damit zustande gebracht, zu großer Befriedigung des Auftraggebers, des Herzogs Cosimo. Diese grobe weiße Masse mit ihren gewöhnlichen Formen und ihrem rohen Aufbau bringt den Palast um den letzten Rest seiner Wirkung — ganz davon zu schweigen, daß sie die Einzelstatue des David auch noch erschlägt. — So geht's nun weiter. Hinter diesen zwei Riesen stehen als Kettenhalter zwei Marmorfiguren in Lebensgröße; sie töten ihrerseits wieder jedes Gefühl von relativer Größe. Die Ecke des Palastes nach der Piazza hin sollte betont werden, Herzog Cosimo schrieb eine Konkurrenz aus für einen Flachbrunnen. Das war an sich einmal eine gute Idee, die flache Schale mit dem froh bewegten Umriß daraulagernder Figuren konnte, wenn man dem Platz seinen strengen mittelalterlichen Charakter schon nicht lassen und ihn doch ‚fürstlicher‘ machen wollte, ganz gut als Betonung, als Ueberleitung zur Horizontalerstreckung dienen. Uebereck gesetzt — ein be-



währtes Motiv der Hochrenaissance — konnte das Stück die Wirkung des Platzes sogar bereichern. Aber da war wieder so ein vermaledeiter Riesenblock aus Carrara, der sollte wieder, wie der Davidblock, wie der Herkulesblock, in ein Kunstwerk verwandelt werden. Der Wunsch des Herzogs verlangte wieder eine außergewöhnliche alles andre weit hinter sich lassende Leistung. Bandinelli sollte also seinen Herkules noch übertrumpfen. Er starb, und durch Schiebung der Herzogin Eleonora bekam Ammanati den Auftrag für den riesigen häßlichen Neptun, dessen Minderwertigkeit auch durch die feinen am Rande der Schale lagernden Tritonen und Najaden Giambolognas nicht wettgemacht werden kann.

„Ammanato, Amenanato

Che bel marmo hai rovinato“

heißt ein gleichzeitiger Spottvers.

Man hat also damals mindestens die Häßlichkeit des weißen Riesen, dieses „Biancone“, empfunden. Ob auch das Schiefe des ganzen Unternehmens?


Den Platz als Museum zu mißbrauchen, das war ja schon alte Uebung. Von den früheren, aus dem Quattrocento stammenden Werken ist auch nicht ein Stück für die Stelle gemacht, die es einnimmt. Der Löwe von Donatello, der sogenannte „Marzocco“, der da inmitten dieser Versammlung von Enakskindern herumsitzt wie eine erzürnte kleine Katze, stand ursprünglich bei Sta. Maria Novella, neben der sogenannten Papstwohnung. Und Veroccios Putto mit dem Delphin, den man, zwischen dem David und dem Herkules hindurch, in dem Hof auf einem nicht zugehörigen schlechten Brunnen erblickt, ist für den Garten der Medici in Careggi gearbeitet worden. Kein Wunder, wenn er in dem Hof Michelozzos viel zu winzig wirkt.

Und die Judith von Donatello kann man unter dem Seitenbogen der Loggia dei Lanzi überhaupt nicht sehen. Auf ihrem falschen Postament steht sie fast 3 Meter zu hoch. Sie wurde, als man sie von ihrem Bestimmungsort, dem Brunnen im Garten des Palazzo Medici, weggerissen hatte, herumgezerrt auf der Piazza della Signoria wie ein Laternenpfahl. Anfangs, 1495, stand sie da, wo dann Michelangelos David hinkam, vor dem Palazzo Vecchio, neben der Tür, als Symbol und Denkmal für die Verjagung der Medici als Mahnung daran, „wie schön es sei zur Erhaltung der Freiheit die Tyrannen zu verjagen.“ Die geistige Bedeutung war wichtiger als die Tatsache, daß die Figur hier auch viel zu klein wirken mußte. Als der David 1505 aufgerichtet wurde, mußte sie Platz machen. Man stellte sie in den einen Frontbogen der Loggia dei Lanzi, trotzdem sie auch dahin nicht paßte. Dann schuf Benvenuto Cellini seinen Perseus; nun hatte man endlich ein Stück, das wundervoll mit Platz und Architektur zusammenging. Doch wollte man gerne noch eins haben, begreiflicherweise, als Pendant, und Gianbolognas Raub der Sabinerin, das gleichfalls die Architektur prachtvoll schmückt und belebt, wurde aufgestellt. Die Judith mußte wieder weichen. Aber anstatt ihr nun endlich einen würdigen Platz zu geben, stellte man sie dahin, wo sie heute so unglücklich steht. Sie sollte eben gezeigt werden. Nachdem der Palazzo Vecchio keinen Platz mehr bot, kam die Loggia als Museum an die Reihe, und nach und nach, durch die Aufstellung des Ajax und der andren Medici-

antiken, sowie der unglücklichen Kentaurengruppe von Gianbologna (für die, bevor sie hier landete, die ganze Stadt durchprobiert war), erreichte man es schließlich, daß nun auch noch der Perseus und der Raub der Sabinerin um ihre Wirkung kommen: Den ruhigen Hintergrund, den sie unbedingt brauchen, hat man mit andren ‚Museumsstücken‘ vollgestellt. So ist das einzige Monument, das seinen Zweck, die Schmückung des Platzes, erfüllt, das schöne Reiterdenkmal Cosimo des Ersten von Gianbologna, das 1595 an seiner Stelle eingeweiht wurde. Dieses Resultat ist bei einer Versammlung von zwei Dutzend Figuren, eigentlich etwas betrübend. — Man muß sich diese Verhältnisse hin und wieder ganz klar machen, schon um nicht das landläufige Gerede weiterzugeben, daß dieser Florentiner Marktplatz so schön sei. Er ist im Gegenteil ein Musterbeispiel dafür, wie man einen einstmals prächtigen Platz durch Kunst total verdorben hat. Und zwar nicht nur durch Kunst, sondern, was schlimmer ist, durch falsche Kunstpflege, durch Zeigenwollen, durch Zurschaustellen. Als ob der reichgewordene Mann einer schönen Frau sagte: ‚Diamanten und Perlen kann man überhaupt nicht genug anlegen.‘ Man verstehe nicht falsch. Es handelt sich nicht um Stilreinheit im historischen Sinn. Der Frührenaissancehof Michelozzos in dem gotischen Palast und der Barockschmuck dieser Frührenaissance-säulen, das alles geht wunderbar gut zusammen. Und die Frührenaissanceproportionen der noch halb gotisch gedachten Loggia dei Lanzi waren durch die beiden Barockskulpturen des Perseus und des Sabinerinraubes herrlich geschmückt und in ihrer Raumwirkung und ihrer Bildwirkung prachtvoll bereichert. Sondern darauf kommt es an, die richtigen Maßstäbe zu finden, so daß die einzelnen Dinge mit ihrer Stelle sowohl als auch mit dem Charakter des ganzen Platzes gut harmonieren. Vielleicht könnte sogar ein Riese auf dem Eckbrunnen inmitten des Seegöttervolks an sich doch gut aussehen; aber nicht an dieser Stelle. Und vielleicht wäre es denkbar, daß selbst zwei Dutzend Statuen auf diesem Platz, wenn sie richtig angebracht wären, die Harmonie nicht störten, sondern sogar noch fühlbarer machten. Aber die Degradierung eines solchen Platzes zum Freiluftmuseum muß sich immer rächen — das Aufstellen von Statuen, bloß weil man sie besitzt. Als Karl VIII. dem Lorenzo Magnifico seine Kunstsammlung stahl, war es aus mit dem mediceischen Kunstbesitz in Florenz. Der Magnifico hatte, wie jeder verständige Mäcen tun sollte, das Beste vom damals Modernen in Auftrag gegeben oder gekauft. Als seine Nachfolger, die Herzöge, dann später noch Veroccios und Donatellos vorfanden, da fing das Museum an, die Historie, das Kostüm und die Maske. Dann war natürlich später, als Michelangelo, um seinen Rat wegen der Ausstattung des Marktplatzes befragt eine einheitliche Anlage anschließend an die Loggia vorschlug, kein Geld vorhanden, und Cosimo, entsetzt über die Höhe des Kostenanschlages, sparte und schmückte auf eigene Faust.

Der Konflikt liegt tiefer, als bloß im ästhetischen Gebiet. Man weiß, daß alle ganz großen Anlagen, die wir kennen, auf Geheiß bauwütiger Fürsten entstanden, von Herren, die egoistisch genug waren, nur sich und ihre Zeit zur Geltung zu bringen. (Man lese Lichtwarks ‚Königstädte‘.) Oder daß die andren Dinge, wie etwa niederländische und deutsche



Marktplätze oder Plätze in kleinen Städten Italiens, aus den wirklichen Bedürfnissen der Kommune, des Bürgertums heraus entstanden. Wenn sie sich auch an Großartigkeit mit jenen Königsgründungen nicht messen können, sie sind darum doch wundervoll reine Schöpfungen. Wo aber ein Fürstengeschlecht, erblich belastet mit bürgerlicher Kunstpflege, auf bürgerlichem Boden anfängt, auf einmal fürstliche Kunstpflege zu treiben, wo es dann aber den Mut nicht findet, einzureißen, was ihm im Wege steht (denn das haben die paar Päpste und Kardinäle, die das herrliche barocke Rom schufen, getan), da kommt ein böser Zwitter zustande. 

Entweder das rücksichtslose Schaffen aus dem Vollen. Oder wenn man das nicht mehr kann — und wer kann das heute? — bleibt nur das eine: Vorhandenes schonen und wenn's hoch kommt und man Glück in der Wahl der zur Verfügung stehenden Künstler hat, sehr vorsichtig in seiner Wirkung steigern und bereichern. Aber keinen Schmuck um jeden Preis, bloß weil man eine schöne Statue von früher her hat, die zwar nicht paßt, aber sehr schön ist; oder weil der und jener ein Denkmal gesetzt haben muß mit symbolischer Bedeutung; oder weil die Kommune gerade einen billigen Block gekauft hat; oder weil viele Hofkünstler unbeschäftigt sind; oder weil man lange keine Konkurrenz gehabt hat. — Dies sind die Lehren, die uns Heutigen das störende Statuenvolk auf der Piazza della Signoria zuruft.

Vive la bagatelle!  
Swift

## Das Kinderkleid

Was wir für Sorgen haben . . . Deutschland wird ein wohlhábiges Land — und wir tun längst nicht mehr bloß das Erforderliche, sondern (weil wir's lang haben und es lang hängen lassen können) das Besondere; das Ausgeruhte: wie die Engländer Klubs gründen für die abgelegensten, aber ihnen zusagenden Zwecke. Wir binden schon unsre Bücher schmuckvoll ein, elf berliner Familien haben Fischmesser — wir sind ein wirtschaftlich aufsteigendes Volk. Bibliophilen gibt es in Chemnitz; in Lauban. Das Jahrhundert des Kindes fordern wir in die stilvoll gebeizten Schranken. Von unsren Kacheln und Spülungen schweig' ich. Die Volkskunst von Rumánien wird bei uns in der Ackerstraße beklopft und zum jugendlichen Tauschgegenstand. Hausdiener wetten auf das Rennpferd Schlamasselponim in Epsom. Geschlechtliche Aufklärung wird den Eltern durch ihre vierundzwanzigjährigen Töchter zu teil. Wir baden manchmal. Der rothändigste Kaufmich für Neunaugen und Kalk-Eier äußert in freien Stunden: 'Thirty all!', als ob es gar nichts wäre, oder gar: 'Deuce again!' wie geschmiert. Wir sind ein wohlhabendes Volk. Säuglinge hindert man gewaltsam am Sterben. Schnurrbärte trägt man nicht. Und für die mit der Laute herumziehenden Wandervögel wird eine eigne Tracht erfunden.

Dies Letzte scheint aber wirklich zu den anmutigeren Zügen unsres neuen beutelkräftigen Landes zu gehören. Es ist doch hübsch, daß ein



paar Frauen, künstlerisch geschult, sich hinsetzen und dergleichen erfinden, hernach es bei Wertheim ausstellen, Tausende, Zehntausende zu besserem Sehn, zum Selbständigwerden, zu frischerer Schönheit verlocken. Wir sind ein wohlhabendes Volk. Und die Eröffnungsworte blieben auch der herkömmliche Stiefel nicht. Sie wurden von Anna Muthesius gesprochen, können für Männerausstellungen ein Vorbild sein — und lauteten so :

Für unsere Kinder ist diese Ausstellung gemacht — aber was uns heute fehlt, das sind die Kinder.

Wie schön wäre es gewesen, wir hätten sie mitgebracht — und hätten eine große Anprobe veranstaltet. Und alle die Kleidchen, Mützchen, Häubchen wären lebendig geworden . . .

Erst dann ließe sich sagen : dies Kleid muß Mariechen zu Weihnachten haben ! es steht ihr z u gut !

Wie würde das blumengestickte Herrgottshemdchen erst recht zur Geltung kommen, wenn ein blauäugiger Knabe darin herumhuppte ! . . Wie würde sich das schwarze Sammetmützchen von den braunen Locken Veras so lustig abheben. (Denn für Vera und Mariechen sind die Sachen erfunden.)

Diese Ausstellung ist eben . . . eine Ausstellung von liebevoll erdachten Einzeldingen, die man im Geschäftsleben Modelle nennt

Eine Konkurrenz für Emma Bette und Arnold Müller bildet sie also nicht, — wenn wir es auch (für unsere Neugeborenen) dringend wünschten.

Aber eine Verbindung mit diesen Geschäften möchten wir anknüpfen. Hier sind Modelle genug. Wir haben viele Kunstgewerblerinnen in Deutschland, die sich betätigen und Geld verdienen möchten. Gebt nicht für ein einziges Pariser Modell so viel aus, wie ein ganzes Monatsgehalt für sie bedeuten würde.

Wenn es uns auch für die Mütter noch immer nicht gelingen will, von Frankreich und der Mode loszukommen : so sollten doch wenigstens unsere Backfische sogenannte unmoderne Kleider tragen können — die noch nichts mit Chic und Eleganz zu tun haben.

Jene Jünglinge und jungen Mädchen, die mehr und mehr unter der Fahne des Wandervogels in die Welt hinausziehn, wünschen sich ein Eigenkleid. Bei ihren Volkstänzen schwenken sie lustig geblümete Bauernröcke, — doch paßt das nicht für ihre Wanderungen !

Hierfür soll ein Kleid geschaffen werden, das leicht, waschbar, bequem und schön ist. Ueberall, wo sich deutsche Jugend zeigt, soll sie Freude, Wohlgefallen erregen. Hier, bitte, sind nette Musterkleider . . .

Wir geben den Müttern manche Anregung — die nichts Schöneres kennen, als für ihre Mädchen und Jungen selber zu schneiden . . . Sie sollen sehen, wie die neuentdeckte Wollblume viel passender ein Kinderhütchen schmückt als eine große Straußenfeder . . . Wie man durch eine behäkelte Naht oder einen bestickten Knopf (bei dem aller-einfachsten Schnitt) die hübschesten Wirkungen erreichen kann.

Diese Mütter dürfen von unseren Modellen ungestraft abgucken soviel sie wollen, — weil wir hoffentlich dadurch zu einer selbständigen Kleiderkultur gelangen werden. Die haben wir uns schon immer geträumt.

Noch eins — im Namen der künstlerischen Leitung. Wir haben eine sogenannte Jury ausgeübt. Aber nicht alle Sachen, die wir aus Raum-mangel heute nicht zeigen, sind deshalb als unwürdig in den Schrank geschlossen. Wir werden mit der Auslage wechseln. Übrigens kostet es nachher nur fünfzig Pfennig. Also! Kommen Sie wieder her.

Anna Muthesius.

Suchen sollt Ihr eine Ausstellungseröffnungsbewillkommnungsrede, die (bei sachlicher Darlegung) frischer und herzhafter ist als diese.

## Panne

Der Schriftsteller Alfred W. Fred bittet um Aufnahme folgender Erklärung in den Pan: die Zeitschrift ‚Elegante Welt‘ habe neulich einen seiner Sätze dahin geändert: ‚Andres Reisen, andres Leben, andres Lieben, andres Flirten — all das bringt uns der Opelwagen‘. Sein Satz jedoch habe nur geäußert: ‚... all das bringt uns das Auto‘. Die Redaktion habe sonach das Manuskript ‚aus der Arbeit eines unabhängigen Schriftstellers zu einem Inserat gemacht.‘

Gekaufte Anzeigen im Text zu bringen ist schon etwas. Sie mit dem Namen eines nicht gekauften Schriftstellers fälschlich zu zeichnen, ist der höhere Grad von Tüchtigkeit. Die ‚Elegante Welt‘ wird auf einem Bild von Hodler noch Reklame für eine Waffenfabrik machen, wenn er nicht dabei ist. Es gibt aber das Mittel der Beleidigungsklage. —

## Berühmte Freundespaare

1. Orest und Pylades.
2. Loeser und Wolf.
3. Held und Bassermann.
4. Bassermann und Held.

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## INHALT:

Richard Dehmel.....	Vogel Greif
Alfred Kerr.....	Darmkrebs
Fritz Th. Schulte.....	Neue Malerei
Traugott Schalcher.....	Feindesliebe
E. A. Greeven.....	Höre . . .

---

Prochaska -- Die Kreuzzeitung wider Held -- Das Unrecht gegen  
Sascha Schneider -- Herausgeberplagen -- Oskar A. H. Schmitz.





## **Vogel Greif**

Ballade von Richard Dehmel

Mein Flieger, mein kühner, wo geht's heut hin?  
„Hoch über die Wolken, schöne Gönnerin;  
höher als höchste Alpenspitzen  
soll mein Fahrzeug durchs Weltblau blitzen.“  
Vogel Greif heißt dein Fahrzeug? „Vogel Greif;  
heut soll er den Sieg mir greifen.“

Du kühner, du stolzer, dann nimm mich mit!  
Und sie sprang in den Sitz mit straffem Schritt.  
Nur an ihrer Brust das Blumensträußchen  
zitterte wie ein gefangenes Mäuschen,  
als sie sich lachend den Wetterpelz  
um die zierlichen Hüften legte.

„Du kühne, du schöne, wirf weg den Strauß!  
leicht fliegt ein Blumenblättchen heraus;  
ein einziges Blättchen ins Flugwerk verschlagen  
kostet uns beiden Kopf und Kragen.“  
Und während der Vogel Greif knatternd stieg,  
kobolzte der Strauß in ein Kornfeld.

Viertausend Meter stieg er und mehr,  
eisig kreiste das Weltblau um sie her;  
aus stürzenden Wolken in sausendem Bogen  
stiegen sie lachend, lachend, und flogen,  
bis die Erde ein fernes Fabelland war,  
Vogel Greif — da stockte das Flugwerk.

Da stockte das Lachen ; nirs Steuer noch klang,  
schrill das Steuer im Gleitflug-Sturmgesang.  
Durch sausende Wolken in stürzendem Bogen  
glitten sie keuchend, keuchend, und flogen,  
bis die Erde schon fast wieder Erde war :  
Vogel, greif ! Da knackte das Steuer.

Wie vor kaum einer Stunde der Blumenstrauß  
kربولzten sie aus dem Wrack hinaus,  
hinaus, umklammert in wirbelndem Kreise  
mit fliegenden Haaren zur letzten Reise ;  
du kühner ! du kühne ! klang's geisterleise  
auf ins eisige Weltblau.

Und als man sie fand, er atmete noch,  
im Todesfiebertraum sah er hoch,  
hoch über die Wolken und hauchte : siegen —  
morgen werden wir höher fliegen —  
morgen —  
höher — —



## Darmkrebs

Von Alfred Kerr

Man vergißt manchmal, daß ringsum zu jeder Tagesstunde sich furchtbare Dinge begeben; daß Menschen mit tierischen Qualen ihrer Mütter zur Welt kommen; daß andere mit tierischen Qualen nach einem irdischen Aufenthalt aus der Welt gehen.

Man liest nur die Todesnachricht: Der und Der ist gestorben. Hintennach erfährt man, was es mit diesem Scheiden für eine Bewandnis hatte. Man wußte ganz allgemein: er hat sich einer Operation unterziehen müssen; und ‚an deren Folgen‘ starb er.

Das bedeutet in Wirklichkeit, daß er zuletzt, als die Arbeit des Messers beendet, und der tiefe, künstliche Schlaf auch vorüber war, Qualrufe von sich gab, dieser Schweigsame, Lächelnde, Zurückhaltende, bis man ihm endlich soviel Morphium spritzte, daß er ‚sanft‘ entschlummert ist. Dergleichen steckt hinter der kurzen Meldung, daß Soundso gestorben.

Die Aerzte wußten offenbar (von einem bestimmten Zeitpunkt ab), daß nichts mehr zu retten war . . . Die nächsten Freunde kannten das Furchtbare der Krankheit; sie wußten: Darmkrebs; höchstens daß sie glaubten, ihren Freund noch ein halbes Jahr nach gelungener Operation am Leben zu sehn. Von Zufälligkeiten hängt so vieles ab; mit dem Krebsleiden verbunden war hier Zuckerkrankheit, diese verträgt bekanntlich schwer einen operativen Eingriff — also mußte zuvor dem Körper der Zuckerbestand entzogen werden; das war eine mehrwöchige Kur, sie vollzog sich glatt mit dem besten Erfolg . . . Hätte nun die Narkose nur eine halbe Stunde gedauert, so war eine ‚Rettung‘ möglich. Da sie aber drei Stunden dauerte (diese Notwendigkeit ergab sich erst im Verlauf der Operation, das war nicht vorher abzuschätzen), so trat infolge der gesteigerten Zumutung an den Organismus der Zucker mit rapider Gewalt abermals ins Innere — und nach fürchterlichen Einzelumständen geschah die Auflösung. Unvermutet in diesem Zeitpunkt; wenigstens für die Freunde. Und für die Aerzte.

Unvermutet . . . auch für den Kranken? Daß er gewußt haben wird, wie es um ihn steht, als er zuletzt schrie, ist denkbar.

Aber vorher. Hier zeigt sich wohl jenes merkwürdige Doppelspiel, das lebensgefährlich Erkrankte mitunter treiben. Es war so beim Kainz. Sie tun (auch nahen Freunden gegenüber), als seien sie völlig sorglos; als hätten sie nicht den mindesten Verdacht, es könne sich um etwas Ernstes handeln. Kainz mit seinem Darmkrebs sprach immer von einer kleinen Geschwulst, die er sich ‚jetzt‘ wegbringen lasse, bevor er an das Studium gewisser Rollen gehe. Im folgenden Winter beabsichtige er . . . Dies nicht etwa zu wiener Zeitungsreportern, sondern zu Freunden und nächsten Verwandten. Und doch gab es Augenblicke, wo zu merken blieb: daß er gewußt hat, in wessen Hand er schon war.

\* \* \*

Was vollzieht sich in der Seele solcher Kranken? Vielleicht wollen sie das Pathos und das Abschiednehmen und die Tränenausbrüche vermeiden . . . Vielleicht wollen sie die Wahrheit sich selber nicht bekennen — spielen die Komödie nicht vor ihren Freunden, sondern vor sich. Vielleicht wollen sie Leichtsinn vorspiegeln — auch das ist eine Art Bekundung von Mut. Vielleicht auch (das wahrscheinlichste) sind sie zeitweis ehrlich hoffnungsvoll — und nur manchmal überkommt sie das Bewußtsein, wie es in Wahrheit um sie steht . . . aber sie machen instinktiv die Komödie mit, die von allen Freunden gespielt wird. Ambivalenz?

Sie glauben auch, solange die Freunde bei ihnen sind, an die Harmlosigkeit; nachts, wenn sie allein liegen und vielleicht ein grauer Blitz vor der Seele niederschießt, nachts ist keiner da, dem sie die Augenblickseingebung mitteilen könnten . . . diese Eingebung ist die Wahrheit.

Einer, der nach Kainz gestorben ist, hat gewußt, woran und unter welchen Umständen dieser Josef sein Ende fand. Er wußte von der Komödie, die um den Kainz gespielt worden. Und der sollte nicht (scharfsichtig, mißtrauisch, wie er war) gefühlt haben, daß ihm ähnliches bevorstand?

Er hat Sorglosigkeit an den Tag gelegt? — ja: an den Tag gelegt.

\* \* \*

Auch er ließ sich ‚jetzt‘ eine kleine Geschwulst wegbringen. Er hat nichts bestimmt, was etwa für den Fall seines Sterbens aus Unternehmungen werden sollte, die sein Lebenswerk waren. Aber . . . gab es denn einen Nachfolger? . . . ‚Ich will keine alten Männer mehr zu Besuchern haben, sondern junge Mädels und



hübsche Frauen,' sprachen seine blaublassen Lippen scherzend; — daß es ihm nicht zum Scherzen war, zeigt der seltsame Wunsch, sich von dem einen und dem andern seiner Zeitgenossen quasi zu verabschieden. Ein alter Freund hat versichert, daß ihm der vom Tod Erlesene leichthin die Hand gab, lächelnd, daß er aber die Hand nicht losließ und seine Züge sich verzerrten. Soll er geirrt haben? Nein. Es gibt noch andere Kennzeichen, daß er (der ‚Sorglose‘) in irgendeiner stillen Stunde dem Fremden starr ins Auge gesehen hatte . . . Zwischendurch kommen dann wieder die heiteren Lichtwellen, die Graues wegschülen. Aus Scherz und Leichtsinn . . . und aus abgründig starrer Schreckenseinsicht im verborgensten Winkel setzt sich die Stimmung eines geistig hohen Menschen zusammen, der die Schwelle zum Schneidhaus übertritt.

\* \* \*

Eines geistig hohen Menschen. Sollen Aerzte nicht in zweifelten Fällen Leuten dieses Schlags eine Ausnahme zubilligen? Soll man einem sehr intellektuellen Erdengeschöpf nicht sagen dürfen: ‚So und so steht es. Es ist keine kleine Geschwulst — es ist der Krebs. Du hast ein ganzes Leben lang Mut bewiesen. Du wirst ihn jetzt haben. Triff deine Verfügungen . . .‘

Was war zu retten? Beim günstigsten Ausgang mochte hier ein seltener Mensch noch ein paar Monat länger atmen — wer weiß, wie qualvoll!

Gewiß darf der Arzt nichts ‚ungeschehen‘ lassen, was einen Schimmer verspricht. Aber wie klein ist der Schimmer beim Zusammentreffen von Diabetes und Krebs — und wie wert war es ein tapfrer Geist, ein Wahrheitskämpfer: über sich die Wahrheit zu wissen. Unterrichtet davonzugehen: nicht überrumpelt. Die Mühe seines Arztes in hohen Ehren — aber soll man einem (in Anbetracht, daß er ein besonderes Exemplar ist) nicht die Wahl frei stellen selbständig, unzerschnitten aus der Welt zu gehn? Er hätte dann zuletzt furchtbare Tage gefühlt — doch er hätte noch ein paar Wochen mit Bewußtsein, in tiefen Zügen (und wenn er etwa selbst regungslos in einem Stuhl am Fenster saß und nach der Sonne blickte) — er hätte noch dies schwindende Sein genossen, tiefer geschmeckt. Länger. Unzerschnitten.

\* \* \*

Ich wünschte mir, wenn das kaffrige Schicksal Furchtbares für mich plant, eine gute Dosis von etwas, das von vorn-



herein zu meiner Verfügung stände; so daß ich (als ein mündiger Mensch) sie zu mir nähme, wenn der stärkste, nicht der größte, Augenblick das fordert. Eine Dosis, reichlich genug, den Menschen so schlafen zu lassen, daß er am nächsten Tag umsonst geweckt wird.

\*       \*       \*

Wie der Schlaf morgens am begehrenswertesten scheint, wenn man früh aufstehen soll und sich noch einmal umdreht: — so müßten die letzten Wochen eines Daseins, dessen äußersten Rest zu genießen, man sich bewußt ist, wunderbar tief und mit zehnfach glückschmerzlicher Gewalt erfüllt sein.

Kein Arzt hat auf der weiten Erde das Recht, hervorragende Kerie darum zu betrügen.

Gewaltig, die letzten Tage vor dem freiwilligen Schluß — wenn man verloren ist. Gewaltig, sie mit Bewußtsein zu durchatmen, zu durchblicken, zu durchtasten. Einmal noch.

Keinem Besseren darf dies geraubt werden.

## **Neue Malerei**

Von Fritz Th. Schulte

Was hier (sehr gern) veröffentlicht  
wird, sind Meinungen des Verfassers.  
Nicht allemal des Herausgebers.

Die Kunstbetrachtung neuerer Zeit macht häufig entwicklungsgeschichtliche Momente zu Kriterien der Qualität. Gibt es aber eine Entwicklung? Haben wir uns seit Homer, Rembrandt oder Goethe entwickelt? Anders sind wir geworden, sicher nicht besser.

Außerdem wäre zu erwägen, daß jede wahrhaft große Kunst die Ordinateen ihrer Bedeutung in der Weite und Tiefe ihrer Beziehungen zur Tradition besitzt. Daß sie zu tief ist, um im Grunde die mächtige Regung erkennen zu lassen, die ihre Oberfläche bewegt. Zu weit, um sich in die logisch-bestimmte Entwicklungskette einer Stilperiode als Glied einzufügen. Sondern weit über diese Linien hinaustretend, wie der Himmel eine Welt umspannt, die nach allen Richtungen ihren Reichtum ausstrahlt.

Doch die Kritik bequemte sich der logisch-ästhetischen Art der neuen Kunst. Steigende Intellektualisierung; von Delacroix bis — bis Picasso. Flucht vor ihrer sterilisierenden Gefahr. Vom Intellekt gesetzte Temperamente, zum Intellekt fliehend: aus dem Impressionismus zum Neoimpressionismus, Futurismus und Kubismus. Hier, in einer Höhe, wo niemand mehr atmen kann, von der Schranke der physiologischen Möglichkeiten angehalten und die aller andern intellektuellen Schemata vorwegahnend, erkennt man die letzte Zuflucht beim nackten Gefühl: Expressionismus.

Dieser Beschwörung pflegen sich die Musen gnädig zu neigen. Doch hier dringt nicht die einfache Stimme drangvoll suchender Natur zu ihnen, sondern das ekstatische Schreien eines an ästhetischen Sublimaten erhitzten Rausches. Auch nicht der Wohlklang eines Impulses, der sich am Schönen veredelte: auf der Jagd nach einem Abstraktum war jeder Reichtum der Form und des Mittels hindernd, und nur ein kahles Gerüst blieb. Ein

Spermatozoon soll ein selbständiges Lebewesen werden, ohne daß ihm die Entwicklung und Reife im Mutterschoße gegeben wird.

Die Einsichtigeren erkennen die Unmöglichkeit und wagen von der höchsten Spitze den letzten Sprung: in die Wolken. Dort verschwinden sie dem irdischen Auge in gegenstandslosen Rhythmen: die absolute Malerei.

Zweifellos trifft der Expressionismus den Kern des Problems. Befreiung von den Konventionen durch nackten Gefühlsausdruck, gleichsam Primitivität. Nicht irrtümlich erscheinen im ‚blauen Reiter‘ Kinder- und Bauernzeichnungen. Die naturalistische Unbeholfenheit kindlicher Gemüter ist natürlich nicht das Ziel kluger Menschen. Doch am Ende einer zersetzenden Raffinierung der Sinne erkennt man, daß es der Unbefangenheit eines Kindes, der vegetativem Kraft des Bauern bedarf, um, verschüttet von Ueberlieferungen und Eindrücken aller Kulturen, die Form des mächtig treibenden neuen Geistes zu erkennen.

Hier öffnet ein bitterer Widerspruch lachend seinen Abgrund: erkenntnistheoretisch, vor der Erkenntnis fliehend, ruft man die unbeschwerte Unteilbarkeit des Fühlens an. In der Höhe einer weltverstiegenden, abstrakten Atmosphäre, ödster Individualisierung, versucht man primitive Synthese. Indes Primitivität immer nur der formgewordene Sinn einer breiten Lebensgemeinschaft war.

\* \* \*

Und hier erhebt sich der schmerzliche Sinn der Groteske, deren wunderlich verrenkte Glieder zu erreichen trachten, was vor der immer ungestümeren Geste immer ferner zurückweicht: die Einfalt.

Und eine ernstere Erkenntnis: die beispiellose Entfernung der Kunst von den Menschen, von aller Sinnenschlichkeit. Und was dahin trieb: Die Erstarrung der besten menschlichen Beziehungen in vertrockneten, blutlosen Formen, hinter denen ein brutales Triebleben die einzelnen zu einer monströsen Individualisierung treibt. Jeder eine abgeschlossene Welt für sich. Nichtachtung für alles, was eine unbequeme Erweiterung oder Kritik der dummen Eigenart bedeuten könnte. Die Moral der Wildnis und des geistigen Faustrechts. So sind unsere Gespräche, auch im engsten Kreise, wie die Geräusche von Marionetten, die durch alle Wechsel ihres Scheinlebens dieselbe tote Grimasse halten. —

Soll man sein ganzes Interesse dem Symptom zuwenden, das ein schweres Leiden erzeugte? Nur daß es die Diagnose erleichtert, gibt ihm Bedeutung. Nicht die Problematik der Kunst



unserer Tage sollte man beklagen, sondern schwerere, im Sozialen wurzelnde Uebel. (Zumal Kunst, als Sammelbegriff der Tätigkeit einer großen Klasse, niemals beunruhigen dürfte. Sie war immer nur der Ausdruck weniger großer Geister.)

Was große Volksmassen zu einer Einheit bindet, was ihrem Fühlen gemeinsame Richtung gibt, war der Boden, in dem große Epochen wurzelten. Wer unserm Weltgefühl Form geben will, wird jene Regungen bloßlegen müssen, die eine übereinstimmende Schwingung der Menschheit ermöglichen, die zu einem neuen Lebensrhythmus führen können. Er wird offenbaren müssen, was den Formen menschlicher Beziehungen wieder den Sinn der Empfindung zu geben vermag; die blutreichen, unmittelbaren Gesten des göttlich Animalischen. Kurz: eine Gefühlseinheit.

\* \* \*

Die Zuversicht in diese Möglichkeit begeistert **Dalcrøze** zu seinem Evangelium der neuen Schönheit. **Hodler** und **Munch** ahnen sie, ohne sich ganz ins Freie kämpfen zu können. Sie steckt in **Maillols** wuchtiger Strenge, jedoch ohne zu einem weitreichenden Symbol zu werden. **Haller**, **Pasci** n entledigen sich aller alten Fesseln, um sie zu erreichen.

**Pechstein** und manche andere vernehmen ihre Stimme; doch liegt ihnen der Nachhall der letzten Epoche zu sehr in den Ohren, um sie rein zu erkennen.

Und von diesem muß man los, trotz **Rösler**, **Beckmann** und **Brockhausen**, die ihn zu einem neuen Klang zu verstärken suchen. Tüchtige Persönlichkeiten. Doch reden sie immer von Gestern, während das Heute ungestüm nach Worten für seinen überquellenden Reichtum sucht.

Wie dies Gestern bereits banalisiert wurde, zeigt der Nachwuchs der Sezession. Der heilige Drang der Großen, die Anschauung vom Unwesentlichen so zu befreien, daß sie die Bedeutungsfülle ihrer Vision in der elastischen Knappheit einer Arabeske hinzuschreiben vermochten, ward hier paradox: den höchsten Ausdruck des Lebens erkennt man in der Fähigkeit, schöne Arabesken zu schreiben. Nicht verlegen um den Sinn der Hieroglyphe, in jeder Linie Gefälligkeit, schreibt man nach, was **Cézanne**, **Liebermann** und all die andern einst schrieben. Versucht mit der Interpretation des Temperaments die fremden Zeichen zu neuen Ornamenten zu verbinden. (Unter Temperament versteht man die nervöse Hast, die den Reiz der schöpferisch-schwärmenden Hand ersetzen soll.)

Die flachen Linien, die die mächtige Welle, von *Delacroix* bis *Liebermann* in breiter Masse hinrollend, auf dem öden Strand hinterläßt.

\* \* \*

Aber sollten unsere Lebensenergien nicht stark und klar genug sein, um sich einen freien, eigenen Ausdruck zu schaffen?

Eine Antwort glüht uns in dunkler Wucht entgegen. Eine leuchtende Vision erhebt ihr Haupt, umdrängt von Nacht und Not, in tief-versunkenen Träumen über dem wüsten Lärm der Welt hängend: *Barlach*.

In leidenschaftlicher Verinnerlichung, abgeschieden von jedem fremden Aeüßerungsgebaren, lauscht er mit allen Kräften der Seele den Stimmen, die aus seinem Innern steigen, um sich zu schauen, nackt vor der Ewigkeit. So dringt die Leidenschaft seiner Empfindung mit stummer Gewalt in die Gesten seiner Menschen, den Sinn ihrer sichtbaren Beziehungen weit überquellend, so daß geisterndes Leben in die Räume tritt und die Gegenbewegung der Personen in schlafwandlerischer Dämonie zu der schauernden Ahnung unfäßlichen, allgegenwärtigen Lebens erweitert.

Wir stehen in einer neuen Welt, aller aktuellen Vergleichsmöglichkeiten beraubt. Was in diese Seele von außen gelangt, ist geglüht in jener brennenden Askese, wie sie in den späten Grablegungen *Botticellis* mit traumhafter Schmerzensgewalt wirkt. Umspannt und gefaßt in der fanatischen, großen Strenge mantegnesker Massen.

Alles, woran sich dies inbrünstige Gefühl veredelte und bildete, verschwindet in der Wucht seiner Empfindung. Wie bei einem Wassersturz alle mitfließenden Dinge sich der reißenden Kurve der Flut anpassen.

Ihre Herkunft erhöht die epochische Bedeutung dieser Tat: sie steigt aus dem Dunkel einer im tiefsten Innern sozial erschütterten Seele. Es offenbart sich ein tiefer Zusammenhang mit metaphysischen Sehnsüchten unserer Zeit. Diese Macht, in der sich *Breughels* Bauernkraft wiederfindet, wird getragen von der dynamischen Resonanz einer durch weiteste Lebenskreise hallenden Uebereinstimmung. Deren Ahnung ihr letzten Endes auch Sicherheit und Mut in der Einsamkeit ihrer dunkeln Visionen gibt.

In *Millet* war ein ähnliches Gefühl lebendig, doch der Norddeutsche klärte es von aller Sentimentalität. Dies Weltempfinden, das man in seiner Einfalt, Kraft und Tiefe slawisch



nennen möchte, findet einen Ausdruck, so geschlossen aus den Abgründen einer voll in sich ruhenden Seele gehoben, daß seine Macht der stilistischen Größe der frühen Italiener näher steht, als irgendeinem des letzten Jahrhunderts.

Hier sollte aller Zukunftspessimismus zuschanden werden. Doch noch ein anderer Jüngerer, **Arthur Degner**, stärkt die Zuversicht in eine ahnungsreiche Zukunft.

**Munch** könnte die Mitte sein, in der er sich mit der großen Konzeptionsart **Barlachs** trifft. Dieser Hinweis gilt aber nur an der Oberfläche.

Denn wenn der problematische Norweger in dämonischer Naturergriffenheit mit der Realität schmerzlich um die einfachste Form seiner Empfindung ringt, so scheint in **Degner** eine der ganz großen, seltenen Begabungen erstanden, bei denen Sehen und Abstrahieren dasselbe ist. Er beginnt da, wo andere das Ziel sahen. Sein Malen ist nicht nur intellektuell, sondern auch physiologisch bedingt, die dynamische, formbildende Kraft der Natur wirkt in ihm wie in einer Pflanze. Jede Bewegung treibt Formen. Die Derbheit seines Empfindens erinnert an **Corinth**. Doch scheint die Quelle der Schönheit in ihm ergossen, ihn von allen Gefahren reinigend, denen jener häufig in seinen naturalistischen Suggestionen erliegt.

Was die Neuen so vergeblich sehnsüchtig erstreben, höchste Knappheit bei stärkster dekorativer Wirksamkeit, erscheint hier wie der mühelose Pfad, der wunderbar, durch köstliche Gelände geschlungen, zu der klaren Form einer Vision führt.

Und das beispiellose Abstraktionsvermögen dieser bewegten Vitalität, mit dessen freiem Reichtum sich von Heutigen nur **Th. Th. Heine** in Beziehung setzen läßt, treibt ein schlichter Sinn. In höchster Hinsicht volkstümlich. Wie aus **Dauver** die leidenschaftliche Verzerrung eines entfesselten Volkes spricht, so kündigt sich hier ein zur lustvollen Schönheit freier Kraftentfaltung gereiftes Bürgertum an.

Die leichte und doch fast mathematische Strenge, die ihn auf das Wesentlichste richtet, ergibt eine karikierende Tendenz des Typs. Sie ist diesem Optimismus das notwendige Korrektiv. Doch hinter dem robusten Lachen steht die tiefe Wesensbeziehung zu der gehaltenen Fülle und Klarheit griechischer Welten.

Die Neuheit der Erscheinung verwehrt weitere Hinweise. Doch eins wird klar: **Flaubert** irrte, wenn er den Künstler im allgemeinen für eine außerhalb des Lebens stehende Monstrosität hielt. Es traf zwar zu für ihn und viele andere seiner



Zeit, die das Physiologische bis in die letzte Faser spaltend, der Expansion synthetischer Geister keine Möglichkeit der Anteilnahme am allgemeinen Leben gewährte.

Doch beschränkt auf die einsame Unsicherheit einer Aeüßerung, die sich nur an der vagen ästhetischen Uebereinkunft einer verschwindend kleinen Minderheit kontrollieren ließ, konzentrierte sich ihr Streben auf das, was sie schmerzlich entbehrten: allgemeingültige, unanfechtbare, ästhetische Tatsachen.

So. bereiteten sie einen Boden gemeinsamer Grundanschauungen, auf dem ihren Nachkommen die Möglichkeit einer stärkeren Unmittelbarkeit der menschlichen Beziehungen erwuchs. Auf dem sich die Schaffenden wieder der Welt und ihren Gaben nähern dürfen, ohne ihr Edelstes zu gefährden.

Sie bahnten den Weg zu der Höhe, die in der Ferne eine begeisternde Lebensgemeinschaft ahnen läßt, ähnlich jener der Griechen oder der Renaissance. Eine Zukunft in der, wie in jenen herrlichen Epochen, der Künstler wieder im Herzen des Volkes lebend, dessen Pulsschlag mit dem eigenen Rhythmus so gewaltig steigert, daß sein Klopfen durch die Jahrhunderte vernehmlich wird.

## **Feindesliebe**

Von Traugott Schalcher

Dieser Schweizer wohnt in der  
Köpenickerstraße zu Berlin.

Als wir an der Sankt-Katharinenkirche vorbeigingen, an welcher über der Eingangspforte die paradoxen Bibelworte von der Feindesliebe stehen, sagte Peter Buri: „Feindesliebe — das Wort hat für mich seit langer Zeit einen zweiten, vom Evangelium abweichenden Sinn angenommen; daran ist vielleicht vor allem ein kleines Erlebnis meiner Kindheit schuld, an das ich immer wieder erinnert werde, wenn ich das Wort höre oder lese.

Bevor ich die Geschichte aber erzähle, mußt du ein wenig wissen, wie mein verstorbener Bruder aussah, denn das gehört dazu. Er glich mir nämlich gar nicht. Groß, schlank und blond, hatte er schwärmerische, blaue Augen und eine feine, weiße Hautfarbe. Sehr schön war er, der Gilbert. Er soll unserer Mutter, die starb, als sie mich geboren hatte, sehr ähnlich gewesen sein. Alle weiblichen Bekannten verhätschelten ihn schon als kleines Kind. Aber er beschloß sein Leben mit neunzehn Jahren und kam so wenigstens um die Verlegenheit, die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen zu können.

Also, damals war er so zwischen Knabe und Jüngling und lernte wieder einmal seit vierzehn Tagen bei einem neuen Meister, einem Hafner. Du mußt wissen: eigentlich war Gilbert ein Taugenichts, und es wäre sicher nichts Rechtes aus ihm geworden. Ich war um drei Jahre jünger, und besuchte noch die Schule.

So.

An einem freien Nachmittage schlenderte ich allein vor die Stadt hinaus, dem Erdbeergraben und dem Nachtigallenwäldchen zu.

Es war im Herbst und ein unfreundliches, windiges Wetter.

Zu beiden Seiten der Straße, auf der ich eben gedankenverloren einhertrottete, lag je eine ausgedehnte Lehm mulde, mit Sand- und Steinhaufen angefüllt. Schiefe, klapprige Bretterhäuschen

und verlöchernte Steinsiebe lugten da und dort zwischen den abgestumpften Pyramiden der Kieselhaufen hervor.

Im Sommer wimmelte es hier von Arbeitern und Schubkarren, aber jetzt war der Ort ausgestorben, ein rechtes Bild der Trostlosigkeit — der Trostlosigkeit einer Großstadt-Peripherie.

Ich hörte mich plötzlich beim Vornamen gerufen. Mich umwendend, erblickte ich auf einem der Steinhaufen meinen Bruder, er lächelte und winkte mir herüber. Ich ging zu ihm hin.

Gilbert erklärte, für seinen Meister Steine suchen zu müssen, so eigrosse, runde. Er zeigte mir einige. Sie kämen beim Ofensetzen zwischen die Kacheln, erläuterte er mir weiter, und fragte, wohin ich wollte, und meinte, ich könnte ihm suchen helfen.

Nun — es gab zwar schönere Dinge, als an kalten Herbsttagen in solchen Dreckgruben Kiesel zu sammeln; aber was tut man schließlich nicht für den Bruder, wenn man ohnehin nichts Gescheites anzufangen weiß.

So half ich ihm denn. Ich bemerkte auch, daß er sich sehr darüber freute. Bei dem Wetter allein Steine klauben, mußte wirklich recht langweilig sein.

Nachdem wir zusammen seinen Sack endlich gefüllt hatten, setzten wir uns an eine windgeschützte Stelle des Lehmschachens und ich half meinem Bruder sein Abendbrot verzehren.

Es wurde fast gemütlich. Wir hörten den Nordwind so hübsch über uns wegfegen, und er konnte uns nichts antun. Die Sonne machte manchmal verzweifelte Versuche, die Wolken zu durchbrechen und bildete dann an deren Rändern weißlichgelbe grelle Stellen.

— Da flog ein Stein. Prasselnd prallte er auf den uns gegenüber liegenden Kieshaufen.

Ein zweiter folgte. Noch einer. Und so fort. Ein Stein nach dem andern flog über unsre Köpfe weg, bohrte sich in den lehmigen Boden oder schlug auf die harten Kieselmassen da drüben.

Wir erhoben uns sofort, traten in das schmaleWeglein hinunter am Fuße der Halde, an der wir vesperten, und schauten in die Höhe.

Richtig — da oben am Rande des vielleicht zehn Meter hohen Rains, etwa dreißig Schritte entfernt, standen zwei Knaben meiner Größe, sie mochten aber jünger sein, und beschossen uns.

Als sie sahen, daß wir aufstanden, lachten sie frech und laut und schrien Schimpfnamen herunter.

„Wildvierteler!“

„Italiaggen!“

„Zigeuner!“



So wetteiferten die zweie und schleuderten ihre Steinhagel auf uns nieder. Sie warfen übrigens schlecht. Nur dann und wann waren wir genötigt, ein wenig auszuweichen.

„Trefft ihr nie besser?“ höhnte Gilbert.

„Wartet nur, ihr Hunde!“ rief ich wütend hinauf.

Sie lachten mich aus. Es war auch wirklich nichts zu wollen. Die Jungen ebenfalls zu beschießen, hatte keinen Zweck, denn die beiden brauchten sich nur etwas zurückzuziehen, und wir sahen sie nicht mehr. Außerdem standen wir unten und sie oben. Fangen? Kriegen würden wir sie doch nicht, die Entfernung war zu groß.

Wenn doch der Wind einem von den Halunken die Mütze herunterrisse und zu uns trüge, wünschte ich im stillen, denn sonst blieb mir nichts übrig.

Da streifte mich ein Stein am Ärmel.

„Verfluchter Lausbub.“

„Und das muß man sich nun alles gefallen lassen?“

„Was willst du sonst machen?“ fragte mein Bruder.

„Ach, komm, wir gehen.“

„Fort?“

„Ja.“

Er nahm seinen Sack mit Steinchen auf, da — hallo, so ist's recht — entführte ein Windstoß dem einen Knaben seine Teller-mütze und trug sie in großem Bogen herüber (ich seh' sie noch — sie schwebte wagerecht in der Luft und drehte sich beständig um sich selbst) und legte sie vor unsern Füßen nieder.

Das änderte die Lage allerdings. Augenblicklich brachen Gelächter, Geschrei und Steinhagel ab, und es entstand dafür oben eine für uns ergötzliche Ruhe.

Ich kann dir nicht beschreiben, in welche Stimmung mich diese Wandlung versetzte.

Mich erfüllte die Gehobenheit eines Feldherrn, der die schon verloren geglaubte Schlacht durch einen Zufall eine glückliche Wendung nehmen sieht, und nun mit imperatorischem Lächeln und ruhigem Auge das Ende abwartet; seinen nunmehr unumstößlichen Sieg kostend; mit spielerisch kalter Grausamkeit noch die tödlichsten Schachzüge gegen den Feind ermessend.

Ich ballte meine Fäuste in der Tasche und biß die Zähne aufeinander. Ich fühlte mit sadistischer Lüsternheit, wie meine Augen leuchteten. Wie ich den Kerl verhauen würde —

Da rief der ohne Mütze: „Bring mir die Kappe!“ Er glaubte aber wohl selber nicht daran, denn es klang sehr verzagt.

„Hole sie!“ lachten wir hinauf.

„Ich werde es meinem großen Bruder sagen, der ist stark!“

„Soll nur kommen, wenn er Hiebe haben will!“

„Ich sag's meiner Mamma!“

So eine Mutterpuppe — daß sich das Aeffchen nicht schämte.

„Du, ich glaube, er holt die Kappe doch nicht,“ sagte Gilbert.

„Was! — aber sicher holt er sie, paß nur auf, der kommt schon noch.“

Die beiden Knaben sprachen miteinander. Ich konnte zwar ihre Worte nicht hören, aber ihre Silhouetten überzeugten so deutlich wie erlauschte Gespräche: Der Unbedeckte wollte seinen Kameraden überreden, mit ihm herunterzukommen. Dieser jedoch zeigte keine Lust, Folge zu leisten.

Da zottelte der Barhaupte endlich gesenkten Kopfes den Rand der Halde entlang nach vorn, uns entgegen, während der andre verschwand. Nach einigen Schritten blieb er stehen, schaute herunter und sah auf uns. Dann kletterte er behutsam über die Böschung. Er rutschte. Es ging schneller, als ihm lieb war.

„Siehst du,“ sagte ich, „er zieht die Prügcl, die er von uns kriegt, den Schlägen, welche ihn zu Hause erwarten würden, vor. Nun, er soll nicht zu kurz kommen. Hier mit diesem Stecken, schau!“

Jetzt stand er unten auf dem Weglein. Nun gab es kein Entinnen mehr. Aber wir konnten warten. Er kam ja sicher noch näher.

Er machte wieder ein paar Schritte und blieb von neuem stehen.

Wartete er noch auf ein Wunder?

Es war ein schmales, hübsches Knäblein, mit kurzen Höschen, saubern, netten und gut sitzenden Kleidern. Halt so ein Reicher. Auf die Sorte hatte ich es immer ganz besonders abgesehen. So ein Püppchen zu verprügeln, bis sein Gesichtlein häßlich wird und sich verzerrt, das war mir von jeher eine besondere Lust gewesen.

Er stand vor uns.

„Gib mir nur die Kappe,“ sagte er ängstlich. Sein Trotz war klein geworden und schimmerte nur noch schwach durch seine Worte. Er sah zu Boden und wartete.

Wir schwiegen und stellten uns schwerhörig. Mein Bruder lächelte weich und spöttisch.

Da ging ich auf den armen Sünder los mit meinem Stecken. Er schaute kurz auf — jetzt schossen ihm vor Angst dicke Tränen aus den Augen. In kurzen Stößen drang es aus seiner Brust, aber unaufhaltsam, ein Ton verschluckte den andern, er wimmerte kläglich und ließ seiner Furcht ohne Beherrschung freien Lauf.

Das rührte mich natürlich nicht — im Gegenteil — ich schlug nach ihm — er wich nach der Seite meines Bruders, wie um da Schutz zu suchen.

Ich warf auf Gilbert einen prüfenden Blick. Er lächelte noch immer sein weiches, mädchenhaftes Lächeln — seine Augen waren feucht — zwar hatte er das oft, ohne jeden Grund — Aber diesmal — ich erkannte blitzschnell — voll enttäuschter Erbitterung, — daß ich um meine Rache, die mir vom Himmel zuerkannte Rache — betrogen werden würde, daß etwas Unbekanntes die beiden plötzlich — verband — gegen mich verband --. Sie glichen sich auch in diesem Moment wie Brüder: die selben großen blauen Augen, die selbe schlanke Biegsamkeit der Körper, und da sagte Gilbert auch schon, indem er mir (dem sekundenlang Zögernden) die Mütze aus der Hand nahm:

„Ach, gib doch die Kappe her, Peter!“

Er gab sie dem Jungen, welcher sie ohne Dank nahm und eiligst davonlief.“

\* \* \*

„Die Geschichte ist aus,“ schloß Peter Buri, „das war doch unleugbar auch Feindesliebe, nicht?“ glaubte er noch, ernst und überzeugt, feststellen zu müssen.



## Höre . . .

### I

Höre — aus pfeifender Not,  
Höre — aus sägscharfer Pein  
Laß ich dieses Lied  
Dir empfohlen sein.

Siehe — mir dorrt die Hand,  
Die überm Schoß dir lag

— — — — —

### II

Bleib am Himmel — gelber Mond,  
Bleib — die Nacht soll stillestehn . . . .  
Zeiger keiner Uhr soll gehn.  
Wo die erste Dämmerung wohnt  
Laß die allertiefsten Schatten  
Gottes Sonne niederrafen,

Laßt uns Dunkel stehlen . . Nächte kaufen  
Aus den Hurenwinkeln, aus den Kasematten,  
Und den Tag darin ersticken.  
Denn der Tag bringt Hatz und Fährde,  
Angst und Wirrsal ohne Ende . . . .  
Rot und wund sind meine Hände  
Von dem Schlag an stummen Türen.

### III

Du führst mich wie den triefenden Stier  
Mit verbundenen Augen so kreuz wie quer . . . .  
Ich stoße an Steine . . . ich wittre nach dir . . .  
Ein Grasgeruch geht neben mir her . . . .  
So wie man dem Stier vor den Nasenring  
Legt süßes Kraut und er sättigt sich —  
Deine Schulterhöhle auf meinem Gesicht:  
Deine duftenden Haare letzen mich . . .

E. A. Greeven.

## Prochaska

Also nicht verstümmelt. Spät erfuhr man, daß ihm das Schicksal (und Serbien) gelassen hat, was der brave Schweppermann empfing. Auch das Gegenteil hätte wahr sein können. Muntere, kriegerische, jungprächige Balkanvölker haben glückliche Einfälle . . . und machen gern ihren Schnitt am Widersacher. Spaß muß sein. Nietzsche-Zarathustra hätte diesen lebfrischen Zug heiter-bejahender Herrenmenschen (denen ein Gewissensbiß eine Unanständigkeit, und kein Ab-schnitt ihres Wirkens ein Bedenken ist) noch über die (melancholischere) Härte der Renaissancenaturen gestellt. Und wenn Cecil Rhodes, nach dem Verkehr mit einer Häuptlingstochter, an sich die Maßregeln eingeborener Verwandten unter der Form zweier schlichten Reibsteine nachdenklich erfuhr und für vereinzelt hielt: so haben doch die italienischen Offiziere dieses (von der Haager Konferenz nicht völlig gebilligte) Kriegsmittel in Abessinien massenhaft in seiner gelungenen Wirkung an sich beobachten können. Was vollends in Albanien alles auf den Chausseen herumlag und worauf man in Dorfhäusern ausglitt: darüber fehlen die Feststellungen der mit Recht um ihre Gesundheit und Vollständigkeit besorgten Kriegsberichterstatter.

\* \* \*

Spät ist festgestellt worden, daß Prochaska heil ist und alles hat. Warum so spät?

Warum hielt Österreichs Völkerlenkung mit diesem Pfand in ihrer Hand hinter dem Berge, solange es irgend möglich war? Warum teilte sie nicht früher mit, daß er gesund sei? Darum: weil Prochaska (und sein Doppeladler) für den Fall einer zu erzeugenden Kriegsstimmung, je nachdem, als versehrt oder unversehrt gelten konnte. Hieß es zu früh: „Alles in Ordnung!“, so schrumpfte die Entrüstung, die Kriegsstimmung zusammen.

Mitten in einem einzigen Konsul ruhte so eine Chamade wie eine Panfare. Auf ihm spielte Berchtold wie auf einem empfindlichen Instrument. Bis ein Ton des Friedens hervorklang.

Hunderttausende, die ein Kriegsausbruch hätte verröcheln machen, werden jetzt an Prochaska wie an das Zünglein einer Wage, von deren Sinken so vieles abhing, aufatmend zurückdenken. Und im Haagschen Bosch muß wie in Kevlaar eine Plastik an den Konsul und die glückliche Befreiung von Kriegsnot erinnern — zum lehrreichen Fingerzeig auf zwei Menschengattungen (mit „quantilla sapientia“): auf die Gattung, die zum Entscheid über Völkerschicksale solche Mittel gebraucht; und auf die zweite Gattung, die es sich gefallen läßt.

## Die Kreuzzeitung wider Held

Einen Leitartikel über den Lotterie- (und Diäten-) Einnehmer, über den fortdauernden Skandal seiner Anwesenheit im Deutschen Reichstag, über die nationalliberalen Parteibrüder des Gebrandmarkten und über den Pan bringt nun die Kreuzzeitung. Ihr Leitartikel sagt:



### Charaktere, die die Politik verderben?

Mehrfach sind in den letzten Jahren Fälle bekannt geworden, daß Parlamentarier in ihrem Privatleben in Konflikte geraten waren, teils mit allgemein für verbindlich erachteten **Moralsätzen**, einigemale auch mit Strafgesetzen — Fälle, die immer durch das **Abtreten der so Gezeichneten** von der Bühne des öffentlichen Lebens ebenso schnell erledigt wie vergessen waren. Erst jetzt erfährt die größere Oeffentlichkeit aus den Tageszeitungen verschiedener politischer Richtungen, daß einer dieser Fälle einen andern Verlauf genommen hat. Der Zweck dieser Zeilen erheischt keine Namensnennung, wohl aber fordert er, die Richtung der beteiligten politischen Partei zu erwähnen, ja sogar zu unterstreichen; es ist die nationalliberale Partei bzw. deren Reichstagsfraktion.

Zwei Gründe heben zunächst den angedeuteten Fall aus seiner Umgebung heraus: Einmal der Umstand, daß es sich bei den Vorgängen, die in rechtskräftig gewordenen landgerichtlichen Urteilen die Ursache der ganzen widrigen Angelegenheit schufen, nicht nur um irgendwelche der bürgerlichen Daseinssphäre des Betroffenen angehörige Gebiete handelt. Vielmehr ist hier wohl zum ersten Male von der Strafkammer eines Landgerichts festgestellt, daß ein Abgeordneter ‚sich nicht gescheut habe, seine Stellung als Reichstagsmitglied auszubeuten und drohend zu verwerten‘ und ‚das höchste Ehrenamt eines Volksvertreters in den Kreis niedriger privater Geldinteressen herabgezogen habe‘. Das ist die Beschuldigung des Staatsdelikts für einen Parlamentarier. Zum andern interessiert dieser Fall deshalb die Oeffentlichkeit, weil der hier in Frage kommende Abgeordnete zwar — und wie der nationalliberale Generalsekretär Breithaupt gelegentlich andeutete, nicht ganz freiwillig — seine Mandate niederlegte, daß er nach ein paar Jahren aber, im Waffengeräusch des vergangenen Wahlkampfes, fast ungehört, ohne daß sich inzwischen die erwähnten Feststellungen hatten aus der Welt schaffen lassen, mit einem Reichstagsmandat zurückkehrte. Er stand nun aber nicht abseits, sondern die nationalliberale Reichstagsfraktion nahm ihn in den Tagen heißen Mehrheitsdranges wieder auf, allerdings als Hospitanten. Innere Gründe dieser Einschränkung sind unbekannt.

Einzelheiten der veranlassenden Vorgänge sollen hier unerörtert bleiben, weil dazu der zu erwartende (?? Anm. d. H.) Prozeß gegen den Herausgeber des ‚Pan‘ — dem achten gerichtlichen Verfahren dieser Angelegenheit, wenn ich nicht irre — Gelegenheit geben wird. Diese Zeilen sollen auch kein Warnungszeichen für die nationalliberale Partei sein. Wenngleich von einer kürzlich in Bremen abgehaltenen Versammlung berichtet wird, Herr Bassermann habe den betreffenden Abgeordneten im



Gegensätze zum Tone früherer Briefe als ‚seinen Freund‘ (lies nicht ‚Parteifreund‘) apostrophiert, so steht er im öffentlichen Ansehen zu hoch, um darauf die Ansicht zu gründen, er stände dieser Angelegenheit passiv gegenüber.

Hier soll nur ernsthaft und energisch ausgesprochen werden, daß ein derartiger Verlauf solcher Fälle zur schwersten Gefährdung des allgemeinen Ansehens der Parlamentarier und weiter der Institution der Parlamente — und hier liegt die Legitimation eines jeden Staatsbürgers für diese Frage begründet — führen wird. ‚Das Niveau des Parlaments sinkt‘, hörte man vor einigen Jahren vom Platz des Reichskanzlers. Und im ‚Tag‘ vom 24. August 1907 stellte sich der Prof. Hasbach, aus anderen Argumenten dazu gelangend, die Aufgabe, einen ‚furchtbaren Niedergang im Parlamentarismus‘ nachzuweisen. Für die Wiederverbreitung und Aufnahme dieser Ansicht werden Vorgänge, wie der hier fragliche, beste Bundesgenossen sein.

Nirgends anders liegt die Möglichkeit, hier zu wachen, als im Kreise der Abgeordneten selbst, wenn nun einmal beteiligte Fraktionen die Zeit zur Geltendmachung ihres Hausrechts nicht für gekommen erachten . . . Nun komme man nur nicht mit dem Einwande der Gefährdung der freien Mandatsausübung und suche diesen Mantel über die Wunde zu decken. Interessant ist jedenfalls, daß man in national-liberalen Kreisen schon jetzt diesen Einwand erheben hört. Ist es etwa — um von diesem Parteistandpunkt die Frage einmal zu betrachten —, ist es etwa liberaler, die Wählerschaft bei Prüfung etwas verwickelter juristischer Begriffe dem Einflusse des Nebels auszusetzen, den die interessierten Kreise mit Phrasen und mit entstellten Zitaten aus zahlreichen Urteilsbegründungen, bestellten scheinbar juristischen Gutachten und beglaubigten, schön gesiegelten Abschriften entfalten? Dem Nebel, den seine Verfertiger erst weichen lassen, wenn an seine Stelle das matte Licht von der Gloriole des Märtyrers tritt, dessen Freunde schließlich nur noch auf ‚die andern‘ hinzuweisen brauchen, die so glücklich waren, nicht so scharfe Beobachter zu finden.

Solche Anschauungen wird man alsbald auch anderorten nachweisen können, wenn nun bei der Wählerschaft in solchen Fällen der berechnete Eindruck entsteht, daß es auch hier die Krähen gibt, die untereinander im besten Frieden leben. Dann wird es eines Tages dahin kommen, daß an Stelle des Wortes von der charakterverderblichen Politik ein andres tritt von den kommenden Charakteren, welche die Politik verderben.

spricht nun auch ein deutschkonservatives Blatt — der Ring ist also

geschlossen. Die äußerste Linke wie die äußerste Rechte sind einig. Allein die goldene national-liberale Mitte bleibt steif und fest, Herrn Held nicht (durch eine Kundgebung) zu entfernen.

Den Gedanken, es sei hier das erstemal, daß diese Partei fest bleibt, . . . schlug ich mir als ungehörig aus dem Kopf. Aber die Gegner könnten ihn haben.

\* \* \*

Herr Held! Herr Held! Ich habe noch im geringsten nichts gemerkt, daß eine Klage wider mich angestrengt ist. Wie lange dauert sowas bitte?

## Das Unrecht gegen Sascha Schneider

Boykott — in Anlehnung an § 175? . . . In einem aus Italien an den Pan gerichteten Brief heißt es:

. . . Es handelt sich um den einstigen Weimarer Akademie-Professor Sascha Schneider. Bekanntlich gewann sich der schon frühzeitig einen Namen durch Graphiken und große Oelmalereien — meist allegorischen Inhalts. Auf einmal verschwand er. Die Wahrheit ist, daß er sich nach Florenz zurückzog, hier in einer Flaubertschen Einsamkeit und Selbststrenge über sein bisheriges Schaffen den Stab brach und sich in 10 jährigem Mühen eine völlig veränderte Anschauung über Wesen und Bedingung seiner Kunst zu eigen machte.

Er tritt nunmehr wieder vor die Oeffentlichkeit. In Dresden hat in diesem November die erste Ausstellung stattgefunden. Was sahen wir? Nichts mehr von „dichterischen“ Visionen, nichts mehr von Gedanken- und Anekdotenmalerei, sondern einfach: Schöne Leiblichkeiten. Schöne Knaben und Männer in Lebens- und Ueberlebensgröße, in Bronze, Marmor, in Oel und Aquarell, die nichts dem Beschauer zu erleben geben wollen, wie den Rhythmus ihrer vollendeten Nacktheit. Dieser Rhythmus gebärdet sich nicht *b e w e g t*, wie es etwa bei Marées der Fall ist, sondern die Figuren präsentieren sich kerzengerade, senkrecht zum Erdboden, still, von keinem äußeren oder inneren Zwecke in eine Augenblicksstellung gebannt: Sie stehen da wie absolute Formen, wie Prinzipien.

Das Publikum und die Kritik haben der Ausstellung den besten Empfang bereitet. Die maßgebenden Professoren (Seydlitz, Treu, Lehrs) traten begeistert für den Ankauf einer Plastik für das dortige Albertinum ein; Leipzig (Geheimrat Vogel), wollte gleichfalls ein Werk erwerben. Beide Ankäufe waren so gut wie sicher.

Auf einmal, nach hitzigen Debatten in den Kommissionen, tritt man zurück. Man könne die Figuren nicht erwerben, weil sie zu ‚sinnlich‘ seien. Schneider fällt aus allen Himmeln. Der Verkauf zweier Figuren hätte für ihn eine finanzielle Sorgenerleichterung sondergleichen bedeutet. Nicht zu reden von dem ideellen Ruhmesgewinn.

Für zehnjährige Schöpferqual die Beschuldigung unsittlichen Strebens! Wenn die Figuren weibliche Akte wären, ließe sich das



verhältnismäßig leichter tragen; aber es sind Knaben, Jünglinge, Männer. Sehr versteckt, aber ganz positiv enthält die Beschuldigung die andere: Diese Kunst ist eine Verherrlichung der Homosexualität.

Schneider hat in der Öffentlichkeit wenig Rückhalt. Dank seinem Auslandsaufenthalt hat er mit Publikum und Presse die Fühlung verloren. Er steht also heute, da unterirdisch gegen ihn miniert wird, ziemlich hilflos . . .

\* \* \*

Dies aus der Zuschrift. Der Tatbestand ist aufzuhellen. Mittlerweile soll man konsequent sein und von dem p. Buonaroti das Meiste (nicht bloß den Bacchus, die badenden Soldaten, den Adam) boykottieren.

Es ergeben sich immer mehr mildernde Umstände für die sächsische Verzweiflung der Kronprinzessin Toselli.

## Herausgeberplagen

Wäre man nicht widerstandskräftig, sie könnten einen verrückt machen mit ihren Forderungen.

Ein fünfzigjähriger, nicht unedler Schriftsteller von leidlichem Namen schreibt an den Pan:

Im Februar d. Js. sandte ich Ihnen mein damals eben herausgekommenes Drama „Dunkle Mächte“ nebst einem Briefe zu. Zu meinem Bedauern haben Sie sich noch nicht veranlaßt gefunden, mir darauf zu antworten. Ebenso wenig habe ich von Ihnen das Werk oder auch nur meinen Namen — wie übrigens von je — erwähnt gefunden. Ich kann also nicht umhin, anzunehmen, daß Sie sich, wie bisher, an dem seit fast zwanzig Jahren gegen mich planmäßig und bewußt geübten Totschweigen auch ferner zu beteiligen gedenken. Nun haben Sie zwar als Herausgeber einer Zeitschrift und als Kritiker einfach die Pflicht, auf jedes einigermaßen bedeutsame Werk aufmerksam zu machen und es nach bestem Wissen und Können zu fördern, ganz gleichgültig, wie Sie sonst zu dem Autor stehen mögen, doch diese meine Anschauung mag vielleicht altmodisch sein. Daß es sich in meinem Falle nicht um Unbedeutendes handelt, das, glaube ich, wissen auch Sie, denn wenn mein Name auch vor der Öffentlichkeit sorgsam als Geheimnis behandelt wird, so weiß ich doch, daß er in gewissen Kreisen zur Genüge bekannt ist. Da ich aber einmal dabei bin, kann ich Ihnen auch noch verraten, daß ich weiß, daß seit Hebbel in der deutschen Literatur niemand aufgetreten ist, der gegen mich in Betracht käme. Vielleicht lächeln Sie über diese Bemerkung, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß manchem mit der Zeit dieses Lächeln vergehen wird. All das Totschweigen, die heimliche Verfolgung und Unterdrückung wird nämlich auf die Dauer nichts helfen, den Schaden aber werden die haben, die jenes tun. Ich kenne ja nun sehr wohl die Gründe zu alledem, selbst noch bei jedem Einzelnen . . .

Was nun folgt, ist allerhand Wahnsinn. Solche Briefe kommen täglich. Und angeklungelt wird man, ohne Unterbrechung. (Der Nach-



mittag eines Telephauns.) Einer will ein Stück bei Nacht vorlesen. Ein Vormund verlangt Auslieferung der ‚sogar durch eine Mittelsperson‘ unbefugt übermachten Strophen seines Mündelfräuleins. Die sollen nicht gedruckt werden! Sie werden ja nicht. Andere drohen mit Schadenersatzklage, wenn ihr schwachsinniger Schund nicht bis morgen wiedergesandt wird. So leben wir alle Tage. Nur ein Mittel gibt es: ein Mann zu sein — und selten etwas zurückzuschicken. Nie zu antworten. (Manchmal wird man inkonsequent.)

Mitunter jedoch schauen einen wirkliche Dichter, junge, wie von fern und vorwurfsvoll an. Dies ist das Schlimmste. Man hätte Lust jedem die Hand zu drücken. Es geht nicht.

Gedruckte zürnen . . . Aber soll man allen Wind lesen, der erscheint? sein Atmen und Hiersein vergeuden? Ein Mensch ist man, kein Wortsaugapparat. Man berichtet über Das, was einem begegnet. Manchmal. Und man singt von Dem, was man will, was man will, was man will.

Legt wenigstens beschriebene Couverts bei, — zum Donnerwetter.

## Oskar A. H. Schmitz

Ein Roman des hervorragenden Konservativen schließt mit den sü-sü-süßen, Dott, wie Bönen Wo-wo-wortchen :

‚Kleine, blonde Mely, wo bist Du? Armes verirrtes deutsches Mädchen . . . Der Dichter weint um Dich.‘

Ich lese immer: Dichter . . . Welcher Dichter? . . . Wie heißt: Dichter? . . . Ein ganz konservati-ti-ver Di-Dichter wei-weint um Dich.

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## JNHALT:

Alfred Kerr.....	See
* * * .....	Schreibende Knaben
Alfred Kerr.....	Brahm-Feier
von Radecki.....	Gedicht
H. Wyneken.....	Gedicht

---

Soll der Arzt betrügen? — Erklärung der Nationalliberalen  
Kritik — Rassengefühl





## See

Tagebuch. Für die gesammelten Schriften bestimmt.

### I.

Quod felix faustumque sit. Ich schreibe diese Zeilen, indem ich die Zigarrettenasche mit der linken Hand in eine beim Wandern in der Öde gefundene Muschel stippe; in ein dütenförmig längliches Kalkgebilde, aus dem ein Einsiedlerkrebs entflohen ist.

Ein Rochen-Ei liegt daneben; ich fand es beim Wandern. Es sieht aus wie ein Säckchen aus schwarzem Leder, mit vier schwarzledernen Handgriffen daran . . . Essen und schlafen soll man. Im übrigen draußen sein auf der wilden Insel, wo schreiende Wasservögel, Hasen hausen. Dort soll man mit den Tieren leben; wenigstens in ihrem Luftreich; den Spuren der Tiere soll man folgen. Das Auge fragt mit einer fiebrigen Neugier ein aus der Flut gerissenes Meergewächs. Warum ähneln gewisse Teile deiner Ausläufer genau den Scheren eines Krebses? Sollen Tiere dadurch von der Pflanze ferngehalten werden, indem eine Krebsschere sie zu bedrohen scheint? Gibt es Anähnlichkeiten zwischen Pflanzen und Tieren desselben Bereichs, und wodurch kommen sie zustande? Was für ein Prinzip waltet? Ich habe mal in Nordafrika eine Palmeneidechse gekauft; ein Tier, dessen Schwanz das Aussehen eines Palmenteils, eines Stückes vom Stamm hat.

. . . . . Sieht man den Schwanz allein, so würde man nicht wissen, ob das einer Pflanze oder einem beweglichen Lebewesen angehört. Vollkommene Täuschung! Wodurch entsteht sie? Zu welchem Zweck (wenn es einen gibt)? Ist es kindisch, zu sagen: die Natur hat der Eidechse diesen Schwanz gegeben, damit man sie auf der Palme nicht entdeckt? Andererseits: ist es eine zulängliche Erklärung, zu sagen: solche Eidechsen, die zufällig einen palmenähnlichen Schwanz haben und auf Palmen hausen, sind am Leben geblieben, weil man sie dort schwer entdeckt. Ist das wirklich eine Auskunft? Wie steht es mit den

Krebsscheren meiner Seepflanze? Hat sie ‚zufällig‘ solche Scheren; und hat sich erhalten, weil man sie darum weniger beknabberte?

## II.

Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß ich zwei Meere schauen kann. Ein gepeitschtes, nahes: die offene See. Und in der Ferne noch ein schweigerendes, rätselhafteres, auf der andern Seite des Eilands verlassen grübelndes. Darüber hinaus, in der fernsten Ferne, liegt ein Schein; das Festland.

Alles zusammen schafft neue Fragen. Worauf soll das Ganze hinaus? Man fühlt . . . allenfalls noch Empfindungen, wie Liebe; wie Schmerzen, die man durchlebt; über allem unausrottbar das siegreiche Glück: zu atmen.

## III.

Man fühlt hier, wie man selber den Tieren ein Schicksal wird. Wie man ein Jäger ist und seine Lust erhöht durch das Verächeln anderer Geschöpfe. Wie man über die Dünen schreitet — als das Schicksal. Ich habe mir nichts vorzuwerfen als einen Seehund! er hat nicht gelitten, denn bevor er's noch denken konnte, war er nicht mehr.

Ich habe nach keinem Vogel geschossen und keinen Fisch zu fangen gesucht. Aber was ich ringsherum sehe, in der Luft dieses umtosten Erdstückes, ist Leiden; abermals Leiden.

Ich ging über die Dünen; entfernt von der bewohnten Siedlung; durch Dünentäler, Hochtäler, über Alpen mit dunkelgrünem Gras in der Salzlucht zwischen zwei Meeren. Über den Gipfeln kreisten und schrien Möwen.

## IV.

Ich kletterte hinauf. Sofort nahm mich ein altes Tier an. Ich mußte den Mantel emporschwingen, um die wütende Möwe meinem Kopf, meinen Augen fernzuhalten. Sie schoß auf ihn bis auf die Entfernung eines halben Meters mit einer nicht vorzustellenden Geschwindigkeit hernieder, hob sich wieder in die Luft und wiederholte diesen Vorgang mit rasendem, stoßartigem Gekrächz eine Zeit lang.

Ich schwang den Mantel und kletterte höher. Jetzt machte keines der Tiere mehr einen Angriff, als ob es nutzlos wäre.

Ich sah im Grase regungslos eine junge Möwe kauern. Der Hakenschnabel noch schwarz; nicht gelb wie bei den ausgewachsenen Tieren. Reglos gekauert. Über ihr das Dünengras, das langhalmige, so zurechtgebogen oder zurechtgedrückt, daß sie geschützt, verborgen lag. Ich wollte sie nicht mit der Hand berühren; denn sie müßte dann verhungern, weil die Alte das vom Menschen berührte Tier nicht mehr füttert . . . Als so der ziemlich große Vogel, ohne sich zu bewegen, neben mir lag, spürte ich einen Schauer. Ich weiß nicht, warum. Ich sah die langsam blinzelnden, blinzelnden Augen, die mich nicht anblicken wollten. Mit drei, vier ausgerupften Grashalmen berührte ich leise das Hinterteil, wo die grauschwarzen Federn noch flaumiger waren, und wollte eine Spur von Bewegung in das Tier bringen. Unmöglich. Es blieb geduckt, in fabelhaftem Schrecken gebannt, und blinzelte nur — indem es mich nicht anblickte.

Ich ging weiter.

## V.

Ich mußte mich beim Treten in acht nehmen. Wieder war da und dort das Gras umgebeugt, zurechtgedrückt, und allenthalben lagen Seevögel verborgen, noch nicht flugfähig, reglos. Oben kreisten wild und schrien die Alten. Ich stieg vorsichtig hinab . . . und schritt weiter über die Dünen. Ein Volk Enten flog auf, in irrinniger Todesfurcht ins Watt hastend, stürzend, taumelnd. Ich war das Schicksal. Im Dünental traf ich vereinzelt Frösche, die hier nicht hüpfen, sondern mühsam sich fortasteten, im Sand verschmachtet, vielleicht vom Sturm aus dem Watt gehoben. Ich nahm einen empor und ließ ihn später, über Höhen und durch Täler schreitend, am sumpfigen Küstenrand nieder. Ich war sein Schicksal.

Aber die anderen blieben, wo sie waren, und krauchten elend weiter, sandumweht, in den qualvollen Tod. Langsam, langsam — in den qualvollen Verschüttungstod.

Und Hasen setzten davon, sobald sie den Schritt rasseln hörten. Manche keinen Meter von mir. In wilder Verwirrung hinab in



eine sandige Schlucht; dort verschwanden sie. Sie spürten den Schatten des Schicksals.

Und über der offenen See schossen die Möwen zur Flut und schnappten mit mörderischem Schnabel Fische. Den Fischen kam aus der Luft das Schicksal. Und ich schritt weiter über die Dünen und sah hinter mich, — ob das Schicksal hinter mir käme.

## VI.

Am nächsten Tage strich ich um den Südrand der Insel und traf einen weidmännisch gekleideten Menschen. Er war aus dem Königreich Sachsen, wie er nachher sagte. Er hatte Chemie studiert. Es war ihm nicht gelungen, einen Hund zu schießen; deshalb wollte er, bevor der Tag zu Ende ging, das Schicksal der Wasservögel werden. Um wenigstens, wie er sagte, 'eine leidliche Strecke' mit nach Hause zu bringen. Er hatte kaum die ersten Worte zu mir geredet, als er schoß. Seine Schrotkörner trafen jenen anmutsvollen zierlichen Strandvogel, der um seiner Töne willen Regenpfeifer genannt wird. Das Tier hatte einen halben Meter von der Flut gesessen. Es war nur verwundet. Entsetzensvoll floh es ins Wasser — aber das Salz drang ihm in die blutig offenen Teile des Leibes, und wie gestört hastete es zurück auf den Sand, unbekümmert um den Schützen.

Der griff es, — wie es von inneren Schlägen geworfen und durchhämmt wurde. Er hielt es an den Beinen.

Ich verlangte, daß er ein rasches Ende machte.

Das Tier wurde am Kopf gefaßt und mit dem Leib nach der anderen Seite geworfen, um es zu erwürgen. Aber es war nicht tot.

Er faßte es nun wieder an den Beinen und schlug es mit dem Kopf an den Kolben.

Es lebte jedoch immer noch.

Es hob den nach unten hängenden Kopf.

Er schlug es jetzt noch vier- bis fünfmal an den Kolben, bis es wirklich tot war.

Er kam dann hinter mir her.

Auf einen Knall hin sah ich mich um. Eine dreijährige Silbermöwe stürzte herab auf den Sand. Beide Flügel und ein Fuß waren getroffen, der Leib nicht.

Sie konnte noch laufen.

Er vertrat ihr den Weg ins Meer.

Noch einen Versuch machte sie, dann blieb sie erschöpft sitzen und ihr Auge sah, sah, sah den Mörder an, der jetzt ganz dicht auf sie zutrat — als ob er unschlüssig wäre.

Mein Blut begann zu kochen.

Er sah sich um und nahm ein Stück Holz.

Als er den ersten Schlag nach dem Kopfe des dasitzenden Tieres fühlen wollte, hob es den Schnabel, öffnete ihn und gab einen Ton, der wie ein Widersprechen klang, von sich — und schnappte in Todesverzweiflung nach seiner Hand. Nach dem ersten Schlag kam dieser Ton noch einmal . . . schwächer.

Er drückte ihr dann den Brustkorb ein.

## VII.

Als ich, eine Stunde später, an die Südküste gegangen war, lag ein kleiner Dampfer dort. Der Steuermann kauerte auf dem Hinterdeck und bereitete den Schollenfang vor. Er zog ein Netz aus dem Wasser, in dem sich Einsiedlerkrebse gefangen hatten.

Mit einem Haken zerschlug er die Muscheln, riß die Schalthiere heraus und band ihre zuckenden Stücke an eine Schnur. Das war der Köder für die Schollen.

Die Schnur mit den (durchlöcherten) Krebsen befestigte er zwischen den Reifen des Netzes.

Nach einer Weile zog er das Netz heraus und zerschlug den gefangenen Schollen die Köpfe an den Deckplanken.

## VIII.

Der Sachse kam mit einer ‚großen Strecke‘ zurück. Er hatte durch die Nasenlöcher aller toten Möwen und Regenpfeifer ein Stück Spagatschnur gezogen und hielt sie daran wie an einem Schlüsselbund. Im hellen Wasser sprang ein Fisch hoch; und der Steuermann, als ich ihn fragte, sprach: ‚Das war eine Makrele; sie hat nach ’m lütten Fisch geschnappt.‘

Über dem Wattenmeer stand ein Gewitter. Ich wanderte nach Norden. Es war dämmerig. Und zuweilen sah ich mich um, ob einer hinter mir käme.

## Schreibende Knaben

Aus Bayern kommen diese  
Zeilen an den Pan.

— — —,

Sie sind ein Freund der Jugend und der Feind der Erbärmlichkeit — Ich bin Lehrer an sogenannten höheren Lehranstalten und unterrichte in der deutschen Sprache. Zwar kann ich selbst weder sprechen noch schreiben, aber unter meinen Schülern findet sich bisweilen einer, der Talent dazu hat.

W. B. war 13 bis 13 $\frac{1}{2}$  Jahr alt, als er die folgenden Miniatur-novelletten und die Satire auf den Schulkameraden verfaßte; die Geschichten sind literaturfrei, die Satire zeigt Bekanntschaft mit dem Don Quixote. Ich wünschte, ich könnte das Leben so künstlerisch auffassen wie dieser Bub; so knapp, klar, reizvoll, abwechslungsreich, so geschlossen und sicher. Ich wünschte auch, daß Bücher mir so lebendig würden.

Meine zahlreichen Herren Schriftsteller, und Du unendliches Publikum, das die deutsche Sprache gebraucht — bedenkt: Jahrzehnte lang und zwar täglich eine Stunde ergießt sich der deutsche Unterricht über die Herzen und Köpfe. Glaubt ihr, daß das keine Folgen hat? Noch sind die Herzen empfänglich! Noch sind die Köpfe nicht verschlossen! Noch ist die herrliche Jugendzeit!

Schriftsteller und Publikum — ihr wäret weniger erbärmlich, wenn euer deutscher Unterricht weniger erbärmlich gewesen wäre.

Das ist nämlich das Grauenhafte, daß dieser Junge wenige Monate, bevor er bei mir so schreiben konnte, wegen seiner Unfähigkeit im Deutschen d u r c h g e f a l l e n ist.

Er ist darüber nicht schwermütig geworden — aber was geht mich dieser glückliche Zufall an! Mich geht das System an. Wäre der Knabe nur durch einen Zufall zu Schaden gekommen, durch die persönliche Torheit eines Lehrers, so würde ich nicht viel Aufsehen von dem Fall machen. Aber der Fall ist typisch.



Das habe ich erfahren, indem ich für den Knabnn eingetreten bin und habe es auch sonst schon gewußt.

Ich hoffe, daß B. in der Schule nicht mehr schlecht behandelt wird, wenn er in dieser Zeitschrift gedruckt ist. Als ‚Pädagoge‘ bin ich mir natürlich bewußt, daß ich B. auch einer Gefahr aussetze : er kann eingebildet werden. Aber doch nur, wenn er eine Kartoffelseele hat. Ich hoffe jedoch, er wird ein Mensch ; er ergreift, wie er es vor hat, einen praktischen Beruf, lebt ein herzhaftes und feines und gesundes Leben ; das ist die Hauptsache, nicht die Druckerschwärze. (Es folgen seine Skizzen.)

#### 1. Eine Schulerinnerung.

‚Den Mann muß ich auslachen‘, sagte mein Freund auf dem Schulwege zu mir, ‚der hat mich gestern geschlagen‘.

Ehe ich etwas erwiderte, rief er ihm schon allerhand Namen zu, die ich hier doch kaum erwähnen kann.

Der also beditelte kerte sich um und rante, so schnell er konnte, hinter uns her, kam aber wegen eines künstlichen Fuses, den er hatte, nicht so schnell nach und bald verlor er uns bei einer Straßenecke aus den Augen.

Glühent rot vor Hitze kamen wir in die Schule und waren froh, entkommen zu sein.

Aber oh Schreck, drei Minuten später trat ohne zu klopfen unser Verfolger ins Zimmer, ganz in Schweiß gebadet.

Ohne Entschuldigung an unser erstauntes Fräulein leitete er mit den Worten ‚die Herrgott Sakrament‘ seine uns beide niederschmetternte Rede ein.

‚Ihr Saubum ihr dreckigen wos mants denn, wenn ih noamal ein dawisch na daschlag ih’n halba‘. Noch mehr solches bekamen unsere Ohren zu hören und wir waren wie von Stein.

‚Ih beste drauf daß die Sakrament prügl’ gring,‘ sagte er und ging ohne weiter sich weiter zu empfehlen von Tannen.

Wir haben aber keine Schelten oder Schläge bekommen sondern das Fräulein hat recht herzlich gelacht über den Mann.

Als ich nach 2 Jahren einmal mit einen Schulkameraden

in das Pumpwerk der Bahn in der Hauptwerkstätte kam, saß dieser Mann als Wärter drunten.

Aber er kannte mich nicht mehr.'

## 2. Eine Bundesgeschichte.

Wir hatten einen Bund gegründet und zwar am Heuboden, denn dort war unser Lokal und Beratungsort in allerhand schwierigen Fällen, dort hatten wir den Plan zu einem großen Apfeldiebstahl entworfen und ausgeführt, dort saßen wir 5-fe auch heute wieder, und beratschlagten, wie man das aufdringliche Judenbüblein los werden könnte, das immer zu solchen Taten anregte, aus denen für ihn der größte Gewinn herausprang. Wir tuschelten lange und endlich hatten wir etwas gefunden, womit wir ihm die Anhänglichkeit, die er heuchelte, vertreiben konnten.

Wir waren trotz des schönen Wetters im Heuboden beschäftigt, über eine Bodenluke Schnüre zu spannen. Endlich waren wir fertig und ein großer Haufen Heu, der auf dem Netze lag, verdeckte die Öffnung. Hierauf wurde der Jude geholt.

Wir führten ihn an das verdeckte Loch und einer sagte mit feierlicher Stimme: ,Hüpfе hinein und grabe nach dem Bundeschilde, das darinnen liegt. Wenn ich 3 gezählt habe, dann beginne Dein Werk, doch wisse, wenn du einen Laut von dir gibst, bist du unbrauchbar für uns.' 1 — 2 — 3 ! zählte er. Mit einem Sprung war der Jude im Haufen und stieß einen Schrei aus, als ihm der Boden unter den Füßen wich.

Kaum war er unten, so sprangen wir auch nach und sagten zu ihm, du bist unbrauchbar für uns, denn du hast einen Laut von dir gegeben, was dir so streng untersagt war.

So wurden wir das Judenbüblein los; denn wir haben es als es noch nicht gehen wollte mit einem Spanischen heimgetrieben.'

## 3. Das Eberlein.

Heute wollten wir frisch und leicht ohne alles Gebäck einen Ausflug machen im Tauberthal.

Rasch zogen wir also in früher Morgenstunde fort, zum Stadt-

tor hinaus. Es war noch empfindlich kalt, denn die Nebel verhüllten die Sonne.

Die Landschaft lag ebenfalls noch im Dunstschleier.

Aber ein leichter Wind vertrieb ihn, und bald erwärmte sie uns und beschien die lachende Landschaft. Die Tauber zu unserer Rechten glänzte in langen roten Streifen und alles schien uns sehr schön.

Aber die Bilder, an denen wir vorbei gingen, verlohren ihren Reitz, das Wasser war nicht mehr so wie am Morgen, denn wir bekamen Hunger u. was für einen.

Und der Hunger wurde stark und wuchs je höher die Sonne stieg. Um ihn zu vertreiben sangen wir Lieder u. mein Magen spielte die Begleitung.

Aber ‚der gute Kamerad‘, ‚hinaus in die Ferne‘ u. s. w. machen nicht satt ; jedoch, ich schäme mich fast, daß ich es sage, wenn wir Brot betteln würden, das konnte den Hunger stielen.

Not kennt kein Gebot, u. wir gingen in eine Mühle, wo wir etwas zu bekommen hofften. Aber der Müller hat uns alle 5 fe hinausgeworfen. Das war aber der Besitzer selbst der Eberlein.

Da zurchzuckte mich ein Rachege danke. Mit einer roten Kreide, die ich in meinem Rockfutter gefunden, schrieb ich an die Türe.

‚Der Eber ist ein großes Schwein  
Die kleinen nennt man Eberlein‘.

Dann gingen wir heimwärts. Auf einmal kam ein Mann mit einem Rad hinter uns her, stieg ab und fragte nach dem Weg nach St.

Ich wollte antworten, aber der Mann hatte mich schon beim Gragen und nun will ich weder zurückdenken an das was kam, noch will ich es erzählen. Bloß daß sage ich, daß es ein Bursche des Eberlein war.

#### 4. D e r L.

Große Taten wollte der L. vollbringen, die Welt sollte ihn als Vorbild aller Helden betrachten. Siegfried, Herkules St. Georg u. andere Drachentöter u. tapfere Männer sollten bei der Nennung



seines Namens in den Hintergrund treten, kurzum er wollte der größte, mutigste stärkste und geachtetste Held aller Zeiten werden.

Er träumte von seinen zukünftigen Ehren wenn er schlief, und wenn er erwachte so holte er einen alten Husarensäbel von dem er sich einbildete, das es das Schwert ‚Mimung‘ sei hinter einem Schranke hervor, u. schlug damit wild um sich. Es störte ihn nicht wenn er eine Lampe traf oder ein Fenster zerbrach. Er verschonte eben nichts wenn er sich im Fechten übte. Hatte er genug gestochen u. geschlagen so kam die Lanze an die Reihe. Er schwang sie über seinem Kopfe ließ sie kreisen, warf sie, rannte damit auf einen Gegenstand los u. bohrte die Spitze seines Speeres so tief als möglich hinein.

Nun kam das Barieren mit dem Schilde an die Reihe. Er warf irgend etwas wie z. B. eine Lampe Kaffeemühlen Wasserkübel oder Eier in die Luft u. versuchte sie mit dem Schilde aufzufangen.

Nachdem er alles geübt ging er auf die Straße und probte dort seine Kraft zwar ohne Rüstung aber doch in der Praxis. Diese Uebungen machte er alle Tage. Nach einem Monat als er schon ziemlich viel Verwüstung in der Wohnung angerichtet hatte, glaubte er Übung genug zu haben, ließ sich in seinen Schilde einen großen Glasdiamant setzen ließ sich von dem Hute seiner Mutter einige Federn befestigte sie an seine Sturmhaube u. ging am anderen Morgen als eben die Sonne aufging in voller Rüstung davon.

\* \* \*

Ich habe an den Produkten des jungen Erzählers nichts geändert. Man sieht seine schlechte Orthographie; außerdem hat er die Untugend, bei den Probearbeiten seinen Namen leicht auf die falsche Zeile zu schreiben. Die Subalternen aber finden mit Recht, daß für das Leben subalterne Eigenschaften nötig sind. Vor allem und über alles.

Gestatten Sie, hochgeehrter Herr, daß ich mich Ihnen in der Abneigung gegen die Subalternen anschließe. E. H.

So die bayrische Zuschrift.

Dem Herrn Einsender ist ein norddeutsches Gegenstück zu bieten: in dem Fall eines noch nicht zwölfjährigen Knaben aus Berlin. Ich verdanke die Kenntnis einem Zusammenreffen. Die Eltern sind, beide, geistig hochstehend; in öffentlicher Arbeit bewährt. Der Junge, teilweise in einem Land-erziehungsheim gebildet, ist kein Stubenhocker, sondern schier zu Fuß — er hat innerhalb Bayerns den höchsten Berg erstiegen.

Ich gebe nun einiges aus dem Tagebuch des noch nicht Zwölfjährigen. Nachdenkliches. Er hat hierneben Geschaut, Bildhaftes zu Papier gebracht. Dies ‚altklug‘ zu nennen, wäre veraltet, aber nicht klug.

Ich werde Kinder, wenn ich sie einst habe, nicht ‚tallen‘ lassen. Sondern mit ihnen . . . zwar nicht egalweg von ‚organisch-individuellen Prinzipien‘ (und so) quatschen; aber dem Gesetze Kants folgen: Habe den Mut, dich deines Verstandes zu bedienen — sapere aude.

### T a g e b u c h .

„ . . . Ich hörte in München in der Ausstellung den Einzug der Götter in Walhall von Wagner, was mich ungeheuer ergriffen hat. Seit der Zeit ist mir ein ganz neues Reich, das der Musik, aufgegangen.“

„ . . . Man muß immer F a r b e b e k e n n e n , nicht in „göttlicher Bescheidenheit“ auf dem „goldnen Mittelwege“ gehen. Wie sagt doch Anatole Francois: ‚Ayez des passions fortes, laissez-les grandir, et croissez avec elles. Et si plus tard vous devenez leur maitre inflexible, leur force sera votre force, et leur grandeur votre beauté.‘

„ . . . H. versucht uns zu erklären, daß Bruckners Symphonien maßgebend für das Wesen der Symphonie sind, nicht die Beethovens. Für Beethoven ist das Thema nur ein Motiv. Bruckner dagegen hält die Treue gegen das Thema durch die ganze Symphonie. Daher ist er der deutscheste aller Musiker. Aus diesem Grunde findet er auch, daß Bruckner die vollendete Musik geschaffen hat. Er spielte darauf die 1. Symphonie. Meiner Meinung nach ist das Schönste darin das Ende, wo die linke Hand der linken Person einen dunklen Ton spielt, den die beiden Hände der rechten Person zu unterdrücken suchen. Zuerst gelingt es ihnen noch,



dann aber schwellen die Akkorde mächtig an und der Ton erstirbt allmählich. Der Schluß dagegen gefiel mir nicht. Er ist gar kein Schluß. Er ist wie ein Seitensatzstück beim Kindertheater, das einen allmählich verlaufenden Berg darstellt und am Ende gerade und glatt abgeschnitten ist. Beim Theater wird dies Ende durch die Kulisse verdeckt, in dem Musikstück aber blieb es offen, allzu offen . . . .‘

, . . . Die Tendenz meiner Entwicklung ging im letzten Jahre vom Idealismus zum Realismus. Auch in der Kunst. Mir ist z. B. die Edda lieber als Homer, Bonus' Isländerbuch lese ich lieber als Ovid; Odin und Thor, Frigga und Freya sind mir sympathischer als Zeus und Appolon, als Juno und Athene. Das will nicht sagen, daß ich dies mißachte — im Gegenteil — die griechische Kunst schätze ich über alles, aber das Germanische ist mir in gewissem Sinn wesensverwandter, aus demselben Grunde wie mir Goethe lieber ist als Schiller. Schiller hat eine Idee und sucht für diese einen Träger, Goethe aber schafft Menschen, und gibt das Leben, wie es ist, nicht wie es sein soll. Denn das Drama ist kein Utopus. Ein beliebtes Prima-Schulaufsatz-Thema lautet: ‚Wodurch gelingt es Schiller, Wallenstein trotz seines Verrats unserm Herzen näher zu bringen?‘ Die Antwort lautet einfach: durch seinen Verrat. Wallenstein gehört zu den wenigen ‚Menschen‘, die Schiller auf die Bühne bringt, und das Menschliche an ihm ist ja eben sein Verrat.

. . . . Das Ideal ist mir das — nicht ideale. ‚Les passions, c'est toute la richesse de l'homme‘ — das muß ich immer wieder zitieren, und ein Mensch, der Leidenschaften hat, ist sicher nicht edel im landläufigen Sinne. Gegen die ‚Ruhe des Geistes‘, die ja mit hierher gehört, wendet sich ein Vers Popes, den ich leider nur in der französischen Uebersetzung kenne:

Plus notre esprit est fort, plus il faut qu'il agisse,  
il meurt dans le repos, il vit dans l'exercise.

, . . . Der Krieg braucht nicht immer das Zeichen einer verrohten Zeit zu sein; eine krieglose Zeit macht mir oft den Eindruck der Degeneration, besonders eine Zeit, wo es keine geistigen Kämpfe gibt . . . . Heute kämpft man höchstens noch auf eine Art, die ich hasse und die Alix (eine Freundin der



Familie) die positive nennt, und die ich durch folgendes Beispiel erläutern will: Jemand gründet eine Reformschule, hat die Gewißheit, diese Schule ist wirklich gut, während die alte schlecht ist — und tut nichts, absolut gar nichts gegen die alte Schule, weil er sagt, man dürfe ein anderes Werk nicht zerstören. Auch wenn man — bitte ich zu bemerken — die Gewißheit hat, daß es die Kinder schädigt . . . . . Die ‚positive Kampfart‘ besteht also darin, daß man, anstatt eine böse Tat zu verhindern, eine gute tut. Ich hasse diese Kampfart, denn nur auf Ruinen kann man sicher bauen.’

‚Wir (Mama und ich) lesen jetzt am Abend zusammen. Zuerst lasen wir Nathan, dann Tasso, dann Clavigo. Der Nathan ist meiner Meinung nach kein großes Kunstwerk; er begeistert nur wegen der darin ausgesprochenen Ideen —, er ist auch kein Drama, weil er fast gar keine Charakteristik enthält und keinen wirklich dramatischen Konflikt. Tasso ist ein wundervolles Gedicht aber — ein Gedicht und kein Drama. Ein Drama, das muß dahinsausen, wie ein Gewitter, die Blitze müssen zucken und der Donner rollen, der Konflikt muß auf die höchste Höhe gesteigert werden, alles muß davongerissen sein — so hingerissen, daß die Leute von den Bänken springen und ganz teilnehmen an der Handlung . . . . .‘

‚. . . . . Schon im vorigen Jahre habe ich mich für die Volkskunstaussstellung begeistert und ihren Reichtum an Farben und Formen . . . . . Jetzt hat Wertheim eine ständige Abteilung dafür eingerichtet. Ich finde die Idee darum so glänzend, weil jetzt, wo die Volkskunst ausstirbt, oft schon ausgestorben ist, man die Sachen vereinigen muß, damit ihre Formen mit der Maschine nachgebildet und so für uns gerettet werden.’

‚. . . . Ich habe sehr interessante Stücke aus der Steinzeit gesehen: eine wunderschöne Axt, die meine unmaßgebliche Meinung zwar für paläolithisch hält, obwohl sie als Sterlith bezeichnet wird; ferner eine kleine ausgesprochene neolithische Axt, die ganz glatt poliert ist. Da sie aus sehr hartem, mit dem Messer nicht ritzbarem Steine besteht, so mag ihr Verfertiger wohl Wochen, ja vielleicht Monate gearbeitet haben, um sie auf einem kleinen Handamboß (andere gab es noch nicht) zu glätten.’

„... Ein Jahr ist eine lange Zeit für die Entwicklung eines Kindes von 12 Jahren. Ich glaube, daß ich mich entwickelt habe, ich glaube und ich hoffe, nein: ich weiß es, daß ich mich weiter entwickeln werde . . . . . Mein schlimmster Fehler ist, daß ich mich für zuviel interessiere. Es gibt vier Interessensphären; die sind: 1. Die geschichtlichen Wissenschaften, 2. die naturwissenschaftlich-mathematischen Wissenschaften, 3. das praktische Gebiet (Jura, Nationalökonomie, Soziologie etc.), 4. das schaffende Gebiet (Philosophie, Schriftstellerei, Kunst etc. etc. — alles, was schaffend und wirkend auf künftige Ideale hinstrebt). Zwei dieser Interessensphären sind wissenschaftlich; die erste lehrt das, w a s w a r, die zweite das, w a s i s t; da man von dem, w a s w i r d, keine Wissenschaft machen kann, so gibt es nur die zwei. Die entgegengesetzte vom Studieren ist das Schaffen. Das ist das 3. und 4. Interessengebiet. Das 3. ist einfach das praktische, das 4. aber das ideale.

. . . . . und ich interessiere mich für das 1., 2. und 4., und zwar ist mir 1 nur das Mittel für 4. Ich sehe bei 1 die Entwicklung der Menschheit und das ewige Nacheinander von Evolution, Revolution, Reaktion, und so fort. Das alles greift natürlich ineinander und ist nicht so einfach, wie etwa diese Linie veranschaulichen würde . . . . .

Hei, wenn man so zurückblickt auf die Jahrhunderte, dann kann man wahrlich stolz sein, aber noch viel stolzer, wenn man die vor uns liegenden Jahrtausende erblickt, die wir erobern müssen! Was sind das aber auch für Entwicklungsreihen: der paläolithische Schaber, Phidias, Michel Angelo, Rodin — oder das berühmte paläolithische in Stein geschnittene Renntier, Botticelli, Dürer, Rembrand, Velasquez und jetzt: Millet, Klinger! . . . . .

„... Wir haben uns heute im Kupferstichkabinett die Wappen der Brüder Beham, Bartel und Hans Sebald, Schülern von Dürer, angesehen. Bartel ist der bedeutendere, seine Porträts sind prachtvoll. Ausgezeichnet sind Hans Sebalds Bilder eines Bauerntanzes, von einer Frische und Anmut, die für seine Zeit kaum glaublich ist. Sie haben manchmal einen Rhythmus, der an Goyas unglaublich schönen Danse espagnole erinnert . . . . .



In Ullsteins Weltgeschichte ist ein wundervolles Bild : eine Illustration Botticellis zu Dantes Hölle. Was war dieser Mensch doch vielseitig : der Tanz der Grazien und dieser Höllenpfuhl, schwarz und stinkend ; vermodernd zwischen den Molchen und Kröten blicken angstverzerrte Gesichter auf, wahnwitzig leuchtende Augen. Was mag der dort, der zu Virgilen so ängstlich aufschaut, wohl gewesen sein, der mit dem Strähnenhaar ? Ich glaube : ein edler Mensch, Giamcomo Cenci, so denke ich ihn mir, ganz so . . . . .

„Wenn es auf dem Monde und dem Mars lebende Wesen gäbe, wenn plötzlich alle Tiere Vernunft besäßen, so muß das Gesetz vom Dreieck für alle die gleiche Gültigkeit haben,“ sagte mein Lehrer heute. Ich widersprach. Wenn wir nämlich die Möglichkeit zugeben, daß vernünftige Geschöpfe mit anders konstruierten Augen z. B. den Baum, den wir grün sehen, anders sehen könnten, so müssen wir auch die weitere Möglichkeit zugeben, daß es Geschöpfe mit einer anders konstruierten Vernunft geben kann, die das Gesetz vom Dreieck nicht als ihr Gesetz anzuerkennen brauchen.“

Aus einem „neuen Katechismus“ :

„Du sollst auf die Morgenröte des nächsten Tages schauen, und nicht auf das Abendglühen des vergangenen, wenn es auch noch so schön war.“

-----



## Brahm-Feier

Aus der Gedächtnisrede, gehalten im Lessingtheater am 22. Dezember zur Totenfeier für Brahm, Otto, folgen hier die Eingangs- und die Schlußworte.

### I.

Im Vaterlande Henrik Ibsens besteht die Sitte: daß nach dem Heimgang eines großen Menschen Solche, die ihn geliebt, zu dem Toten treten; Mann für Mann; Einer nach dem Andren; und daß Jeder, mit seiner Stimme, Zeugnis ablegt für ihn; einmal noch; bevor die Welt weitergeht, der Ewigkeit zu. So trat ich mit den Norwegern, im Nordland, zum Leichnam Ibsens.

So will ich zu Otto Brahm treten. Nicht um zu trauern: sondern um festzustellen.

Um Zeugnis abzulegen zum letzten Mal (nein: nicht zum letztenmal!) für die Beschaffenheit des Mannes, welcher gewesen ist: der Ahnherr einer Bühne für heutige Menschen; der Paulus Henrik Ibsens; der Helfer Hauptmanns; in seiner Kunst der deutscheste der Deutschen.

\* \* \*

Das Pathos war ihm fremd — doch in seinem Daseinswirken ruht ein tiefes Pathos. Er hatte die Gebärde des Lächelnden — doch er war ein Reformator.

\* \* \*

Nicht trauern: feststellen.

Otto Brahm bedeutet den stärksten Einschnitt in der neuen Bühnengeschichte. Kennzeichnend ist und denkwürdig: der Abgrund zwischen seinen Vorgängern und ihm. Gotthold Ephraim Lessing (der andere hamburgische Dramaturg) schrieb vor einem Jahrhundert, sehnsuchtsvoll und auslugend: ‚Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst.‘

Otto Brahm war der schmuckloseste Erfüller eines Jahrhundertwunsches.

Des Wunsches nach einem hohen, entbarbarisierten, allein auf Innerlichkeit gestellten Schauspiel.

Er war der deutsche Schöpfer einer europäischen Bühne.

## II.

Brahm kommt in Deutschland, zeitlich, nach den Meinungen und nach L'Arronge — (deren Nachfolger heut am Ruder sind; mit etwas mehr Glanz; aber doch im wesentlichsten als ihre Nachfolger) . . .

Nach den Meinungen und l'Arronge, nach einer veredelten Theaterkunst der Extensität . . . schuf dieser Brahm (mit wunderbarer Folgestärke) die höchste Kunst der Intensität.

Als Erster und nie Erreichter. Dies gab es nicht in andren Ländern; nicht in andren Häusern: bloß hier.

Antoine hat in Frankreich Ähnliches versucht: in geringerem Grad.

Antoine gab ein recht gemischtes Theater des sogenannten Realismus: der Brahm aber schuf ein Seelentheater.

Antoine spielte fast jeden, der damals eine Brutalität in vier Akte gebracht, ohne wer zu sein: der Brahm aber stieg in den Norden. Er holte sich von da den Tiefmächtigen; mitten heraus; für sein Lebenswerk.

Er hätte die Wahl gehabt zwischen Ibsen, Björnson, Strindberg.

Er nimmt . . . nicht den Björnson; der die Hand eines prächtigen Bauern, den Blick eines Schauspielers (und eine edel erfreusame, herrliche Trivialität hat).

Er nimmt . . . nicht den Strindberg; (denn Ibsen ist ein Dichter von Menschenschicksalen: Strindberg nur ein Dichter von Monomanien. Ibsen ist eine Macht im Sittlichen: Strindberg nur eine Macht im Hassen. Ibsen ist ein Schöpfer von Menschen: Strindberg nur von Einzelzügen. Ibsen gibt das Fleisch und das Skelett: Strindberg gibt meistens nur ein Skelett; und ein Ausnahme-skelett.)

Brahm nimmt nicht den Björnson, nicht den Strindberg;

sondern blickt auf den Stärksten: dessen Helferkraft liegt in einer erschütternd tiefen Vorstellung aller innigsten Daseinsinteressen.

Den Gewaltigsten der Zeit holt Brahm — wie er aus Deutschland den uns Liebsten holt.

\* \* \*

Dann erst kommt der große Russe Stanislawski und lernt von Brahm (er bekennt es offen) — wie Tschechhoff von Hauptmann lernt.

### III.

Dieser Otto Brahm, der ein europäischer Eckstein ist, hat seine europäische Bedeutung niemals einkassiert: er hat sie nur gehabt.

Als unsre Bühnenkunst am höchsten stand, wäre sie, um in Paris oder England beklatscht zu werden, viel zu tief und viel zu selbständig gewesen. (Für die Vereinigten Staaten war sie von vornherein hoffnungslos.)

Viele von Ihnen haben diese größte Zeit der Bühne seit hundert Jahren viele von Ihnen haben sie mit erlebt — und Sie wissen, daß Brahm, dieser ungemein bürgerliche Drachentöter (er war aber ein Drachentöter) niemals das Hosannah der Massen gehört hat; sondern erst spät eine fast widerwillige, wenn auch ganz tiefsitzende Verehrung empfang: von den Besten.

Er war eine ethische Macht: nicht nur eine künstlerische.

Er war niemals der Schöpfer einer Mode: sondern ein Zwingherr zur Vertiefung.

\* \* \*

Man soll sich des Rembrandtschen Zugs in der Kunst Otto Brahms erinnern.

— — — — —  
— — — — —

Die Schlußworte der Rede haben gelautet (nach der Wertung seines Schaffens im einzelnen):

### VII.

Das alles sind Dinge, welche die Lebenden nicht vergessen . . und Späterkommende durch den Zeitennebel ahnen werden.



Ahnen werden sie, daß ein Höhepunkt der darstellenden Kunst hier auf zuvor niemals dagewesene Art erreicht ist.

Der Mann, der ihn erreichte, hat sich . . . wohl nicht nur als der Statthalter Ibsens gefühlt: sondern (bei aller Schlichtheit; wenigstens unbewußt) als Statthalter von Mächten, die einem sagen: ‚Sei stark. Erfülle Deine Sendung. Wanke nicht.‘ Nur daß er es nie in diese Worte gekleidet hätte.

So steht er da; ein stiller Bahnbrecher; um ihn schwebt etwas von helldunklen Farben . . . und dunkelhellen Klängen: von den Schutzpatronen Rembrandt und Beethoven. Und wir danken ihm heute für das, was er der bestehenden Welt eingefügt hat.

### VIII.

Er weiß nicht, daß wir hier versammelt sind. Wir aber wissen: daß der Mensch, der vor ein paar Wochen sprach, lächelte, einherging, ein Stück Geschichte war. (‚Geschichte‘ heisst ja nicht nur die Geschichte einer zurückgebliebenen Diplomatie, körperlicher Masseneingriffe: sondern auch die Geschichte menschlichen Aufstiegs durch die Kunst).

\* \* \*

Verloren haben wir einen seltenen Menschen: gewonnen haben wir einen großen Begriff.

Der Begriff Otto Brahm wird überall dort leben, wo das Theater dieser Erde seelenhaft, ernst, groß ist.

Nicht mehr die Vorstellung einer Person: sondern die Vorstellung eines Wertes (des Wertes unverbrüchlicher Echtheit) ruht in den zwei teuren Worten (die jetzt w e n i g e r sind als sie waren, aber jetzt m e h r sind, als sie waren):

Otto Brahm.

\* \* \*

Auf ewige Seiten, die nicht lügen,  
Schrieb seine Hand in hehrer Schrift,  
In tiefen, menschenernsten Zügen  
Was uns betrifft.

Was uns betrifft.

## Das Gänsemädel

(Schlesische Skizze)

Von Fritz Franke

Es ist ein schwüler, lauer Nachsommertag. Einer, von dem man keine herzhafte Erfrischung erwarten darf, der aber auch nicht recht schlafmüde werden läßt. Quälend und unruhig sind solche Tage. Ein feiner Regen geht hernieder, kaum sichtbar, unaufhörlich, und obwohl man weiß, daß es so fortgehen wird, bis an den Abend, und noch länger, starrt man hinein, und wartet, daß die Erlösung losbrechen und kühl und frisch und stark herniederrauschen soll.

Sie hatten einen harten, schmutzigen Manövertag hinter sich, und waren früh ins Quartier gekommen, denn morgen sollte ein strammer Marsch sein noch vor der Sonne. Aber die meisten schliefen noch nicht. Es saß ihnen vom Wetter her eine Unruhe in den Knochen. Müde, mißmutige Gesichter überall, unzufriedenes Sich-Räkeln, und ein leiser, bescheidener Kraftfluch zwischen den Zähnen hindurch, denn man schämte sich einigermaßen, weil man nicht wußte, auf wen man eigentlich fluchen sollte.

Im Gutshof liegen die Offiziere : Fichna steht bei den Gäulen in der Stalltüre und hat die Pfeife im Munde ; die alte Stallmütze hängt am Nagel, und er sieht unternehmend aus in der Dienstmütze, die ein wenig sauberer ist als die andere.

Fichna ist der Scheuerwärter, ein Fünfinger mit großem, dunklem Vollbart, einer, der mit einem verschmitzten „Psia krew“ in seine Pfeife hineinlacht und noch von den Jägern her die Hacken zusammenreißt und die Hand mit der Pfeife an die Hosennaht legt, wenn man ihm „Guten Tag“ sagt.

Da kommt Eine mit blondem Haar unterm Kopftuch übern Hof gegangen. Sie geht dicht an ihm vorbei und hat die Augen am Boden. Er faßt sie am Arm und lacht ; sie wird rot und läuft davon. Als sie zurückkommt, hält er sie fest ; und sie bleibt — verlegen — und plaudert mit ihm.

„Kommst auf den Abend?“ Und er zieht sie in die Stalltüre und will sie küssen. Da kommt ihr das Weinen. Sie schüttelt den Kopf und wischt die Tränen mit der Schürze.

„Mein Schwesterle is heut gestorben.“

„Dein Schwesterle?“ Er hat die Pfeife schon wieder im Munde.

„Und sie liegt noch auf der Tenne, sie is noch ni begraben — da mag ich ni kommen —“

„Bist a guts Mädel. Wie alt war denns Schwesterle?“

„Fufzehn wars. Sie hat immer die Gänse gehüt't draußen. Und heut kommt sie ni zu Mittag. Und wie sie sie gebracht haben, war sie schon lange kalt. Weiß Gott, was sie gehabt hat!“ Und sie weint wieder.

Diesmal küßt er sie, aber ganz vorsichtig auf die Stirn in die blonden Locken hinein.

Am Brunnen stehen zweie, eine Braune und eine Schwarze, die stoßen sich an und kichern. Er siehts und ärgert sich und läßt die andere durch den Stall heimgehen. Dann tritt er zu den beiden und nimmt die eine links, die andere rechts um die Hüfte. Die Braune kreischt und dreht sich los. Aber heimlich frißt sie der Neid, daß er nun die andere allein im Arm hat. Er lacht und zeigt, daß er ein hübscher Kerl ist.

„Wo schlaft ihr zur Nacht, ihr Mädels?“

Sie sehen sich an, knuffen sich und kichern.

„Wo sollen wir schlafen? Die Leutnants haben uns ja alle Betten weggenommen!“ sagt die Schwarze.

Und die Braune: „Da drüben in der alten Scheune, die ist leer, da schlafen wir die Nacht.“

Und dann lachen sie aus vollem Halse und laufen davon, schlingen die Arme umeinander und kichern. Und an der Ecke dreht die Schwarze noch einmal den Kopf zurück und nickt ihm zu. Dann sind sie verschwunden. Fichna lehnt wieder in der Stalltür und sieht geduldig den Abend langsam sinken. Er lacht in seine Pfeife hinein und freut sich, was er doch für ein Glück hat.

Nacht. Und immer noch der feine, weiche Regen. Aber es wird etwas kühler. Fichna fröstelt ein wenig. Langsam und leise geht er an der Stallwand entlang. Da drüben wird's wärmer sein in der Scheune. Er schmunzelt behaglich. Auf dem Kopfe hat er immer noch die Dienstmütze, aber die Pfeife hat er dagelassen.

Das Scheunentor ist verschlossen, aber die kleine Tür ist offen. Rasch sieht er sich um und bückt sich hinein. Es ist stockdunkel — kein Laut.

„Pst!“ — Keine Antwort.

Noch einmal — wieder nichts.

Wartet ihr Racker! Hat da nicht eine ganz leise und verhalten gekichert? Er rutscht am Bansen entlang und tastet mit den Händen. Da — Stroh und ein Laken drüber — ein Fuß und ein Strumpf drauf: reglos und steif. Es überläuft ihn ungemütlich. Da greift er eine kalte starre Hand. Er zuckt zurück, daß ihm die Mütze vom Kopf rutscht, ohne daß ers bemerkt. Eine



Ahnung kommt ihm, — mit zitternder Hand streicht er ein Zündholz an —: ärmlich, auf einem Strohlager ein leichenblaßes Kindergesicht mit blondem wirrem Haar, die Händchen gefaltet.

„Das Schwesterle —“

Das Gesichtel zittert im Licht, als wollt es weinen.

Da packt den Mann ein Schauer. Er rennt davon zu seiner Frau und wirft sich auf sein Stroh und kann das Bild nicht loswerden. Eben ist er am Eindämmern, da ruft das Signal. Es ist grauer Morgen, und noch immer der feine Regen. Aber kalt, daß man bis ins Mark schaudert. Die Gäule sind schon unruhig und rasseln im Geschirr. Es gibt flinke Arbeit. Die tut gut. Nun ist alles in Ordnung. Verdammt die Mütze! Es fällt ihm ein: Gewiß liegt die noch bei der Leiche. Er setzt die alte auf, vielleicht merkt's keiner. Um keinen Preis geht er da noch einmal hinein.

„Angetreten!“, —gestanden!“, „Abrücken!“ Hinaus geht's mit klingendem Spiel. Gott sei Dank, das ist helles Leben, das singt und klingt und macht frisch. Da stehen die beiden vom Brunnen — er schämt sich und sieht nicht hin. Und die kleine Blonde winkt mit dem Tuch. Armes, gutes Mädel!

Nun sind sie auf der Landstraße. „Ohne Tritt!“ Der Bann löst sich, die Nachbarn plaudern.

„Schlechte Nacht gehabt, Fichna? Bist mächtig blaß, Mensch!“ Da hört er links neben sich den schmucken Karl Prehner — ein Staatsjunge — wie er zu seinem Nachbar sagt:

„Zwei Mädels auf einmal, so gutt hab ich's lang ni gehabt. Und die Schwarze — eine Katz! Junge, was hab ich geküßt.“ Und sie lachen beide.

„O du Saukerl,“ denkt der Fichna. Da kommt ein kleiner Dorfjunge den Zug entlang gelaufen mit einer Mütze in der Hand und ruft in einem fort: „Fichna, Fichna!“ Der Name steht mit Tinte ins Leder geschrieben.

„Hier, Junge!“

„Die hat meine Schwester gefunden, bei unserem Schwesterle!“

Die Kameraden um ihn herum, die von der Geschichte die Wahrheit nicht wissen, lachen unbändig.

Er streicht den Jungen übern Kopf und dankt ihm.

## Und dreimal selig . . .

Von Hans Wyneken.

Und dreimal selig sind:

Die nichts von Beugen wissen —

Und Sklaven doch sind heilig großem Müssen;

Die sich der Welt in nackter Selbstheit zeigen

Und selbst-los doch ihr Ich

Dem tiefen fremden Wollen neigen. . .

---

## Sturmnacht

Aus Schweden (Wermland) sendet ein junger Berg-  
werks-Fachmann Folgendes dem Pan:

Verdammt . . . der blaue Wind weckt die geduckten,  
mammutgestalten Häusermassen, die  
mit gelben Augen böse vor sich guckten.

Verdammt, es dröhnen riesige Kitharen,  
so daß die Sterne flackern und die Züge  
vor Trauer brüllend in das Dunkel fahren!

Verdammt! man kann nicht leben, nicht sich schonen.  
(Das einzige wäre noch: in einer hellen  
gutmütigen Petroleumlampe wohnen . . .)

Sigismund von Radecki.

---

Vive la bagatelle!  
Swift

## Soll der Arzt betrügen?

Dr. Wilhelm Fließ, selbstständig und hervorragend als Arzt, Laien auch kraft seiner Periodenlehre bekannt, spricht gegen den im vorigen Pan veröffentlichten Aufsatz, — (welcher verlangte, daß geistig besonders hochstehenden Kranken die letzte Wahrheit statt eines letzten Betrugs bewilligt werde; und daß ein freiwilliger Schluß im verzweifelten Fall erlaubt sei).

Fließ äußert im Berliner Börsencourier folgendes (und leider ist es dasselbe was 99 $\frac{1}{2}$  Prozent seiner Berufsgenossen äußern würden):

„Warum verhüllt denn der Arzt dem Kranken die grausame Wahrheit? Weil der Kranke selbst sie fürchtet. Auch wenn er in ungebrochenen Tagen der Mutigsten einer war. Die Krankheit verändert mit dem Körper auch unsere Seele, auch sie wird zermüht und aufgerieben. Und wenn ich meine Erfahrung befrage, so ist mir noch niemand begegnet, der von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage klar unterrichtet werden wollte. Ein Kranker spricht: ‚Sie wissen, ich kann die Wahrheit ertragen. Sagen Sie mir offen, es ist der Krebs.‘ Und wenn ich dann zögernd beginne: ‚Nun, ich darf nicht leugnen, daß Sie gefährlich krank sind,‘ dann werde ich schnell unterbrochen: ‚Ist es denn wirklich der Krebs, unzweifelhaft?‘ Wer wird darauf noch den Mut, nein, die Roheit haben, den erwünschten Zweifel zu vernichten.“

Gewiß, kein Arzt darf dem Kranken die Gefahr verschweigen, wenn er nur dadurch ihn bewegen kann, sich einem rettenden oder sehr lindernden Eingriff zu unterziehen. Auch aus sozialen Gründen kann das gerechtfertigt erscheinen. Aber selbst dann soll er kein Todesurteil sprechen. Der Arzt ist kein Richter. Und ob die letzten Tage eines zum Tode Verurteilten trotz körperlicher Gesundheit schmerzlich süß genossen werden könnten, darf als fraglich gelten. Wo der Arzt nicht mehr rettet, soll er lindern und trösten. Zum Trost gehört die Hoffnung. Und sei es nur ein Schimmerchen davon.

Und noch das Eine. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die letzten Lebenswochen eines Kranken der am Darmkrebs ‚unzerschnitten‘ zugrunde geht, fürchterlich sind. Die Feder sträubt sich, sie zu schildern. Auch der Tapferste ist schnell unterjocht. Sein Wesen ist durch den Verfall seines Körpers und die entsetzlichen Qualen von Grund auf geändert. Er ist kein ‚Kerl‘ mehr. Er ersehnt nur den Tod als Erlöser und hätte doch nicht die Kraft, ihn zu rufen. Das versöhnlich schöne Bild vom sterbenden Brahm, am Fenster sitzend und nach der Sonne blickend, hat ein Dichter geträumt.“



Also der Arzt soll, indem er betrügt, lindern; (ein Kliniker sagte mir sogar, er würde wider besseres Wissen in solchem Fall das Ehrenwort geben). Doch indem alle Besseren wissen, daß dieser Grundsatz des Betrügens herrschend ist: indem wird ja der Betrug halb vereitelt. Was herauskommt, ist ja: martervolle Unsicherheit, Mißtrauen. (Ich spreche stets von besonders intellektuellen Menschen.) Ist dieser Zustand eine Linderung? Oder ist er zum Rasendwerden?

Denn soviel bleibt aus gesunden Tagen im Gedächtnis: ‚Sie betrügen, grundsätzlich.‘ Trotz allen seelischen Veränderungen, welche die Krankheit erzeugt, haftet etwas von diesem . . . einmal Gewußten. Die Folge wird ein ewiges Unsichersein. Hierdurch hebt sich das Befinden?

Dann: der hoffnungslos Kranke, der sich nach dem Tod sehnt, ‚hätte doch nicht die Kraft, ihn zu rufen‘? Hiergegen spricht . . . beileibe nichts Erträumtes, sondern meine Erfahrung. Zwei mir Bekannte, die am Krebs gestorben sind, ein Bildhauer und ein Schriftsteller: beide haben im schofelsten, furchtbarsten Stadium Selbstmord versucht — aber man hat sie leider daran gehindert. Der Eine kämpfte mit dem Diener und wollte zum Fenster hinaus. Dem Anderen wurde sein Browningschuß vereitelt.

Die Kraft ist schon da. Nur die Umstände sind entwürdigend . . . und nicht hinreichend komfortabel. Ich habe vor Jahresfrist einen mir teuren Menschen furchtbar mit dem Tod ringen sehn — und werde lebenslang bedauern: kein Morphium in tödlicher Menge damals gehabt zu haben.

## Held-Ecke — Erklärung der Nationalliberalen!

Die Leser wissen, daß hier seit vielen Wochen der von Richtern wegen Erpressung und Fälschung gebrandmarkte Held zur Entfernung aus dem Reichstag vorgeschlagen (und aufgefordert) worden ist.

Jetzt endlich erläßt der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei (Friedberg; Prinz Schönaich-Carolath; Krause) — endlich erläßt er einen Rüffel. Gegen . . . ach, gegen einen Geheimen Justizrat Ludewig in Pommern, der etwas gegen Bassermann und Schiffer geäußert.

Der Zentralvorstand ‚erblickt‘ in dem Vorgehen ‚eine schwere . . . Schädigung der nationalliberalen Partei.‘

Das erblickt er.

Held ist nach dem Kürschner für 1912 Mitglied des Zentralvorstandes. (Ludewig ist unbescholten.)

## Kritik

Dem Kunstkritiker Fritz Stahl wirft eine Handvoll Architekten, in corpore, Mangel an Sachlichkeit vor, weil er von einer Katze nicht schrieb, sie sei ein Schimpansenwunderkind.

Sudermann trat wenigstens als Einzelner auf, während man hier einen Kollektiefstand von Mehreren gewahrt.

Aoh! The new Berlin age. (Wann bestellt man Kritiken beim Verlag?)

## Rassengefühl

Carl Busse 1895  
über

Heinrich Heine:

Heine . . . Semitische Rasse:

1. Schamlosigkeit. 2. . . . 3. . . .  
4. . . . 5. . . . .

Deutsche Tagesztg. 1912  
über

Carl Busse:

Carl Busse . . . in dem auch  
nicht einmal unterbewußt so etwas  
wie germanische Rassentradition  
mitwaltet.

Der literarische Nomadengeist  
des Judentums wirkt aus ihm, und  
er hat ja wohl auch eine Ehe mit  
einer Jüdin eingegangen.

Die Göttergedanken unserer  
Alten. . .

\* \* \*

Schwere Sache. Wer hat es? das Rassengefühl.  
Sollte sogar — — — ? . . .  
. . . (Oerteles? — ? — ? — ? Oerteles? — ? — ?!)  
Mich überläuft's.

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....Ariadne und Freksa

\* \* .....Karoline

Ludwig Herz.....Zahlenkunststücke

O. Feyen.....Tagebuch eines Eigenen



Kiderlen — Sitten von Jena — Held





## Ariadne und Freksa

Von Alfred Kerr

### I (Freksa)

Die Vossische hat ganz recht : sie will unterhalten.

Herr Aschaffenburg, welcher das Blatt hebt, setzt an die Stelle des vanimftigen Schutzpatrons Nicolai den geniehafter gescheiten Voltaire und sein Motto : Sei alles, bloß nicht langweilig. Hors le genre ennuyeux.

In der Vossischen, wer hätte das gedacht, steht in mehr als neunzig Fortsetzungen ein Roman von Friedrich Freksa ; des Titels ‚Erwin Germans theatralische Sendung‘, darin kommt ein Bühnendirektor vor, der ein Theater der Fünftausend schiebt, halb Schwindler, halb Gründer (worauf deutsche Literaten das Wort ‚Genie‘ allemal in ihrer treuherzigen Bescheidenheit wie einen fälligen Reim hinsetzen ; ach, das bürgerlich Unsichere, Donner ja ; Schenie !)

German scheint — scheint, denn ich habe Besseres zu tun als Fortsetzungen zu lesen — scheint in dem Epos ein Stück Stroußberg der Kulissen zu sein (unheimlich!) Allerhand auf Sophas ist auch der Phall, mit provinzieller Scheubewunderung erblickt ; vielleicht hätte der gewisse Zola Fluschenderes, Triefenderes zuwege gebracht . . . Mit einem Wort : Scheubewunderung eines nicht hauptstädtischen Satirikers.

\* \* \*

In der neunzigsten Fortsetzung offenbart sich der talentvolle Gründer, von dem kein Aktionär wohl Geld je widersieht, auch wenn fünfmal gemahnt worden — offenbart er sich in einem solchen Grad pleite, auch innerlich, wie etwa die Spielhagen-Banken. Ein amerikanischer Agent schlägt ihm vor, ein Haus zu fingern, worin oben Akrobaten auftreten, unten Shakespeare gespielt wird.

\* \* \*

Wer käme nun auf die Vermutung, mit alledem sei auf Max Reinhardt gedeutet? Wieso? Warum? Weshalb? Inwiefern? . . .

Weil ein Theater der Fünftausend vorkommt? Gibt es das nicht sonst? Gehört es nicht schon zu dieser (geistreichen) Zeit? Nun also. Wer wird argwöhnen, ein Schlüsselroman liege vor?

Wer? Max Reinhardt. Er hat wider den mit Romanlesen beschäftigten Redakteur, Herrn Eloesser, Maßregeln geübt. Er hält ihn (über dessen Kopf hinweg offenbar ein Vorgesetzter das Epos zu drucken befahl) anscheinend für den Urheber eines in sein unöffentliches Leben greifenden Skandals.

Aber es liegt kein Schlüsselbuch vor.

Auf alle Fälle hat er dem Angestellten des Blatts ohne Säumen die Freibilletts entzogen. Er wird ihn auch nicht mehr in die Wohnung an seinen Tisch laden, so daß Reinhardt einen Elo-Esser weniger hat.

\* \* \*

Was unsereinen dabei angeht, sind zwei Fragen öffentlichen Rechts; erstens: sind Schlüsselwerke daseinsbefugt?

Kommt sehr drauf an. Bei Herrn Freksa les' ich Wendungen wie: 'Es gab Lücken' (so heißt es wortgetreu) 'zwischen den Menschen, die fünfzig bis sechzig Meter breit waren.' Mit so breiten Menschen das leerstehende Gebäu des Reklamowitsch zu füllen, müßte gar nicht so schwer sein.

Sind Schlüsselwerke daseinsbefugt?

Es hängt vieles, nein: alles von dem Können eines Schlüssel schmieds ab (um das Unsittliche, das Unerlaubte des Gewerbes erlaubt zu machen). Ich habe die bei uns bestehenden Werte (Wertmängel) gezeichnet, als ich über den 'Oaha' schrieb; in folgenden Sätzen:

'Wedekinds Art ist im Literatenhaß gespensterhaft groß; viel weiter, waldartiger als etwa die Schriftstellersatire von Arno Holz, — ganz abzusehen von den Versuchen des fleißigen Romanboßlers Thomas Mann (bei ihm ist mehr Geärgertsein als überlegenes Ärgern) — oder als die Literatursatire von Karl Bleibtreu, die zwar saftiger wird als die skrofulöse Art Manns, doch hinter dem Schlagsicheren der Arno-Holzischen zurücksteht; sie ist bei Bleibtreu . . . zu unmittelbar; fast ohne Einkleidung; fast Preßpolemik.'

Sind Schlüsselwerke daseinsbefugt?

Die Gattung sollte nur erlaubt sein, wenn sie nicht von Subalternen, sondern von hoch Überlegenen gehandhabt wird. Der unsolide Freksa scheint vorläufig weder dies noch jenes — und will kein Schlüsselbuch verfaßt haben.



In jedem Falle muß man, so in Theatern Ekliges auf Chaiselonguen vom Direktor oder von einer Dramaturgenkrätze geschieht, es geradhin als Ankläger behaupten — nicht unfaßbar in Eposform es anheimstellen. So, daß ein Beweis erfolgt.

Zweitens. Grundsätzliches. Entziehungen der Gratiskarten für Mann und Frau sind nur erörterungsfähig: solange der Grund in abfälliger Kritik ruht. Bloß das berührt uns. Nun ließe sich vor Gericht erhärten, daß in Reinhardts der Propaganda nicht abgeneigten Häusern die Freikarte bei ehrlicher Kritik strafentzogen wird. Hierin liegt (unbewußt!) ein Korruptionsversuch: Vorteile für lobende, Nachteile für tadelnde Kritiker. Allein dieser Punkt ist öffentlichen Rechts: wenn bei abfälliger Kritik Bezahlung für Karten erfordert, bei lobender Kritik Entlastung von Geldausgaben und Umständlichkeiten gewährt wird. Dieser Punkt wäre gerichtsfähig. Doch Herr Eloesser hat nicht kritisiert, sondern einen Roman aufnehmen müssen.

Es kann aber jeder Direktor aus nichtkritischen Gründen mißliebig gewordene Leute selbstverständlich von der Liste streichen oder gratis zulassen, wie er will. Sie weiter in seiner Wohnung bewirten, oder nicht mehr bewirten — wie er will.

## II (Ariadne)

Es war ein Sonabend in meiner Vaterstadt. Man spielte zum erstenmal Ariadne auf Naxos. Zehn Tage vor Weihnachten.

(Schlesische Geschöpfe gingen durch die Straßen. Ein vorabendliches Leben. Viele vom Land hereingekommen. Am Ring stand das Rathaus . . . in seiner betagten Herrlichkeit; zugleich kostbar und gemütlich. Nahebei neues Getrieb jetziger Lichter. Die ganze Stadt mir vertraut und entfremdet: wie ein neuer Pharao, der von Joseph nichts mehr weiß.)

Es war ein merkwürdiger Abend. Was in dieser Hofmannsthalschen Schwächebekundung vorgeht, weiß ich heute noch nicht. Sobald Molière zu reden aufhört und Jener anfängt; sobald Ariadne zu opern beginnt: sobald wächst eine Langweiligkeit auf alle Versammelten zu; grauenvoll.

. . . Schon im Idomeneus wird auf den Brettern die Antike so langweilig. Erblickt man allein diese Säulen (herrlich bei Sunion, herrlich auf der Akropolis in Duft und Luft, scheußlich auf jedem Theater — weil nichts mehr vom Knoblauchgeruch der blitzrassigen Hellenen, weil von ihrer naturalistischen Leibhaftigkeit nichts mehr zu wittern ist: sondern vorwiegend Bildung und Buch-Druck). . . Die Langweiligkeit wird noch furchtbarer,

wenn die Antike für Schnallenschuh-Leute gekämmt und angepudert wird. Jabot-Hellenen könnten ulkig sein — aber der spaßlose Hofmannsthal hat im wesentlichen daran vorbeigeblickt: indem er ein vermeint-spaßhaftes Element, Harlekingruppen, (kaum ulkig für uns, nur gebildet-ulkig) an die scherzfreien Mythologiker von außen setzt.

Trostlos. Das Vermengen der Ernsten, die nicht ernst, mit den Heiteren, die nicht heiter sind . . . Das Gegenteil von geschickt. Apart Beabsichtigtes und nicht Gekonntes.

Gekonntes. . . ? Nicht mehr Sache des Könnens ist Molières Behandlung. Man dulde das nicht länger. Hilfen des Gesetzes wider Aufdichter solchen Schlages gibt es nicht; Tote sind waffenlos; doch die atmenden Berufsgenossen heimgegangener Vettern haben die Pflicht edle Leichname zu schirmen. Der ganze Mythos steht frei, bitte; genug Uneingezäuntes liegt herum, was mancher dichtende Raritätsleser auf neu arbeiten kann: doch geschlossene Genies dürfen im geringsten nicht von Kleineren zerschnitten werden und zermanscht. Es ist genug. Finger weg. Ein öffentlicher Widerspruch der wertvollen Deutschen vor aller Welt sollte die Antwort sein. Die zweite Antwort ein Boykott solcher Bühnen, die sich an dergleichen in Zukunft mitschuldig machen.

\* \* \*

(Ganz abseits hiervon wispert, raschelt, hupft, pfeift, lockt, summt, schreit, lächelt, klagt eine Musik von Strauß wie . . .

Wie von einem Mozart, der holdes Meistersingerweben und Leo Fall studiert hätte. So ist sie, — nicht anders; oder ich will ein schlechter Kerl sein.)

---



## Karoline

### I

Wer war Karoline? . . . Karoline war die Frau von drei Männern.

Der zweite Mann war vier Jahre jünger denn sie. Der dritte Mann war elf Jahre jünger denn sie. Zwischendurch war sie schwanger von Anderen, so ihr im Gedränge (von Mainz) verloren gingen.

Ihr zweiter Mann war Wilhelm Schlegel. Ihr dritter Mann war Schelling; Philosoph; Vater des preußischen Ministers.

Die göttingische Professorentochter Karoline (Michaelis mit Vatersnamen, verheiratete Böhmer) war das Vollweib der deutschen Romantik.

Hübsch und hart. Sehr begabt für ein Liebesleben; und für die Abfassung von Rezensionen. Großer Zug. Fatinitza, die Freundin edler Männer.

Sie hat Wilhelm Schlegel schon vor der Ehe gehört.

Dem Schlegel entrinnt sie mit Schelling. Als Vierzigerin mit einem Neunundzwanzigjährigen. Er wird . . . . . erst ihr Sohn, dann ihr Begatter.

Der Historiker Waitz brachte vor Jahren sie betreffende Briefe heraus — Helene Stöcker gibt nur eine Auswahl, jetzt, bei Oesterheld. Einen Teil Karolinens erblickt man hier.

Ich gebe flink und gern ein Bild von der deutschen Romantikerin, wie es bei Waitz und Haym und H. Stöcker widerstrahlt — nur in kurzen Briefstellen.

### II

Karoline an Lotte Michaelis. 1789.

Meine Stube duftet von gewürzreichen Nelken, mit denen mich meine Anbeter aus den niederen Klassen versorgen — keine Grafen und Herren — das Volk muß mir auch dienen, die Tischwirte, Apotheker und Holzhauer beschenken meine Holdheit. Ich habe einen Lorbeerstrauch, den ich für einen Dichter groß ziehe, sag das Schlegeln — und ein himmlisches Reseda Sträuchelchen — eine Erinnerung — sag das Tattern — die Nelken sind meine Lieblingsblumen.

Karoline an Meyer. 1791.

Mir tuts sehr weh für Bürger — eine vernünftige Frau, seinen Jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen



Mann gemacht; aber jetzt droht seiner Haushaltung ein völliger Untergang, weil sie sich um nichts kümmert — nicht einmal um ihr Kind — den kleinen Agathon, der, seit die Leute sich nicht mehr über den Namen wundern, von aller Welt und von der Mutter vergessen ist.

Nicht ein Funken mütterlich Gefühl in ihr! Sehn Sie, Meyer — darum müssen Weiber keine Liebhaber haben, weil sie so leicht Kind und Wirtschaft darüber vernachlässigen.

Neulich klagte ers mir bitterlich, daß er so gar keinen Geist mehr habe.

. . . Mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen gehn.

\* \* \*

Das Churfürstliche Hannoversche Universitäts-Curatorium an den Prorektor zu Göttingen. 1794.

Es ist vorgekommen, wasmaßen die sich jetzt in Göttingen aufhaltende Doktorin Böhmer, geborene Michaelis, sich vor einiger Zeit dort eingefunden hat. Da wir nun derselben den Aufenthalt in Göttingen nicht gestatten können, in Rücksicht der achtungswerten Familie, denen sie angehört, aber wünschen, daß ihnen diese unsre feste Willens-Meinung auf eine schonende Weise hinterbracht werden möge so erteilen wir hiermit dem Herrn Prorektor den Auftrag, solches der Mutter der besagten Doktorin Böhmer, und falls es nötig sein sollte, auch den übrigen Verwandten auf die angegebene Weise bekannt zu machen.

\* \* \*

Karoline an Luise Gotter. 1796.

Gestern Nachmittag, da ich allein war, meldet man mir den Herrn Geheimrat Goethe. Unangemeldet hätte ich ihn nicht erkannt, so stark ist er seit drei Jahren geworden. Er war gar freundlich, freute sich, mich in so angenehmen Verhältnissen zu treffen, sagte viel Schönes von Schlegel, bis dieser selbst kam.

Frau von Kalb hab ich oft bei der Schiller getroffen. . . . Soviel ich durch den Adel hindurch sehn konnte, scheint sie wirklich Geist zu haben. Gibt es aber vielleicht nicht mehr wie Eine Frau von Kalb?

Friedrich Schlegel an Schleiermacher. 1798.

Für Karoline ist das erste Stück zu klein gewesen, um ihr einen recht entschiedenen Eindruck zu geben. Sie gibt indessen doch

zu, daß Goethe kein ganzer Mensch sei; daß er aber, wie ich behaupte, teils ein Gott, teils ein Marmor ist, will sie nicht zugeben.

Karoline an ihr Töchterchen Auguste. 1799.

Wilhelm\*) will nicht mehr mit ausgehn, er liefe sich die Beine ab; da er nun die vorige ganze Woche jeden Morgen von 10 bis 1 Uhr mit Goethe hat auf- und abspazieren müssen, so ist es wohl billig, daß er den Nachmittag ausruht, der Länge lang nach. Goethe hat seine Gedichte, nämlich Goethens Gedichte, von denen ein neuer Band herauskommt, mit ihm durchgesehn und ist erstaunlich hold.

Karoline an ihr Töchterchen Auguste. 1799.

Einen Beweis von Schellings Liebenswürdigkeit muß ich Dir erzählen: er hat mir heimlich schwarze Federn auf meinen Hut kommen lassen, der mir recht wohl steht. Nun denk! Ich war ganz verblüfft. (Sie war noch mit Schlegel verheiratet).

Karoline an ihr Töchterchen Auguste. 1799.

Du willst es gewiß machen wie Dein Mütterchen, Deine erste Liebe soll ein Komödiant sein. Aber bedenk, ich hatte mir doch einen ehrbaren Mann mit Frau und Kindern ausgesucht, nicht so einen vagabunden Tenoristen. Ach Gott, wenn Du Deine Hoffnungen auf den jungen Schelling setzest, da hast du es freilich schlimm, da kriegst Du alle Hände voll zu tun — ein rechter Bär, und spricht so schwäbisch. Er war bei uns — Du kannst denken, wie er Wilhelm amüsierte.

\* \* \*

Dorothea Veit (Tochter Moses Mendelssohns, mit Friedrich Schlegel durchgegangen) an Rahel Levin. 1799.

Sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistig. Was Sie mir von Ihrer Koketterie gegen Wilhelm Schlegel sagten, gab mir gleich Anfangs die Vermutung, daß sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Ueberzeugung habe.

Dorothea Veit an Rahel Levin. 1800.

— — Sie wollen Karoline Schlegel nicht für hart erkennen? Darin haben Sie nun geirrt, und hätten Sie auch sonst niemals geirrt. Hart, hart wie Stein, wir beide, sie und

\*) Schlegel.



ich, meine Liebste, sind sammetweich gegen Karoline! Sie kann übrigens recht liebenswürdig sein, wenn sie will! aber sie muß nicht! Nein, Liebe, sie hat unendliche Vorzüge vor den meisten Frauen, in andern steht sie wieder ganz mit den meisten auf demselben Grad; in der Kieselhärte sucht sie aber ihresgleichen, und wie Ihnen das entgehen konnte, ist mir unbegreiflich.

Dorothea Veit an Rahel Levin. 1800.

— — Karolinen finden Sie wahrscheinlich nicht mehr, sie geht (soit dit entre nous) mit Schelling ab.

\* \* \*

Reskript des Churf. Hannoverschen Universitäts-Kuratoriums an den Prorektor zu Göttingen. 1800.

Wir vernehmen von mehreren Seiten, daß der Professor August Wilhelm Schlegel aus Jena mit seiner Frau, der vor- maligen verwitweten Böhmer, geborenen Michaelis, sich dort einfinden wird. Da nun, wie bereits unterm 16. August 1794 beliebt worden — — den Aufenthalt dort nicht zu gestatten, so werden — —, falls gedachte Professorin sich dort länger als ein paar Tage auf einer Durchreise verweilen wollte, ihren An- verwandten und nötigenfalls ihr selbst eröffnen, daß sie sich zu entfernen habe. (Beziehe sich nicht auf ihren Mann.) Sollte aber der Bruder des Professors, der durch seine sitten- verderblichen Schriften berüchtigte Fried- rich Schlegel sich dort einfinden, um sich einige Zeit daselbst aufzuhalten, so ist selbigem gleichfalls solches nicht zu erlauben, sondern ihm die Bedeutung zu tun, daß er Göttingen zu verlassen habe.

\* \* \*

Karoline an Schelling. 1800.

Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen. Zweifle nur daran nicht. Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend Deinen Brief gab.

Gott segne Dich, sei recht ruhig, Du darfst es sein.

Karoline an Schelling. 1800.

Ich habe Dich innig lieb — —.

Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur. . . Er liebet Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was hast Du für wunderbare Eltern!



Das ist mein innerstes Wesen, daß ein Lächeln grenzen kann an die unsäglichste Not. Du hast mich wieder geweckt . . . Verlaß mich nicht, ich liebe Dich, ich wollte, ich könnte Dir sagen wie sehr — —.

\* \* \*

Schelling an August Wilhelm Schlegel. 1800.

Ich danke Ihnen recht sehr für die Bestätigung, die Sie mir von Karolinens Wiederherstellung zu geben die Freundschaft gehabt haben. Ich ahndet' es wohl, da ich einen Brief von ihr ganz gewiß erwarten konnte . . . Ich hoffe, sie ist nun ganz hergestellt, sollte dies aber nicht sein, so bitte ich Sie angelegentlichst um die Güte, mich, so viel möglich, keinen Posttag ohne Nachricht zu lassen, da die Ungewißheit, in der ich schweben muß, mir das Schrecklichste ist.

Karoline an Goethe. 1800.

Lassen Sie ihn (Schelling) einen hellen festen Blick auf sich tun. Sie werden durch jeden Wink auf ihn wirken; denn mag er noch so verschlossen und starr erscheinen, glauben Sie nur, sein ganzes Wesen öffnet sich innerlich vor Ihnen . . .

. . . Ich habe es gewagt im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernstesten Sinn meines Anliegens. Meine Augen sind trübe, ich sehe nur noch, daß er leben muß und alles Herrliche ausführen, was er sich gedacht hat.

Wenn ich einen Wunsch besonders aussprechen darf, so ist es der, daß Sie ihn um Weihnachten aus seiner Einsamkeit locken und in Ihre Nähe einladen.

Karoline an Schelling. 1800.

Anbei kommt ein großer echt englischer Ueberrock, der meinen Freund wärmen soll. Ein Weihnachtsgeschenk soll es nicht sein. Er war Dir schon lange bestimmt, und besonders für den großen Karneval berechnet; aber ich habe ihn nicht eher von Hamburg bekommen. Wenn Dir nur halb so wohl darin ist als warm, so soll es mich freuen. Ich hab ihm befohlen, er soll sich recht um Dich herumschlingen. Die ersten Male wird er einige Haare lassen, und es wird an Deinen Röcken viel auszubürsten sein, das gibt sich aber. Sonst ist er unendlich bequem, und man hat doch die Arme darin frei, um eine Freundin zu umarmen. — —

Karoline an Schelling. 1801.

. . . Schlegel befand sich nicht wohl; er schlief in meiner Stube auf dem Sopha den ganzen Abend. Ich war noch zu

Luisen hinuntergegangen, denn zu Bett legen wollte sich doch keiner; wir brauten eine kleine Schale Punsch mit huile de Canele, der Schlag 12 überraschte uns, ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, — denn es war mir, als könnten üble Folgen daraus entstehen, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe — also lief ich hinauf. Er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns herunter gehn wollen, also begegneten wir uns wie die beiden Jahrhunderte auf der Treppe.

Schlegel befindet sich immer noch nicht wohl, gestern war es besser, heut' hat er wieder Fieber, doch ist weiter nichts dabei.

Karoline an Schelling. 1801.

Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich — ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte; es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Ich sehe Dich wieder, vermutlich so bald als ich mir kürzlich vorstellte. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnerung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas andres sein wollten.

Karoline an Schelling. 1801.

Die Furcht, Dein Mißfallen zu erregen, und der zerrüttende Eindruck, den Dein Mißfallen auf mich macht, die muß ich fliehen um der Liebe und meines heiligen, unabänderlichen Grames willen, der solche Störungen nicht mehr erträgt. Drum muß ich mich wenigstens insofern von Dir trennen, daß Du nicht leidest durch meine Schulden, und bloß das Freundesrecht habest zu tadeln, nicht beschämt für mich zu werden . . .

Nimm unser wunderbares Bündnis, wie es ist; jammre nicht mehr über das, was es nicht sein konnte.

Karoline an Schelling. 1801.

Spotte nur nicht, Du Lieber, ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden, wenn man das so nennen will; denn innerlich bin ich es niemals gewesen. Dieses Bewußtsein eben von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht . . . Du siehst, ich nehme es mit der Treue im Großen — aber gewiß nicht, um Dir zu entschlüpfen, nur weil mir das so nahe liegt; insofern ich mir treu bin, bin ich es auch Dir.



Karoline an August Wilhelm Schlegel. 1801.

Was ich Dir zu sagen habe, ist jetzt bloß das: ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Falle eine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübde meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes.

Mein bester lieber Freund, ich will Dich nicht gern stören, aber Du mußt es nicht scheuen, mir auch einmal aus dem Gemüt zu schreiben — denn nicht wahr, es gibt doch ein Gemüt, ob Du schon die törichte Leidenschaft verspottest?

\* \* \*

Karoline an Schelling. 1801.

Süßer Freund, Dein Brief hat diese Nacht mit mir geruhet; ich bekam ihn gestern sehr spät; halb mit Schmerz habe ich alle seine Liebe in mich gesogen.

Freund ist ein allgemeines Wort gegen das, was ich meine, Liebling, Du, den ich wie ein teures Kind an mein Herz drücke und verehere als Mann.

\* \* \*

Karoline an August Wilhelm Schlegel. 1801.

Wann wirst Du kommen, mein Freund? Es ist sehr schön hier. . .

Entscheide einmal folgenden Streit zwischen Schelling und mir: darf man so mit dem Hexameter verfahren?

\* \* \*

Karoline an Julie Gotter. 1803.

Im Mai oder Junius verlasse ich Jena auf lange Zeit und gehe erstlich in ein Bad in Schwaben, dann aber im Herbst nach Italien, und der Winter wird in Rom zugebracht, so Gott will. Um aber hierzu völlige Freiheit zu haben und auch niemand in seiner Freiheit hinderlich zu sein, wird vorher, oder ist vielmehr schon, das Band der Ehe zwischen Schlegel und mir aufgehoben — das einer herzlichen Freundschaft und Achtung wird hoffentlich immer bestehen.

Schlegel hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. . . . Insoweit Du Schlegel kennst, Julchen — ich muß an Dein unbefangenes Gefühl appellieren — glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte?

Die Welt laßt reden, ihr seid nicht dazu bestellt, mich zu verteidigen, und ich mag auf mir selbst beruhn.

\* \* \*



Karoline an Schelling. 1806.

Du liebster Freund, wenn ich nur erst weiß, daß es Dir gut geht, so will ich, auch einsam, fröhlich essen, trinken und schlafen. Das allein essen ist das Schlimmste für mich — *il vaut encore mieux d'être seule à minuit qu'à midi*. Es wäre töricht, wenn ich Dir erzählen wollte, wie ich Dich in Gedanken liebkose. Du weißt es wohl.

Karoline an Schelling. 1806.

Eben habe ich Deinen lieben Brief mit den Einlagen erhalten — er hat mich so glücklich gemacht, so die gespannten Kräfte beruhigt, wie ein Kuß von Dir — ach, könnte ich nur meinen kleinen Kopf dabei an Deine Brust lehnen.

Adieu, Du angebeteter Gemahl.

### III

Drei Jahre danach ist sie gestorben. —

Sie hat zuletzt auf dieser Welt gekriegt, was Glück, Glück, Glück ist. —

Schlegel und Schelling; der gehörnte Wilhelm wie der gekrönte Naturphilosoph: beide haben fast noch ein halbes Jahrhundert länger gelebt als ihre starke, wilde, gemeinsame Karoline.

Von den Übrigen weiß man es nicht.

## Zahlenkunststücke

Von Ludwig Herz

Der Amtsgerichtsrat Dr. Herz in Harburg hat im „Pan“ unlängst in dankenswerter Weise die Asphaltmenschen dringlicher auf Landwirtschaftliches gewiesen. Er zeigt heut im Zusammenhang mit Agrarischem . . . nicht nur Irrtümer, sondern ungezwungene Fälschungen auf.

\* \* \*

Es war die Art zu allen Zeiten

Durch Drei und Eins, durch Eins und Drei  
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.

Unsere statistischen Jahrbücher enthalten 500—600 Seiten Zahlen, Zahl an Zahl gereiht. In diese scheinbar so toten Zeichen sind alle Erscheinungen unseres äußeren Lebens übersetzt; sie leben wie die Hieroglyphen Aegyptens dem, der die krausen Bilder zu deuten weiß, wie die schwarzen Punkte der Notenschrift, dem, der sie in Töne übertragen kann. Aber Zahlen können sich nicht wehren, sie müssen sich von allen gebrauchen und miß-

brauchen lassen. Und wenn dann ihre Ergebnisse den Erfahrungen zu widersprechen scheinen, so heißt es: die Statistik lügt, während doch nur der, der sie angewendet hat, die Zahl nicht richtig lesen konnte oder wollte.

\* \* \*

Die Hauptgefahren bieten die Durchschnittszahlen. Durchschnittszahlen sind immer roh. Wenn ich ein Beefsteak esse und ein anderer guckt zu, so haben wir statistisch jeder ein halbes Beefsteak zu uns genommen, oder um es weniger kraß zu schildern, durchschnittlich kommen in Deutschland 46 kg Fleisch auf den Kopf der Bevölkerung. Wenn nur ein Zehntel 92 kg ißt, vermindert sich die Portion für den Rest um 11 Prozent, es bleiben für die übrigen neun Zehntel also nur 34,2 kg übrig.

Ein typisches Beispiel falscher Durchschnittszahlen bietet die Aufstellung des Reichsgesundheitsamts über den durchschnittlichen Fleischkonsum des deutschen Volkes. Das Amt hat diesen Verzehr nach dem Schlachtgewichte der geschlachteten Tiere berechnet. Dabei sind kleine Orte, in denen vielleicht im Jahre einige hundert Tiere geschlachtet werden, zu derselben Bedeutung aufgerückt, wie z. B. Berlin, München, Hamburg. Auch hat es Tiere jedes Alters zu gleichem Durchschnittsgewichte eingesetzt. Es hat also einen rein arithmetischen Durchschnitt gezogen, statt die Worte zu „wiegen“.

\* \* \*

Einer der häufigsten Fehler, der gemacht wird, ist der: post hoc ergo propter hoc. Da unser Denken naturnotwendig von dem Gesetze beherrscht wird, daß jede Wirkung eine Ursache haben muß, liegt es nur zu nahe, aufeinanderfolgende Erscheinungen nach dem Gesetz vom zureichenden Grunde zu verbinden. Das berühmteste Beispiel für diesen Fehler dürfte das folgende sein. Bismarck führte bekanntlich die eben erst aufgehobenen Eisenzölle wieder ein. Die Statistik beweist, daß bald darauf die schwer daniederliegende Eisenindustrie einen neuen Aufschwung genommen hat; also, so folgert man, war die Erholung eine Folge der Zölle, vergißt aber dabei, daß um dieselbe Zeit das Thomas Gilchrist-Verfahren gefunden wurde, das eine bessere Verwertung gerade unserer Eisenerze gestattete.

Einen ähnlichen Irrtum finden wir in einem Merkblatt des Deutschen Bauernbundes zur Fleischteuerung. Die Statistik beweist, daß das Fleisch teurer geworden ist. Sie beweist auch, daß die Zahl der Schlächter in stärkerem Verhältnis gestiegen ist, als die Bevölkerungsziffer. Daraus folgert das Merkblatt, daß die Verteuerung des Fleisches auf einen übermäßigen Zwischen-



gewinn der Fleischer zurückzuführen sei, während doch in Wirklichkeit die größer gewordene Konkurrenz die Preise hätte verbilligen müssen. Häufig ist die Verwechslung von Ursache und Wirkung. Es würde alles teurer, weil die Löhne steigen, der Preis des landwirtschaftlich genutzten Bodens wird teurer, weil er intensiver bewirtschaftet wird. Nein : weil das Leben teurer wird, steigen die Löhne, die intensive Wirtschaft ist nur eine Funktion der hohen Bodenpreise.

\* \* \*

Eine gefährliche Fehlerquelle ist die unvollkommene Induktion der Tatsachen. Der Landwirtschaftsminister hat z. B. zugegeben, daß die Zahl der Schlachtungen im Jahre 1912 gegenüber dem Jahre 1909 bei Rindvieh, Kühen, Kälbern und Schafen um viele Prozent zurückgegangen sei, aber, so sagte er im Reichstag, die viel umfangreicheren Schweineschlachtungen sind um 2 Prozent gestiegen. In derselben Zeit ist aber die deutsche Bevölkerung um 4 vom Hundert gestiegen. Dagegen gehalten ist in Wirklichkeit die Zahl der Schweineschlachtungen nicht um 2 Prozent gestiegen, sondern um 2 Prozent zurückgegangen.

\* \* \*

Zwei weitere charakteristische Beispiele solcher Schnitzer finden wir in dem bereits erwähnten Merkblatt des Deutschen Bauernbundes. Es wird dort zahlenmäßig nachgewiesen, daß die englische Schweinezucht sich nicht entwickelt hat und dies darauf zurückgeführt, daß die Fleischeinfuhr in England stark gestiegen ist. Beide Tatsachen sind richtig, aber die Schweinezucht hat sich nicht wegen der starken ausländischen Fleischeinfuhr nicht vermehren können, sondern deshalb, weil England nur verschwindend wenig kleine Betriebe hat und der Geschmack des englischen Volkes im allgemeinen das Schweinefleisch, mit Ausnahme von Speck und Schinken, ablehnt. In dem Merkblatt wird auch gegen Dr. Müller polemisiert, der behauptet hat, nur die Konkurrenz von lebendem Vieh, nicht aber von argentinischem Gefrierfleisch habe die englischen Fleischpreise gedrückt. Das Merkblatt vergleicht nun die Zahlen von vor und nach 1890, um das Gegenteil zu beweisen. Hier würde allerdings der Pfeil auf den Schützen zurückprallen, da erst seit Beginn der 90er Jahre das ausländische Frostfleisch den englischen Markt überschwemmte, während die Vieheinfuhr seit dieser Zeit stark zurückgeht, Dr. Müller also mit seiner Behauptung recht haben würde. Trotzdem wäre es ebenso falsch, Dr. Müller recht zu geben, denn die um diese Zeit auch in England einsetzende Steigerung der



Fleischpreise ist nur eine Teilerscheinung der allgemeinen internationalen Preissteigerung, die um die Mitte der 90 er Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzte.

\* \* \*

Auch vor logischen „Erschleichungen“ muß man sich hüten. So liest man häufig, Deutschland decke seinen Fleischbedarf zu 95 Prozent. Hier sind im Wege der Erschleichung Fleischverzehr und Fleischbedarf gleichgesetzt. Der Fleischverzehr wird allerdings zu 95 vom Hundert gedeckt, nicht aber der den Fleischverzehr stark übersteigende Fleischbedarf. Einem solchen Trugschlusse ist auch ein guter Volkswirtschaftler wie Graf Schwerin-Löwitz zum Opfer gefallen. Auch von Hochschutzzöllnern wird es jetzt nicht mehr bestritten, daß die Getreidezölle den Wert des Grund und Bodens steigern und selbst ein antiagrarischer Neigungen nicht verdächtiger Mann, wie der ostpreußische Landwirtschaftsdirektor Geheimrat Kapp hat diesen Einwand gegen die Getreidezölle den gefährlichsten und schwerst zu widerlegenden Einwand gegen sie genannt. Graf Schwerin hat nun auf einem Festmahl des Landwirtschaftsrats diese Widerlegung durch den Hinweis versucht, daß die Getreidepreise der letzten 30 Jahre von 1880 bis 1910 trotz der Getreidezölle noch unter dem Niveau von 1850 bis 1880 gestanden hätten. Der Fehler, den Graf Schwerin macht, besteht darin, daß er von den Berliner Marktpreisen ausgeht. Diese sind wichtig für den Preis vom Standpunkte des Konsumenten, für den Produzenten und damit auch für die den Kaufpreis des Gutes bestimmende Grundwerte sind die Preise maßgebend, die er selbst erhält. Diese waren in den 80 er Jahren geringer als jetzt, da auf den Berliner Marktpreis die Transportkosten aufgeschlagen werden, die damals infolge des noch nicht ausgebauten Bahnnetzes und der schlechten Chausseen höher waren wie heute, ganz abgesehen davon, daß auch Düngemittel und Maschinen beträchtlich billiger geworden sind trotz der höheren Arbeitslöhne, also auch die Gestehungskosten sehr geringe sind.

\* \* \*

Zahlen sind an sich weder groß noch klein, sie erhalten ihren Wert erst dadurch, daß man sie zu anderen Zahlen in ein Verhältnis bringt. Wenn also der Graf Schwerin bei der letzten Fleischnotinterpellation im Reichstage darauf hingewiesen hat, daß die Stadt Berlin aus ihren Schlachthofbetrieben 1 114 000 Mk. gezogen hat, so sagt diese Zahl an sich noch gar nichts; bevor ein

Vergleich sie mit den Einnahmen früherer Jahre und mit der Zahl der geschlachteten Tiere in Verbindung bringt. Die Einnahmen des Schlachthofes betrugen aber im Jahre 1910 nur  $\frac{3}{4}$ , im Jahre 1909 nicht einmal die Hälfte der oben genannten Summe; die Einnahmen im Jahre 1912 sind so in die Höhe geschnellt, weil infolge der Futtermittelnot im vorigen Jahre das Vieh und namentlich Schweine verschleudert werden mußten. Es wurden daher fast 176 Millionen Kilogramm dort erschlachtet, das macht für 4 Pfund etwa  $1\frac{1}{4}$  Pfennig Verdienst, also nur  $\frac{1}{4}$  Pfennig mehr als in normalen Jahren. Die von einigen Agrariern bereits jetzt beliebte Folgerung, daß die Schlachthofgebühren den Berlinern das Fleisch verteuern, fällt damit in nichts zusammen.

\* \* \*

Ebenso verhält es sich mit dem Vorwurfe, daß der Berliner Magistrat es vorziehe, den Bürgern russisches Fleisch für 72 Mk. statt pommersches Fleisch für 66 Mk. zu liefern. Wir wollen hier nicht prüfen, ob diese Zahlen überhaupt richtig sind, (der Berliner Magistrat kommt zu anderen Resultaten wie die pommersche Viehverwertungsgenossenschaft, die das Fleisch zu dem billigeren Preise liefern will). Was uns hier interessiert, ist das, daß nicht erwähnt wird, daß sich die Stadt Berlin auch verpflichten soll, das Fleisch zu dem angegebenen Preise auf 5 Jahre abzunehmen, also auch das Risiko tragen soll, den teuren Preis zahlen zu müssen, selbst wenn das Fleisch beträchtlich billiger wird. Die Gegenüberstellung der Zahlen hat also nur den agitatorischen Wert, die „freisinnige“ Berliner Stadtverwaltung der Landwirtschaftsfeindlichkeit und der antinationalen Gesinnung zu beschuldigen. Die Berliner Stadtverwaltung hat nun, um die ausreichende Zahl der vorhandenen Spielplätze zu errechnen und den Vorwurf der Uebervölkerung einer ungeheuren Anzahl von Wohnungen zu widerlegen, auch eigenartige Zahlenkunststücke versucht; in diesem Falle aber liegen solche Kunststücke nicht vor, wobei die Frage in der Schwebe bleiben soll, ob Kommunen nicht gut daran tun, langfristige Verträge mit Viehverwertungsgenossenschaften zu schließen.

\* \* \*

Ein beliebter Trick ist es auch, Zahlen zusammenzubringen, die in gar keiner Beziehung zueinander stehen. So hört man von Bündlern häufig folgende Beweisführung, um die Belastung der Konsumenten durch die Kornzölle zu rechtfertigen. Das Land wende jährlich für jedes seiner Kinder Tausende von Mark auf — die Zahlen schwanken zwischen 2000 und 4000 Mk. —



diese Kinder wanderten aber in die Stadt ab. Durch die Getreidezölle würden nur diese Auslagen wieder ersetzt. Ehe aber die Industrie diese Abwanderung aus den Gegenden gleichbleibenden sozialen Druckes aufnahm, wanderten aus den Großgrundbesitzer-Gegenden des Ostens zum mindesten ebenso viele Menschen ab, nur daß sie nicht im Lande blieben und die Kaufkraft der Städte für ländliche Erzeugnisse stärkten, sondern Kulturdünger für die überseeischen Lande wurden. Die Städte könnten leicht eine Gegenrechnung aufmachen über das, was sie mehr zu den Staatslasten beitragen als das platte Land, eine Gegenüberstellung, die z. B. für das preußische Wahlrecht der Pikanterie nicht entbehren würde, und gerade die Arbeiter, die am meisten unter der Brotverteuerung leiden, könnten einwenden, daß sie von dieser Zuwanderung, die nur die „Reservearmee“ verstärke, keinen Vorteil, sondern nur eine lohndrückende Konkurrenz hätten.

Diese gefährlichen Zahlenspielerereien, die nur den Gegensatz zwischen Stadt und Land, die wahrlich schon genug gegeneinander verhetzt sind, verstärken müssen, sollte man lieber unterlassen.

\* \* \*

Eine solche Gegenüberstellung nicht zusammengehörender Zahlen bringt auch der Syndikus des Deutschen Bauernbundes, Dr. Böhme, in seiner Schrift, *Deutsche Bauernpolitik*. Er behauptet dort, entgegen allen übrigen Statistikern, daß der Roggenzoll nur zu  $\frac{1}{2}$ , der Weizenzoll nur zu  $\frac{1}{3}$  zur Geltung käme. Es ist hier nicht zu prüfen, ob das richtig ist, jedenfalls kann er sich nicht, wie er es tut, darauf berufen, daß Brentano in seiner Denkschrift über die Getreidezölle die Wirkung des Roggenzolles nur mit  $\frac{1}{2}$ , die des Weizenzolles mit  $\frac{4}{5}$  in Ansatz gebracht habe. Auf Seite 26 der von ihm benutzten 1. Auflage ist ausdrücklich zu lesen, daß nach seiner Ansicht seit Abänderung des Einfuhrscheinsystemes alle Getreidezölle im großen und ganzen voll zum Ausdruck kommen. Böhme berechnet nun die Belastung durch die Zölle auf 211 Mk. und behauptet, nach Brentanos Schätzung betrügen sie nur 439 Millionen Mark. Brentano berechnet aber die Verteuerung durch die Brotzölle allein für die Jahre 1907—1909 auf 599—617 Millionen Mark, durch alle Getreidezölle, denn Hafer- und Gerstenzoll müssen doch schließlich in Fleisch und Bier auch vom Konsumenten gezahlt werden, im Durchschnitt dieser drei Jahre auf über 1 Milliarde. Dies sei nun wie ihm sei, worauf es hier ankommt, ist, daß es unzulässig ist, dieser Zahl, wie Dr. Böhme es tut, die Zahlen der Arbeiterversicherung entgegenzustellen, um damit den Arbeitern



zu beweisen, daß sie mehr durch die Reichsbeiträge und die Beiträge der Arbeitgeber an Versicherungsgeld erhalten, als die Getreidezölle sie kosten. Zunächst sind doch die Arbeitgeber, die die Beiträge zahlen müssen, nicht dieselben, die den Gewinn aus den Getreidezöllen ziehen. Außerdem könnte man doch höchstens den Reichszuschuß von 50 Millionen Mark den Getreidezöllen entgegenstellen. Da aber die Reichsmittel, aus denen dieser Zuschuß gezahlt wird, aus indirekten Steuern auf unentbehrliche Lebensmittel oder schwer entbehrliche Genußmittel gezogen wird, zahlen die Arbeiter auf diese Art doch den überwiegenden Teil dieses Reichszuschusses aus ihren eigenen Taschen.

\* \* \*

Am meisten ist die Statistik dadurch diskreditiert worden, daß in tendenziöser Absicht einzelne Zahlen herausgegriffen worden sind. Das hat namentlich z. B. die Norddeutsche Allgemeine Zeitung getan, um die Viehnot zu leugnen. Sie hat sogar eine starke Zunahme des Rindviehbestandes, wie auch des Schlachtauftriebes behauptet. Sie hat sich dazu eine kleine zufällige Vermehrung gegen 1910 herausgesucht und verschwiegen, daß vom Jahre 1908 bis 1911 der Viehstand an Rindvieh um über 400 000 Stück, der an Schafen um fast 890 000 Stück gesunken ist, dem allerdings eine Schweinezunahme gegenüberstand. Ebenso hätte sie sich nicht gerade die Periode von Januar bis Juni 1912 heraussuchen dürfen, wo zufällig etwas mehr Vieh geschlachtet wurde, sondern auch die Periode berücksichtigen müssen, wo der Auftrieb weit gegen die Vorjahre zurückgeblieben war.

\* \* \*

Zu diesen Zahlenkunststücken und Zahlenverschiebungen, Zahlenirrungen und Zahlenwirrungen sind neuerdings direkte Fälschungen getreten. Einzelne Vertrauensmänner des statistischen Amtes haben die offizielle preußische Erntestatistik im vorigen Jahre, die eine Rekordernste auf Grund der Vorschätzungen für dieses Jahr berechnete, dadurch irreführen gesucht, daß sie falsche Nachrichten über allerlei Unheil gaben, die der Ernte drohen sollte, mit dem offenkundigen Zweck, das Sinken der Preise zu verhindern. Hier hört allerdings die Möglichkeit auf, in parlamentarischer Form Kritik zu üben; mit gefälschten Statistiken läßt sich schlechterdings alles und noch mehr beweisen. Und wenn man die Statistik, weil sie sich eben zu allem hergeben muß genau wie die Säule in der Architektur, wie jene die Hure der Baukunst, die Dirne der Politik genannt hat, — so liegt das nicht an der Statistik, sondern daran, daß es nicht nur Liebhaber, sondern auch Zuhälter dieser Wissenschaft gibt.

## Tagebuch eines Eigenen

Von O. Feyen

Ein Student aus Holstein sandte dies an den  
Pan, dem nichts Menschliches fremd sein will.

Ich bin der anhänglichste Mensch. Es ist mir selbst oft beschämend, wie wenig ich mich von einmal Erkanntem los-sagen kann. Ein schöner Vers — eine feine Zeichnung — ein eigenes Musikmotiv — sie machen mich für immer zum Schuldner.

Alles Begriffliche, alles Un-Konkrete hat für mich die edle Vornehmheit des Uerkannten, des Unentwirrbaren. Menschen sind mir ganz gleichgültig; nicht befreundet, nicht befeindet. Sie dunkeln neben mir dahin —; aber: Begriffe, Töne, Worte, Farben — sie bilden die Welt.

\* \* \*

Eine Welt: feinsten Ausfluß rhythmisierten Sinnlichkeit, Andeutung und Schleiertanz, lockend Unbestimmbares. Nichts Gewisses.

Menschen sind so abgestimmt, so einheitlich und eigenbrödlerisch; aller Psychologie zum Trotze geben sie nichts Neues, Träumbares; sie, sind. Töne dagegen, Farben, Gegen-spiel von Licht und Dunkel?

Sind sie? — Sie sind nicht. Ihr Eigenwesen ist übertragen —, existiert nur in meinem Gehirn, wird erst hier lebendig, sinnlich, sinnähnlich ohne eigenen Sinn. — Sie sind Ahnungen, Werdendes, niemals: Begrenztes, Abgeschlossenes; mir Unterworfenen, außer mir und doch nur durch mich lebendig, nur durch mich lebensfähig. Sie sind außerdem hundertmal feiner, durchsichtiger, zarter als ich, meine Umgebung —, als alle ‚realen‘ Dinge.

Ich liebe sie, wie ich die Träume liebe, die Leben sind, — und an denen dennoch ein Duft hängt und ein Hauch von Unzweckmäßigem. Ihnen gilt meine Anhänglichkeit, und sie gehorchen mir, wenn ich mich ihnen ganz hingebe. . .

\* \* \*

Beispiele.

Ich sitze vor dem Klavier. Ich schlage zwei Töne an —: d und b. Eine unendlich schwere und komplizierte Zusammenstellung. Ich lasse den Akkord ganz auszittern —, bis selbst meine Einbildung mir nicht mehr vorlügen kann, daß ich ihn



— körperlich — höre. Aber seelisch, oder deutlicher: innerlich, höre ich ihn lange Stunden lang, Tage lang, scharf und mit einer Bestimmtheit, wie sie der den Ohren vernehmbare Ton niemals hat. Wie kann der Ton auch verklingen, verschweben, absterben? Er schwingt weiter und weiter, in zarteren, immer zarteren Aetherschwingungen.

Ich habe ein fast körperliches Gefühl seines zitternden Hallens. Wie ein unendlich feiner Spinnwebfaden scheint er, unmerklich vibrierend, in der Luft zu schweben. Immer dünner, immer unwesentlicher, immer abstrakter; niemals endet seine Bewegung. Ich versenke mich ganz in dieses duftige Verflattern, dieses biegsame Sichauflösen ohne Abschluß — das Klavier, das Zimmer, alles außer meiner Denkfähigkeit, außer meinem Nachfühlungsvermögen erstirbt; ich bin zwecklos und gefühllos —: ich empfinde ganz ungeordnet, ganz künstlich, ganz übertragen. — — — Ich erwache, ich bin zu schwach, mich zu erheben: mein Kopf schmerzt unerträglich, meine Augen scheinen gleichsam verrenkt nach innen zu schauen, mein Körper zittert. Ich gehe zu Bett und schlafe, schwer, um müder aufzustehen als ich mich hingelegt. —

\* \* \*

Das Training macht es. Anfangs mißlang es mir stets. Ich begann mit ganz einfachen Versuchen: Ich setzte mich in eine dunkle Ecke des Zimmers, nachts, bei schwachem Lampenlicht und verhangenen Fenstern. Ich starrte auf die Wand. Suchte mir ihre Farbe vorzustellen, das Tapetenmuster; blieb tagelang im verdunkelten Raum, bis ich, allmählich, die Gegenstände im Finstern genau zu scheiden vermochte. Ich horchte auf entfernte Geräusche, die durch die Stille zitterten, anschwellen, vorüberhasteten, verklangen, starben; ich suchte sie zu unterscheiden in der Tonfärbung. Ich sprach ein und dasselbe Wort unzählige Male vor mich hin, bis ich es, nicht dem Inhalt, sondern der Form nach, verstanden zu haben glaubte. Ich bildete eigene Lautzusammenstellungen und suchte ihren Klangwert, ihre verschiedene Klangstärke zu ergreifen. —

So lernte ich allmählich unkörperlich zu empfinden.

\* \* \*

Als ich noch sehr jung war und zum erstenmale die Vergeblichkeit alles Liebenwollens einsah, schrieb ich dieses:

Komm, laß uns stille gehen,  
Die wir uns nie verstehen  
Und einsam sind.



Es gab die Liebesfee  
Uns nur das Wörtlein: ‚Weh‘  
Zum Angebind.

Woll es ihr nicht entgelten:  
Andre denn unsre Welten  
Verweht der Wind.

O schau nicht mehr zurück,  
Es ist uns nicht zum Glück —  
Und geh jetzt, Kind.

\* \* \*

Später neben manchen andern diese:

Mit bebenden und weitgereckten Flügeln,  
die schillernd graue Lüfte schneiden  
im Fluge über stumpfen, kahlen Hügeln,  
an deren Abhang unter zarten Weiden  
ich liege, tiefgekränkt und hoffnungsbar,  
ziehen in langsam majestätischer Reihe  
Traumvögel, wild phantastisch. Hell und klar  
wird wo sie gleiten trüber Wolken Schar, —  
als gäben glühend sie ihr Licht und Weihe.

Und mählich schließt sich hinter ihnen jene Kette  
von dunklen Wolken, die auch ich durchbrochen hätte  
mit deiner Hilfe — einst, Geliebte du!  
Jetzt dämmert um mich tatenlose Ruh  
und jedes starke Schicksal muß ich meiden:  
ich kann nur träumen, krank und hoffnungsbar  
von jenem der ich einstmals war —  
an diesem Wasser — unter zarten Weiden.

\* \* \*

Eines Morgens fühlte ich, daß es Betrug sei, das Körperliche  
abstreifen zu wollen.

Ich saß auf der Marmorterrasse. Es war die Zeit des scheiden-  
den Sommers, da blutige Farben sich über alle Dinge legten.  
Es war die Zeit, da über die Welt ein Taumel der Hingabe zu  
kommen scheint, ein Aufbäumen mit sterbender Lust und ver-  
endender Fruchtbarkeit. Ich liebe diese letzten heißen Tage  
nicht. —

Ich saß auf dem mattweißen Marmor, der balustradenartig  
die Seiten umschloß, und beobachtete die Gärtner, die Rosen-  
stämme einhegten.

Eine Frau war unter den Arbeitenden, jung, mit wüstem, rötlichem Haar und frechen, fordernden Augen, die, blau und grell, hin- und herforschten. Sie hielt ruhig stand, als mein Blick den ihren kreuzte. Ihre Oberlippe lächelte über den entblößten Zähnen. Mich ergriff eine schwere, rote Welle, trug mich, schleuderte mich empor und zerschmetterte alles Ruhige und Feste, darauf ich mich bisher gestützt.

Die Nacht lag sie bei mir.

Als sie gegen Morgen ging, nahm sie meine Hand und küßte sie, biß in meine Handfläche, seufzte — und glitt schnell und einsam hinaus. Gestern war dieses Mädchen mir das Begehrtesten; jetzt — ist sie ein verhuschender Widerschein auf der grauen Kulissenwand des Lebens.

Ich betrachtete meine blutende Hand und meditierte in der alten Weise: Ich habe doch gestern anders geliebt, mit meinem Leibe, der sich in sie drängte —; auf Minuten vergaß ich mein Eigen-Empfinden; ich kam wieder zu mir wie aus einem heißen Schacht heraus und wurde wieder ich selbst — das nennt man Treulosigkeit gegen andere.

Von da an hielt ich mich in Zucht.

Ich gab meinem Körper, was er verlangte: in stillen Stunden Denken und sinnloses Träumen, in lärmenden Stunden Umarmung und Krampf. Ich fand keine Ruhe.

Doch: ich wollte sie finden. So begann ich ein kühnes und kennerisches Spiel.

Ich begann, in abgeregelten und bestimmten Zeiten, meinen Körper selbst zu liebkosten; mit einer heimlichen, innig hingeebenen Treue hing ich an dieser Eigenliebe. Sie erschien mir (und erscheint mir noch heut) als das Reinste, das ich genossen: ein sorgloses Wiegen und Ruhen in sich, ein entlegenes Rasten bei dem einzigen Freunde, den ich je besessen. Dies ist das einzige Fest, das auch meine Seele gefeiert, ohne sich nachher winden zu müssen im Ekel. — Vielleicht hält nur der traurige Hang zur Fortpflanzung, die selbstische Sehnsucht nach einem Wesen, das uns gleich sei, die reineren und besseren Menschen zurück von dieser feinen, delikaten und eigensüchtigen Hingabe. — Ich war mir selbst genug in jener Zeit. Sie war voll goldenen Heiterseins.

Ein früherer Studienfreund besuchte mich — eine breite, aufdringliche Figur voll unbewußter Tücke, — selbstgefällig und ‚idealistisch veranlagt‘.

Wir saßen auf der Terrasse. Es war kühl und alles neigte sich dem kommenden Winter entgegen.

„Ein schönes Leben; wer es auch führen könnte“, stieß der Gast hervor, und der kleine Geist des Neides blickte aus jeder Falte seines gedunsenen Gesichtes.

Ich betrachtete den leichten, grauen Zug des Zigarettenrauches.

„Aber mit Weib und Kind, und der Beruf,“ fuhr er fort, mit einer feierlichen Note in der bewußt männlichen Stimme. Unsagbar häßlich war er. Schmutzig und trübe rauschten die Ströme seiner Klagen.

Eine sinnlose Traurigkeit beschlich mich. Ich stand auf und lehnte mich gegen den Marmor, die Ellbogen aufgestützt. Der Garten lag da, kahl, von Stürmen zerzaust, müde, vergessen. Zitternd richtete ich mich auf und nahm den Mantel.

„Wir wollen hineingehen,“ sagte ich und fühlte meine Stimme zittern vor Kälte, Einsamkeit und Feindschaft. „Wir wollen ins Haus gehen. Ich bin müde.“

Er erhob sich bereitwillig.

Im Gartensaal zündete der Diener die Lampen an. Ich konnte mich nicht bezwingen.

„Es würde mich freuen, wenn du mich morgen allein liebst,“ sagte ich roh, und eine matte Erschlaffung kam über mich, als sein Gesicht sich langsam, gleichsam vor Staunen zögernd, rot färbte. Ungeschlacht, hilflos, unangenehm nahe stand er da. Ich ging hinaus.

Als ich am nächsten Morgen herunterkam, war er abgereist. Es wäre mir gleichgültig gewesen, falls er schließlich doch dablief.

Die frühere Ruhe in mir selbst fand ich nicht mehr. Ich wanderte in den Alleen des Parks umher, blätterte gelangweilt in einem gleichgültigen Buch, oder ich betrachtete diese absterbenden und schutzflehenden Bäume mit verzerrtem Lächeln. Ich dachte dann: Ihr habt doch einen Schmerz und eine Beruhigung in Klagen und irrem Schreien. . .

Ich setzte mich fröstelnd auf eine Bank, die halb verschüttet war von gelben, roten und braunen Blättern, deren Ränder sich müde und krank umbogen. Dunkle Wellen einer unverständenen, gegenstandslosen Trauer schlugen über mir zusammen.



## Kiderlen

In schlichten Worten eine Zusammenfassung.

Das Kennzeichen aller hervorragenden unter den modernen Diplomaten ist: dem eignen Volk unscheinbare, doch sichere Vorteile zu schaffen (und fremde Völker an den ‚Rand‘ der Schädigung zu bringen).

Kiderlen war ein so selbständiger Kopf, daß er umgekehrt verfuhr.

Denn Agadir hatte bekanntlich Tripolis zur Folge, Tripolis bekanntlich Kirkkilisse; dem deutschen Diplomaten gelang es, eine tiefe, ewige Dankbarkeit (der Balkanslawen) zu erringen, — während er (in schlagfertiger Vertauschung der Begriffe) sein Vaterland an den ‚Rand‘ eines Weltkriegs im gefährlichen Augenblick allerdings gebracht hat.

Das erste Denkmal des hervorragenden Staatsmannes, welcher einer der bedeutendsten Männer war, soll bei Lüle-Burgas errichtet werden. Mit der Inschrift:

Dem Hochverdienten! dem Befreier! Kiderlen Sabalkansky. Die Slawen der ganzen Erde.
---

K.

## Sitten von Jena

Ein Jenenser schreibt an den Pan:

Der Rektor und der Richter der Universität Jena haben einen Erlaß herausgebracht, worin den Studenten und Studentinnen verboten wird, sich gegenseitig in ihren Wohnungen zu besuchen. —

Wie auch die Dinge in Jena liegen, welche die Herren zu dem Erlaß bewogen haben, man kommt nicht um die (vorsichtig formulierte) Frage: Wo sind hier die Schweine?

In den letzten Tagen haben sich deutsche Kliniker mit einer bei uns erstaunlichen Einmütigkeit (außerdem mit reichlich viel Pathos und wohlweislicher Verschweigung der eigentlichen Motive) gegen ihre russischen Kollegen in Deutschland gewendet. Hier müßte sich eine viel größere Schar zur Abwehr vereinigen.

Alle, auf deren Panier sehr auffällig das Wort ‚Ritterlichkeit‘ steht, und die Anderen, die solche Selbstverständlichkeiten nicht gerne zur Schau tragen, ob sie sich in Jena im Lande Weimar zusammenfinden?

Denken der Herr Rektor und der Herr Richter der Universität Jena damit den Studenten das bischen Verkehr mit anständigen Frauen (das sie in den kleinen versumpften und verstumpften Universitätsnestern noch aufrecht erhalten könnte) zu verbieten? (Sanctus! Sanctus!)

M. M.

## Held

Der nationalliberale Abg. Schiffer schrieb an einen Parteifreund:

„Nun sind unsere Anschauungen über die Grenzen bürgerlicher und politischer Moral so verschieden, daß ich es für zwecklos halten würde, mich hierüber mit Ihnen auseinanderzusetzen.“

Der Parteifreund war Herr Geh. Rat Ludewig; Herr Ludewig schrieb darauf:

„Ich will zu Herrn Schiffers Gunsten diese lebenswürdige Erklärung so auffassen, daß nach seiner Ansicht auch in der Politik die bürgerliche Moral überall durchgreifen müsse.“

Das ist ein Irrtum! Herrn Schiffers Ansicht wird hier verkannt! . . .

(Gegen Held liegt ein richterliches Urteil vor. Herr Schiffer ist am Kammergericht.)

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Nachklang für Kiderlen --- Vortrag über neue Malerei ---  
Hauptmann und der Sozialismus --- Der Protestant von Makedonien ---  
Bilderkritik --- Bürgerkunde

---

Ludwig Hatvany.....	Das Interessante
Hans Siemsen.....	Bisexuelles von Hartleben
Alfred Kerr.....	Platens Grab
Hermann Struck.....	Das rote Licht
El Hor.....	Der Mörder
Kurt Kersten .....	Eine Französin
Josef Tress.....	Strophen
Gottfried Benn.....	Verse





Vive la bagatelle !  
Swift

## Nachklang für Kiderlen

Aus der an den Pan gerichteten Zuschrift eines deutschen Aristokraten, welcher dem Verstorbenen längere Zeit hindurch auch menschlich nahe gestanden hat. Sie rühmt wertvolle Eigenschaften des Mannes und sagt von einem Beisammensein, nicht lange vor dem Tode:

Ich habe ihm von Krankheit nichts angemerkt. Er hatte seinen alten, beneidenswerten Appetit, war lustig und frisch, wie er stets gewesen war.

Als ich ihn wegen der Kriegsgefahr fragte, lachte er und sagte mir: „Das kennen Sie doch! Bluff, alles Bluff! Ich erlebe das nun zum dritten Mal: Algeciras, Marokko und jetzt. Nur, jetzt versucht immer einer den andern im Bluffen zu übertrumpfen! Krieg gäbe es nur, wenn einer so mordsdämlich wäre, sich so zu verbluffen, daß er nicht mehr zurück kann und schießen muß. Für einen solchen Ochsen halte ich aber keinen der jetzt in Frage kommenden Staatsmänner!“

Diese Aeüßerung hat Kiderlen offenbar nicht nur leichthin zu einem befreundeten Menschen getan, sondern sie enthält seinen politischen Standpunkt. Er wird an Oesterreich und Rußland gedacht haben.

„Für einen solchen Ochsen halte ich keinen . . .“

„D a s Wort in Gottes Ohr!“ sagen alte fromme Leute.

## Vortrag über neue Malerei

Ich bin der Julius Meier-Gräfe,  
Der neuen Kunst gebiet ich: stop!  
Ihr greift verwundert an die Schläfe,  
Ihr faßt euch staunend an den Kopp.  
Schön ist es, jung und frech sein —  
Heut langt es kaum für Pechstein.

Ich half der neuen Kunst in madigen  
Impressionisten-Kindheitsstadien.  
So tief man auch die Feder tunkt,  
Es reicht nur bis zu einem Punkt.  
Dann hielt ich einen Abend-speech  
Und wachte auf als Ludwig Pietsch.

(Auch in der Welt des Merker-Korps  
Gibts eine Ecke des Majors.  
Bisher mißlang es allen  
Dadruff nicht reinzufallen.)

Bald sitz' ich still (in Niklasssee)  
Als Revolutionär a. D.  
Ich warn' euch, die ihr jünger.  
Mit steilem Zeigefinger.  
Es rennt die Zeit, rasch ist ihr Bein,  
Ich werde bald ein Lübke sein.

## G. Hauptmann und der Sozialismus

Wie steht Hauptmann zum Sozialismus? Wie der Sozialismus zu Hauptmann?

Das Zweite wird vom ersten abhängen.

Die Sozialdemokratie will einen Unterschied feststellen zwischen Hauptmanns Werken und seinen jetzigen Worten. Besteht er in Wahrheit?

Ich antworte darauf heute nicht. Ich gebe für heute drei Urteile:  
1. von deutschen Sozialisten; 2. von deutschen Demokraten; 3. von französischen Radikalsozialisten.

Das letzte der Urteile tritt für Hauptmann ein.

\* \* \*

1. Deutsche Sozialdemokraten über Hauptmann. Äußerung des Vorwärts:

Unser Stockholmer Parteiorgan hat Hauptmann nach Kräften gefeiert und als Anhänger der sozialistischen Weltanschauung in Anspruch genommen. Das ist ja für Schweden verzeihlich, weil man dort auch bei Künstlern daran gewöhnt ist, daß sie ganze Männer sind und ihre Ideale auch verwirklichen helfen wollen. Hauptmann hat jetzt aber in einer Zuschrift an den Stockholmer 'Sozialdemokraten' ausdrücklich erklärt, er sei nicht Sozialdemokrat und sei es nie gewesen. 'Ich habe niemals', versichert Gerhart Hauptmann, 'einer politischen Partei angehört, und ich werde niemals einer solchen angehören. Ein Künstler darf kein Politiker sein.' Auf den Hinweis, daß einigen seiner Dichtungen doch ein soziales Milieu zugrunde liege, erwidert er: 'Wenn eine Dichtung politische Färbung hat, so hat sie nichts mehr mit Kunst zu tun. Ich verstehe es wohl, wenn auf die 'Weber' hingezielt wird. Aber dieses Drama ist nur ein menschliches Dokument und es bildet keineswegs eine Kritik der menschlichen Gesellschaft.'

Ob Hauptmann einer politischen Partei angehören will oder nicht, ist natürlich seine Sache. Aber seine kühne Behauptung: Ein

Künstler darf kein Politiker sein', schmeckt doch allzusehr nach der großen Kinderstube, in der das deutsche Bürgertum seine Künstler einzusperren liebt, damit es in Ruhe liegen und besitzen kann. Und die absolutistische Tradition hat ja die deutsche Knechtseligkeit an solche Gesinnung gewöhnt, daß der Künstler sein Publikum zu amüsieren habe, aber kein Fackelträger und gar ein Sozialkritiker oder Revolutionär sein dürfe.

Arme deutsche Dichter, der erste unter euch hat nur Dokumente geliefert und beileibe keine Gesellschaftskritik geübt, als er 'Die Weber' schrieb !

Jedenfalls wird die Bourgeoisie, die heute die Lorbeerkränze verleiht und die Tantiemen bemißt, Hauptmanns Absage gern zu Protokoll nehmen. Der Stockholmer 'Sozialdemokrat' aber meint ironisch : 'Der Nobelpreisträger Hauptmann scheint mit dem Dichter der 'Weber' und von 'Vor Sonnenaufgang' nicht ganz identisch zu sein.'

\* \* \*

2. Dieselbe Anschauung äußert im wesentlichen die deutsche bürgerliche Demokratie. Ihr verbreitetstes Blatt :

In einem Privatgespräch hat er den kompromittierlichen Verdacht weit von sich gewiesen, daß er etwa irgendeiner demokratischen Partei angehöre oder je angehört habe. 'Ein Künstler darf kein Politiker sein.' Bei dieser Gelegenheit spielte er, offenbar zur Erhärtung seines politischen Reinungseides, den verblüffenden Trumpf aus, daß sein Drama 'Die Weber' nur als ein Dokument des menschlichen Lebens, aber beileibe nicht als eine Kritik der sozialen Gesellschaft aufzufassen sei.

Das ist glatter Widerruf, etwa so, als wenn der Dichter von 'Kabale und Liebe' hätte versichern wollen, er habe sich durchaus nichts Böses dabei gedacht und nur ein Dokument des Kleinstaatlebens zeichnen wollen ; denn 'Die Weber' sind ein Drama voll furchtbarer Gesellschaftskritik und leidenschaftlicher Parteinahme des Autors für die naiv-revolutionierenden Helden. Mag indes Herr Hauptmann mit einem besten Stück seiner Vergangenheit — und auch zugleich mit dem Andenken an seinen Helfer Brahm — sich abfinden wie er will, die große revolutionäre, reich mit politischen und sozialen Motiven durchsetzte literarische Bewegung, von der er seine Auffassung nahm, kann ihn nicht ohne Abrechnung ins Lager der Philister abwandern lassen, die heute noch über seinen Werken wehklagend die Hände zum Himmel heben.

Lessing, Schiller, Heine, Freiligrath, Sallet, in England Shelley, Byron und Dickens, in Frankreich Victor Hugo, in Skandinavien Ibsen und Björnson, haben Partei ergriffen im Widerstreit der Ideen. Und wenn auch keine Partei berechtigt sein mag, irgendeinen dieser Großen als Mitglied in ihren Listen zu führen, so fühlt doch jedermann, wohin sie gehören.



Im Grunde läuft die eifrige Ablehnung jedes politischen Verdachtes auf etwas sehr Triviales heraus, nämlich, daß man es mit Keinem verderben will . . .

\* \* \*

3. Dagegen spricht das radikal-sozialistische (fast anarchistische) Blatt ‚Les hommes du jour‘ für Hauptmann. Es bringt in zwei Nummern eine panegyrische Würdigung seines Werks. Ich lese folgendes in dem Aufsatz (von Louis Nazzi) :

Gerhart Hauptmann, der große deutsche Dramatiker, bekam jetzt den Nobelpreis. Die hohe Anerkennung fügt seinem Ruhme nichts hinzu. Denn er gehörte schon zu jener Weltliteratur, deren Sonnenaufgang Goethe vor fast einem Jahrhundert verkündete.

Mit demselben Recht wie ein Tolstoi, ein Dostoevsky, ein Ibsen, ein Walt Whitman, ein Zola, ein Gorki und ein Thomas Hardy, ist er der Mann aller Zeiten, aller Länder. Sein Werk spricht zu Solchen, die denken, die gelitten haben und die nach Schönheit dürsten und Gerechtigkeit. Gerhart Hauptmann ist mehr als ein gekröntes Haupt: er ist eine große europäische Stimme, einer der Gipfel lebendiger Kunst.

Frankreichs jetziges Theater, so scheußlich vornehm und bis zum Ekel geistreich, sollte von Hauptmanns unglatten und gewaltsamen Werken häufiger lernen; nämlich: Gewissen, Männlichkeit, Angriffsmut.

Für unsre literarische Jugend, in den Kneipen des Studentenviertels eingepfercht, ist freilich nur Der ein großer Mann, mit dem man eben trinkt und anstößt — sie wird nicht die mindeste Neigung für den deutschen Zola bekunden.

Der Weberdichter, tief mit der Kunst verknüpft, hat durch alle seine Äußerungen, durch alle Werke, die Menschheitssache gefördert. Er hat sich verdient gemacht um das große Mitleid, das durch die Welt geht. Er hat mehr für die Gerechtigkeit getan als zwanzig Volkstribunen.

Die deutschen Kritiker fragen sich seit lange: ob Gerhart Hauptmann Sozialist ist oder nicht. Spaßige Frage !

Wenn es wahr ist (wie ich mit Emile Vandervelde glaube), daß der Sozialismus die tiefste und größte Form des religiösen Gefühls bleibt: so ist Hauptmann einer der Priester, welche dem neuen Glauben am besten gedient haben; dem Glauben, der eines nicht fernen Tages auf der Erde herrschen wird.

Mit den Webern läßt sich nur *Germinal* von Emile Zola vergleichen. Dieselbe Gewalt, dieselbe Gabe, Massen zu malen, sie ein tiefes Leben leben zu lassen, dieselbe Titanenarbeit.

Gerhart Hauptmann empfing von Henrik Ibsens Hand die heilige Fackel menschlicher Dramenkunst. Wir sollen den Blick von dieser hohen Flamme nicht abwenden, die vor uns herzieht.

\* \* \*

Das Lob der Franzosen ist mir lieb. Die Vermahnungen der zwei deutschen Blätter nicht unlieb . . .

## Der Protestant von Makedonien

Die türkische Regierung soll zum Fürsten von Makedonien den 'Sprößling einer europäischen, regierenden, protestantischen Dynastie' wünschen, dem die 'völlige Unbefangenheit gegenüber den verworrenen religiösen Angelegenheiten Makedoniens zuzutrauen wäre.'

Hilft nichts! Der Bursche tritt ja über! Das religiöse Bedürfnis lebt stark, tief, kernhaft, ein' feste Burg ist unser Gott, von echtem Schrot und Korn, mit dem Schönheitsfehler, daß die Leute nicht zu halten sind. Deutschlands Kaiserschwester, kernhaftes Haus, wurde griechisch-katholisch aus religiösem Bedürfnis — wie Ena spanisch-katholisch. Der protestantische Makedonenfürst wäre nach vierzehn Tagen, weil die Bevölkerung dorten teils römisch, teils orthodox, teils muhammedanisch ist — er wäre nach vierzehn Tagen päpstlich-islamobeschnitten-griechisch, Kommet zu Hauf, Christos wosskress, Salem aleikum, hallelujah!

Protestant? Hilft nichts.

## Bilderkritik

Fr. Fhr. von Khaynach schreibt an den Pan, dem die verschiedenartige Besprechung der einander so nah verwandten Herren Strock und Struck aufgefallen war:

Schuld daran ist einerseits die Sezession, denn sie hat ihren Katalog nicht mit der nötigen Sorgfalt abgefaßt, sowie der Umstand, daß mir die unter dem Namen Strock gehenden Blätter zufällig besser gefallen haben als die von Struck.

Sie können von einem geplagten Kritiker nicht gut verlangen, daß er bei vielen hundert Zeichnungen und Radierungen jede Unterschrift daraufhin prüft, ob sie mit dem Katalog übereinstimmt.

Im übrigen kann sich weder Herr Struck noch sein Doppelgänger Strock über mich beklagen. Ich schätze den Verfasser der 'Kunst des Radierens' und den Schöpfer vieler schöner Blätter sehr hoch.

Fr. Fhr. v. Khaynach.

## Bürgerkunde

§ 1. Ein Schlächter, der einen offenen Laden hat, darf in Preußen seinen Sohn nicht Leutnant werden lassen. Der Leutnant, dessen Vater einen offenen Laden hält, wird es nicht.

§ 2. Lotteriekollekteur kann in Preußen (der alte Gott lebt noch) ein wegen Bücherfälschung und versuchter Erpressung durch richterlichen Spruch Gebrandmarkter werden. Muß nationalliberal sein.



## Das Interessante.

Eine Untersuchung über seinen Kunstwert.

Von Ludwig Hatvany

a

Der achte Schlag der Stunde wirft jeden Abend Ladenmädchen und Ladenschwengel, kleine Beamte und Beamtinnen, ein blasses, abgehärmtes, geschäftiges Volk auf die Straße. Laufen, Drängen, Hasten, bis sich der Schwarm in allen unter und über der Erde ratternden, klingelnden, pustenden, klirrenden Hoch- und Niederbahnen allmählich zerstreut. Kaum hat sich das blutarme Tippfräulein und der müde Bureaukuli einen schwer verteidigten, bescheidenen Platz im Kupec, in der Tram erkämpft, schon wird der Leihbibliotheksroman — in schlaffer Hand wie ein Schatz krampfhaft geborgen — aufgeschlagen, und das arbeitsrote Auge des Mädchens, nicht anders als das bebrillt-zwinkernde des Kuli verliert sich weit in Träumen.

Wofür? Für Hecuba. Weil Eduard und Kunigunde sich lieben, küssen, schlagen oder töten.

Mein Gott! Was ist es doch für 'ne armselige Affäre, Mensch zu sein, wenn es dem ersten besten, gewitztigten Schachspieler mit Romanfiguren nach einigen schlaun Lügen so leicht gelingt, jedes menschliche Leid zu zerstreuen.

Und doch scheint es mir 'was Herrliches um die Macht eines Erzählers! Oft fühl ich's, wie in der Mache, auch der niedrigsten Kolportage etwas von der Kraft, jener heiligen Kraft des Fabulisten lebt, der die Schicksale des Dulders Odysseus so zu erzählen weiß, daß der fette Bissen vor den tafelnden Helden unberührt dampfend auf der Schüssel bleibt.

Sich an dem Interessanten zu interessieren ist doch ein natürlicher Urinstinkt. Warum ist es mir versagt, ihm zu folgen? Warum zurückschrecken, wenn mich der Dichter in der Falle einer straff geführten Handlung fangen will? Warum schwindet sofort jede Illusion? Warum langweilt mich am meisten, das mich doch am meisten interessieren will? Warum ist die Lust zu fabulieren so trübe und verdächtig geworden? Wird damit nicht ein großer Wert aus der Reihe ästhetischer Werte schwinden? Droht damit nicht dem Geist der Erfindung, dem Urquell aller Kunst ein jämmerliches Verkümmern?

b

Das Drama des König Oedipus ist einer modernen Detektivgeschichte nicht gar so unähnlich. Teilnahme zu erregen, den Zuschauer atemlos zu erhalten, erschien einst jedem Dichter bestrebenswert. Doch als man bald gewahr wurde, daß jeder Schaffende mit Hilfe trockener Berechnung wallendes Mitgefühl im Empfangenden erzeugen kann, wurden die Leute stutzig und stellten sich die Frage: Hie Logik, dort Gefühl — ist dieses Verwandlungsspiel nicht viel mehr ein Kunststück als eine Kunst? Und die Literatur, die mit Kunst zu schaffen hat, löste sich von der anderen los, die auf Lachmuskeln und Tränensäcke spekuliert.

Was bedeutet diese Spaltung? Gewinn? Verlust?

Schwere Frage.



Schon die Schule hat auf ihre Weise die Antwort versucht. In kindlicher Ehrfurcht vor allem **K l a s s i s c h e n**, hat sie den Dichter gepriesen, der den Stoff aus der **U e b e r l i e f e r u n g** nimmt, um in jedem Zuschauer einen Mitwisser seiner Endziele zu haben. Der Klassiker wird dem waghalsigen Modernen gegenübergestellt, der es wagt, ein Publikum ganz nach seinem Gutdünken ins Finster-Unbekannte erfundener Intriguen zu treiben. Das atemlose Interesse soll angeblich dem ästhetischen Mitempfinden schaden. So wurde die Regel festgestellt: **d e r A u s g a n g m u ß w o h l d e n h a n d e l n d e n P e r s o n e n u n b e k a n n t b l e i b e n**, — damit sie blind ihrem Schicksal entgegengehen — **d i e Z u s c h a u e r j e d o c h m ü s s e n a l l e s i m v o r a u s w i s s e n**. Die Täuschung darf nicht zu weh tun, die Angst darf die Haare nicht zu Berge steigen lassen und das Publikum muß sich in der größten Verwirrung immer sagen können: Ich weiß ja, wie's weiter kommt! . . . Dieses philiströse Schwanken zwischen Angst und Ruhe heißt dann ästhetisch, harmonisch, hellenisch empfinden.

Serenissimus, der während der Passionsspiele erklärt hat: ‚Schön, schön, wenn ich nur wüßte, wie das endet‘, hatte demnach keine ästhetischen Gefühle, — wir hingegen, denen von allen Geschichten der Welt eben die in Oberammergau am bekanntesten ist, müßten dort wahrlich in ästhetischer Wonne schwelgen. Auch der Kaiser, der unlängst, wie in allen Zeitungen zu lesen war, im Kreise seiner Familie ‚Das eiserne Jahr‘, einen Roman aus dem deutsch-französischen Kriege vorgelesen hat, muß dafür gewiß seine guten ästhetischen Gründe gehabt haben. Er mußte nämlich voraussetzen, daß die erlauchten Mitglieder seines Hauses, aus der Geschichte genugsam unterrichtet, alles Aufregende im ruhigen Bewußtsein mit anhören würden, daß doch am Ende trotz aller Anstrengung des Erbfeindes die Deutschen den endgültigen Sieg davontragen. Diese krassen Beispiele sollen zeigen, was wir von dem **K a t h e d e r t r a u m** einer erneuten griechischen Kunst zu halten haben, die von aufregender Spannung nichts wissen will und alles Interessante, in Langweile umbiedern und hinübermildern möchte.

Mit den Professoren und der Schule wären wir nun fertig — nun kommen aber schon die Aestheten herangerückt und geben uns eine härtere Nuß zu knacken. Die erklären nämlich allem stofflich Interessanten einfach den Krieg und verwerfen es mit den verächtlichen Namen: Mache, Kniff, Technik, Effekt, Theatralik. Die Entbehrlichkeit dramatischer und romanhafter Spannung wird als Verfeinerung und Entwicklung gepriesen. Die Schriftsteller, so heißt es, haben das Leben mit großen Augen ruhig anzuschauen und es wie eine stille Wasserfläche einfach widerzuspiegeln — wer uns gleichsam im Wirbel packt, der will mit all' dem Wellen- und Sturmgebraus nur über das Seichte seines Innern hinwegtäuschen. Das Inkommensurable des Lebens soll im Inkommensurablen des Kunstwerks aufgefangen werden. Anstatt einfach zu sagen: es ist uninteressant — sagt man in kritischer Diebesprache: Er hat künstlerische Absichten. Es ist wahrlich, als ob es einer Aesthetik der Langweile besonders darum zu tun wäre: Gestaltungs-ohnmacht und Erfindungsarmut literarisch möglich zu machen. Und so entstehen im Schutze einer gewissen Kritik: Ichromane und Weltanschauungs-dramen ohne Inhalt, ohne Zusammenhang, ohne Aufbau, ohne Spannung, ohne Ende — aber mit umsomehr künstlerischer Absicht.



## c

Wer Flaubert gesagt hätte: er soll zweck- und ziellos Weltbilder aufrollen und ihm noch dazu die Versicherung gegeben, daß er auf diese Art künstlerisch wirkt, würde gewiß des Einzigen epileptisch-pythischen Zorn auf sich gezogen haben. Wenn Flaubert irgend eines Fremden Buch lobt, so ist immer sein Erstes: Es ist interessant. Die feinsten Beobachtungen oder Beschreibungen sind ihm ein Nichts, wenn sie sich nicht in die Handlung fügen wollen. (Brief an Feydeau 1863, Juni.) Wenn er selbst vor einem Roman steht, macht er sich nicht eher daran, als bis die Intrigue, die Hauptsache (die ‚Perlenschnur‘) klar vor ihm liegt. Ein historischer Roman soll nicht mit Historie und ein moderner nicht mit allzuviel Seelischem langweilen. Si un roman est aussi ennuyeux qu'un bouquin scientifique — adieu l'art! Zwischen den Gescehnissen und dem Gedanklichen das Verhältnis zu wahren — war stets seine große Sorge. Was ist das anderes, als den Leser packen, mit einem Worte interessieren wollen? Das war ihm künstlerische Absicht.

So dachte ein Flaubert, der Literat unter den Dichtern, der Aesthet unter den Schriftstellern. Und doch, wie atmet man frei. Wie versteht man sich sofort! Und wie ist man meilenweit von dem trockenen Gezücht in Literatur entmenschter, in Kunst entmannter Aestheten mit ihrer verlogenen Faselei über rein künstlerische Absichten. Der Künstler hat nämlich nur die eine, menschlich so begreifbare künstlerische Absicht, seine Ideen in die Welt zu tragen. Gelingt ihm das nicht, so schnell als ihm genehm wäre, so will er wie einst Hebbel vor Ungeduld schnaubend, zu jeder Stund', um jeden Preis Feuilletons, Unterhaltungsstücke, Modoromane schreiben und ist dann, wenn er sich in dieser Art Literatur unfähig zeigt, gar nicht stolz auf sein angeblich künstlerisch-reines Programm, sondern klagt bitter zerknirscht: Meine Natur versagt vor dem Kleinen! (Hebbels Tagebuch.) Große isolierte Kunst zu machen ist eben keine Absicht; es ist sogar das Gegenteil von einer Absicht, — ein Zwang ist es, eine Qual, eine Verdammnis, eine Unmenschlichkeit, in die zu unserem Glück jedes Jahrhundert einige Unglückliche — die das Zeichen einsamer Größe tragen — widernatürlich hineingedrängt werden. Nicht weil sie es so wollen — nur weil sie es eben nicht anders können.

Vierzehn Jahre nach dem Erscheinen der *E d u c a t i o n* sitzt Flaubert bei der Korrektur seines alten Buches und spricht nicht wie Dilettanten und Stümper von der stolzen, trotzigen Freude nicht erhört gewesen zu sein, sondern stellt sich in stiller Demut die Frage: ‚Warum hatte das Buch nicht den Erfolg, den ich mir davon erwartet habe?‘ Und er gibt sich dann selbst die Antwort: ‚Es ist vielleicht zu wahr — es fehlt ihm — im ästhetischen Sinne des Wortes — die Falschheit der Perspektive. Der Plan, den ich mir nur zu gut zurecht gelegt habe, verschwindet. Jedes Kunstwerk muß einen Plan haben, eine Spitze, zu der sich alles hindrängt, es mus sein wie eine Pyramide. Das Licht muß auf einen Punkt der Kugel fallen. Nun ist von alledem im Leben doch keine Spur. Aber Kunst ist kein Leben. . . .‘

Man erkennt Flaubert an der leuchtenden Heile des bilderreichen Ausdrucks, der Idee und dem Gefühl nach könnte doch sonst diese Betrachtungen jeder Theatraliker angestellt haben, der über die Ursachen seines Mißerfolges grübelt. Das ist gewiß keine Verleumdung

Flauberts. Der Wille zu wirken gibt nämlich dem Unterhaltungsschriftsteller einen künstlerischen Zug, den der Aesthet mit all seinen guten Absichten und seinem dilettantischen Hochmut, isolierte Kunst zu machen, nicht hat und nie haben wird. Man könnte bald sagen — so ist es bestellt in dieser anarchischen Welt der Kunst, wo sich gute Absicht gegen ihren Mann kehrt und auch die Böse belohnt wird — daß Künstler und Macher gewissermaßen durch die Gleichheit ihres Ziels im Wesen verwandt und vom Aestheten von Grund aus verschieden sind. Natürlich, wenn auch beide: Künstler und Macher, fesseln, interessieren, wirken wollen, erreichen sie doch auf verschiedenen Wegen das eine Ziel. Dem Einen ist das Interessante: Formel, eitel Spielwerk, dem andern Aufbau, Gerüst, — Gährstoff, der Leben in die tote Materie bringt.

d

Was ist das: interessant? Wie kann man interessieren? Augenscheinlich mit der allereinfachsten Mechanik. Erst etwas gut verbergen und dann es wieder suchen lassen. Das Interessante des Interessanten ist der Reiz jedes Versteckspiels. Wasser, Wasser — Feuer, Feuer — Wo ist das versteckte Taschentuch? Hier, hinter dem Ofenschirm? Wasser, überall Wasser! Dort — in der Schublade? Nein, auch nicht. . . Wasser, wieder Wasser! Oben, auf dem Kasten? Nicht hier, unter dem Tischtuch? Wo? Wo? Wo? Wasser, alles Wasser! Nun noch einen Schritt . . . jetzt . . . jetzt wird's warm, immer wärmer . . . bei der Lampe: Feuer, Feuer! Man reckt sich, bückt sich — tappt — tappt vorbei — Wasser, Wasser . . . bis man endlich die Lampe hebt und — Feuer, Feuer — unter der Lampe das Tuch findet.

Das Volk von Argos wird von der Pest verheert und zieht in seinem Jammer zu dem Könige: er soll helfen. Oedipus steht lorbeergekrönt auf den Stiegen seines Palastes und fühlt sich so erhaben in seiner königlichen Würde, daß er es wagt, sich selbst ohne Scheu *d e n v o n a l l e n G e p r i e s e n e n* zu nennen. Wasser, Wasser! Schon naht aber Kreon, den der König um Rat zur Phythia gesandt mit Botschaft der zürnenden Gottheit, die besänigt werden will. Oedipus leistet den großen Schwur, sich an dem Mörder des Laios furchtbar zu rächen. Feuer, Feuer! Ein gräßliches Suchen beginnt. Der blinde Seher macht verhängnisvolle Andeutungen, die den König in Wut bringen und seinen Verdacht auf Kreon lenken. Wasser, wieder Wasser! Nun aber tauchen die Zeugen der verborgenen Sünde: Jokaste und der Schäfer auf. Frage und Antwort kreuzen sich wie mörderische Strahlen in der Luft. Feuer, Feuer! Das Schicksal ist vollendet. Oedipus muß sich als den ahnungslosen Mörder seines ihm unbekannten Vaters bekennen.

Der Fall Oedipus scheint mit paradigmatisch. So zu erzählen, daß man die Schleusen der Neugier bald öffnet und bald wieder schließt, erst den Weg zeigt, ihn dann wieder versperrt, manches ahnen läßt, manches verdeckt, den Knoten auch dann noch zu schürzen scheint, wo man ihn doch eigentlich schon längst auflöst, erst im letzten Augenblick Antwort auf alle Fragen geben, das ist die Kunst, Leser oder Zuschauer in Bann zu halten, die Kunst zu interessieren. Eine große Kunst fürwahr,



nicht mehr und nicht weniger als den Rohstoff des Lebens in Form zwingen, als Stil in die Natur zu bringen.

Doch ist es nicht bedenklich, daß Goethe und Stendhal, Keller und Flaubert in dieser Kunst von jedem Kotzebue und Sardou, von jedem Hintertreppen- und Detektivromanschmierer übertroffen werden?

Der Gegner alles stofflich Interessanten steift sich nun auf diesen Punkt, macht aus dem Fehler eine Tugend und behauptet: Ja! das ist eben das Verdienst eines Goethe und Flaubert, eines Tolstoi und Keller, daß sie ihrem Drang, auf die Menge zu wirken, nicht folgen wollten und statt eines künstlichen spannenden Aufbaus (in Faust, Wilhelm Meister, in der Edukation, im Grünen Heinrich, in Krieg und Frieden) zerfallen, wie das Leben zerfällt. Kein unnatürliches, erfundenes Band knüpft unabhängige Schicksale, — sie laufen, nichts voneinander wissend, einher, wie da draußen in der Welt, wo jeder Mensch in einem ihm selbst unbekannten Zusammenhang sein Leben für sich lebt. Es gibt Bücher, die nicht interessant sind, nicht einheitlich, nicht aufgebaut — und doch sind das die größten Werke! Wer kann ihnen seine Andacht versagen? Wer? Wer? Ja, wer denn? Ich, gewiß nicht.

Wie wirft nun mit einem Male diese verdammte Andacht meine spitzfindigsten Folgerungen zur Rechtfertigung des Interessanten zusammen. Doch kann ich nichts gegen mein Gefühl, selbst auf die Gefahr hin, das Kartenhaus meiner Logik zusammenfallen zu sehen. Wie soll das Interessante noch interessant sein, wenn nichts interessanter ist als das Uninteressante? Das Problem, das mir eben seine Lösung zu geben schien, verhüllt sich wieder und führt mich, statt zu einem Ergebnis, von Frage zu Frage.

e

Mit logischen Schlüssen, Folgerungen und Definitionen lassen sich wohl andere fangen — Logik ist die Mache des Denkens —, aber wenn es jemand mit einem Problem ernst meint und mit sich darüber ins Klare kommen will, so halte er sich von jedem logischen Spiel fern, in menschlich warmer Nähe des Künstlers.

Wir wissen, Flaubert betrachtet seine E d u k a t i o n als eine verlorene Schlacht. Und wenn uns auch dieses Unterliegen schöner ist als jeder Sieg, so dürfen wir dem Aestheten nicht folgen und als weitere Folgerung die Lehre ziehen: der höchste Kunstzweck ist, seinen Zweck nicht zu erreichen. Statt die Logik auf ihre Spitze zu treiben, ist es besser, man hört auf Flaubert — er verstand sich ja aufs Handwerk wie kein zweiter — und man glaubt ihm, wenn er es als künstlerischen Mangel empfindet, seinen Stoff nicht spannend genug bearbeitet zu haben.

Unsere Bewunderung wird dann nicht seinem Unterliegen, sondern, wie sichs gehört, seinem ehrlichen Ringen mit dem schwersten Stoff gelten. Er ist groß, weil er sich das größte Ziel gesteckt, aber doch nicht, weil er es nicht erreicht hat. Es galt, die Ungeheuer: Seele, Mensch, Welt, 19tes Jahrhundert, Paris zu bezwingen. War er nicht Künstler genug, um so Mannigfaltiges in spannende Form zu fassen? Flaubert fügt im selben Brief nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu: „Kein Erfolg — tut nichts. Keiner hat es je mit der Wahrhaftigkeit so ernst gemeint wie ich.“ Und das ist es ja eben! Wer kann die Lüge jedes künst-

lerischen Aufbaus — ‚die notwendige Falschheit der Perspektive‘ — mit der Wahrhaftigkeit ausgleichen, — wer kann die Quadratur des Zirkels, das Unmögliche leisten: ein künstliches, spannendes Ganze bilden aus Teilen, die alle Natur sind?

Diesen Zwiespalt haben Künstler, wenigstens scheinbar, insofern überbrückt, als sie der Wahrheit, an jenen Stellen, wo sich der naive Leser über das Beginnen einer interessanten Handlung freut, einen unmerkbaren, leisen Ruck geben. Und nun geschieht das Wunder: alles klappt, es bildet sich wie von selbst ein künstliches Ganze, doch aus Teilen — und dieser Unterschied ist eine Welt! — die alle künstlich erfunden sind. Das Publikum klatscht, — nur der Kenner stutzt und scheidet sofort Kunst von Mache.

Als Goethe in Erfurt vor Napoleon stand, sagte der Kaiser, eine gewisse Stelle des Werther bezeichnend: ‚Warum habt Ihr das getan? es ist nicht naturgemäß.‘ Goethe mußte mit heiterem Gesicht und mit einem vergnügten Lächeln zugestehen, daß an dieser Stelle richtig etwas Unwahres nachzuweisen sei: ‚Allein, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.‘ Der Kaiser schien damit zufrieden . . . .

Der Kaiser schien zufrieden. Warum denn auch nicht? ! Napoleon hatte um dieselbe Stunde, im selben Erfurter Saal, mit Talleyrand und Daru, mit Soult und Berthier zu konferieren. Und Goethe hatte gewiß recht, wenn er sich mit Napoleon in keine Kunststreitigkeiten einließ. Es war besser, ihn einfach mit einer geistreich-weltmännischen Antwort zu verblüffen. Was Goethe selbst von dieser Antwort hielt, steht verborgen in den Zeilen, die die Heiterkeit seines Gesichts und sein vergnügtes Lächeln wachrufen. Wie zur leisen Entschuldigung ihrer verzeihlichen Frivolität.

Was für Goethe ein witziger Einfall, ist dem Macher sein ganzer Ernst. Dem ist nur wohl in seiner Mache! Kunstgriff ist ihm Kunst, — was schert er sich um die einfachen, natürlichen Wege der Wahrheit? ‚Wenn die Wahrheit, die Wünsche der Zuschauer, die Interessen der Kunst und des Direktors sich in Einklang bringen lassen, dann ist ja alles gut — doch ist das äußerst schwer, und in diesem Kampf muß die Wahrheit unterliegen‘ — so schreibt der erfolgverwöhnte Meister der Bühne, Dumas fils. Er gibt in der Rechtfertigung eines seiner Stücke (L'Etrangère) eine Aesthetik der interessanten Mache, das gallische Gegenspiel unserer heimischen Aesthetik deutscher Langweile. Wie man die Leute packt, die Natur fälscht, vor einem Teil der Wahrheit die Augen zudrückt, das hat Dumas wie keiner verstanden. Diese Regeln der Lebensfälschung gelten heute noch in Frankreich und helfen die Herren Bernstein Bataille und Konsorten in ihrer glorreichen Tantiemelaufbahn.

Das ist natürlich kein Triumph der Kunst über den Stoff, sondern vielmehr über das Kunstgewissen. Der Granitblock läßt sich nicht modeln, nun gut — wozu die Anstrengung? Wozu sind Lehm und Gips da? !

Auch in der Hand selbst der besten Schriftsteller, eines Dickens, eines Daudet oder selbst Maupassant, verhärtet sich immer wieder ein Teil Natur, wenn sie in Form hinübergehoben werden soll. Diese Ver-



härtungen nennt das Publikum: Effekt, Spannung. Es ist, als ob der Dichter, sich plötzlich in einen Virtuosen verwandelnd, seinen Figuren die Seele auszieht, um statt schwer beweglicher Menschen leichte Puppen weiterzuschieben. Ist der Schub getan, so erwacht im Dichter, dem es in seiner Mache nicht wohl zu Mut ist, wieder das Gewissen. Er stößt die Puppen um und stellt dann richtige Menschen Menschen auf die Szene.

Von den Modernen, die fürs Theater arbeiten, ist es meines Wissens nur Tschechow und Hauptmann gelungen, die Wahrheit so zart anzufassen, daß sie in der Gestaltung nicht verliert. Allerdings hat dadurch ihre Gestaltung etwas Langsames, Zögerndes scenisch Ungeschicktes, Uninteressantes — es ist oft, als ob die Wahrheit, unbeholfen, zitternd, fröstelnd auf der Bühne stehe. Die Hülle ist zu weit, die Naht platzt, die Form ist nicht knapp genug. *Dulce vitium!* Ein schönes Vergehen! Das sind Niederlagen in der Art des Flaubert der *E d u c a t i o n*, des ehrlichen Künstlers, der lieber die Form sprengt und auf die Spannung verzichtet, nur um der dreimal heiligen Wahrheit keine Gewalt anzutun.

So ist die ganze Literatur ausgefüllt mit allen Schattierungen zwischen den beiden Extremen: dem stofflich interesselosen und formlosen Zusammenbruch des Ehrlichen und der packenden interessanten Einheit des Fälschers. Es ist ein Kampf zwischen dem Drang zu wirken und der Ehrlichkeit zu bilden. Die größten Bücher sind Waterloo der Kunst, die interessantesten sind Waterloo der Wahrheit. Herr über Kunst und Natur, über Dichtung und Wahrheit über Mache und Leben zugleich, ist noch keiner geworden.

Goethe war in der ersten Hälfte der Wahlverwandtschaften (obzwar seine Psychologie oft der These den Platz räumen muß), Flaubert in der *Bovary*, Balzac in der *Eugenie Grandet*, Dostojewsky im *Raskolnikow*, dem Siege nahe. Allerdings sind diese Werke, wenn auch noch so groß angelegt, auf die Gestaltung eines Einzelfalles, eines ganz engen Lebens beschränkt. Deshalb ist es Kleist und Maupassant in der Novelle gelungen, was sie im Roman und im Drama nicht konnten: ohne Kunstgriff zu wirken. Die Novelle endet, bevor die Fälschung beginnt.

Wer wird mal das große, breite Leben in großer, breiter aber einheitlicher und interessanter Gestaltung fassen? Vielleicht keiner, vielleicht nie, vielleicht niemand. Doch der Kampf um diese spannende Gestaltung bleibt nichtsdestoweniger der Kampf um die Kunst. Es aufzugeben, heißt aus Furcht vor der immerhin noch künstlerischen Barbarei der Machwerke sich in die ganz unkünstlerische Barbarei des Aesthetizismus verirren — somit die Kunst aufgeben.

## f

Lose Teile der Welt in treuer Wiedergabe und schöner Form mitzuteilen, kann dem Künstler nicht genügen. Es hapert ja eben um die Mitteilung, um die Suggestion — d. h. um die ganze Kunst. Will er aber wirken, — was doch der Naturtrieb jedes Künstlers, — so bleibt ihm keine Wahl. Er muß sich beherzt aller Mittel zur Wirkung bedienen. Und was gibt es denn Stärkeres als zu interessieren? In seiner starken Suggestionskraft, die noch stärker ist als Stil, Sprache, Beobachtung — liegt das eminent Künstlerische des Interessanten. Die Wahrheit unbeschädigt, ohne Kunstgriff, in die suggestive Form des Wirksam-Interessanten zu bringen, das ist die ewige und einzige Aufgabe des Künstlers.



So ist, was nur ein Kunstgriff zu sein schien, eigentlich das Wesen des Uebertragens, somit Wesen der Kunst. Wer interessiert, der belebt, indem er abteilt, der gliedert, indem er ordnet — er schafft organisch, wetteifert mit der Natur. Das erregende Hinhalten des Ausgangs ist kein bloßes Versteckspiel. Es ist die Art des Schöpfers, der das letzte Wort bis zuletzt nicht ausspricht und seine Kreatur zitternd, bebend einem unbekannten Ende entgegenführt. Nur der Künstler, der ihm das nachmacht, verdient den Namen eines Schöpfers — denn nur ein solcher stellt Schöpfung vor Schöpfung, vor Leben und Tod neues Leben und neuen Tod hin.

## Bisexuelles von Hartleben

Von Hans Siemsen (München)

Aus dem Nachlaß eines Jugendfreundes von Otto Erich Hartleben kam in meine Hände unter anderem eine hektographierte Ausgabe der Pierrot-Lunaire-Uebertragung von 1892. Nur für Freunde.

Du weißt (schreibt er vorn), es ist so sehr ein Kind der Liebe, daß keiner unserer achtbaren Herrn Verleger sich getraute, es zu adoptieren.

In diesem Buche lag das folgende Gedicht von Otto Erichs Hand. Noch ungedruckt, soviel ich weiß.

\* \* \*

In Hellas und im alten Rom war einst die Liebe frei,  
Die holden Launen der Natur bar jeder Heuchelei.  
Und Flammen weckte, was ein Gott geschmückt zu holder Lust.  
Obs eines Knaben Liebreiz war, ob eines Mädleins Brust.

Du Süßer ! komm auf meinen Schoß ! O zartester Genuß :  
Von deinem frischen Knabenmund zu zehren Kuß auf Kuß !  
Der jungen Glieder schlanker Wuchs genießt meine Hand.  
Wir träumen uns in ferne Zeit und in ein fernes Land.

Der Mond, der unsern Fuß umspült mit stillem Silberstrom,  
Derselbe ist es, der voreinst erhellt das ewige Rom.  
Und der Jasmin, der durch die Nacht den üppigen Duft gebracht,  
Hat schon Jahrtausende zuvor den heißen Sinn entfacht.

So laß uns frei sein und beglückt ! Was kümmert uns die Zeit !  
Wir werfen von den Schultern sie ab wie ein lästig Kleid. —  
Die Welt entschlief mit ihrem Schwarm, die weil wir selig sind.  
O schling den weißen, zarten Arm um meinen Nacken, Kind !

· Bar jeder Heuchelei? — In den gesammelten Gedichten steht es nicht. Das ging damals noch nicht.

Unterdessen hat das „Kind der Liebe“ von 1892 einen Verleger und Adoptivvater gefunden. (Oder gar zwei?)

\* \* \*

W. Blüher schreibt in einer wissenschaftlichen Arbeit über Niels Lyhne und das Problem der Bisexualität:

„Die Erkenntnis der prinzipiellen Bisexualität des Menschen ist zu einem der wichtigsten Standpunkte der modernen Sexualwissenschaft geworden.“

## Platens Grab

Von Alfred Kerr

Für die gesammelten Schriften  
bestimmt.

### I

Wie kam das alles? Ich weiß nicht. Ich wußte des Morgens nicht (nachdem ich mich einmal in der Nähe von Neapel befand), wohin ich des Nachts abreisen würde. Alles vollzog sich beinahe im Schlaf. (Als wenn ein Schlafender Glocken hört.)

Am nächsten Morgen stieg ich in Sizilien ans Land.

Planlos, plötzlich — ist das Schönste auf der Welt. Man muß nie wissen, wo man schlafen wird.

### II

Ich verließ das Eiland ebenso plötzlich eines Abends. (Nach Beobachtungen nämlich, die ich an mir gemacht, ist die nordafrikanische Küste die stärkste Menschenfängerin. So oft einer halbwegs in ihren Bezirk verschlagen wird, gibt es keine Rettung.)

Bloß einen sizilischen Augenblick, einen, greif' ich heraus . . .

Wo war das? . . . Es war in einem verwilderten Garten. Treppen, halb verfallene, von Gartenerde überschüttet, führten zu Gängen, in überwachsene Wirrnisse. Verlassenheit. Alles verzweigte sich, wie es wollte, — und schlief in Duft.

Draußen Glut auf einer weißen, elenden Straße. Vor der rissig erbärmlichen, graugelb verfallenden Mauer des Gartens. Die Stadt weitab. (Schattige, senkrecht hinabstürzende Steinbrüche, schachtartig, zerrissen, von wilden trocknen Südpflanzen überwuchert. Theater von Hellas. Blinde Katakomben heimgegangener Kapuziner . . .)



In dieser Umgebung streckte sich der Garten hin: voll Gerank, Wirrnis, Ueberwachsenheit; der Garten hinter der rissigen, graugelben, zerfallenden Mauer; der Garten, der in Duft schlief.

### III

Die schmalen Strauchgänge hindurch; unter der Berührung und dem holden Widerstand manches Zweiges, der wuchs, wie er wollte, — da sah ich den Stein. Es stand darauf in gegrabenen Lettern, aus denen das Gold entschwunden, daß hier bestattet liege: Platen, ein Deutscher; ein Dichter. (Es war wortreicher ausgedrückt, — ich las nur das.)

Der Stein, gesetzt von dem Fürsten, dem vor siebzig Jahren Haus und Garten gehört. Principe Landolini; dessen Gast der dort Verstorbene gewesen.

### IV

Unter dem Stein an der Mauer haben Freunde des Toten, Landsleute, nachmals den Leichnam hervorgeholt, ihn gegenüber in freiem Raum bestattet; eine Bildsäule darauf errichtet.

In der Gartenwirrnis steht der bayrische Graf; umwuchert, umwippt, umwiegt, umwildert.

Sein Haupt ragt über die Apfelsinenbäume; über die schmalen Blätter der süßen Mispeln; über die verrückt hellgrauen Arme des Feigenbaumes. In der Höhe seines Rockschoßes wächst (wie verrückt) auf auseinandergerenkten Umrissen der geilen Kaktuspflanze rot ihre durststillende Berberfrucht.

### V

Und wie ich ihn so stehn sah und verwittern, fielen mir ein paar Verse, nicht vollständig, ein, — ich konnte sie nicht ganz zusammenbringen (obschon ich sie für seine schönsten halte). In ihrem entgleitenden Fall, wundersam. So (nach der Erinnerung): Der Fluß, der gestern mir so lieblich rauschte, wo ist er nun? Der Vogel, dessen Lied ich lauschte, wo ist er nun? Dann kommt etwas von einer Rose, die die Freundin am Busen trug, und deren Duft . . . berauschte, — wo ist er nun? (Im Norden könnt' ich dieser kühlen Strophen schlanken Wortlaut schon zusammenkriegen; im Lande der Karthager wirkt noch der Dörrbrand etwelcher Siculerstädte nach.)

Die letzte Herrlichkeit jener Platenmusik, die aus der Luft und aus mir und aus der Bildsäule sang und sich mit allen Bäumen küßte, — die letzte Herrlichkeit redet am Schluß: „Und jener Mensch, der ich gewesen; und den ich längst . . . mit einem anderen Ich vertauschte, — wo ist er nun?“



Mögen die Worte stimmen, mögen sie nicht, . . . was übrig bleibt, ist die sehr besinnenswerte Frage : ,Wo ist er nun ?‘

## VI

Und ich gedachte seines frühen Todes ; jenes mörderischen Kampfes, den er, gegen das Ende hin, mit einem Zeitgenossen geführt. Mit einem Harfenspieler, — den er ohne Not beleidigt ; und der ihn furchtbar schlug.

Platen hatte den Zwist begonnen : ohne feinere menschliche Regung, . . . der Harfenspieler, der Mächtigere, ließ ihm für die Nachwelt eine gescheckte Unsterblichkeit.

Es muß ein siechendes Herz gewesen sein, das hier vor der Stadt Syrakus zu schlagen aufgehört. Ein Herz, vielleicht nur für eine Unbedachtsamkeit schrecklich getroffen — und das kein befreites Atemholen, wie es die frohe Wiedervergeltung schafft, mehr erfuhr.

. . . Er nahm den Streich ins Grab. Vielleicht ist die Mauer, woran er die ersten dreißig Jahre schlief, so rissig und mürbe geworden, weil er sich oft gereckt ; die Fäuste geballt hat.

Denn keine Ranken, keine Südbäume, kein blauer Himmel, keine Gartenstille geben Vergessenheit für einen Schlag, den man empfangen ; und mit in den Sarg nimmt.

Keine Wipfel, keine Winde wiegen einen Gescheckten ganz in Schlaf.

Das Überspinnene liegt im Schweigen, graugelb verfallende Mauer krümmt sich. Lump, warum fandest du nicht die Kraft, einen Schlag zu vergelten ? Noch einmal atmend zu lachen ? ! Lump, Du schliefest wohliger . . .

## VII

Immerhin : siebzig Jahre sind eine lange Frist.

Je mehr der Stein seine Poren öffnet ; den Lüften, dem Regen, dem Erdreich gibt, was die von ihm fordern und nehmen : je unwirklicher wird alles, . . . was einmal Wirklichkeit war.

Auch vom Zorn und vom Schmerz und vom Haß gilt eines Tages das Wort (zwar sicher bin ich nicht) — das Wort : ,Wo ist er nun ?‘ . . . Etwas Klingklang ist übrigens drin. Rauschte . . . lauschte . . . tauschte . . .

Ich sage : Der Sturm des Grolls, der eure Segel bauschte, wo ist er nun ?‘

Ich füge den Vers in das Ghasel ein, das dein schönstes ist ; das aus der Säule klang, aus Duft und Leuchten drang, mit blauen Zweigen sich verschlang . . . Was bleibt, was allen sichtbar emporzieht, ist nach den Irrtümern heißer Lebensstunden die kühle, die heisse, die losgelöste, die ewig schimmernde Kunst. Auch deine.

## VIII

Obschon der Garten durchaus nicht einen bedeutenden Umfang hat, schien seine Wirrnis gar kein Ende zu nehmen. Unterwegs Jasminblüten; die aber von den unsren verschieden waren; Hände voll weißer und dunkelroter Rosen und zitternder, in gewaltigem Duft sterbender Rosa-Rosen, die alte Frau raffte die leuchtend-betäubenden Blumen der Apfelsinenzweige, die ihr über den Weg hingen, die gelblichen, einschläfernd fernen Akanthusblüten, sie griff zwischendurch in irgendeinen Mandelbaum, sie nahm, wie's ihr einfiel, blutige Geranien mit brennender Funkelhaut . . . Rosen, Rosen, Rosen.

## IX

Ich sitze nun bei der weißen Stadt; im Lande der Karthager; am Südmeer; bei der Menschenfängerin; und atme.

---

## Das rote Licht

Von Hermann Struck

Struck, der Radierer, ist von  
Amerika kürzlich heimgekommen.  
Dies von seinen Aufzeichnungen.

Wenn man nachts ausgeht, so tut man gut, sich eine Bedeckung mitzunehmen.

Ich geriet mit meinem Führer in den „red light district“ Dies ist das Bordellviertel Chicagos. Mehrere große Blöcke sind hier ausschließlich von solchen Häusern bedeckt.

Wohin man sich wendet: ein Bordell neben dem andern.

Scharenweise durchziehen die jungen Leute diese Straßen, wo sie von Musik und Tanz angelockt werden. Im Distrikt befindet sich auch ein sogenanntes Klubhaus, welches Marshall-Field, dem Inhaber des berühmten, ungeheuren Warenhauses von Chicago gehörte. (Vor einigen Jahren wurde Marshall-Field in diesem Hause von einem Mädchen erschossen, und etwa zwei Jahre später fand sein Sohn ebendasselbst auf die gleiche Weise den Tod. Beide Morde wurden vertuscht.)



Auch ein japanisches Bordell befindet sich dort, das sehr hübsch eingerichtet sein soll. Ebenso gibt es ein Haus, dessen Einwohnerschaft ausschließlich aus Negerinnen besteht.

\* \* \*

Als ich nachdenklich durch diese Straßen wanderte, erblickte ich, um eine Ecke biegend, ein merkwürdiges Schauspiel.

Mitten auf der Straße stand, von einer Menschenmenge umgeben und beschienen von flackerndem Licht, eine Frau in schwarzer Kleidung, vor ihr ein kleines fahrbares Klavier, hinter ihr zwei ältere Herren mit Fahnen in den Händen. Die eine wies die amerikanischen Sterne auf, die andere ein Kreuz mit dem Spruch „By this sign conquer“.

In eindringlicher und ekstatischer Rede predigte die Frau den vierzig jungen Männern, die sie umgaben (und deren Zahl sich ständig vermehrte), von den schrecklichen Schäden, die sie sich in diesen Straßen holen mußten.

Sie zeigte ihnen die Bibel vor und verwies sie auf die Lehre Gottes.

Sie sprach von dem Gram und Kummer, den sie ihren braven Eltern zu Hause zufügten, und wurde nicht müde, in flammender Rede und in schrecklichen Worten das Unglück auszumalen, in das sie durch ihren Leichtsinn sich selbst und kommende Generationen stürzen würden.

Die jungen Menschen, die erst aus Neugier stehen geblieben waren, dann aufmerksam der stundenlangen, meisterhaften Predigt zuhörten, waren tief ergriffen, — und wir hatten den sicheren Eindruck, daß diese Reden nicht ohne Wirkung verhallten.

\* \* \*

Zwischendurch wurden unter Musikbegleitung Choräle gesungen, und dann ergriff der eine der beiden älteren Herren, ein hoher Justizbeamter, das Wort, um gleichfalls diese jungen Menschen zu ermahnen.

\* \* \*

Der andere Gentleman, der mich bemerkt hatte, sprach mich mit höflichen Worten an und gab mir eine Anzahl Druckschriften.

Ein Flugblatt zeigt auf der einen Seite die Abbildung eines Mannes mit den schrecklichen Schäden, welche die Krankheit bei ihm hervorgerufen hat, — während die andere Seite den Text in chinesischen Schriftzeichen aufweist.

Andere Blätter tragen die Titel: „The boy and the man“ (ärztliche Anweisungen enthaltend), „What the judge and the doctors say“. „Keep thyself pure“.



In allen ist in kurzen und schlagenden Sätzen das Wesentliche gesagt, was eben über solche Dinge zu sagen ist. Auch ein in naiver Weise illustriertes Evangelium Johannis steckte er mir in die Hand.

\* \* \*

Das ganze Unternehmen ist veranstaltet von der „Midnight-Mission“, die im Jahre 1904 begründet wurde, und beim matten Licht der Straßenlaternen las ich unter anderen fesselnden Angaben, daß die von dieser Mission eingesetzte Kommission 1020 „unmoralische Stätten“ gefunden habe.

\* \* \*

Als ich dann langsam nach Hause ging und der Lift mich in den 13ten Stock meines Hotels beförderte, sah ich auf dem einen Flugblatt noch die echt amerikanische Angabe:

„Die Kommission schätzt die Einnahme durch das Laster in Chicago auf 15 000 000 Dollar jährlich.“

---

## Der Mörder

• Von El Hor

Als zehnjähriger Junge mußte er die Gänse hüten. Wenn er so hinter den Gänsen herging und sah, wie sie wackelten, die Hälse reckten, schimpften und fauchten, dann bekam er einen solchen Haß, daß er einen der langen Hälse packen, zusammendrücken und umdrehen mußte. Zu Hause bekam er Schläge, wenn eine Gans fehlte, dann nahm er sich ein paar Tage zusammen.

Einmal, am Bach, stand er nahe bei, als vier Gänse die Köpfe dicht zusammen steckten und Wasser tranken. Sie klapperten dabei mit den Schnäbeln, grunzten, verdrehten die Augen und ließen die Köpfe hin und her gleiten. Man sah ihnen an, daß sie glücklich waren.

Da wurde der Junge wieder von einer solchen Wut besessen, daß er alle Schläge vergaß. Er griff behende zu, faßte mit jeder Hand zwei Gänsehälse und watete tiefer in den Bach hinein. Die vier Gänse, die er mit fortzog, zappelten und schrien und der Junge lachte still vor sich hin. Dann hielt er die vier verzweifelten Köpfe so lange unter Wasser, bis sie sich nicht mehr rührten.

Er ging wieder ans Ufer, legte die vier Leichen der Reihe nach auf die Erde und warf sich erleichtert daneben ins blühende Gras. Bald schlief er ein, denn er hatte sich furchtbar aufgeregt.

Zu Hause bekam er so viel Schläge, daß er es nicht mehr vergaß. Er tötete nie wieder eine Gans. Aber die Wut, die er fortwährend unterdrücken mußte, platzte überall aus ihm heraus. Er zertrat und zerschlug alles Lebendige, was er erreichen konnte. Wenn er still und ingrimmig bei seinen Gänsen in der Sonne hockte, dachte er sich Qualen aus für alle Wesen die er kannte.

Die Frösche, die bei seinen Füßen herumsprangen und lustig waren, ärgerten ihn. Er fing sie und hielt sie so lange in der heißen Hand, bis sie tot waren. Dabei versank er ernsthaft und verbohrt in das kitzelnde Gefühl, das in seiner Hand immer schwächer und leiser wurde.

Bald wurden ihm aber die Frösche zu langweilig. Seine Begierden steigerten sich. Das kümmerliche Gleichmaß der Tage machte ihm solche Angst, daß er inbrünstig seine bösen Freuden hegte, als die einzige Lebensbetätigung. Mit leuchtenden Augen saß er da, die Gerte in der Hand, und träumte Foltern.

Und wenn er nach Sonnenuntergang seine Gänse heimwärts trieb, ging er entzückt und in sich gekehrt über die feuchten, würzig dampfenden Wiesen und dachte an die Zeit, da er groß und stark sein würde.

## Eine Französin

Von Kurt Kersten

Aus Kassel.    Junge Worte der  
Begeisterung.

### I

Carmen. Dies Werk in seiner pathosfernen, absichtslosen Darstellung ewig-menschlicher Dinge, mit seiner irdisch-ekstatischen, aufrichtig-wollüstigen und dramatisch-geballten Musik wird lange Zeiten überwähren, bis Menschen stärkere Klangwirkungen gefunden haben.

Allerdings gibt es nur sehr wenige Darstellerinnen (das ist sehr merkwürdig), welche das Verborgene und gerade die Peripetie des letzten Aktes sichtbar machen.

Die meisten sind nicht ehrlich genug, haben nicht den Mut, echtste Sinnlichkeit zu geben.

Und darauf kommt es an. Eine heutige Französin vermag es. Sie heißt Marguerite Sylva.



## II

Ihre Darstellung ist so differenziert wie ein menschlicher Charakter überhaupt. Sie legt rücksichtslos und doch ‚sympathisch‘ innerste Regungen bloß.

Man ist in Frankreich fortgeschrittener als bei uns : weil man die Scheu vor Menschlichem nicht kennt.

Die Carmen der Sylva wird von einer Geschlechtsgier gepeitscht, die sie immer angriffsbereit, immer angriffsparierend, immer erregt, immer lockend, immer beglückend, immer zerstörend, immer im Recht und immer verräterisch von Mann zu Mann hetzt.

Zuweilen hat man den Eindruck, als sei hier wirklich einmal wieder etwas Dämonisches am Werke : Der Tod bestimmt das Leben.

Wenn sie zum Torero flieht, geschieht es weniger aus Verachtung des José, denn aus der Erkenntnis heraus : der Tod ist immer um mich, das Leben ist kurz, noch eine neue schöne Erfahrung, bevor vielleicht alles vorbei ist.

Carpe diem.

## III

An Escamillos Hand, vom Volk umjauchzt, das ganze Mannsvolk kirrend, der ganzen Welt mit Blicken sich schenkend und dennoch immer sich selber treu, gewahrt man sie im letzten Akt und denkt an unsterbliche Stellen der „Nana“.

Unvergeßlich, wenn jetzt dieser höchste Triumph noch bildhaft durch Josés Auftreten gemacht wird : Frau Welt — die Siegerin ; und der hungrige Mann — der Bettler.

Die Französin, strahlend in aller Herrlichkeit, steht da und lächelt zum Wirrwarr der Welt.

## IV

Wundervoll, wie sie nun die letzte Szene aufbaut : Sie geht nicht vor, wie es Deutsche tun. Sie wird gar nicht böse, sie lächelt, keine Falte drängt sich in ihr Angesicht, nichts von einer promenoirhaften Schnippischkeit, sie wird sehr liebenswürdig, scheint vergangener schöner Tage zu gedenken, spricht mit José wie mit einem alten Bekannten, dem man gut Freund war, von dem einen aber nun ein Abgrund trennt. Warum böse sein ! Das Leben ist so kurz, und das Vergangene war doch schön trotz aller Mißverständnisse.

Der José fängt zu flehen an, Carmen ist geschmeichelt : er kann mich noch immer nicht vergessen, ich bin ihm viel gewesen und es war auch schön. Sie lächelt.



Käme jetzt der José zur Einsicht, würde er sich sagen : alles geht vorbei, zwischen uns kann es nicht wieder gut werden, selbst wenn wir wollen ; so ist das Leben. Lebe wohl !

Doch er kommt nicht zur Einsicht, sondern deutet Carmens gute Stimmung für sich . . . Carmen versteht sofort und schlägt um, wird ernster und ernster ; es beginnt der rasende Kampf zwischen Traum und Wirklichkeit.

Dann die letzte Karte, immer und immer wieder zwischen Beiden ausgespielt : der Tod.

Er, der Träumer, kommt schnell darüber hinweg, — aber der andern ist dieses Aufhörenmüssen, diese ‚Absorption ins Nichts‘ ein unbegreifbares, fürchterliches Etwas, mit dem sie nie fertig wird, und das sie ärger würgt denn alle Folterzeuge der Welt. ‚Lever sklaav als todt.‘

In diesen Augenblicken gibt eine Französin, Frau Sylva, Letztes : Alles verändert sich in ihr, noch einmal wird der Sturm ihrer Lebensgier aufgepeitscht, sie muß den Blick in den Abgrund werfen, — sie fürchtet sich wie ein Tier.

So stirbt sie nicht wie ein Held des Aristoteles, aber wie ein Wesen dieser kleinen mangelhaften Welt . . .

## V

Verse des Lorenzo Medici gehen einem durch den Kopf :

Wie schön die Jugend ist ! Sie flieht jedoch.

Die Zeit flieht und betrüget uns.

Ein jeder mache Musik und tanze und singe !

Wer glücklich sein will, der sei es.

Es gibt keine Gewißheit auf morgen.

Wie schön die Jugend ist ! Sie flieht jedoch !

## Strophen

Von Josef Tress

Aus Riedlingen a. d. Donau schickt  
ein neunzehnjähriger Freiwilliger eines  
bayrischen Regiments diese Verse dem Pan.

### Erinnerung.

Ich habe in deiner Seele grauem Rätselwesen,  
Den grauen Augen, von heut auf morgen gelesen.  
Du Schmetterling! — —  
Da ich im Kinderröckchen von zu Haus entlief,  
War das ein seeliges Ertrinken, meerestief.

Blaublaue Brücken flossen über meine Stadt:  
O Donaumorgendunst, den ich beglückt betrat!  
O frühsonnwirre Kinderwiege, wo ich schlief!  
Lachen und Lallen, das mein traumzerwühltes Blut durchlief!

### Abend.

Schnee, weiß wie Blüten! sinken sah ich wieder  
Auf meine kahle Jugendheimat nieder.  
Vergessen fern vom Himmelsstaden spülte.  
Bis ich mich traumentrückt dem Zeitgetriebe fühlte.

Auf weißem Lager lag ich lippenrot,  
In Stadthochferne, fiebernd oder tot.  
Und irgendeine Sonne stieg herein,  
Zum Fenster ein! — und küßte Mund und Stirne mein.

## Verse

Von Gottfried Benn

### Café des Westens.

Ein Mann tritt mit einem Mädchen in Verhandlung :  
Deine Stimme, Augenausdruck, Ohrläppchen  
Sind mir ganz piepe.  
Ich will dir in die Schultern stoßen.  
Ich will mich über dir ausbreiten.  
Ich will ein ausgeschlenkertes Meer sein, du Affe ! —

### Dirnen.

Eine entkleidet ihre Hände.  
Die sind weich, weiß, groß,  
Wie aus Fleisch von einem Schoß. —

Ein Mund feucht und ausgefahren  
Voll übelriechenden Lachens. —

Eine antwortet einem Mann :  
Deine Eltern haben zwar sicher versehentlich  
Deine Nachgeburt großgezogen,  
Aber du hast einen englischen Anzug an.  
Komm man mit.  
Aber natürlich ein großes Goldstück. —

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



gegen alle Nerven-  
und Erkältungs-Schmerzen  
wie Rheuma, Hexenschuß,  
Ischias und Kopfschmerz!



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Ordenstest — Zwiegespräch — § 175 — Beckmann — Grammatik  
der Zeitgenossen — Held — Sternickel

---

Heinz Graf Schlieffen.....Pokerspiel

Kerr |  
Sperber }.....Sexueller Ursprung der Sprache

Maxim Gorki.....Wie ein Mensch geboren ward

Enzian.....Ferner Osten

Walter Harlan.....Im Fliegen



Vive la bagatelle !  
Swift

## Ordensfest

Beim Ordensfest, vorigen Sonntag im Schloß abgehalten, sind eine Menge von Arbeitern mit dem Roten Adlerorden zweiter Klasse geschmückt worden (nach der politischen Haltung wurde nicht gefragt, denn wir haben geheimes Reichswahlrecht). Die Arbeiter, etwa fünfhundert an der Zahl, die heiter im Sonntagsanzug erschienen, hatten zwecks Beschaffung von Kohlen für die übrigen tagtäglich ihr Leben ein Jahr lang aufs Spiel gesetzt. Deshalb sollten sie bei den Auszeichnungen nicht fehlen. Ein schöner Zug heutigen Empfindens.

Oder hat nur jemand hiervon geträumt? Wie die Blätter melden, wurden erstens Berliner Persönlichkeiten mit Auszeichnungen geschmückt, zweitens Diplomaten, drittens Männer der Wissenschaft, viertens Mediziner (merkwürdig, die Trennung von der Wissenschaft), fünftens Juristen, sechstens Künstler, siebentens Parlamentarier, achtens Kaufleute, neuntens Beamte.

„Viele Häuser in der Umgebung des Schlosses waren beflaggt.“ Denn der kernige Bürgersinn einer aufsässigen Demokratensiedelung ist vorurteilslos genug die äußere Reverenz nicht zu verweigern. Ein Unterschied gegen die Rotte Korah muß sein. Trotzdem war „bei dem kalten windigen Wetter die Zahl der Schaulustigen nur gering.“ Seh' einer an. Doch viele werden es heimlich bereut haben.

Jedenfalls begab sich um halb zwölf der Zug der Dekorierten „in den Rittersaal“. Der Kaiser und die Kaiserin traten vor einen Baldachin — welchen die Schlesier „Balduchin“ in Anlehnung an den berühmten Kreuzfahrer nennen. Die Empfänger der Orden hatten „in alphabetischer Reihenfolge Aufstellung genommen und defilierten nunmehr.“

Hei ! in der zweiten Paradevorkammer warteten schon die Damen des Wilhelmsordens ; von den Damen des Luisenordens, des Frauenverdienstkreuzes, der Roten-Kreuz-Schnalle zu schweigen.

„Unterdessen füllte sich der weite Rundbau der Schloßkapelle.“ Am Altar . . . Beim Ordensfest ist ein solcher. „Am Altar stand die Hofgeistlichkeit, dem Altar zunächst saß der Reichksanzler.“ Ihre Sorgen möcht' ich haben ! murmelte staunend ein mit der großen Zehe einwärts marschierender Ritter des Kronenordens unterster Klasse. (Zehntausend Mark für die Genezarethkirche.)

Jedoch der Ordensgottesdienst hub an. Man sang an diesem 12. Januar nach der Blätterfeststellung : „Großer Gott, wir loben dich !“ Vorher bereits war gesungen worden : „Hilf mir Gott durch deinen Namen !“ Das ist eine Tatsache. Hierauf hielt vor den Knopflochleuten, immer nach dem übereinstimmenden Bericht aller Zeitungen, ein angestellter Priester



(ein Herr Vits) von Weihe durchsetzt eine Predigt, worin er ‚als Gegenwartsaufgabe‘ das ‚Festhalten am alten Gott‘ (es ist derselbe, der noch lebt) mahnend hinstellte. Hierauf erscholl das ‚Dankgebet‘, melden die Blätter; von den Versammelten gesungen, vom Bläserchor begleitet.

In diesem Augenblick wurde das Antlitz eines Volkstribunen sichtbar. Er schritt vor . . .

\* \* \*

Es war der Tribun Cassel. Er hatte den Kronenorden vorletzter Klasse bekommen.

\* \* \*

Der Tribun defilierte fürbaß, indem er das niederländische Dankgebet mitsang, in welchem die deutsch-holländischen Worte ‚Kol nidrei‘ mittendrin vorkommen.

\* \* \*

Die Menge der Aus-gezeichneten schien zu verebben; links verebbte Baron Oldenburg von Januschau.

Der Tribun trat ans Fenster . . . und sah mit unerbittlichem Blick befriedigt auf die Häuser in der Umgebung des Schlosses, — die freiwillig geflaggt hatten.

Von der Straße fielen die Augen eines Arbeiters auf sein durch die Scheibe leuchtendes Gracchenponim.

## Zwiegespräch

— Dem sozialberlinischen Schriftsteller Hans Hyan hat ein Staatsanwalt solche seiner Arbeiten verboten, die vom Gericht freigegeben sind. Waren wegen Sittlichkeit verurteilt worden — aber dann freigesprochen. Trotzdem . . . Ist das nicht eine Verhöhnung der Richter? (Von Verhöhnung der Schriftsteller red' ich gar nicht . . .)

— Nein, das ist keine Verhöhnung der Richter; er kehrt sich bloß nicht an ihr Urteil . . .

— Richten eigentlich Richter? oder richten Staatsanwälte? Die Richter äußern mit einem Freispruch: ‚Der Mann ist nicht schuldig.‘ Der Staatsanwalt äußert: ‚Aber bestraft wird er d o c h !‘

— Eine Verhöhnung ist das nicht, sondern Unabhängigkeitssinn.

— Jemand ist wegen Einbruchs verurteilt worden; auch zu Polizeiaufsicht; mit Ausweisungsmöglichkeiten. Da kommt's an den Tag, daß es ein ganz anderer gewesen ist; Wiederaufnahmeverfahren. Aber der Staatsanwalt sagt: ‚Mir gleichgültig!‘, der Unschuldige wird überall weiterhin ausgewiesen . . . Ist das Verhöhnung der Richter?

— Nein, es ist kernige Charakterfestigkeit alten Schlages.

— Der Theologe Ehregott Johannes Tribukait wird zu Alimenten verurteilt, . . . nachher stellt sich heraus, daß die Geschwängerte falsch geschworen hat, Tribukait kannte sie gar nicht, er ist überhaupt noch Jungfrau. Das wird erwiesen, er atmet auf . . . Der Staatsanwalt sagt:

„Mir wurscht, er zahlt monatlich doch achtzehn Mark!“ . . . Ist das eine Verhöhnung der Richter? (oder Tribukaits?)

— Nein, es ist getreues Festhalten am Erbe der Väter; männlicher Sinn.

• • •

Als der uralte Herrscher Wilhelm, König von Preußen, die Ernennung eines Assessors namens Richter unterschreiben sollte, sprach er schmöllend: „Nein!“ Denn er dachte, das sei Eugen Richter.

Der schlummerselige alte Herr wurde aufgeklärt, daß dieser Assessor ja ganz jemand anders als Eugen Richter sei.

Er unterschrieb nun zögernd . . .

Hinterher sagte der Greis hartnäckig: „Recht ist es aber doch nicht.“

## § 175

Aus der erschütternden, an den Pan gerichteten Zuschrift eines Großkaufmanns:

Es läßt sich kaum Ungerechteres denken als die Gleichgültigkeit der breiten Massen gegen die Ungerechtigkeit. Ist es nicht der Gipfel des Unrechts, zahlreichen braven Menschen die Glückesart zu versagen, auf die sie von ihrer Natur angewiesen sind? Ist es für die Allgemeinheit nicht angenehmer, statt vieler die Bürde eines freudlosen Lebens Tragenten und trüben Blickes in die Welt Schauenden ebenso viele Glückliche und Zufriedene um sich zu sehen? Die Art der Betätigung, an welche das Volk fälschlicherweise vielfach zuerst denkt, bildet ja bekanntlich ohnehin eine kaum vorkommende Ausnahme.

Das Grausamste ist eine Ueberzeugung, wonach alle Homosexuellen verlogen und frivol, ferner auch außerhalb ihres Liebesempfindens in anderer Hinsicht unmöglich, unbrauchbar und ungesund sind. Man bezeichnet sämtliche Homosexuellen in Bausch und Bogen als unmöglich und unbrauchbar, obgleich man doch deren große Mehrzahl, und zwar gerade die sich in stillem Dulden zurückhaltenden Brauchbaren, niemals kennen gelernt hat.

Zu den trotzdem Brauchbaren darf ich wohl auch meine Wenigkeit zählen, der ich mich vom wenig bemittelten Jüngling durch Arbeit zum Inhaber einer in der Welt bekannten Firma emporgearbeitet habe, u. a. auch ein Ehrenamt bekleide und mir nicht bewußt bin, irgend eine der so leichtfertig uns vorgeworfenen Eigenschaften zu verdienen. Charakterlos, verlogen und frivol etc. bin ich Gott sei dank nicht, aber oft genug tieftraurig — nicht von frühester Kindheit an, sondern erst seitdem die furchtbare Erkenntnis, was uns das Gesetz grausam versagt, allmählich dem einst so frohen, für alles Gute und Wahre begeisterten Knaben zur Gewißheit wurde und aus ihm einen an seinem Lebensglück verzweifelnden Mann machte.



Der Umwandlung zweier getrennten Unglücklichen in zwei vereinte Zufriedene zum mindesten gleichgültig gegenüber zu stehen, dazu dürfte doch kein übergroßes Maß von Edelmut erforderlich sein.

Doch! Am Bußtag haben alle traurig zu sein! Erbsen und Sauerkohl dürfen bloß mit Pökelfleisch gegessen werden! Auch dies nur am Donnerstag! Und daß Leichen verbrannt werden, ist der Anfang vom Ende!

## Beckmann

Die Zeit ist aus den Fugen. Ueber Max Beckmanns Kunst veröffentlicht in dieser Woche Hans Kaiser ein Buch mit wertvollen Beigaben bei Paul Cassirer.

Das Buch will dem Ansturm der nachdrängenden Generation wider den Meister wehren. Unsere Zeit 'sträube sich' schon gegen ihn.

Man sinnt, ob er die Siebzig (oder die Achtzig?) überschritten hat.

\* \* \*

Er ist dreißig.

Tempo der Entwicklung!

## Grammatik der Zeitgenossen

— Was sagen Sie: die Regierungsrätin Hertha von Woiczehowski, Kurfürstendamm Nr. 69, ist gestorben.

— Schade um Hertha, ... auch als Haus.

## Abg. Held (nationalliberal).

Zuschriften an den Pan aus Dresden, Osnabrück, Hirschberg:

, . . . freundlich mitteilen zu wollen, in welchem Stadium die Sache sich . . . und ob schon Hauptverhandlungstermin ansteht'. In gar keinem Stadium. 'Ansteht' ist das richtige Wort . . . Es ist mir nicht das kleinste Merkmal bekanntgeworden, daß bis jetzt das national-liberale Ehrenmitglied Klage wirklich erhoben hat.

## Sternickel

Hütet euch, den Stein zu werfen.

(Mordete er gleich in Masse.)

Keine schlappen Großstadtnerven.

Muntres Landkind! Frische Rasse!



## Pokerspiel

Von Heinz Graf Schlieffen

Im vorigen Heft hat ein Freund Kiderlens dessen Bluffglauben mitgeteilt; hier vertritt ein anderer Kenner denselben Glauben — und verweist auf die völlige Gebundenheit Englands wie Rußlands. Somit auf den Frieden.

Auf den blutgetränkten Gefilden der Haemos-Halbinsel dräuet erneutes Hin- und Herrollen der ehernen Würfel; arg viele mißgönnen einander die wertvolle Beute, zur Genugtuung aller Panzerplattenfabrikanten.

Inzwischen werden immer neue Rüstungskredite in den verschiedenen Parlamenten unter Hochdruck gefordert, denn die gründliche Infizierung der mitteleuropäischen Völker mit dem Angstbazillus hat eine kaum wiederkehrende Konjunktur dafür geschaffen. Wo aber der Weizen der Kriegspartei üppig ins Kraut schießt, da haben noch immer die internationalen Jobber ihre Rechnung gefunden, die im Wirrwarr der künstlich an den Börsen erzeugten Stimmungen ihre ängstlich umflatternden Kapaune stillvergnügt zu rupfen wissen.

\* \* \*

Wie mächtig bereits der Einfluß der am Säbelgerassel sich Berausenden unter anderem auch in der Donaumonarchie gediehen ist, haben wir erst in diesen Tagen erfahren, als der russischerseits gemachte Demobilisierungsvorschlag am Ballplatz in Wien mit großer Geste zurückgewiesen wurde, obgleich Oesterreich bereits eine halbe Milliarde für sein ‚Gewehr bei Fuß‘ aufzubringen hatte.

In der politischen Kinderstube läßt man wieder einmal das Gespenst des Europa bedrohenden Panslavismus umgehen, obgleich die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte zur Genüge bewiesen hat, daß der Ehrgeiz des nimmersatten, russischen Bären keineswegs nach Westen steht.

Zurzeit ist Rußlands Aufmerksamkeit in der Hauptsache gerichtet auf die Aufsaugung der nominell noch unter chinesischer Oberhoheit stehenden Nord-West-Mandschurei, Mongolei, chinesisch Turkestan, Nepal und Tibet, deren geistliche und weltliche Fürsten zunächst mit russischem Gelde saniert wurden, um jetzt dem großmütigen Weißen Zaren die Pfründen und Latifundien ihrer riesigen Landstrecken ausliefern zu dürfen, in denen längst russische Ingenieure an der Tracierung und dem

Bau von Bahnen- und Heerstraßen arbeiten, welche selbst über schwer zugängliche Pässe des Hirnalaya führen sollen, um die kommende Russifizierung zu erleichtern.

Zwar ist die chinesische Regierung bemüht, die um ihre weitabliegenden Schafhürden schleichenden Wölfe zu verscheuchen, doch ist sie — angesichts der innerpolitischen Zustände im himmlischen Reiche — nicht in der Lage, ihren papierernen Protesten von Peking aus den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Des ferneren sind die Moskowiter vollauf beschäftigt, um in Südwest-Asien langgehegte Wünsche zur Durchführung zu bringen, besonders den Ausbau ihres an der persisch-afghanischen Grenze bereits fertiggestellten transkaspischen Schienennetzes vom Kaukasus aus quer durch Persien bis an den Golf und meridional durch Afghanistan und Belutschistan bis an das Arabische Meer zu beschleunigen, und die Häfen von Buschehr, Bender-Abbas und Sunmiani zu befestigen als Contrebalance gegen den wichtigen britischen Flottenstützpunkt Karachi am Delta des Indus.

Obschon durch den anglo-russischen Vertrag vom Jahre 1876 die Selbständigkeit Afghanistans verbürgt worden ist, um dasselbe zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Mächten weiterhin als Pufferstaat zu erhalten, bleibt doch Rußland dauernd bemüht, das englische Vordringen in Afghanistan wie in Persien zu unterbinden, wo es bereits zum tatsächlichen Machthaber wurde, wie unter anderem aus der Tatsache erhellt, daß der Gouverneur von Nord-Persien dem russischen Generalkonsul in Taebris — der wie alle russischen Konsularagenten hohen militärischen Rang bekleidet — erst dieser Tage sein Amt zur Verfügung stellte, „da er sich außerstande sähe, mit den Bachtieren fertig zu werden“.

In den türkisch-persischen Grenzländern ist der Rubel mit bestem Erfolg auf Reisen, um den aufsässigen Vasallen des Osmanenreiches den Rücken zu steifen. So wurde bereits dem armenischen Patriarchen auf dessen wiederholtes Gesuch weitgehender Schutz von Petersburg zugesichert, das seine Läufer und Springer auf dem politischen Schachbrett gut verteilt hat, um beabsichtigten Gebietszuwachs in Asien in naher Zukunft verwirklichen zu können. —

\* \* \*

Es ist verständlich, daß Albion ein Zurückdrängen seines politischen und kommerziellen Einflusses in den indischen Grenzländern mit allen Mitteln zu verhindern trachten muß: so hat es den Balkanbrand schüren helfen in der Hoffnung, den unbequemen Rivalen im europäischen Wetterwinkel demnächst fest-



gelegt zu sehen, nicht etwa, wie unsere Wasserpatrioten uns glauben machen wollen, um Deutschland zu bedrohen.

Großbritannien hat alle Ursache, einem Waffengange aus dem Wege zu gehen, da es sein Augenmerk mehr als bisher auf die Gärung in Indien richten muß, wo 32 Milliarden englischen Kapitals investiert sind, um deren Schicksal angelsächsische Rentner in schwerer Besorgnis sich befinden.

In dem Bestreben, dem durch russische Quertreibereien verdunkelten Glanz des britischen Leuen unter den Bekennern des Islam zu neuer Schönheit zu verhelfen, hat bekanntlich die zurzeit noch das Steuerruder führende liberale Regierung den indischen Mohammedanern das Wahlrecht eingeräumt, ohne bei ihrem Kalkül die unausbleibliche Empörung der ihrer angestammten Privilegien unvermutet beraubten mächtigen Brahminenkaste genügend zu berücksichtigen. Das jüngste Attentat auf den Vizekönig in Delhi ist denn auch als deutliche Antwort auf die neue, gut gemeinte Maßnahme der Regierung aufzufassen, und man befürchtet allen Ernstes den Ausbruch schwer zu dämpfender Unruhen.

\* \* \*

Solange aber Großbritannien in Indien, und Rußland in Zentral-Asien festgelegt sind, ferner die anglo-russische Rivalität in den vorderasiatischen Grenzländern bestehen bleibt, hat Mitteleuropa die beste Gewähr für Erhaltung des Weltfriedens, und es liegt kein Grund vor, daß andere Mächte sich von Albions Drahtziehern als Schellenbuben ausspielen lassen, zum Gaudium nachbarlicher Zaungäste!

## Sexueller Ursprung der Sprache

### I

#### Vorwort des Herausgebers.

Wenn heute zwei Menschen verschiedenen Geschlechts insgeheim (bewußt oder unbewußt) entschlossen sind, jene Näherung der Hautoberflächen herbeizuführen, die — erfahrungsgemäß — allerhand als Lustgefühl empfundene Veränderungszustände (Wonneschauer mit hoher Erregung) zur Folge haben; kurz, wenn heute zwei Menschen entschlossen sind (wie der Ausdruck heißt), es zu tun: so sprechen sie von allen Schrecken des Gewissens, nur nicht von dem, was sie bald tun werden.

Die Sprache, scheint mir, wird in einem die Paarung vorbereitenden Zustand überwunden; sogar für diesen Zweck ausgeschaltet; ja, nicht nur, daß sie grundsätzlich den Zweck



nicht ausdrückt — sie wird gradenwegs ablenkend anderweit verwendet, um den Ausdruck dieses Zwecks zu verhindern; zu verhindern.

Welch ein weiter Weg vom balzenden Urtier bis zum jungen Petroleum- und Neunaugenverkäufer mit roten Würstelfingern im populären Symphoniekonzert, welcher sagt: ‚Morgen ist ein besonders großes Wettrudern auf der Oberspree‘, wenn er sagen möchte: ‚Woll’n wir das mal tun?‘ Oder ‚Es war so frisch heut Vormittag,‘ wenn er sagen möchte: ‚Woll’n wir das mal tun?‘ Oder: ‚Die beste Verbindung vom Spittelmarkt nach Hundekehle ist: erst mit der Untergrund-, dann vom Wittenbergplatz mit der A-Bahn — aber über Königsallee‘ . . ., wenn er sagen möchte: ‚Woll’n wir das mal tun?‘

Die Sprache flüchtet vom Geschlechtlichen — weg, weg, weg. Höchstens bei Vorurteilslosen (also Zeitlosen) wird zwischen durch das Kind selbstherrlich wieder beim Namen genannt. (In hundert Jahren wird es auch genannt werden, öffentlich, mit allgemeinem Recht; frühere Suffragetten werden über die besten Condoms Vorträge mit Beispielen halten; wie das Auge jedes Mannes heut bei Empfängnis-Hinderungsmitteln aus Paraffin ein Gutachten von Annie Besant lesen kann; warum nicht?) Die Sprache, scheint mir, flieht gegenwärtig so gewiß vom Geschlechtlichen, so gewiß sie künftig seinen exaktesten Ausdruck (nicht seine exakteste Vermeidung) suchen wird. Wir leben in einer Uebergangszeit.

Die Umgangssprache, die also heut Bezeichnungen des Geschlechtlichen ‚umgeht‘ wie die Pest, kann jetzt eine Vermutung oder Behauptung des in Upsala wohnhaften Gelehrten Hans Sperber bedenken, — welcher dem Geschlechtlichen bei der Sprachentstehung die erste Rolle zuweist. Die Gegenwart scheint ihm ferner zu liegen. Von seiner Beweisführung (in Professor Freuds jüngster ‚Imago‘) hier ein paar Sätze.

## II

Sperber sagt folgendes:

J e s p e r s e n (Progress in Language, 1894) hatte die Ansicht ausgesprochen, daß die Sexualität bei der Entstehung der Sprache eine entscheidende Rolle gespielt habe.

Meine erste Aufgabe ist nun, zu zeigen, daß schon bei der Entstehung der Sprache sexuelle Momente eine wichtige Rolle gespielt haben müssen.

Noch vor nicht allzulanger Zeit gab es kaum ein zweites Problem, das die Sprachforscher und die Vertreter verwandter

Wissensgebiete mehr interessierte, als die Frage: wie ist der Mensch in den Besitz der Sprache gelangt? Gegenwärtig liegt die Sache ganz anders. Vielfach betrachtet man nämlich das Problem des Ursprungs der Sprache als eines, dessen Lösung nur metaphysischen Schwärmern als möglich erscheine, während der Mann der wissenschaftlichen Praxis sich lieber mit einem ‚ignorabimus‘ zufrieden gibt, als daß er unbeweisbare Hypothesen darüber ausspinnt. Und in neuester Zeit wird nun gar von autoritativer Seite die Behauptung aufgestellt, das Problem sei in seiner herkömmlichen Form deshalb unlösbar, weil die Fragestellung verfehlt sei (Wundt).

Bei allem Respekt vor W u n d t ist es mir unmöglich, ihm hier zu folgen. Niemand bezweifelt heute mehr, daß sich die Gattung ‚Mensch‘ aus Lebewesen niedrigster Ordnung, einzelligen Tierchen entwickelt hat. Ebenso sicher ist, daß diese Urwesen nicht im Besitze einer Sprache waren. Irgend einmal auf dem unendlich langen Wege vom Urtierchen zum Menschen muß es also doch wohl einen Punkt gegeben haben, wo die Sprachbildung einsetzte. Vor diesem Punkte liegt eine Zeit, wo die später zur Sprachschöpfung führenden Kräfte entweder fehlten oder noch nicht stark genug entwickelt waren. Der ‚sprachlose Urzustand‘ ist also eine unumgänglich nötige Annahme, keineswegs eine ‚leere Fiktion‘. Das Problem, dessen Existenz W u n d t bestreitet, ist somit vorhanden, mit andern Worten, die Frage, unter welchen Umständen, vermöge welcher Kräfte der Uebergang von dem sprachlosen Zustand zu den Anfängen der Sprache stattfand, ist berechtigt und muß ebenso notwendig wissenschaftlich behandelt werden, wie jedes andere sprachwissenschaftliche Problem . . .

Daß W u n d t ein Problem, welches er einfach leugnet, im weiteren Verlauf seiner Untersuchungen nicht fördern konnte, ist selbstverständlich. Indem wir uns die Auseinandersetzung mit einigen weiteren seiner Behauptungen für später versparen, gehen wir zur Behandlung der Frage nach dem Ursprung der Sprache über, die, wie gesagt, ebenso sicher berechtigt ist, wie die bisherigen Versuche, sie zu lösen, als unbefriedigend bezeichnet werden müssen.

Ehe ich daran gehe, mein eigentliches Thema, die Entstehung der Sprache, zu behandeln, müssen wir uns darüber klar werden, was mit ‚Sprache‘ in den folgenden Auseinandersetzungen gemeint ist. Zunächst sei hervorgehoben, daß es sich uns lediglich um die Entstehung der L a u t s p r a c h e handelt; die verschiedenen Arten der Zeichensprache lassen wir völlig unberücksichtigt. Aber auch mit dieser Einschränkung ist das Wort ‚Sprache‘ noch zweideutig.



Ein Sprachforscher, der das Problem der Sprachentstehung untersucht, muß sich notwendigerweise der Terminologie derjenigen Gelehrten anschließen, die nur dann von ‚Sprache‘ reden, wenn die Absicht der Mitteilung vorliegt. Danach ist also z. B. ein Schmerzensschrei an sich keine Sprachäußerung; er wird es aber in dem Augenblick, wo er hervorgebracht wird, um andere zur Hilfeleistung zu bewegen.

\* . . \*

Unser Problem formuliert sich demgemäß so: Unter welchen Voraussetzungen oder Vorbedingungen konnte in einem bis dahin sprachlosen, aber stimmbegabten Individuum die Absicht entstehen, einem anderen eine Mitteilung zu machen? Doch offenbar nur, wenn es die Beobachtung gemacht hatte, daß die von ihm bisher unabsichtlich hervorgebrachten Laute die Fähigkeit hatten, das Handeln dieses zweiten Individuums zu beeinflussen. Ehe die Absicht der Mitteilung, und damit die Sprache, entstehen konnte, mußten also, wie eine einfache Erwägung lehrt, folgende Vorbedingungen erfüllt sein: Ein Individuum A mußte zu wiederholten Malen seinen Affekten durch Töne Luft gemacht haben; ein zweites, B, mußte regelmäßig auf diese Töne in für A sichtbarer Weise reagiert haben; A mußte den Zusammenhang zwischen seinen eigenen Rufen und den Reaktionen B's erkannt haben.

Erst nachdem diese Vorstadien durchlaufen waren, konnte in A die Absicht auftauchen, seine Stimme zu einer Mitteilung an B zu verwenden; d. h. A konnte von nun an absichtlich schreien, sobald er die Reaktion B's wünschte.

Von diesem Augenblick an besaß A nicht mehr bloß eine Stimme, sondern auch eine Sprache.

Fragen wir uns nun, aus welcher Situation heraus wir die Entstehung der ersten Sprachäußerung in diesem Sinne erklären sollen, so ergeben sich aus den bisherigen Erörterungen einige Bedingungen, die die Anzahl der in Betracht kommenden Situationen wesentlich einschränken: Es müssen mindestens zwei Individuen (A und B) beteiligt sein; mindestens ein Individuum (A) muß im Zustand des Affektes sein, der es zum Schreien bringt; es müssen gewisse Kräfte im Spiele sein, die das Individuum B veranlassen, auf A's Rufe in regelmäßiger Weise zu reagieren; B's Reaktion muß für A erwünscht sein (sonst hätte A natürlich keinen Grund, durch seine Laute B's Reaktion zu provozieren); die Situation



muß ihrer Natur nach eine sein, die sich häufig und in der Hauptsache unverändert wiederholt; die Situation muß möglichst wenig kompliziert sein.

Die beiden letzten Bedingungen ergeben sich mit Notwendigkeit, sobald man überlegt, welche Geisteskräfte man unserem A zutrauen darf; es handelt sich ja hier um Menschen auf einer beinahe undenkbar niedrigen Entwicklungsstufe, oder wohl eher um Tiere im eigentlichen Sinne des Wortes. Bei der geringen Intelligenz dieser Wesen ist es ganz undenkbar, daß einige wenige Fälle genügt hätten, um A auf einen kausalen Zusammenhang zwischen Ruf und Reaktion schließen zu lassen. Und ebensowenig hätte eine komplizierte Situation, bei der verschiedene Momente gleichzeitig die Aufmerksamkeit A's in Anspruch nahmen, das Zustandekommen der entscheidenden Schlußfolgerung zugelassen.

Prüfen wir nun auf diese Bedingungen hin die Situationen, in die man bisher die Entstehung der Sprache verlegte, so ergibt sich leicht, daß sie alle in irgendeiner Beziehung versagen. Um nur ein Beispiel zu wählen: Man malt sich gerne eine Szene aus, in der etwa zwei 'Urmenschen' auf der Jagd (gewöhnlich stellt man sie sich wohl gar mit Pfeil und Bogen bewaffnet vor!) von einem unerwartet gefährlichen Tiere angefallen werden; der eine schreit vor Schrecken auf und sieht, wie sein Kamerad, eben infolge des Schreis, rechtzeitig die Flucht ergreift; bei einer späteren Gelegenheit kann er dann absichtlich schreien, um den Herrn Kollegen auf die nahende Gefahr aufmerksam zu machen, er ist im Besitze eines Warnungsrufes, also eines Sprachelements.

Prüfen wir diese Situation, so zeigt sich leicht, daß die ersten beiden Bedingungen, Vorhandensein zweier Individuen und Auftreten eines Affekts, in unserem Falle des Schreckens, erfüllt sind. Auch die dritte, nach der die Reaktion B's mit einer in der Natur der Sache begründeten Regelmäßigkeit eintreten muß, mag hier zutreffen, denn wenn auch der Schrei A's an sich kaum B zur Flucht bewegen wird, so wird doch in den meisten Fällen auch B den Gegner früher oder später zu Gesicht bekommen und daher wenigstens scheinbar auf A's Ruf reagieren.

Hingegen muß stark bezweifelt werden, ob unsere vierte Bedingung erfüllt ist: B's Reaktion soll für A erwünscht sein. Freilich ist es ja für uns heutzutage ein erhebendes Bewußtsein, einem Kameraden einen Dienst erwiesen zu haben, aber es wäre zumindest sehr unvorsichtig, unsere altruistischen Gefühle in die Seele des 'Urmenschen' zu projizieren. Eine Theorie, die mit derartigen Voraussetzungen arbeitet, steht eo ipso auf sehr unsicherem Boden.

Die fünfte Bedingung, Häufigkeit der Situation, mag man meinetwegen zugeben; aber die letzte, Einfachheit derselben, ist nicht erfüllt, und hierdurch wird der ‚Warnungsruftheorie‘ jede Wahrscheinlichkeit entzogen. Denn die Aufmerksamkeit A's kann sich hier unter keiner Bedingung ungeteilt dem Benehmen B's zuwenden, vielmehr wird natürlich A's Hauptinteresse offenbar der Gefahr selbst gelten; mithin ist die Wahrscheinlichkeit, daß A einen wirklichen oder scheinbaren Kausalzusammenhang zwischen Ruf und Reaktion erkennt, auf ein Minimum reduziert.

In Wirklichkeit gibt es nur z w e i Situationen, die die oben aufgestellten Bedingungen restlos erfüllen. Die eine ist die, in der hungrige Junge zunächst unabsichtlich schreien und daraufhin von der Mutter gefüttert werden, bis sie endlich den Zusammenhang erfassen und nun durch absichtliches Schreien die Mutter herbeirufen. Die zweite ist die der Begattung, bei der die sexuelle Erregung des Männchens sich in Tönen Luft macht, auf die das Weibchen durch seine Annäherung reagiert.

Auf eine dieser beiden Situationen, oder auf beide, muß demnach die Entstehung der Sprache zurückgeführt werden.

Es ist nun nicht zu bezweifeln, daß das Verhältnis des Kindes zu seiner Mutter den Ursprung der i n d i v i d u e l l e n Sprache erklärt, d. h. daß jedes menschliche Individuum durch das Verlangen nach der Mutter oder deren Stellvertretern zu den ersten Sprachäußerungen geführt wird. Gleichwohl ist, wie ich glaube, der Gedanke abzuweisen, daß die menschliche Sprache als solche ganz oder auch nur zu einem größeren Teile diesen Ursprung hätte. Abgesehen von den ersten Reflexlauten schafft nämlich das Kind seine Sprache nicht selbst, sondern empfängt sie von den Erwachsenen. Da nun der Einfluß der Kindersprache auf die Sprache als Ganzes anscheinend sehr unbedeutend ist, darf man den Kleinen auch, was die Entstehung der Sprache betrifft, keine allzu große Rolle zutrauen.

Wie mir scheint, weisen also alle Anzeichen darauf hin, daß wir in der S e x u a l i t ä t eine oder wohl eher die Hauptwurzel der Sprache zu erkennen haben.

### III

Nachwort des Herausgebers.

So Sperber, der Psycho - Sprachgelehrte. Seine Wortbeklopfung im einzelnen wirkt fesselnd.\*)

Insofern ein Kind übrigens Hunger hat, wenn es noch nicht geschlechtsreif ist (und nicht nur den Schmerz des Hungers äußert, sondern den Wunsch des Gefüttertwerdens, triebhaft): insofern scheint mir in der Sprachentstehung doch das Zeitliche

\*) Er glaubt, die Sprache habe sich verbreitet, indem Coitusworte dann auf Technisches (den Pflug usw.) übertragen worden . . . Nicht auch Worte des Kauens?



der Triebentstehung den Ausschlag zu bringen. Also erst Hunger, dann Liebe —?

Der Lämmel quarrt vor Hunger (für sich), denn ihm gab ein Gott zu quieken, was er leidet. Er quarrt aber dann, hieraufhin öfter gefüttert, aus Absicht, auch wo er vor bloßem Schmerz nicht quarren würde. Wo er sonst still wäre. Verkehrssprache.

Die Wahrheit scheint mir, ist unverwickelt, wenn ein anderer Punkt erwiesen würde:

Gleichzeitigkeit im ersten Auftreten von Hunger und Liebe.

Wer sagt uns denn, daß die sinnliche Sehnsucht nach dem Zurück in den Mutterleib nicht ebenso stark im ersten Augenblick des losgeschnittenen Existierens ist wie der Schrei nach Milch? Wer spricht uns denn (andererseits) von frühgeschlechtlichen Wonnen der Säuglinge beim Saugen? Ecco.

Mir scheint: die Psycho-Sprachwissenschaft wird erst Richtiges treffen, wenn sie Gleichzeitigkeit (in einem wirren Frühzustand) von Hunger und Liebe für ihre Vermutungen zugrundelegt. Einen Zustand, in dem beides noch eins ist.

Jedenfalls: was Sperber sagt, wie das was ich vorhin gesagt habe, gilt (man lese wieder die Einleitung) nur für einen die Geschlechtsvermischung vorbereitenden Zustand. Für die vollzogene Tat aber . . .

Für die vollzogene Tat aber steht heute noch der Frühzustand in Kraft. Nicht Sprache, sondern Laut. Fast Urlaut.

Unvollkommen wäre der Einwurf: Nur ein Selbstlaut. Nein: auch eine Mitteilung . . . Verkehrssprache? Geschlechtsverkehrs-Sprache.

Sie ist heut so unentwirrlich beinahe wie am ersten Tag. (Nicht aber ganz; denn dazumal dachte jedes Männchen bloß an sich; der Bett-Altruismus war nicht erfunden.)

Bei vollzogener Tat heut Rückkehr, wonicht zum Urlaut, so zum Frühlaut. Und weil Wissenschaftler so von Künstlern lernen, wie wir (unsrerseits) von der Wissenschaft: darum will ich zum Beleg am Schluß den Vetter Maupassant laden — als welcher eine Geschichte verfaßt hat mit (ohne es zu wissen) einem Probstück für die späte Heimkehr zum Frühlaut; zu jenem Laut, der wieder alles (oder noch alles) enthält . . . und heut so gut Sterbensangst wie hohe Fleischseligkeit ausdrücken kann. Ein Vorbeigehender, hört auf dem Dorf in einem Hause ganz früh Todesröcheln; Opfergurgeln. Er holt mitleidsrasch den Landjäger. Der findet eine Frau bei ihrem Mann . . . Alles in Ordnung.

Frühlaut! Auch hierfür wird es Ausdrücke geben. Abschattungen. Verse.

Auf, junge Leute: dichtet sie.



. . . Denn wir sind hier, alles Geschaffene noch einmal zu schaffen : in der Sprache. Alles Lebende durch uns erst leben zu lassen : in der Sprache. Sine verecundia.

Kritik der Sprache haben Viele versucht (Mauthner bloß am lärmendsten). Dringender als Kritik ist Zeugung der Sprache.

K.

## Wie ein Mensch geboren ward

Novelle von Maxim Gorki

Der „Pan“ gibt hier ein Lebensstück. In einer vom Dichter selbst freundlich angewiesenen Übertragung.

Es war in dem Hungerjahre 1892 zwischen Suchum und Otschemtschiry, am Ufer des Flübchens Kodor, nicht weit vom Meere ; über das lustige Rieseln der schimmernden Wellen des Bergbachs hinweg tönte deutlich das dumpfe Rauschen der Meereswogen herüber.

Es war im Herbst. In dem weißen Gischt des Kodor wirbelten die gelben Blätter des Kirschlorbeerbaums gleich kleinen, munteren Lachsen ; ich saß auf den Steinen am Ufer und dachte, daß jedenfalls auch die Möwen und Seeraben die Blätter für die Fische gehalten hatten und nun aus Aerger darüber, daß sie sich geirrt, dort rechts hinter den Bäumen, wo das Meer ans Ufer schlägt, einen solchen Lärm verführten.

Die Kastanienbäume über meinem Haupte prangen in goldigem Schmuck, zu meinen Füßen liegen in Menge ihre Blätter, die wie abgehauene Menschenhände aussehen. Die Aeste der Hagebuche am anderen Ufer sind bereits kahl und hängen in der Luft wie ein zerrissenes Netz, in dem ein gelbroter Bergspecht wie in einem riesigen Käfig auf und nieder hüpfte — er klopfte mit dem schwarzen Schnabel gegen die Rinde des Stammes und jagt die Insekten heraus, die ihm von den flinken Meisen und den vom fernen Norden zugezogenen Blauspechten weggeschnappt werden.

Links von mir schweben über den Berggipfeln schwere, rauchbraune Wolken ; sie drohen mit Regen, und dunkle, be-

wegliche Schatten fallen von ihnen auf die mit Buchsbaum bewachsenen grünen Felsen. In den hohlen Stämmen der alten Buchen und Linden findet man Honigmet, jenes berauschende, süße Getränk, das hier vor alters den Soldaten des großen Pompejus so gefährlich ward und eine ganze Legion seiner eisernen Römer schlankweg zu Boden warf. Die Bienen bereiten den Met aus den Blüten des Lorbeers und der Azaleen, und wer vorüberkommt, nimmt ihn einfach aus der Baumhöhlung, streicht ihn auf sein Weißbrot und verspeist ihn mit Behagen.

Auch ich war, während ich auf den Steinen unter den Kastanienbäumen saß, ganz vergnügt dabei, Brotstücke in einen mit Honigmet gefüllten kleinen Kessel zu tauchen und zu verspeisen. Die ergrimmtten Bienen hatten mich tüchtig zerstoehen, doch das hinderte mich nicht, das entzückte Auge an dem trägen Strahlenspiel der müden Herbstsonne zu weiden.

Im Herbst erscheint der Kaukasus wie ein reich geschmückter Dom, den irgendwelche große Weise — die zumeist auch große Sünder sind — errichtet haben, um ihre Vergangenheit vor den argwöhnisch spähenden Augen des Gewissens zu verbergen; wie ein unermeßlicher Tempel aus Gold, Türkisen und Smaragden erscheint er, an den Felshängen mit kostbaren turkmenischen, in Samarkand und Schemascha gewebten Seidenteppichen behängt und mit herrlichem Gerät ausgestattet, das die Erbauer in aller Welt zusammengeraubt und hierher, vor das Angesicht der Sonne, gebracht haben, um es ihr zu widmen mit den Worten: ‚Nimm hin, was du selbst geschaffen, von uns, die du gleichfalls schufst !‘

Ich sehe, wie sie von den Bergen niedersteigen, die langbärtigen grauen Riesen mit den großen Augen fröhlicher Kinder, wie sie die Erde schmücken, überall freigebig ihre bunten Schätze ausstreuen, die Berggipfel mit dicken Silberschichten belegen und an den Abhängen das lebendige Gewebe mannigfachen Baumwuchses hinbreiten, um dieses gesegnete Fleckchen Erde zu einem Wunder an Schönheit zu gestalten.

Welch eine köstliche Aufgabe ist es doch, solch ein Erdmensch zu sein! Wieviel Schönes und Wunderbares sieht man, welche qualvoll süßen Empfindungen weckt einem die



stille, wonnige Betrachtung all des Herrlichen und Erhabenen im Herzen !

Gewiß, es kommen auch schwere Stunden, in denen die Brust von bitterem Groll erfüllt ist, in denen Kummer und Gram voll Gier am Herzen saugen --- aber sie gehen vorüber, sie bleiben nicht ewig. Und schließlich sind die guten Menschenlein auch nicht immer so, wie sie sein sollen : soviel Mühe sich die Sonne auch mit ihnen gibt, so mißraten sie ihr doch bisweilen, zu ihrem eignen Verdruß ; und wenn auch eine Anzahl gelungener Exemplare darunter sind, so wäre es doch vielleicht geraten, die ganze Gesellschaft einer gründlichen Reparatur zu unterziehen oder was noch besser wäre, ganz neu herzustellen . . .

. . . Links von mir bewegen sich über dem Buschwerk dunkle Köpfe : durch das Rauschen der Meereswogen und das Plätschern des Flusses klingen kaum vernehmlich menschliche Stimmen. Es sind Leute aus den Hungerdistrikten : man hat sie hierher transportiert, damit sie beim Chausseebau Beschäftigung finden, und eben sind sie von Suchum nach Otschemtschiry unterwegs, wo sie neue Arbeit erwartet.

Ich kenne sie — sie stammen aus dem Gouvernement Orlow. Ich habe mit ihnen zusammen gearbeitet und bin gestern zugleich mit ihnen abgelohnt worden, doch bin ich eher aufgebrochen als sie, noch zur Nachtzeit, um den Sonnenaufgang am Meeresufer zu sehen.

\* \* \*

Es sind vier Männer — und eine Frau, noch jung und hochschwanger, mit stark vorspringenden Backenknochen und grau-blauen Augen, die wie erschrocken aus den Höhlen starren. Ich sehe über den Büschen ihren von einem gelben Tuche umhüllten Kopf, der gleich einer vom Winde bewegten Sonnenblume hin und her schwankt. In Suchum war ihr Mann gestorben, er hatte sich an Obst übernommen. Ich war mit diesen Leuten in derselben Baracke einquartiert gewesen : nach gutem russischem Brauch hatten sie über das Unglück, das sie heimgesucht hatte, so viel und so laut gejammert, daß man ihr Klagen sicherlich auf fünf Werst in der Runde gehört hat.

Es waren langweilige Menschen, die ihr trauriges Geschick



ganz niedergedrückt hatte. Von ihrem erschöpften, unfruchtbaren Heimatboden losgerissen, waren sie gleichsam wie trockene Blätter vom Herbstwind hierherverweht worden, in dieses unbekannte Land, dessen Ueppigkeit sie in Erstaunen setzte und blendete und ihnen das Drückende ihrer Lage nur noch drückender erscheinen ließ. Ganz verwirrt mit den farblosen, schwermütigen Augen blinzeln, sahen sie sich gegenseitig lächelnd an und sprachen zueinander :

„Ei, ei, ist das hier ein Boden!“

„So heiß steigt's von ihm auf!“

„N—ja—a . . . Das heißt — sehr steinig ist er . . .“

„Schwer zu bearbeiten, das muß man sagen . . .“

Und sie gedachten ihrer heimatlichen Scholle, wo jede Handvoll Erde den Staub ihrer Väter und Vorväter enthielt, wo ihnen alles bekannt und vertraut, alles lieb und wert, alles von ihrem Schweiß durchtränkt war.

Noch eine zweite Frau war bei ihnen — eine hoch und gerade gewachsene Person, flach wie ein Brett, mit Kinnbacken, die an ein Pferd erinnerten, und mit düsteren, schielenden, ganz schwarzen Augen.

Des Abends pflegte sie mit der anderen Frau, der im gelben Tuche, hinter der Baracke sich auf einen Haufen kleingeklopfter Steine zu setzen und, die Wange auf den Ellenbogen stützend, mit hoher, gleichsam zorniger Stimme zu singen :

„Hinterm Dorf auf grüner Au'  
Breit' ich aus das weiße Linnen,  
Wart' voll Sehnsucht, schau' und schau',  
Ob mein Schatz kommt, mich zu minnen.  
Kommt er dann des Wegs daher,  
Wird so bang und weh uns beiden . . .“

Die im gelben Tuche saß zumeist schweigend da, mit vorgeneigtem Kopfe, den Blick vor sich hin auf den großen, schwangeren Leib gerichtet; zuweilen jedoch fiel sie ganz unerwartet mit ihrer tiefen, bäurisch klingenden Stimme ein und sang traurig weiter :

„Und das Herz wird uns so schwer,  
Denn nun heißt's für immer scheiden . . .“

In dem schwarzen, schwülen Dunkel der südlichen Nacht riefen diese klagenden Stimmen die Erinnerung an den Norden mit seinen Schneewüsten, seinen brausenden Stürmen und dem fernen Geheul der unsichtbaren Wölfe wach. Die Schieläugige erkrankte dann später an einem Fieber, und man brachte sie auf einer Segeltuchbahre nach der Stadt; sie zitterte und warf sich darin und stieß langgedehnte Klage­töne aus, als wenn sie ihr melancholisches Lied von der grünen Au hinterm Dorfe mit Gewalt weitersingen wollte.

Das gelbe Tuch, das vorhin zwischen den Sträuchern auf- und niedergetaucht war, war jetzt verschwunden. Ich hatte mein Frühstück beendet, bedeckte den Honig in dem kleinen Kessel sorgfältig mit Laub, schnürte mein Bündel und schritt, mit dem Weißdornstocke auf den steinigen Fußpfad aufklopfend, gemächlich hinter den andern her.

Jetzt gelangte ich auf den schmalen grauen Streifen der Landstraße. Zur Rechten wogte das tiefblaue Meer; tausend unsichtbare Tischlerhände schienen mit dem Fughobel darüber hinzufahren, weiße Spänchen hüpfen leise raschelnd überall auf, und der feuchte, warme, wie der Atem eines gesunden Weibes duftende Wind trieb sie ans Ufer. Eine türkische Feluke gleitet, sich weit nach links überneigend, in der Richtung auf Suchum dahin, und ihre Segel blähen sich auf wie die Backen unseres Wegebauingenieurs, der immer eine so wichtige Miene aufzusetzen pflegte. Er sprach durch die Nase und war bei der geringsten Kleinigkeit immer gleich mit der Polizei bei der Hand; es macht mir ein besonderes Vergnügen, mir vorzustellen, daß die Würmer diesen strengen Herrn längst bis auf die Knochen verzehrt haben, und ich kenne eine ganze Anzahl von Leuten, denen ich das Gleiche wünsche . . .

Es ist ein ganz besonderer Genuß, so gleichsam in der Luft schwimmend, am Strande dahinzuwandern. Frohe Gedanken und bunte Erinnerungen schweben in stillem Reigen durch den Sinn; sie gleichen den weißen Wogenkämmen dort auf dem



Meere : wie diese eilen sie flüchtig über die Oberfläche, während unter ihnen die gähnende Tiefe ruht, in der lautlos, wie die silbernen Fische auf dem Meeresgrunde, schimmernde Jugendhoffnungen dahingleiten.

Der Weg führt ganz dicht am Meere hin und schlängelt sich stellenweise bis hart an den sandigen Streifen heran, den die Wogen bespülen. Auch die Büsche scheinen nach der Flut hinzudrängen und neigen sich über den Wegstreifen vor, als wollten sie in den blauen Spiegel schauen und der sich vor ihnen öffnenden Weite einen Gruß zunicken.

Ein Windstoß fegt von den Bergen herab — es wird sicher regnen.

\* \* \*

... Ein leises Stöhnen ertönt im Gebüsch — das Stöhnen eines Menschen bringt stets in der Seele eine verwandte Saite zum Mitklingen.

Ich zerteile die Zweige — und sehe jene Frau im gelben Kopftuch : mit dem Rücken an den Stamm eines Nußbaumes gelehnt, sitzt sie am Boden ; der Kopf ruht kraftlos auf der Schulter, der Mund ist schmerzlich verzerrt, und die hervorquellenden Augen blicken starr, wie geistesabwesend. Den mächtigen Leib hält sie mit den Armen umfaßt, und sie atmet so angstvoll und unnatürlich, daß der ganze Leib krampfhaft zuckt und hüpfet, und während sie ihn mit den Armen festhält, entringt sich ein dumpfes Heulen ihrem Munde, in dem die großen, gelben Wolfszähne blinken.

„Was ist dir denn — hat dich jemand geschlagen?“ frage ich, mich über sie vorneigend. Sie zuckt mit den nackten Beinen in dem ascheartigen Sande, und während ihr Kopf kraftlos hin- und her wackelt, fährt sie mit krächzender Stimme auf mich los :

„Geh fo—ort ! . . . Schämst du dich nicht ? . . . Geh fo—o—ort ! . . .“

Ich begriff, was da vorging : ich hatte schon einmal etwas Aehnliches erlebt. Ich wich erschrocken zurück, sie aber stieß ein lautes, langgezogenes Wehklagen aus, und aus ihren Augen, die jeden Augenblick aus den Höhlen zu springen drohten,



traten trübe Tränen, die über ihr blutunterlaufenes, zum Platzen aufgequollenes Gesicht liefen.

Das bestimmte mich, wieder auf sie zuzutreten — ich warf mein Bündel, meine Teekanne und meinen Kessel auf die Erde, drückte sie mit dem Rücken auf den Boden nieder und suchte ihre Beine in den Knien zu beugen, aber sie stieß mich zurück, schlug mich mit den Händen ins Gesicht und gegen die Brust, drehte sich um und kroch brummend, ächzend und scheltend auf allen Vieren wie eine Bärin, tiefer hinein ins Gebüsch.

„Du Räuber! . . Du Satan! . . .“ schrie sie mich wütend an.

Ihre Arme knickten ein; sie fiel mit dem Gesicht auf die Erde und begann wieder, unter krampfhaften Zuckungen, die Beine starr von sich streckend, zu heulen und zu wimmern.

Ich suchte mir in der Eile alles, was ich über diesen Gegenstand wußte, ins Gedächtnis zu rufen, legte sie, selbst ganz fieberhaft erregt, auf den Rücken und knickte ihre Beine um — schon kam bei ihr die Blase, die die Frucht umgibt, zum Vorschein.

„Lieg still, du wirst gleich gebären! . . .“ rief ich ihr zu. Ich lief ans Meer, streifte die Ärmel auf, wusch mir die Hände sauber, kehrte zu ihr zurück — und wurde zum Geburtshelfer.

Die Frau wand und krümmte sich in ihren Wehen wie ein Stück Birkenrinde im Feuer, schlug mit den Händen die Erde, fuchtelte um sich herum, riß das herbstfahle, welke Gras aus, suchte es sich in den Mund zu stopfen, streute sich Erde auf das unmenschlich entstellte Gesicht mit den blutunterlaufenen, wild starrenden Augen; die Blase aber war bereits herausgetreten. Der Kopf begann hindurchzukommen, und ich mußte auf ihre zuckenden Beine achten, mußte dem Kinde helfen und zu verhindern suchen, daß sie sich das Gras in den verzerrten, entsetzlich stöhnenden Mund steckte . . .

Wir schimpften ein wenig übereinander, sie durch die Zähne, und ich auch nur ganz leise, sie vor Schmerzen und jedenfalls auch aus Schamgefühl, und ich aus Verlegenheit und quälendem Mitleid mit ihr . . .

(Der Schluß im nächsten Heft.)

Daß Nichtschriftsteller besser schreiben als Beruf-  
linge, so hinausziehn in die Welt, zeigen diese dem  
Pan zugeflogenen Blätter.

## Ferner Osten

In der Gangesmündung zwischen Kalkutta und Rangoon

British India Steam  
Navigation Company, Ltd.

Hier die schönsten Bilder aus meinem Kodak.

Man muß hier viele, viele Worte zur Verfügung haben, um  
die Dinge zu beschreiben, die man sieht.

Wenn Sie hier reisen, werden Sie manchmal nicht schlafen,  
weil Sie die Vergleiche nicht finden für das, was Sie sehen.

\* \* \*

Das Klima verändert die Geistesverfassung.

Man leidet, man geht durch eine unbekannte Dumpfheit — am  
schlimmsten ist die lange Seefahrt durch die heißen Meere.

Aber man gibt sich nicht Rechenschaft über diese Veränderung,  
bis man in nördlicheren Regionen — bei Mount Abu oder in Agra  
wieder zum Vollbesitz seines Denkvermögens kommt — sich dann  
aber in der Kühle einen melancholischen Schnupfen holt.

\* \* \*

Ach, ich habe wundervolle Dinge gesehen und jetzt, wo Indien  
ein spärlich erfüllter Traum ist (spärlich, weil die Reisezeit zu  
eng begrenzt) — habe ich schon Heimweh nach diesem neuen  
Italien und nach seinen südlichen Tempeln.

\* \* \*

Goethe hat, ich glaube im westöstlichen Divan, etwas ganz  
Dummes über die indische Kunst gesagt.

(Auch Große reden über Dinge, von denen sie nichts ver-  
stehen.)

Der erste große Kunstschreck kam mir in Madura.

Dort müssen Sie in dem großen Tempel lange und ausgiebig  
verweilen. Es ist der Tempel Salomos.

Lebendig mit bunter Verehrung die unendlichen Hallen, ein Gewoge von Menschen, weißen Kühen, Elefanten, Verkäufern karmoisinroter Farbpulver zum Aufmalen des heiligen Zeichens; Statuen von einer wunderbar frommen Empfindung, die noch kein Kunstbuch ästhetisierend zerlegte, Tor-Türme mit einem Wald von Bildwerken bewachsen — alles fremd und mysteriös, geliebte Götterbilder mit saturnroter Farbe frisch übergossen oder triefend vom Opfer zerflossener Butter.

Und wenn man glücklich mit todesmatten Augen aus dem Zauber heraus ist, so möchte man umkehren und den flötespielenden Krishna noch einmal ansehen.

\* \* \*

Dann sind die Menschen so schön — das wird mir am meisten fehlen in den Ländern mongolischen Schlags.

Von Malerei ist fast nichts mehr vorhanden, aber was ich sah, ist aufregend genug.

Uns fehlt, was die Inder ‚Bhakti‘ nennen, das heißt Erleuchtung durch ‚Frömmigkeit‘ — nicht durch Wissen.

Unsere arme Kunst ist Wissenschaft, Studium der Retina — in Indien ist Kunst und Verehrung eins.

An die Gothik habe ich oft denken müssen — damals waren wir auf wunderbaren Wegen.

\* \* \*

So flüchtig dieser Einblick war, so hat sich doch mein Bildkreis über die Maßen erweitert.

Krishna ist der Orpheus Indiens. Ganesha der komisch freundliche Hausgott mit dem Elefantenkopf. Diese beiden liebe ich besonders.

Im goldenen Tempel von Benares liegt ein wunderbarer Nandi-Stier aus Stein. Er ist hochrot gemalt, über und über — ich sah ihn im letzten Schein des sinkenden Tags, seinen starren Blick nach oben gerichtet; ein Mädchen hockte nicht weit von seinen Füßen an einer Säule, mit abgehärmten Zügen und verklärten Augen — sie nimmt keine Nahrung und ist gekommen, um in Benares zu sterben, damit man ihren Leib am Fluß verbrennt und der Ganges ihre Asche davonträgt.

Ihre bewundernden Angehörigen saßen still um sie her.



Was sah ich noch? Ach vieles! Ich sah die Heimat der indischen Götter, den Schnee des Himalaya.

Und auf der Höhe, von der ich in Morgengrauen und bitterer Kälte die Schneeriesen sich bei Tagesanbruch verschleiern sah, opferten fromme Hindus vor einem Götterbild unter tausend bunten Wimpeln und malten es aus mit roter Farbe, so wie die Sonne eben drüben den Kinchinjunga malte.

Dort im Himalaya *s e n k e n* sich nicht die Wolkenvorhänge von oben, sondern sie liegen über Nacht aufgerollt in den Tälern und werden von der Sonne allmorgendlich heraufgesaugt.

Die Leute in Darjeeling sehen aus wie die Lappländer, und vor ihren Tempeln stehen Gebetmühlen, die sie nachlässig mit den Fingern beim Betreten der Kirche in Betrieb setzen, mit der Miene etwa, wie ein Katholik seine Finger ins Weihwasser taucht und sich bekreuzigt.

\* \* \*

Kandy in Ceylon ist über alle Begriffe schön. Auf der Bahnfahrt von Kandy zu Tal sah ich das Paradies, eine große Symphonie in Grün, palmenüberschüttet in wunderbarem Wechsel von Schatten und Licht von den hohen Bergen bis zu den smaragdenen Reisterrassen im Tale.

Krauses Durcheinander dieser raschen Zeilen: es sieht halt in meinem Kopf nicht besser aus.

Ich kann mich auf den schönen Sommer in Frankreich gegenwärtig nur schwach besinnen; so viele Namen und Bilder füllen mein Gedächtnis.

\* \* \*

Vor mir liegt Birma, Java und Siam.

Diese Meerfahrt ist eine Erholung. Wir sind jetzt auf offener See, der Nordostmonsun weht kühlend, und weiße Wolken, kobaltblaues Wasser schwanken vor meinem Fenster auf und nieder. — —

Adresse: Shanghai. P. A. Dr. P. K. Deutsches Generalkonsulat.

Gruß.

Enzian.

## Im Fliegen!

Stromauf das Eisacktal entlang  
 Roll' ich stehend im Wagengang,  
 Und noch umdüstert's mir den Sinn,  
 Wie an des Zuges Türen vorhin  
 Die Luxusmenschheit aus Bozen und Gries  
 Sich quetschte und mit den Koffern stieß,  
 Und wie bei dieser Pöbelei  
 Kultur und Christentum zerrannen, . . .  
 Da seh' ich einen Falkenweih  
 Im Blauen dorten über den Tannen  
 Mit Flügelschlag und Flügelschlag  
 Sich von des Stoffes ganzer Fülle trennen,  
 Den er in seinem Leibe nicht mehr mag,  
 — Im Fliegen!!! Ah, das möchte ich können!

Walter Harlan

Gottfried Benns im letzten Pan veröffentlichte Verse sind Glieder eines größeren Gedichts, „Cafe des Westens“ benannt.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....	Die Held-Komödie
Robert Reinert.....	Operation
Otto Feyen.....	Über Ernst Blass
Maxim Gorki.....	Wie ein Mensch geboren ward
Elsa Lasker-Schüler.....	Egon Adler
E. A. Greeven.....	Verse





## Die Held-Komödie

Von Alfred Kerr

Preuß. Abgeordnetenhaus, Sitzung vom  
21. Januar.

Etat der Lotterieverwaltung.

Abg. Dr. Hahn (Kons.): . . . Es erregte nicht nur in agrarischen Blättern Aufsehen, daß gegen den Lotteriekollektor Held so schwere Angriffe erhoben werden konnten . . . In der Begründung hoher und höherer Gerichte wird über Herrn Held mancherlei gesagt, was Veranlassung zur Nachprüfung geben sollte . . .

Generaldirektor der Lotterieverwaltung Lewald: Selbstverständlich waren die Angriffe und Beschuldigungen der Lotterieverwaltung vor Anstellung dieses Herrn nicht bekannt. Wir werden in eine genaue, peinliche, objektive, sorgfältige Untersuchung darüber eintreten . . .

\* \* \*

Daran liegt mir nichts, daß Herr Held aufhört Lotterieeinnnehmer zu sein — ich will, daß er aus dem Reichstag verschwindet.

Alles, was hier von Held gesagt worden ist, kam auf eine Beklopfung der bei uns herrschenden Sittlichkeit hinaus.

Auf die Feststellung, wieweit jemand gegangen sein kann, wieviel er auf dem Kerbholz haben darf: wenn er nationalliberal ist.

Einem blutjungen Menschen, der in einen Jugendverein tritt, wird bei uns lebenslänglich die Laufbahn versperrt, er darf kein Abitur machen, er darf nicht mehr studieren. Eine Lebensstrafe. So ging es dem jungen Dürwell. Ein Nationalliberaler jedoch, der von Richtern wegen versuchter

Erpressung, Bücherfälschung und ähnlicher Taten rechtskräftig gebrandmarkt worden ist, kriegt noch Geld. Von unsrem Geld wird ihm öffentlich eine Sinekure verliehn. Eine große, altangesehene Partei stützt ihn. Ein Rechtslehrer (Friedberg), ein oberster Kammerrichter (Schiffer) und ein Anwalt des Rechts (Bassermann) schirmen den wegen Erpressung, Fälschung, Ausbeutung richterlich Gebrandmarkten. Drei Rechtsbeflissene verhelfen ihm dazu, Gesetzgeber zu sein in Deutschland — mit ihnen. Das fiel mir auf. Das schien mir faul.

Bassermann (dessen politische Haltung in seinen linkeren Momenten oft sozusagen der Vergebung würdig ist) machte den Stummen von Portici. Herr Friedberg wirkte wie ein umgekehrter Kohlhaas. Beiden ging obendrein die Erkenntnis ab, daß hier Abschüttelung billiger zu machen war . . . als ein Begönnern des nicht mehr Zweifelhaften.

Das Einkommen des Herrn Held zu nullen, war schwerlich meine Sendung. Doch ich habe nichts dagegen, wenn es jetzt geschieht. Illius culpa. Hier ist ihm klargemacht worden, daß er bei stillem Rücktritt aus dem Reichstag wenigstens das Sinekurengeld retten konnte.

Irgendein benebelnder Trieb zwang ihn wohl, zu bocken; etwa der Wunsch, die Spitzen von Hoya und anderen Ortschaften seines wählenden Bezirks nicht zu enttäuschen. Hunderte hatten versucht, diesen Zeitgenossen zur Strecke zu bringen. Er trotzte seit Jahren dem Rechtsbegriff. Entweder Lotterie- oder Diäteneinnehmer? Dank seiner Gewecktheit (beraten war sie von dem Spezi Bassermann) wird aus dem ‚Entweder-Oder‘ vermutlich ein ‚Weder-Noch‘.

\* \* \*

Als der Abgeordnete des Landwirtbunds, Diederich Hahn, den Lotteriekollekteur auf grund des hier Ausgesprochenen anfocht, bezweifelte Herr Friedberg, ob er dasselbe wider einen Konservativen getan hätte. Das war die Antwort hinsichtlich der Beschaffenheit des Herrn Held . . . Hahn versicherte, daß er ebenso wider einen Konservativen vorgegangen wäre. Wert unserer Sittlichkeit: alle bezweifelten es.

Ich selber hätte nicht gezögert, einen Abgeordneten der Linken in gleichem Fall zu packen — und wenn Herr Held auf einen toten und auf einen lebenden Volksparteiler, auf Müller-Sagan und auf Herrn Neumann-Hofer, mit der Drohung, zu enthüllen, insgeheim und unterirdisch hinweist; wenn dieser wegen versuchter Erpressung von Richtern Gezeichnete solche Mittel braucht (sind sie seinen nationalliberalen Genossen unbekannt?)



um Schonung für sich durchzusetzen: so dünkt mich eine Partei, eine Volkspartei, so hiervor Angst kriegte, begrabenswert. Dies beiläufig.

Und vorläufig.

\* \* \*

Im Preußischen Abgeordnetenhaus rief der staatliche Generaldirektor des Lotteriewesens Lewald jetzt im Hinblick auf Held: „Wir können in der Lotterieverwaltung nur absolut einwandfreie Persönlichkeiten gebrauchen.“

Recte tu quidem. Auf einen Glücksspiel-Inspektor muß man sich in jedem Fall verlassen können.

Diederich Hahn erklärte, . . . , die Lotterieverwaltung zu fragen, ob ihr die gegen einen Kollekteur erhobenen Beschuldigungen vollständig bekannt sind.“ Herrn Ministerialdirektor Lewald (er ist sonst ein hervorragend fähiger Mann; aus einem Hünengeschlechte, dessen Angehörige früher „Enaksohn“ geheißen zu haben scheinen) — Herrn Lewald war in einer ganz erstaunlichen Weise Folgendes längere Frist unbekannt geblieben: 1. Held hatte sein Reichstagsamt niederlegen müssen; das hatte die Lotterieverwaltung nicht gewußt. 2. Der Partei-Obmann der National-liberalen, Breithaupt, hatte Held „von den Rockschoßen abgeschüttelt“. Das hatte die Lotterieverwaltung nicht gewußt. 3. Der Pan hatte mit Quellennachweis das rechtskräftige Urteil kundgemacht, welches dem Lotterieeinnehmer den Versuch der „Erpressung“, die Korrekturen in seinem Hauptbuch, die „verwerflichsten Mittel“, die „Herabziehung des höchsten Ehrenamtes . . . in den Kreis niedriger, privater Geldinteressen“ rechtskräftig bestätigt. Es blieb der Lotterieverwaltung unbekannt. 4. Die vom Pan erhobenen Anschuldigungen wurden a) von der „Hilfe“, b) von der Deutschen Tageszeitung, c) von der Welt am Montag, d) von der Germania, e) von der Morgenpost, f) von der Frankfurter Zeitung, g) von der Neuen Hamburger Zeitung, h) . . . von so vielen anderen Blättern besprochen. Es blieb der Lotterieverwaltung unbekannt.

5. Die hannoverschen und braunschweigischen Fortschrittler hatten auf die Pan-Feststellung beschlossen: jedes Abkommen und jede taktische Verständigung mit den Nationalliberalen solange abzulehnen, bis der Fall Held erledigt sei. Es war der Lotterieverwaltung nicht bekannt.

Immerhin: sie tut jetzt ihre Pflicht . . . Aber mein Ziel war kaum ihr Eingreifen. Sondern das Eingreifen der Nationalliberalen.

\* \* \*

Was jedoch der Lotterieverwaltung unbekannt geblieben war, das war vollends der nationalliberalen Gruppe nie bekannt geworden. Der

mit-führende Abgeordnete Dr. Friedberg sprach: ‚Wenn an der Sache überhaupt etwas ist, dann mußte gegen Held schon längst vorgegangen werden.‘ Von wem vorgegangen, lieber Herr? Von Euch.

‚Wenn an der Sache überhaupt etwas ist . . .‘ Sie kennen, Herr Friedberg, das Urteil . . . und sagen: ‚Wenn‘ —? Fest haltet’s mich.

Der Parteiführer sprach: ‚Gerade wir Nationalliberalen wünschen eine volle Aufklärung des Falles Held . . .‘ Sicher. Warum haben Sie dann bisher nichts dazu getan? Aufklärung? Ihr Wunsch ist bekanntlich erfüllt: Mit Aktenbeleg.

Herr Friedberg wirft Herrn Hahn vor, er hätte seine Partei (eintretenden Falls) geschont —, aber die Friedbergschen haben ihre Partei geschont! . . . Dieses Humorstück heißt ‚Die Mitschuldigen‘ und ist vom jungen Goethe verfaßt.

\* \* \*

Alles, was hier von Held, Theodor, Prinzregentenstraße 105, gesagt worden ist, kommt auf eine Beklopfung der bei uns herrschenden Sittlichkeit hinaus.

Auf die Bekanntschaft mit dem Gerechtigkeitssinn Derer, welche die Gesetze machen.

\* \* \*

Und ich bin begierig, ob Herr Ministerialdirektor Lewald sich nun das rechtskräftige, das letzte Urteil (es stammt vom 23. Dezember 1908; ausgefertigt am 21. Januar 1909) unterbreiten lassen wird.

---

Von jemandem, der eine Schädel-Operation  
durchgemacht, an den Pan geschickt.

## Operation

Tagebuch

Von Robert Reinert

Mein Arzt hatte mich eingehend untersucht, die kranken Stellen gedrückt, beklopft, mit seinem Spiegel besehen und noch andere mehr oder minder nötige Dinge unternommen — wie immer seit den 2 Monaten, die ich zu ihm kam. Seine gleichförmige Umständlichkeit begann mich zu langweilen. ‚Ich werde meine Besuche auf einen Tag in der Woche einschränken‘ beschloß ich, während ich mich erhob. Zu meinem Erstaunen legte er — wider alle Gewohnheit — seine beiden Hände auf meine Schultern und sagte mit der Miene eines Menschen, der etwas sehr Unangenehmes mitzuteilen hat, zögernd: ‚Es wird nun doch nichts anderes übrig bleiben‘ — — und nach einer Pause mit einem etwas verspätetem Mitleiden — ‚leider, leider — wer hätte das gedacht‘ —

Ein merkwürdiges, fröstelndes Gefühl schlich durch meinen Körper. Die kranken Stellen schmerzten plötzlich. Leise — aber unheimlich, eindringlich — gleichsam drohend. Ganz anders . . . als zuvor. Mit der Gelassenheit des wohlerzogenen Menschen, die manche Tapferkeit nennen, fragte ich lächelnd: ‚Hat es noch ein paar Tage Zeit?‘ — — Er nickte ernst. ‚Ein paar Tage, ja‘ — ‚Man hat in einem solchen Falle zu regeln und zu ordnen‘.

Aber ich regelte und ordnete nichts. Ich glaubte ihm nicht . . . Lief zu einem anderen Arzt, dann noch zu einem — zu vielen —. Holte Ratschläge, horchte aus. Machte Tage und Nächte hindurch glühend heiße, dann wieder Eisumschläge, nahm Pulver und Mixturen. Alles vergebens. Mein kranker Organismus verblieb im finsternen Eigensinn. Ermattet und verwirrt landete ich schließlich in einer bekannten staatlichen Anstalt.

‚Operation — unbedingt Operation — und zwar sofort!‘ Und wenn ich nicht . . .? Die Aerzte zucken die Achseln. Es gibt Gesten, die eindringlicher sprechen als die gewichtigsten Worte. — Vorwärts! Ich werde gebadet, rasiert, der Befund einer gewissenhaften Untersuchung meines Körpers wird gebucht.



Ein junger Arzt trifft liebenswürdig, geduldig alle die sorgfältigen Vorbereitungen, die nötig sind . . . Der Ernst der Situation kann mir nicht verborgen bleiben. — Eine Morphiumspritze noch — und dann hinauf — zum Operationssaal! Ein bitterer Weg! Den Schwachen umschlingt auf ihm der beruhigende Arm des Arztes oder Wärters — der Mutige schreitet mit zusammengepreßten Zähnen und dem Lächeln eines va-banque-Spielers fest dahin. Die Wangen beider aber sind bleich —.

\* \* \*

Auf der Treppe begegne ich dem Manne, dessen Hand in der nächsten Viertelstunde mit Meißel und Hammer einen Knochen meines Schädels spalten wird. ‚Es ist der stärkste Knochen des Schädels‘ hatte mir kurz zuvor ein freundlicher Herr gesagt. Prüfend suche ich in dem Gesicht des Arztes, der plötzlich der für mich wichtigste Mensch auf der Welt geworden ist, nach einer Unruhe, — jenem innerlichen nervösen Zittern, das jeden vor einem gefährlichen Unternehmen befällt. Nichts davon. An ihm ist nur Sicherheit und Kraft. Und diese Ruhe und Sicherheit strömt herüber zu mir. Vorwärts! Wir gehen plaudernd miteinander weiter — da — was ist das? — Von unten her — vom Fuße der Treppe — mühsam unterdrücktes, verzweifelter Schluchzen — mein Name —! Mein Schritt wird schwer — aber ich wende den Kopf nicht. Die Hand hält nur krampfhaft die Türklinke zum Saal —. Mit grausamer Deutlichkeit sehe ich plötzlich meine Lage vor mir. Du kommst hier nicht mehr heraus — jahrelange Mühen, Hoffnungen vernichtet, unvollendete Arbeiten wertlos, deine Angehörigen verzweifelt, elend, dein Sohn vaterlos . . . ‚Was ist?‘ — fragt mein Begleiter hinter mir. Und ohne meine Antwort abzuwarten, widerlegt er mich mit sicher gesetzten Worten. So spricht nur der Geübte . . . — Aber sonderbar — seine heitere glatte Sophistik verstimmt nicht. Sie wird übertönt von einem tiefersten, sieghaften Lachen, das seine Worte wie ein Leitmotiv begleitet — und unterbricht. Es sagt deutlich zu mir: ‚Was nützt das alles? Was sein muß, muß sein! Wozu ausweichen wollen, wenn man nicht mehr ausweichen kann? Wir alle müssen! Wollen, was wir müssen, das macht uns zu Siegern!‘

\* \* \*

Es ist überflüssig, daß er mich dabei unmerklich in den gefürchteten Saal schiebt; unter diesem Lachen werde ich zum Fatalisten.

Die übergroße Helligkeit des weiten Raumes blendet. Ah, da sind sie auch schon alle! Schwestern, Aerzte, Wärter. Jeder auf

seinem Platz, mit seinem Requisit, pflichtbewußt und erwartungsvoll. Alle bemühen sich sofort fürsorglich um mich. Aber auf keinem Gesicht sehe ich den Ernst, die Feierlichkeit, die Furchtbarkeit des Kommenden. Sie lächeln mich harmlos oder ermutigend an. Sind sie so abgestumpft oder so rücksichtsvoll? —

Die würdige Oberschwester ladet mit einer liebenswürdigen Handbewegung ein, den Operationstisch zu besteigen. Und während die Aerzte ruhig und lautlos ihre Hände in unzähligen Desinfektionswassern reinigen, tropft das Chloroform Tropfen um Tropfen auf die Maske über meinem Gesicht. — Welch intensiver, betäubender Geruch! Ruhig atmen! Ruhig und tief atmen! Also jetzt ist es so weit! Mein ganzes Leben rollt an mir vorbei. Menschen, Dinge, Begebenheiten — soll mit einem Male alles zu Ende sein? Jetzt — hier — auf diesem Tische? — Mir ist, als schlugen die Töne unbeschreiblichen Jammers von vorhin wieder an mein Ohr.

Ruhig atmen! Ruhig atmen! — Vor den Augen flimmert es — die Ohren sausen — immer unerträglicher wird der Geruch — Es ist zum Ersticken! Luft! Luft!! Luft!!! — Die gefesselten Hände ballen sich — gewaltsam strecken sich die Beine — aber noch zwingt der Wille — unter einem schmerzvollen Aufstöhnen — den Aufruhr nieder. Es muß ja sein —

Ruhig atmen! Ruhig und tief atmen! Ich will beobachten, — wie es eigentlich — es ist ja immerhin interessant —! Gelbes, grünes Licht tanzt vor den geschlossenen Augen — — o, diese schreckliche Beklommenheit in mir! — So wehrlos gemacht zu sein — mit brutaler Gewalt um seine Kräfte — um sein Bewußtsein gebracht —! Ich fühle, wie ein verzerrtes Lächeln mein Gesicht verändert — wie, wenn sich plötzlich etwas Unerwartetes ereignete — Feuer bricht aus — die Decke stürzt ein — und ich liege hier, ohnmächtig, gefesselt — allein —! Es nützt nichts, daß ich die sich mir gewaltsam aufdrängenden Einfälle, daß ich mich selbst verhöhne — unaufhaltsam treibt es mich in die Höhe. — ‚Er schläft schon‘ — sagt eine weibliche Stimme. Jemand zieht mir ein Augenlid in die Höhe. — ‚Noch nicht‘ — antwortet eine männliche Stimme. Das Chloroform tropft weiter.

\* \* \*

Ruhig atmen! Ruhig und tief atmen! Schlafen! Schlafen! — Schrecklich, wie lange es dauert! Eine Ewigkeit dauert das . . . das Schlimmste auf der Welt ist wahrhaftig, so wehrlos gemacht zu werden —! Gleichviel — es muß ja sein — es muß! Nur nicht mehr denken — mit aller mir zu Gebote stehenden Willenskraft will ich mir jetzt den Schlaf suggerieren — will nichts mehr denken und schlafen. Alles vergessen und schlafen — — —



„Jetzt“ — höre ich wieder die weibliche Stimme. Und wieder wird mir das Augenlid in die Höhe gezogen. Ich weiß, daß die männliche Stimme im nächsten Augenblick antworten wird „noch nicht“. Das beunruhigt mich und reizt mich. Ich komme ihr zuvor. „Ich — schlafe — noch — nicht —“ sage ich schwerfällig — mit lallender Zunge — und horche mit einer Art Triumph auf die Wirkung dieser Worte —

Immer betäubender wird der Geruch, — die Sinne sind umnebelt — das Herz pocht in lauten Schlägen. Die Gliedmaßen scheinen abzusterben — aber das Gehirn arbeitet fieberhaft weiter! Entsetzlich — ich kann nicht einschlafen! Warum nicht?! Vielleicht werde ich überhaupt nicht einschlafen können. — Von der anderen Seite des Saales wird gesprochen. Man antwortet. Die Worte dröhnen jetzt förmlich in meinen Ohren! Ich verstehe sie nicht — aber ich glaube aus ihnen eine Meinungsverschiedenheit zu entnehmen — — etwas, das mich angeht. Und ich werde plötzlich von dem unbezähmbaren Verlangen erfaßt, einzugreifen. Ich horche wieder — wahrhaftig — es geht um mich — ich muß . . . Ich rüttle an meinen Fesseln — aber sie sind hart und fest. Meine Erregung wird größer und größer. Ein unmotivierter Zorn bemächtigt sich meiner. So wehrlos gemacht zu sein — Ich rüttle wieder und fühle, wie man mich festhält. Nun ist es vorbei — Mit einem jähen, gewaltigen Ruck reiße ich mich los, schnelle in die Höhe, ehe man es verhindern kann, zerre die Maske von meinem Gesicht, schleudere die verdutzten Wärter zurück und brülle in den Saal.

Alle Beschwichtigungsversuche sind vergeblich. Es ist ein böser Augenblick! Was ist mit mir? — Ich wache nicht, ich schlafe nicht — aber in einem grauenhaften Zustande reduzierten Bewußtseins erkenne ich, was ich anrichtete, was für mich auf dem Spiele steht. Das helle Sonnenlicht sticht mir in die Augen — Der Schrecken bringt mich zur Besinnung. Meine Blicke suchen meinen Operateur — er steht mit entblößten Armen abseits. Die Ruhe seiner Haltung macht in mir die Erinnerung an unsere Unterredung lebendig. Es muß ja sein —! Ich sinke auf den Tisch zurück, um unter der Wirkung der Narkose einzuschlafen — —

\* \* \*

Im Bett. Mein Kopf steckt in einem Riesenverbande. Die geringste Bewegung schmerzt. Die Stimme ist mattes, ohnmächtiges Geflüster. Eine Schwester sitzt bei mir und ermahnt beständig zur Ruhe. — „Glücklich überstanden!“ — Wie ein



freudiges Ereignis wird es mir von jedem, der mein Zimmer betreten darf, zugerufen — ein Glückwunsch zu neuem Leben.

\* \* \*

Ich habe mich mit diesem Glücke abgefunden, als ob es hätte so kommen müssen. Auch die Vorfälle vor der Operation sind verblaßt. — Etwas anderes, Gewaltiges, Unfaßliches zittert durch meinen Körper, seitdem ich aus der Narkose erwacht bin. Es ist fraglos — in diesem Zustande der Leblosigkeit hatte ich mein stärkstes Erlebnis. Bei meiner körperlichen Hinfälligkeit fürchte ich von den Eindrücken, die mir der narkotische Rausch hinterlassen hat, aufgerieben zu werden. Dazu eine kindische Furcht, zu verlieren, was ich jetzt als sicheres, klares Besitztum halte. Etwas, das so unglaublich anders ist, als alle übliche Erfahrung menschlicher Gefühle, das so riesenhaft hinausgeht über alle Grenzen menschlicher Vorstellung, kann einem wie ein Phantom abhanden kommen. Die Saiten irdischen Empfindungsvermögens müssen zerreißen, wenn sie Töne von solcher Kraft und Reinheit wiedergeben sollen.

Ich werde es nach dem Schlaf, in den ich bei meiner Mattigkeit in den nächsten Minuten sinken muß, nicht mehr besitzen. — Kalter Schweiß tritt mir auf die Stirne und in einem lächerlichen Einfall versuche ich den Oberkörper zu heben, um mir wenigstens die großen Worte festzuhalten, die ich jetzt dafür zu sagen wüßte. — „Um Gotteswillen, was tun Sie?!“ ruft entsetzt die Schwester. „Jede Bewegung nach der Operation ist gefährlich!“ — — Und schon glaube ich meine Fürwitzigkeit bestraft zu sehen — ein entsetzliches Uebelsein befällt mich. Die Wärterin hält mir eine Schale unter das Kinn. „Das Chloroform“, sagt sie dabei. — —

\* \* \*

Wechselvolle Wochen vergehen. Körper und Aerzte bleiben Sieger. — Auf den Spaziergängen im Garten, in den weiten, luftigen Korridoren, im Gesellschaftsraum lernen sich die Kranken kennen, besuchen einander auf den Zimmern, sprechen sich aus. Wieviel körperliches Elend, von dem der Gesunde draußen keine Ahnung hat, wieviel bewundernswerte ärztliche Kunst! — Der Bäckergerelle und der junge russische Fürst sind bei mir zu Gäste. Der Bäckergerelle erkundigt sich in seiner stillen demütigen Art, ob Westfalen weit sei, ob man dort billig lebe, ob es schön sei und ob dort gute Menschen wohnen. Er hätte da einen Vetter — und möchte in ein paar Tagen nach seinem Austritt aus der Klinik hin. Der gute Kerl weiß noch

nicht, daß er in ein paar Tagen auf dem Operationstische liegen wird. Der bereits schweroperierte junge Russe sucht uns mit übertriebenen lebhaften Gesten — auf dem Boden kniend — die Tragödie seines Lebens verständlich zu machen. — Mit offenem Munde starrt der Bäcker in das unheimliche Temperament einer ihm fremden Welt. —

\* \* \*

Vom Korridor schallt plötzlich eine helle Stimme in die Zimmer und Säle. „Der Stabsarzt, der Stabsarzt!“ sagt einer zum andern, als wenn er ihm etwas Liebes, Freudiges sagte. Ein warmes Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft huscht über jedes Gesicht. Sie lieben ihn alle. Der Lehrer, der Tapezierer, der Elfenbeinschnitzer, der Redakteur, der Ziegeleiarbeiter, der Doktor, der Schneider und was sie noch alle sind. —

Er hat für jeden einen guten Blick, ein freundliches Wort. Er bringt zu jeder Stunde Leben und Licht. Sein frisches, sieghaftes Lachen klingt wie Musik in der eintönigen Gesetzr äßigkeit des Spitallebens. Sie wissen alle, daß er ein ausgezeichnete Arzt und Operateur ist, dazu ein feinfühlig, lebenswürdiger Mensch. Und alle sprechen sie in den höchsten Tönen von ihm, so wie man von seinem Wohltäter spricht. Der junge Russe und der Bäckergehilfe haben eilig mein Zimmer verlassen. Keiner versäumt die Gelegenheit, ihm zu begegnen.

\* \* \*

Ich stehe an dem übergroßen Fenster meines Zimmers und sehe, wie der Wind schonungslos die letzten Blätter von den Bäumen reißt. An einem heißen Sommertage war ich gekommen — — — Und wie so oft in diesen Tagen — abgeschnitten von dem Toben der Welt — suche ich mein Leben zusammenzustückeln. Aber ich kann es nicht. In diesen Mauern erhielt es eine Bresche. — Zwischen dem Augenblick, da ich unter der Chloroformmaske das Bewußtsein verlor — bis zu dem Laut menschlicher Stimmen, der mich erwachen ließ, ist etwas, das ich nicht einfügen kann. Herausgerissen aus meinem Erdendasein, liegt es.

Meine Phantasie sucht nur zaghaft, mit einer Art geheimnisvoller Furcht, die übersinnliche Welt auf, der ich im Zustand der Narkose angehörte. Gleichsam, als ob es sich um einen Bereich handelte, der nicht für unsere Dimensionen bestimmt ist. Und nur ein starker Wissenstrieb, unstillbare Neugierde kann die sonderbare Scheu, das Zittern in mir überwinden — vor jenen rätselhaften Augenblicken, die das Erhabenste meiner Lebens-



eindrücke bisher sind. Ich habe mir vorgenommen, sie, so sehr sie mich auch immer wieder erregen, einfach und schlicht — ohne jeden Ueberschwang — zu erfassen. Nur dann können sie mir in der kristallinen Wahrhaftigkeit, der ich nicht bis ans Ende meiner Tage verlustig gehen möchte, erhalten bleiben. Denn das ist das Gewaltige dabei: nicht schemenhaft, nicht erlogen, kein Traum war dieser Zustand. Am Traume hängt alle irdische Beschwerlichkeit, der Traum wiederholt Erscheinungen, Vorkommnisse aus der Wirklichkeit oder aus der Phantasie — wenn auch tausendfach variiert, märchenhaft, verrückt. Der Mensch, das Leben, die Welt erscheint im Traum in unerreichbarer Schönheit, Häßlichkeit, Größe — in jeder möglichen Richtung gleichsam karikiert. Wenn also auch durchaus nicht mit der Wirklichkeit identisch, geben beim Traume doch existierende, irdische Gefühlszusammenhänge den Ausschlag, die Bedeutung.

Dies hier hat nichts mit Traum oder Rausch zu tun. Neue, vom Körperlichen unabhängige Empfindungen — Gesichte von so unerhört klarer, bestimmter Eindringlichkeit, daß sie aufhören, Gesichte zu sein, — erkannt, respektiert in voller Deutlichkeit als etwas einer anderen Wirklichkeit Angehörendes, dort mit uns, in uns Lebendes — — dazu ein wundervolles Gefühl der Bewegung — mit keiner anderen Bewegung im entferntesten vergleichbar — — —. Man hört und sieht niemand und nichts — und doch ist es, als ob einem in den unermeßlichen Weiten nichts entginge. Man ist allein — hat keine Nächsten, keine Freunde, keine Angehörigen, auch nicht die Vorstellung von ihnen — und doch ist man wie von wärmender Liebe erfüllt. Man fühlt sie alle! Sie müssen da sein, irgendwie mit uns vereinigt. — Nichts fehlt uns. Man hat keine Sehnsucht, keinen Trennungsschmerz, keine Freude, keinen Ehrgeiz, keine Erwartung — man hat aufgehört, Einzelnes zu denken, Bestimmtes zu empfinden — man ist dem Ganzen zugeeint . . .

\* \* \*

Sage ich dem Wesen des Pantheismus ähnliche Dinge? Nichts liegt mir ferner. Ich versuche redlich, meinen damaligen Zustand in mein irdisches Begriffsvermögen zu übersetzen. Ich spüre, wie ich dabei jeden Augenblick auf Widersprüche stoße. Ich möchte die einfachsten Worte wählen — aber die Erinnerung reißt mich gebieterisch zu den Superlativen. Sie springen in grotesker Eilfertigkeit an die Erklärung dieses Unerhörten — wie Flöhe an eine Festungsmauer. Und jedes Bild zerzt es auf ein abscheulich kleines menschliches Niveau. — Alle unsere Begriffe haben hier ihre Bedeutung verloren . . .



Es ist, als hätte man das Wesen der Unendlichkeit plötzlich erfaßt. Man ist in ihr, mit ihr, man ist selbst die Unendlichkeit. Man leistet nichts — und doch ist es, als ob unser Dasein von ungeheurer, erhabener Wichtigkeit wäre. Man ist körperlich träge — dabei in die äußersten Nerven angespannt. ‚Losgelöst von allem Irdischen‘, diese nichtssagende, erlogene Phrase der lyrischen Dichterlinge wird hier Wahrheit. — —

\* \* \*

Ist hier die Pforte, die das Leben vom Tode trennt? — Ein Schritt zuviel entscheidet. Von der Achtsamkeit des narkotisierenden Arztes, von ein paar Tropfen Chloroform, von den Funktionen deines Herzens, von irgendeinem Zufall hängt es ab, ob du jemals wiederkehrst. Du stehst an der Schwelle. Schon streift dich der Hauch des Todes — dein Geist sieht erschauernd neues Land — — — Hier ist vielleicht ein Guckloch in die Geheimnisse von ‚drüben‘ einen Blick zu tun. Geeigneter, als aus dicken, schwitzenden Weibern und hölzernen Tischbeinen Geister zu locken.

Bist du aber der Tod, dann können wir dich willkommen heißen — als lieben Gast. Du bist verschrien als heimtückischer Henkersknecht — vielleicht bist du in Wirklichkeit ein lebenswürdiger maître de plaisir. Während sie uns den Leib aufschneiden, Glieder absägen, Knochen aufstemmen, Eiter auskratzen, — läßt du uns gottgleich durch Weltenräume wandeln — — (vielleicht als Vorgeschmack der Herrlichkeiten, die du zu bieten hast — — — ?)

\* \* \*

Der Wärter hat mir alle meine Sachen zurechtgelegt : der Tag des Abschieds ist da. Ich will es still und unauffällig machen. Jeder Gehende weckt trübe Gefühle in vielen Zurückbleibenden, weniger Glücklichen. Den Koffer in der Hand, schleiche ich durch den weiten Korridor. — An der Treppe, die zum Operationssaale führt, sehe ich noch einmal den Stabsarzt in seinem weißen Kittel. Vor ihm ein 13 jähriger Junge — bleich, mit schlotternden Knien. ‚Er fürchtet sich vor der Operation‘ — weint die Mutter — Der Stabsarzt nimmt lachend die Hände des Knaben und schüttelt sie kräftig, ohne ein Wort zu sprechen. Aber sein Lachen sagt deutlich zu dem zitternden Kinde : ‚Sieh mich an ! Na, sieh mich doch an ! Sehe ich aus, wie einer, der dir was tut ?‘ Er befühlt, gleichsam mit Geringschätzung, den Schaden und lacht wieder : ‚Das bißchen, das du da hast, macht dich furchtsam ? Das ist

ja Kinderspiel für uns beide ! Das kriegen wir, mein Guter !' Ermutigt, entschlossen geht der Junge die Treppe hinan. Einen Augenblick sieht ihm der Arzt ernst, mitleidig nach, . . . dann gibt er dem Wärter sachliche Anweisungen für das Kommende.

Er erblickt dabei mich, reicht mir die Hand und wünscht mir gute Reise. Ich weiß kein Wort des Dankes mehr zu sagen — ich würde am liebsten die Hand, die so sicher mit Meißel und Hammer menschliche Schädel spaltet, küssen. —

## Über Ernst Blaß<sup>1</sup>

(Sein Buch, „Die Straßen komme ich entlang geweht“, ist erschienen)

Von Otto Feyen

Das gelbe Licht flackernder Laternen in winterlichen Gassen bei der Heimkehr ; der trübe Dunst der Tanzsäle ; das wilde Leben der großen Straßen ; die sanfte Weite des Seestrands ; die trüben Zwischengefühle in rauchigen Nachtlokalen ; die grellen Ueberraschungen der bunten Variétés ; die stillere Trauer im abendlichen, lichtdurchsprengten Nebel — : dies alles mit wacher Inbrunst in sich saugen, es durchkosten ; im Rausch aufschluchzen vor Ungenügen und doch den Rausch packen, ihn in Reime zwingen — : dies alles, und noch mehr : das Wissen, nie das Ganze, Ungeteilte, Vollgefühlte fühlbar machen zu können ; doch : soviel man kann, zu erraffen, zu gestalten — ; und : dem einst Gelittenen fremd zu werden, weiter zu gehen, auch diesem fremd zu werden ; doch über allem : die helle Freude, es gehabt zu haben und mehr zu haben noch, in Zukunft, ob Gutes, Schlimmes — gleichviel, nur zu haben — : dies alles singt aus diesen sanften Versen.

(Kritisieren mögen andere.) —

\* \* \*

Diese Strophen, die, ein milder Wind, durch unser Fühlen streichen, diese Strophen, altkluge Kinderaugen, hinter deren Lidern sich versteckte Tränen bergen, sind uns die liebsten.



Nicht die samtene Musik ihres Gleitens zwingt uns. Nicht die Güte, die aus ihnen steigt und uns leis umschließt.

Es ist dies: daß trotz Schmerz und Freude, trotz Würgen und Aufatmen eine andere Melodie höher klingt und die tieferen beherrscht: die sehr bewußte Lust, das Getriebe zu durchschauen, zu umtasten; das Gefühlte klar (und doch nicht kühl) fühlbar zu machen; das Vermengte zu scheiden; das Verwirrte zu ordnen; doch hindurchwehen zu lassen eine Ahnung von dem Durcheinanderstürzen des Getrennten, dem Durcheinanderwogen des Geteilten.

„Liebte ich dich? Du warst mir einerlei.  
Beim Kaffeetrinken weinte ich noch leise.“

Ist dies nicht die exakteste Präzisierung des Liebesgefühls? Des ewig Verbunden-, des ewig Getrenntseins, der Hinneigung und der Abneigung?

\* \* \*

Unsere Gefühle zärtlich zergliedern, unsere Schmerzen ohne Pathos verherrlichen, unsere Freuden in Melodien flechten, unsere Sterne leuchten lassen —: ist es nicht das Wichtigste?

## Wie ein Mensch geboren ward

Novelle von Maxim Gorki

(Schluß)

„O G—gott!“ schreit sie heiser und beißt sich auf die schaumbedeckten, blauen Lippen, während aus ihren Augen, die plötzlich von der Sonne ganz ausgebleicht erscheinen, ununterbrochen die durch die Mutterwehen hervorgepreßten Tränen fließen und ihr ganzer gezweiteilter Körper sich hin und herwirft und windet. — „Geh endlich fort, du Teufel! . . .“

Sie sucht mich mit den schwachen, verrenkten Armen immer noch von sich zu stoßen, während ich ihr gut zurede:

„So sei doch nicht dumm, das Kind kann ja jeden Augenblick da sein! . . .“



Sie tut mir ganz schrecklich leid, und es ist mir, als ob ihre Tränen auch meine Augen zum Ueberfließen brächten. Eine qualvolle Unruhe preßt mir das Herz ab, und ich möchte am liebsten laut aufschreien, und ich schreie :

„Nun, so mach' doch endlich !“

Und ich halte einen Menschen in den Armen — einen roten Menschen. Ich sehe ihn nur durch den Tränenschleier, kann aber doch erkennen, daß er ganz rot und schon mit der Welt unzufrieden ist, daß er strampelt und protestiert und ganz fürchterlich brüllt, obschon er noch mit dem Leibe der Mutter verbunden ist. Seine Augen sind blau, die Nase in dem roten zerknüllten Gesicht ist ganz lächerlich plattgedrückt, und die Lippen bewegen sich und rufen in langgezogenen Tönen :

„Ja—a . . . ja—a . . .“

Er ist so schlüpfrig — jeden Augenblick kann er meinen Händen entgleiten, ich knie am Boden, begucke ihn und muß hell auflachen — es macht mir einen Heidenspaß, ihn so anzusehen. Und ich habe ganz und gar vergessen, was ich weiter zu tun habe . . .

„Schneid' ihn ab,“ sagt leise die Mutter. Ihre Augen sind geschlossen, das Gesicht ganz schlaff und erdfahl, wie bei einer Toten, und die blauen Lippen flüstern kaum vernehmlich :

„Nimm das Taschenmesser . . . schneid's durch . . .“

Mein Messer haben sie mir in der Baracke gestohlen, und so beiße ich die Nabelschnur einfach durch. Der junge Mann läßt seinen Orlower Baß ertönen, die Mutter aber lächelt : ich sehe, wie wunderbar ihre Augen, die eben noch farblos schienen, in lebendigem blauem Feuer erstrahlen. Ihre dunkle Hand sucht in den Falten des Rockes, sie will die Tasche finden, und ihre blutig gebissenen Lippen flüstern :

„Ich . . . bin zu schwach . . . In der Tasche ist ein Bändchen . . . der Nabel muß abgebunden werden . . .“

Ich zog das Bändchen aus ihrer Tasche und nahm die Abbindung vor. Sie lächelte immer heller, immer freudiger — so hell und freudig, daß ich fast geblendet war durch dieses Lächeln.

„Bring dich etwas in Ordnung, ich bade ihn inzwischen . . .“, sagte ich.

„Sei nur recht behutsam, hörst du? . . .“ sprach sie mit leiser besorgter Stimme.

Doch um diesen rothhäutigen kleinen Mann braucht sie durchaus nicht besorgt zu sein: er hat die Fäustchen geballt und schreit, schreit, als wollte er mich zum Kampfe herausfordern:

„Ja-a . . . ja-a . . .“

„Gewiß —, gewiß! Immer bejahe du dein Daseinsrecht, alter Freund — die lieben Nächsten werden es bald genug verneinen!“

\* \* \*

Ganz besonders laut und unzufrieden schrie der Neugeborene auf, als die erste schäumende Meereswoge, die sich lustig auf uns beide warf, über seinen kleinen Leib hinglitt; ich spülte ihm Rücken und Brust ab, und er schloß die Augen und sträubte sich unter lautem Zetergeschrei, während Welle auf Welle über ihn hinwegging.

„Immer brülle, du Mann von Orlow! Schon' deine Kehle nicht! . . .“ ermunterte ich ihn.

Als ich mit ihm zu der Mutter zurückkehrte, lag sie wieder mit geschlossenen Augen, die Lippen fest aufeinander pressend, da — die Wehen hatten sie von neuem gepackt, die Nachgeburt mußte heraus. Doch mitten im Aechzen und Stöhnen hörte ich sie flüstern:

„Gib mir ihn . . . gib ihn her! . . .“

„Er kann warten!“

„So gib ihn doch! . . .“

Und mit den zitternden, unsicheren Händen suchte sie ihre Jacke auf der Brust zu öffnen. Ich half ihr die Brust freimachen, die von der Natur für zwanzig solche Bürschchen bemessen schien, und legte den brüllenden Mann von Orlow an ihren warmen Körper. Er hatte die Situation sofort begriffen und schwieg.

„Du Allerseligste, Allerreinste! . . .“ murmelte seufzend und zitternd die Mutter, während sie den auf dem Reisebündel liegenden Kopf von einer Seite auf die andere schob.



Und dann, nach einem leisen Aufschrei, schwieg sie still, um im nächsten Moment die unsagbar schönen Augen wieder aufzutun, diese heiligen blauen Mutteraugen, die mit frohem, dankbarem Lächeln zum ebenso blauen Himmel emporschauten. Nun hebt sie mit Mühe die Hand auf und bekreuzt langsam sich selbst und das Kind:

„Ehre und Dank Dir, Allerreinste, Gottesgebärerin . . . ach . . . Ehre sei Dir im Himmel . . .“

Ihre Augen sind wieder erloschen und in die Höhlen zurückgesunken, und sie schweigt, kaum atmend, eine ganze Weile. Dann aber sagt sie plötzlich, fast in energischem Tone:

„Knüpf doch mal mein Bündel auf, lieber Junge . . .“

Ich tat, was sie mich hieß, und sie ließ ihre Augen eine Weile schwach lächelnd auf mir ruhen. Ein flüchtiges Rot huschte, kaum bemerkbar, über ihre eingefallenen Wangen und die schweißbedeckte Stirn.

„Geh auf die Seite . . .“

„Streng‘ dich nur nicht zu sehr an!“

„Nun, geh schon, geh . . .“

Ich ging ein paar Schritte weit fort und trat ins Gebüsch. Mein Herz war gleichsam ermüdet, in meiner Brust aber tönte es wie lieblicher Vogelgesang, und der gab mit dem ewigen Rauschen des Meeres einen so köstlichen Zusammenklang, daß ich wohl ein Jahr lang hätte dastehen und lauschen können.

Irgendwo in der Nähe murmelt ein Bach — es klingt wie das Geplauder eines Mädchens, das der Freundin vom Geliebten erzählt . . .

Zwischen den Sträuchern sehe ich den Kopf in dem gelben Tuche sich bewegen — sie hat sich schon ganz zurecht gemacht.

„Ei, ei,“ ruf ich warnend, „du hast es gar zu eilig!“

Sich mit der Hand am Strauchwerk festhaltend, sitzt sie da wie eine Berauschte: kein Tropfen Blut ist in dem fahlen Gesicht, in dem man statt der Augen nur zwei tiefe, dunkle Löcher sieht.

„Guck doch . . . wie er schläft! . . .“ flüstert sie voll Rührung.

Er schlief ganz fest und brav, aber schließlich doch nicht anders, als sonst Kinder zu schlafen pflegen. Das war wenigstens



meine Meinung, und wenn ein Unterschied bestand, so lag er einzig in dem Umstand, daß er nicht in einem Bett lag, sondern unter einem Strauche, von einer Art, wie sie in der Gegend von Orlow nicht vorkommt, und auf einem Haufen herbstlich bunter Blätter.

„Leg dich lieber hin, Mutter . . .“

„Es geht nicht,“ sagte sie, den Kopf auf dem noch schwachen Halse schüttelnd — „ich muß mich auf den Weg machen . . . nach diesem — wie heißt es doch? . . .“

„Nach Otschemtschiry?“

„Ganz recht. Unsere Leute sind schon so weit voraus . . .“

„Ja — kannst du denn überhaupt gehen?“

„Und die Muttergottes? Die wird mir schon helfen!“

„Nun — wenn die Muttergottes ihr hilft, hab’ ich freilich nichts zu sagen.“

Sie blickt unter den Strauch nach dem kleinen, mürrisch verzogenen Gesichte, auf das aus ihren Augen die warmen Strahlen zärtlicher Mutterliebe fallen. Dann beleckt sie sich die trockenen Lippen und fährt mit einer langsamen Handbewegung über ihre Brust.

Ich zünde ein Feuer an und baue aus Steinen einen kleinen Herd, auf den ich meine Teekanne stellen kann.

„Wart, Mutter, ich will dir einen Tee kochen . . .“

„Wirklich? Ach, tu das doch . . . es ist mir so trocken in der Brust . . .“

„Warum haben dich deine Landsleute im Stich gelassen?“

„Im Stich gelassen? Wieso denn? Ich bin selbst zurückgeblieben . . . Sie hatten sich betrunken — wenn ich nun so mitten unter ihnen niedergekommen wäre? . . .“

Sie warf einen Blick auf mich und hielt sich, verschämt lächelnd, den Ellenbogen vor die Augen.

„Ist’s dein erstes Kind?“ fragte ich.

„Ja, das erste . . . Und du — wer bist du denn?“

„Na, so etwas wie ein Mensch . . .“

„Ja doch, das seh’ ich. Bist du verheiratet?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Wirklich nicht?“

„Warum fragst du?“

Sie schlug die Augen nieder und versank in Nachdenken.

„Woher kennst du denn diese Weibergeheimnisse?“

Jetzt mußte ich lügen.

„Das hab' ich alles gelernt. Hast du schon was von Studenten gehört?“

„Gewiß doch! Der älteste Sohn unseres Popen — der ist 'n Student, will auch Pope werden . . .“

„Na, siehst du — solch einer bin auch ich. Doch jetzt muß ich Wasser holen.“

Sie neigte den Kopf nach ihrem Kleinen hin, um zu hören, ob er auch noch atme. Dann blickte sie nach dem Meere hin.

„Waschen möcht' ich mich — aber ich fürchte mich vor dem Wasser . . . So salzig ist's und so bitter . . .“

„Kannst es ruhig wagen — es ist sehr gesund, das Wasser . . .“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß. Es ist wärmer als Bachwasser, die Bäche sind hier eiskalt . . .“

„Du mußt es wohl wissen . . .“

Ein Abchasier ritt auf seinem kleinen, sehnigen Pferdchen an uns vorüber — den Kopf auf die Brust gesenkt, saß er halb schlafend im Sattel. Das Pferd spitzte die Ohren, warf aus seinen großen, schwarzen Augen einen Blick auf uns und ließ ein Schnauben hören. Der Reiter hob den Kopf mit der zottigen Pelzmütze in die Höhe, sah gleichfalls nach uns herüber und ließ den Kopf wieder sinken.

„Wie häßlich doch die Menschen hier sind, und wie gefährlich sie aussehen!“ meinte sie.

Ich ging, um Teewasser zu holen. Ueber das Gestein hüpfte murmelnd ein quecksilberheller Wasserstrahl herab — ich wusch mir Gesicht und Hände rein und ließ meine Teekanne volllaufen. Als ich zurückging und durch die Büsche schaute, sah ich, wie die Frau auf den Knien daherkroch und sich unruhig umsah.

„Was ist dir?“ rief ich ihr zu.

Sie erschrak, wurde ganz grau im Gesicht und suchte irgend etwas zu verbergen. Ich erriet, was es war.

„Gib her, ich will's vergraben . . .“

„Wie denn, mein Lieber? Man muß es doch in der Badstube vergraben, unterm Fußboden des Vorzimmers . . .“

„Das wird noch ein Weilchen dauern, bis man hier eine Badstube baut!“

„Du machst deine Späße — und ich hab' solche Angst! Wenn's nun ein wildes Tier auffrißt? Es muß doch der Erde übergeben werden . . .“

Sie wandte sich ab und reichte mir ein feuchtes, schweres Päckchen. Dann sagte sie leise, verschämt:

„Sieh nur zu, daß du es recht tief eingräbst, um Christi willen bitt' ich dich . . . Hab' Mitleid mit meinem Söhnchen, mach's nur ja nicht verkehrt!“

Als ich zurückkehrte, sah ich sie vom Meere her kommen — sie schwankte und streckte die Arme wie tastend vor; ihr Rock war bis an die Hüften durchnäßt, und ihr Gesicht war leicht gerötet, als wäre es von innen her erleuchtet. Ich half ihr bis zum Feuer hin und dachte ganz erstaunt:

„Welche unverwüstliche Kraft steckt doch in diesem Volke!“

Dann tranken wir Tee mit Honigmet, und sie fragte mich leise:

„Du hast wohl mit dem Studieren aufgehört?“

„Ja.“

„Hast dich dem Trunke ergeben?“

„Ganz und gar.“

„Das ist gar nicht recht. Bist mir schon in Suchum in die Augen gefallen, wie du dich mit dem Aufseher wegen des Essens zanktest; ich sagte mir damals gleich: der muß ein Trinker sein, daß er so gar keine Angst hat . . .“

Und während sie sich den Honig von den geschwellenen Lippen leckte, schielten ihre blauen Augen immer wieder nach dem Strauche, unter dem der jüngste Mann von Orlow ruhig schlief.

„Wie wird's ihm nur ergehen?“ sagte sie seufzend, mit einem fragenden Blicke auf mich. „Ich dank' dir recht schön, daß du mir geholfen hast . . . aber ob's für ihn gut ist — wer weiß? . . .“

Sie hatte gegessen und getrunken und bekreuzte sich. Während ich meine sieben Sachen in Ordnung brachte, saß sie schläfrig hin und herwankend da, hatte die Augen, die wieder ganz müde



und farblos erschienen, auf die Erde gerichtet und schien irgend etwas zu überlegen. Dann richtete sie sich mühsam empor.

„Du willst wirklich schon gehen?“ fragte ich sie.

„Ja.“

„Ei, sieh dich vor, Mutter!“

„Und die Muttergottes? . . . Reich’ mir ihn doch her!“

„Ich werde ihn tragen . . .“

Es gab einen kurzen Streit zwischen uns — dann gab sie nach, und wir schritten Schulter an Schulter nebeneinander her.

„Wenn ich nur nicht schlapp werde!“ sagte sie mit einem schuldigen Lächeln und legte die Hand auf meine Schulter.

Der neue Einwohner Rußlands lag in meinen Armen und schlief ganz fest — welches Schicksal mochte ihm bevorstehen? Das Meer plätscherte und rauschte, weiße Wogenkämme, wie feiner Spitzenschmuck, liefen darüber hin. Aus den Büschen klang es wie Rauschen und Flüstern, und die Sonne, die bereits über den Mittag hinaus war, strahlte mild hernieder auf die Erde.

Ganz langsam gingen wir vorwärts. Von Zeit zu Zeit blieb die junge Mutter stehen, seufzte tief auf, richtete den Kopf empor, ließ ihren Blick in die Runde gehen, übers Meer, über den Wald und die Berge, sah dann ihrem Söhnchen ins Gesicht, und ihre Augen, die von den Tränen des Leids ganz ausgebleicht waren, wurden wieder so wunderbar hell, bekamen wieder Farbe und erstrahlten im blauen Glanze unerschöpflicher Liebe.

Einmal, als wir stehen blieben, sagte sie:

„O Gott im Himmel, wie schön ist das doch! Ich könnte so gehen und gehen bis ans Ende der Welt . . . und er, mein Sohn, würde größer und größer werden . . . ganz in Freiheit würde er aufwachsen . . . an der Brust der Mutter, mein lieber Kleiner . . .“

. . . Das Meer aber rauschte . . .

---

## Egon Adler

(Seinem Vater zur Widmung)

Von Else Lasker-Schüler

Die Dichterin sendet an den Pan diese schwärmenden Worte,  
die von einem Maler sprechen. Sie fügt hinzu:

Ich mußte von Berlin fort. Der blaue Reiter Franz Marc  
und seine Frau Marcia haben mich mit nach München ge-  
nommen, dort soll ich eine Kur machen. Ich bin krank...

Meine Spelunke verwandelt sich zum türkischen Café, wenn  
er und ich zusammen Zigarretten rauchen und wir von den  
Wänden für unsere Häupter die beiden Fez herunterholen, die  
auf die Griffe meiner Dolche gestülpt sind.

Einer der Söhne des gefangenen Abdul Hamed, der begabteste  
jedenfalls, ist der Maler und zur Mokka-Stunde der Gast meiner  
Palastspelunke. Wir sprechen (in der Zeit der Abendhimmel  
alle seine goldenen Bilder aufs Dach stellt) von roten, blauen,  
grünen und lila Dingen. Ich rate Egon Adler: „Sie müssen  
immer nur Ihr Selbstbildnis malen.“

Er ist so ganz Eigen, ganz Sich, und sein Herz in einem  
Rahmen. Aber in seinem Herzen liegt sein jungverstorbenen  
Bruder begraben, und innige Gestalt schafft des Malers Hand,  
wenn der Engel seiner Erinnerung aufersteht.

Zwischen den Farben liegt er dann plötzlich — Stern zwischen  
Zinnober und Rubin auf der Palette für die großen Pinsel. Alle  
Bilder Egon Adlers sind Spiele, sind süß, haben großgeöffnete  
Augen, sind ganz in Gottes Vaterhand und rufen.

Sein Mariengemälde holte ich mir aus einer dunklen Ecke  
des Ausstellungssaals ans Licht: „Träume, säume Marienmädchen,  
überall bläst der Rosenwind die schwarzen Sterne aus; wiege  
im Arme dein Seelchen — alle Kinder kommen auf Lärnern  
zotterhote geritten, Gottlingchen sehen und die schönen Schimmer-  
blumen und den großen Himmel da im kurzen Blaukleide.“

\* \* \*

Aber auch die drei Könige sind gekommen; einer sitzt auf  
des anderen Schulter, der höchste trägt ein Krönchen, ist des  
Malers Bruder und will Mariens heiliges Spielzeug haben.

Auf Egon Adlers unvergleichlichem Schöpfungsbilde steht  
sein Brüderchen verzaubert als Mantelkranich mitten auf der

Wiese und macht den frechen, kleinen Vögeln bange. Als Reiter reitet er auf dem langausschreitenden Reiterpferd durch den Wald über die Wege aus bunten Fahnenstreifen.

Immer muß Egon Adler die Geschichte des unvergeßlichen Bruders in Farben erzählen, der ist der Memed seines Mohamedherzens.

Hinter den Paradiesbäumen, in den Schornstein seiner Stadtbilder, überall hat sich der kleine Bruder versteckt; er ist es, der den Glorienschein um die Heiligenlocken der Jüngergestalten seines älteren, malenden Bruders anzündet.

Das sich wiegende Blatt der Palme, auf dem Treibhausgemälde ist der Kleine, seine Seele leuchtet im Stein des Ringes am Finger des japanischen Schauspielers.

Elfjährige Kinderaugen gucken unter der Stirn des Selbstbildnisses von Egon Adler und erhöhen es zum Selbstantlitz. Und in den Wolken tummelt er sich als Mond.

Ewig ist Egon Adlers Malerei, ein Engel lebt in seinem Herzen und hängt seinen Schöpfungen Flügel an.

## Verse

Von E. A. Greeven  
(Überlingen am Bodensee)

### I

Und so sprich von dem Andern . . .

Und so sprich von dem Andern, der dich besessen:  
Peitsch mich mit seinen Zärtlichkeiten,  
Damit ich fühle, wie unvergessen  
Seine blind gestammelten Worte  
Meuchlings in deine Schauer gleiten.

Sage das Letzte — und daß seine Hände  
Deine wachsten Träume noch überboten:  
Blutig krampfen auf deiner Lende  
Meine und seine Lippen zusammen . . . .  
Schlage uns wie zwei Feuersteine  
Aneinander und wecke die Flammen.



## II

## Meine Träume gehn bergab . . .

Meine Träume gehn bergab,  
Was ich sehnte, fuhr zu Tal —  
Schaufle, Gott, dem Brei von Hirn  
Für die Nacht nach Sterbensqual  
Tief ein wohlvertünchtes Grab.

(Ueber Steine knirscht mein Pflug,  
Unkraut jät ich mit den Händen . . .  
Gott zählt dumpfe Ewigkeiten,  
Blatt um Blatt läßt müd er wenden:  
Sage, Gott, wann ists genug?)

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---



gegen alle Nerven-  
und Erkältungs-Schmerzen  
wie Rheuma, Hexenschuß,  
Ischias und Kopfschmerz!

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## INHALT:

Alfred Kerr.....Kerkyra

René Schickelé.....Die aufblühende Grossstadt

Chr. Bouchholtz.....Der Abbé Wetterlé

Paul Mahlberg.....Julian Meier-Apostata

Adolf Josef Storfer.....Enver Bey

Bernd Isemann.....Von Jean-Pierre, Gabriele und Fleurette



Held und der Staatsanwalt — De profundis — Der Prorektor von Jena





## **Kerkyra**

Von Alfred Kerr

### **I**

Keine Satire. Um Gottes willen ; das wächst uns zum Halse raus. Nur Feststellungen.

Es gibt zwei Schichten in Deutschland. Es gibt hier zahlreiche Schichten, aber vor allem gibt es zwei Schichten.

Die eine bin ich . . . mit allem seelisch Verwandten. Die andre Schicht, welche das Ruder hält (und hierzu gehört auch Deutschlands Kaiser) steht längst nicht mehr auf dem Standpunkt etwan einer physiologisch frischen Jugendschar, die bloß muntere Freilufttriebe hat ; unter deren ergrauendem Scheitel Erinnerung an das Indianerspielen ewig sichtbar würde. Durchaus nicht. Sohn einer Engländerin, die von vorschreitender „Verfalls“-Gesittung, das ist : reiferer Gesittung, menschlicherer Gesittung, herkam. Im Worte noch spartanisch. Sonst zum Verhandeln und Modernersein in praktischen Punkten geneigt.

Aber seelisch komplett geschieden von der andern Schicht. Weshalb? Aus Gründen etwa des Wirkenwollens auf große Massen? Um die Darbietung eines Kaisers den Unmündigen zu geben? Nein! Diesen Zug zwar hat er auch, doch in getrennten Augenblicken. Er scheidet sich von der erstgenannten Schicht, auch wo er gar nicht auf Volkswirkungen abzielt ; auch wo er ein Privatmann sein will. Aber komplett.

Wir, die andere Schicht, sehen dann einen, der als höchste Züchtung des Aristokratismus, als verfeinertes Merkmal des königlichen Bluts (nach allen Lehren der Herrenmoral und Adligkeit) zu betrachten ist, in seinen Privatäußerungen . . . und stellen eine komplette Abweichung dieser Art von unsrer Art fest : wenn er etwa zu dem eigenen Geburtstagsbegängnis, das nichts von Agitationswünschen birgt, die Proben leitet und die ihm zugedachten Ueberraschungen organisiert. Das adlig-schlichte feine Gefühl königlichen Blutes trennt sich von dem Gefühl der erstgenannten Schicht, als welche schon fast angefangen hat, ihre Geburtstage nicht zu feiern.

Unterschiede, seelische, werden deutlich, die auf das Vorhandensein mindestens zweier Rassen auch innerhalb des germanischen Volksbestandteils zu schließen erlauben . . .

Der nicht zu unserer Schicht zählende Teil dieser Rassen würde dem Achilleus vielleicht am Schlusse des Geburtstagsdramas Schnurrbart und Gardehelm und einen bekannten Gesichtsausdruck verliehen haben — wenn der Probenleiter nicht

abgemahnt hätte. (Doch ist er der Ihre, indem die fast höchsten Ordensverleihungen an Anton von Werner und Herrn von Hülsen gekommen sind . . . Werner : ein erwählter Liebling, Hülsen ein schlechthin geborenes Mitglied der zweiten Schicht.)

Ein Mitglied der erstgenannten Schicht giebt im folgenden zum Geburtstagsfest ein Innenbild von Kerkyra, vorwiegend im Geiste seiner Schicht, als Angebinde.

## II

Schiffbrüchig traf Odysseus das Mädchen am Strande . . . Wer Korfu betritt, ist aber ohne Sagenkreis und ohne Homer bewegt von der Schönheit dieser Natur. Hier frißt sich alles satt, was auf vier Beinen sorglos herumläuft. Es ist die Duftinsel ; es ist der Fruchtgarten ; es ist ein verstärktes, südfeuchteres Italien ; ein zusammengedrängtes Stück. Das Land voll von Oelbäumen, aber nicht von den dünnen, grau-verschimmelten, miekrigen, welche der Durchschnittswanderer sonst hübsch zu finden sich entschließt — sondern alte Riesenbäume sind es (wie man sie auch im Lande Kanaan sehen kann : zwischen Jaffa und Jerusalem), es ist der wundersamste Baumschlag in diesen rankenreichen, wucherisch üppigen, grün-silbernden Wäldern voll licht lachenden Himmels, . . . und mittendrin stehen schwarze, kohlschwarze, nachtschwarze Zypressen, steil, senkrecht, sicher, gluterfüllt ; die heiteren Wächter des Paradieses — selig trotz der Farbe. Das bildet den Grundcharakter : diese Oelwildnis und diese Zypressen dazwischen.

Was sich aber sonst noch um die zwei Gattungen schlingt, was unter ihnen blüht, nickt, klettert, wuchert, einer holden Reife entgegendämmert, — das ist nicht zu sagen. Schwer von massenhaftem Goldbehang . . . duftend, wie es im Jenseits riecht ; ich kann mich nicht anders ausdrücken.

Und Esel, Ziegen, Ochsen, — alles geht frei herum und frißt sich voll. Jeder so lange, wie er lustig ist. Und der eine klettert bald hinauf, bald kaut er näher am Wege, bald atzt er sich an Abhängen oder im Blumenhag ; ein Ziegenbock stellt sich wahrhaftig auf die Hinterbeine und frißt Rosen ; warum auch nicht ? sie sind ja hier.

## III

Dies ist Korfu. Man muß hinaus, auf die freie Insel, die viele Dörfer, Niederlassungen, Gemeinden und Klöster fern umschließt, durch Bergtäler, Buchten, Höhen getrennt.

Doch überall dringt der Duft des Meeres hin, in dem sich die Duftinsel, schmal und gekrümmt, zu wälzen scheint.



Ueberall sieht man übers Meer hinweg . . . jenseits des blauen Wassers die Gipfel des Landes Albanien emporsteigen. Ueber die blaue See, in der Ferne wird sie begrenzt ; Berge, die schroff und graubraun hineinfallen.

Wenn man das zum ersten Mal sieht, zehn Minuten nach der Ankunft, weiß man sogleich, was diese Insel für eine Bezwingerin ist : weil sie so viel Abwechslung an Wirrnis, Meerwasser, Bergküsten in der nahen Ferne bietet wie keine so leicht.

Man erinnert sich, daß sie zum Lande Hellas gehört, das an allen Stellen selber durchdrungen ist mit Meerwasser, schmalen Busen, Berghöhen, Lichtern des Mittags . . . Freilich ist Griechenland (in Attika und bei Korinth) leuchtender, heiterer, südvoller . . .

#### IV

Als der Odysseus die Nausikaa traf, mag sie wie ein erstes Menschenbildnis auf ihn gewirkt haben. Wenn sie nicht aus der Stadt Korfu selbst, sondern vom Lande war — aus der bergigeren Gegend —, würde sie auf unsereinen leicht denselben Eindruck machen. Die Damenschaft von Korfu, der Stadt, ist nicht schön. Oder nur bis zu einem gewissen Alter. Entzückende Mädels bis zu fünfzehn und sechzehn Jahren, — was darüber ist, ist vom Uebel.

Die Korfiotinnen verlieren anscheinend mit siebzehn Jahren ihre Figur (immer in der Stadt selbst). Sie wirken gar bald wie aufrechtgehende Dackel : klein, mit etwas nicht zu Beschreibendem, Unverhältnismäßigem in der Gestalt ; kurz : reizlos. (Dagegen sind die Backfische lauter Engel, und die zwölfjährigen Mädelschen erst recht. Schlank, mit einem Gazellenschritt, strahlend, beweglich und mit lieben dunkeln Blicken.)

Wenn man aber aufs Land kommt, — Schönheit, Schönheit, Schönheit ! In Gasturi, einem Bergdorf, in dessen Nähe die Elisabeth ihr heute nicht mehr stilles Schloß Achilleion gebaut hat, — in Gasturi laufen bloß Venusse herum. Man kann aber ebensogut nach dem Dorfe Hagideka gehn und wird staunen, wieviel Schönheit noch unter den Greisinnen ist. Dieses Massenglück an Augen wird recht sehr vereinzelt, selbst in Griechenland sein. Dazu kommt ihre Tracht, dies leuchtende Rot und Goldgelb der Röcke ; dann der Kopfputz, merkwürdig. Er besteht bei verheirateten Frauen in Mengen falschen Haares, als Zeichen des Ehestandes schwer und dicht an den zwei Kopfseiten getragen. Das Haar ist so mit gewickelten Tüchern verschlungen und verästelt, daß man in dem Ganzen bloß einen Kopfschmuck findet, der fremdartig und nach Wildnis aussieht, aber ihnen sehr zu Gesichte steht ; sind es Helleninnen ?



In Wahrheit soll sich hier der griechische Schlag rein erhalten haben. Die jungen Mädchen, also die unverheirateten Bäuerinnen, tragen nur ihr eigenes Haar, nicht den wilden Riesenkopfschmuck drüber, — sie sehen lange nicht so fesselnd aus, weil ihnen das fehlt. Augen aber haben sie.

Unvergänglich die Erinnerung an Abende, wo man von irgendeinem Meerberg her, von dem Dorf, das oben lag, heimfuhr nach der Stadt Korfu; da man, je näher in der Ebene des Fruchtgartens die Stadt kam, immer häufiger die Griechentöchter traf. Kamen von Wein- und Olivenfeldern; hatten Feigenbäume gepflegt, nach Orangen geblickt, Erdreich durchgraben (die Männer arbeiten hier nicht, Frauen sind Arbeitsbienen). Zum Schluß noch manchmal eine kleine Last Brennholz für das Herdfeuer auf das Haupt geladen. So wanderten sie hin, manche ritt auf einem Esel, der Himmel strahlte rot, goldfarben, violett. Weiß nicht, warum, — ich werde diese Abende nicht vergessen.

## V

Außerhalb der Stadt führt zu einem Meeresberg die Phäakenstraße, — in griechischen Lettern liest man die Inschrift: hodos Phaiakon (die ich bloß mit Rücksicht auf die Setzer lateinisch herschreibe). An diesem Phäakenweg steht ein kleines Haus, halb verborgen in Gerank, Baumschlag, Blumen, Blumen, Blumen. Als ich zum erstenmal dort ging, am ersten Tage, saß ein fünfzehnjähriges Mädels davor mit zwei Freundinnen; jung, zart, groß; und rief mir übermütig in italienischer Sprache zu (denn viele können hier italienisch, sie reden zu den Fremden so), ich möchte sie abnehmen. Ich trug den Kodak in der Hand.

Ich sprach zu ihr, es sei „non assai di luce“, auf deutsch: nicht genügend Licht, und ging weiter.

Als ich zurückkam, waren die Freundinnen weg. Ich sprach mit Lachen: jetzt sei sie allein, — eine schlichte Bemerkung, weil ich es ja sah.

Sie war aber wie ausgewechselt; mäusestill; die Sicherheit verschwunden, die ihr vorhin die Freundinnen gegeben, — ich sah, indem ich weiterging, wie sie blutrot war mit halbgesenkten Augen . . .

Am 6. Mai war der Geburtstag des Königs von Griechenland, alles Volk strömte herein in die Stadt.

Ich war am Vormittag in einer Barke hinausgefahren nach einer Zypresseninsel, war dann gelandet; ging zu Fuß wieder am Phäakenweg vorbei: um die Kleine, wenn ich sie treffen sollte, zu photographieren, ihr Bildnis mit in mein Leben zu nehmen.

Das Haus war fest verschlossen; alles ausgeflogen . . .

In Korfu, auf dem Hauptplatz am Meer, spielte die Musik, alles

was gehen konnte, bewegte sich auf und nieder, auf der alten Meeresburg hoch oben wurden ein paar Flammen angesteckt.

Ich wollte nach Haus, um des nächsten Vormittags abzufahren. Da rief mich jemand.

Strahlend, (mit der Mutter, die vorneweg ging, und einer älteren Schwester, die man an der Aehnlichkeit erkannte) strahlend rief die Kleine ‚Speran!‘, das heißt ‚Guten Abend‘, von dem griechischen Wort ‚Kalén hesperan‘.

Ich grüßte wieder . . .

Ich guckte ihr nach ; sie guckte mir nach ; zum Schluß grüßte sie noch einmal, halb verstohlen, aber herzlich, herzlich.

Weiß nicht, warum, diese Begegnung inmitten des Menschen- gewühls mir in der Erinnerung geblieben ist . . . und heute wieder auftaucht, wie etwas Frohes, das einem widerfahren ist ; obschon wir nicht zwanzig Worte zusammen gesprochen hatten.

Weiß nicht, warum.

## VI

Soviel über Kerkyra, Leben, Geburtsfeste, Schichten und Achilleus.

---

## Die aufblühende Großstadt

Von René Schickele

Der Mann am Eingang ist mit Gold betreßt.  
Er kennt jedweden Häuserschieber,  
In dem, nach zwölf, das Liebesfieber  
Herz und Gedärn zusammenrinnen läßt.

Erweichte Halsabschneider werfen trist  
An Frauen sich, so wie auf Dinge,  
Die man sich anzieht : Hosen, Ringe,  
Wenn man, zu spät geweckt, sehr eilig ist.

Wie einer in der Börse Goulasch ißt  
Zwei, drei Minuten vor Eröffnung  
Und seines armen Leibes Pfortnung  
Vor Schluß nicht mehr zu lockern sich vermißt.

So sitzen sie. O Wut! O Aengste!  
Man sieht sie gähnen und sich kratzen,  
In Schweiß gebadet und voll Schwung.

Sie schrein ein Lachen wie die Hengste,  
Und ihre Lippenwülste schmatzen  
Im Vorgefühl der Linderung.

---



## Der Abbé Wetterlé.

Von Chr. Bouchholtz

Der Herausgeber sieht im Katholizismus nicht so viel Dämonisches wie der Verfasser.

Doch schildert hier ein Landsmann von Wetterlé diesen zum Greifen.

Da ist einer der rührigsten Gärtnerjungen der katholischen Kirche. Unermüdlich trägt er eine Kanne Jauche nach der andern herbei und begießt die Beete. Und die Orchideen sprießen. . .

Beim letzten ‚Fall Wetterlé‘ hielten sich viele die Nase und seufzten: ‚O, welche Gerüche!‘ — und darüber vergaß man das Wichtigste, nämlich wie die Orchideen sprießen.

Hätte man ein offnes Auge, man staunte: ‚A la bonne heure! Dieser Bursche ist einer besseren Sache wert!‘

\* \* \*

Was will er?

Er ist der Träger der Revancheidee, der erbittertste Feind Deutschlands und germanischer Art überhaupt. Kein Elsässer tut es ihm gleich darin. — Und er ist Reichstagsabgeordneter und spricht in den Angelegenheiten Deutschlands mit.

Er hat einmal für die Idee einer *république Alsace-Lorraine* Propaganda gemacht. — Gleichzeitig spielt er den Aristokratenabbé in den Hotels der Royalisten in Paris. Gleichzeitig spielt er das Stinkteufelchen, spielt das Kasperl, füttert die Spießer, gründet ein ‚germanisches Museum‘ und rührt Klatschgeschichten auf.

Was ist der Abbé Wetterlé? Von allem, was er ist, ist er auch das Gegenteil.

Um ein so seltsames Gewächs zu klassifizieren, betrachte man die Knolle, aus der es gesprossen ist. Diese Knolle ist schwarz wie eine Trüffel. Es ist die Jesuitenschule von Salamanca, aus der Wetterlé exportiert wurde.

\* \* \*

In Salamanca lernte der Abbé seine tiefe Weisheit: Der Zweck heiligt die Mittel.‘ Selbst der Skeptiker kämpft gegen ihn mit verhältnismäßig stumpfen Waffen. Denn ein Jesuit ist der größte Skeptiker.

Beim letzten Fall Wetterlé, da der Monsieur recht zweideutige Sachen über Deutschland sagte, desavouierten ihn die Herren vom Zentrum. Firlefanz! Im stillen lächeln sie ihm zu: ‚Was liegt uns aber an den Jauchedüften, wenn so schöne Orchideen sprießen?‘ Und der bon ami lächelt wieder: ‚Verstehe. Daß ihr mich desavouiertet, war recht geschickt. Erstens einmal salvierte sich das elsässische Zentrum vor Deutschland. Und zweitens hatten meine Elsässer wieder einmal Gelegenheit, zu erkennen, daß ich ‚unabhängig‘ bin. . . Wenn ich auch meist meine Soutane nicht trage und in der Soutane eine Zigarette rauche, so könnten sie es doch einmal gewahr werden, daß ich der Sherlock Holmes der katholischen Kirche bin.‘



Sein Ziel ist: das Elsaß dem Zentrum! Doch wenn er dabei nur auf die katholischen Elsässer reflektiert! Er reflektiert auf alle Elsässer. Deshalb sammelt er alle elsässisch-nationalen Fäden in seiner Hand, strafft sie und spielt sich als Erz-Elsässer auf. Das National-Elsässische ist ihm nur der Kali für den Weizen der Kirche. Er spielt den Elsässer par excellence und ruht nicht, bis die Vertreter einer nichtklerikalen nationalen Richtung gestürzt sind.

\* \* \*

Einen Blick auf die Mittel, die den Zweck heiligen.

Im Elsaß lebt noch ein Stück Rokoko. Jede elsässische Wohnung hat noch ihre alten Rokoko- und Empiremöbel. Die hauchen das Parfüm jener lieblichen frivolen Zeit. Die deutsche Zeit brachte moderne Lebensauffassung, modernen Baustil, Energie, ein Stück überlieferungsfreien Amerikanismus in das Elsaß. — Der Kontrast ist da. Und seit 70 neigt die brave tête carrée des Elsässers unbewußt zu dem Althergebrachten hin. Vielleicht ist er durch französischen Einfluß zum Konservatismus erzogen worden. Kurzum: Seit 70 dreht er der neuen Zeit den Rücken und spielt den Konservativen, meint, man wolle ihm seine Ueberlieferungen nehmen, und kokettiert nun mit dem ‚passé. Mit der markantesten Zeit des ‚passé‘, mit dem ancien régime, dem Rokoko usw.

Abbé Wetterlé spielt also den Abbé des ancien régime. Und damit man es auch merkt, läßt er es seinen Freunden in der elsässischen Gesellschaft allenthalben bedeutungsvoll verkünden. Und die Damen des Salons sagen mit süßem Wohllaut: ‚Wie reizend . . . Und welcher esprit! Und welche Grazie!‘ Er muß sich auch den Beigeschmack des galanten Abbés geben, um an Abbé Galiani zu erinnern.

Als er einmal im Gefängnis saß, schickte ihm die Statthalterin ein Zigarettenetui als Kotillongeschenk. Mit einem Lächeln zeigte es Wetterlé einem Freund. Der Freund publizierte das Detail. — Und mit dem Lächeln. Aber das Lächeln war Falsifikat. Und ein ordinäres Falsifikat.

Vor dem Volke, das natürlich mehr an seinen Salat und an sein Bier und an seine Zigaretten denkt, als ans ancien régime, — vor dem Volk ist er volkstümlicher. Er spielt weniger den frivolen Abbé, als den Kasperl in der Soutane.

Im Landtag z. B. . . . Spricht ein Gegner, so stellt er sich dicht vor ihn hin, kreuzt die Arme auf seinem Pult und fixiert ihn, um ihn aus dem Konzept zu bringen. Ist der nicht aus dem Konzept zu bringen, so rennt der kleine Abbé hinaus, schnell wie ein Wiesel, raucht auf dem Hausflur eine ‚Maryland‘ oder ißt ein Schinkenbrötchen. Und plötzlich sieht man hinter irgendeinem Vorhang, den eine Tür verschließt, ein blasses Ohr hervorlugen: das Ohr des Kasperl (denkt die Tribüne), aber es ist das Ohr des Pater Filucius.

Oder er bringt eine Zigarettschachtel voller Bändel mit in den Landtag und präsentiert in einer drolligen Rede den étudiants und Bäckermeistern auf den Tribünen die Bändel, blauweißrote Bändel, um ihnen zu zeigen, daß auch altdeutsche Verbindungsstudenten verbotene Farben tragen. — Kuhdumm! Aber man lacht.

Die Bändel stammen aus seinem ‚germanischen Museum‘, in dem er alles sammelt, was die Deutschen kompromittieren könnte. Seine Neu-

errungenschaften publiziert er mit schönen Photographien in pariser illustrierten Zeitschriften, die im Elsaß gerne gelesen werden. Neulich z. B. einen Pokal, den angeblich ein deutscher Militär bei einem Straßburger Juwelier habe anfertigen lassen: die Hirnschale der toten Geliebten, mit einem silbernen Fuße daran . . .

Das sind schmackhafte Köder für ein naiv-lustiges Volk. Kein Monat verstreicht, in dem Abbé Wetterlé nicht wenigstens einen Köder präpariert.

\* \* \*

Oh, er ist ein feiner Psychologe. Er weiß: Pathos im Sinne von Stammesreden können die Elsässer nicht ausstehen. Sie wollen was zu lachen haben, am liebsten lachen sie über etwas, das ihren Stolz hebt. Ueber Tirolerhütchen, Professoren, goldne Brillen, Rucksäcke, Alpenstöcke. Nur, wenn es sich um ihr Land handelt, um den nationalen Stolz, geht ihr Strohfeuertemperament mit ihnen durch. Zumal, wenn es sich um einen National-Märtyrer handelt.

Gut, also spielt er mit Vorliebe den Märtyrer. Er läßt sich von Zeit zu Zeit ins Gefängnis sperren. Und es ist dann so rührend, wenn der arme kleine Abbé (in Ketten) lächelnd eine Broschüre über deutsches Gefängniswesen schreibt. Beim Verlassen des Gefängnisses wartet eine große Menschengruppe auf ihn. Man schreit: 'Vive Wetterlé! Vive la France.' Er wird in seine Kalesche gehoben, die Pferde werden ausgespannt. Höchst eigenhändig zieht und stößt man den Helden vor seine Wohnung. Die Menge macht sich zum Droschkengaul des Nationalhelden. Viele ziehen mit, ohne zu ahnen, daß sie dem Jesuitenzögling den Triumphwagen schleppen helfen.

\* \* \*

Glaubt Wetterlé an die Revanche? Glaubt er an die Erfüllung des Wunsches: Republik Elsaß-Lothringen? — Nur Jauche für seine Orchideen. Was keiner zu vertreten wagt, woran keiner glauben kann, er vertritt's. Dadurch macht er sich bei diesem Volk beliebt, das den überschwänglichsten Nationalismus gerade wegen seines barocken Anstrichs nachbetet.

Er verkehrt — als Republikaner — mit den Royalisten, weil diese Kirchenfreunde sind; er propagiert ihre Ideen, um die Beziehungen dieser Kirchenfreunde zum Elsaß wachzuhalten und selbst Unterstützung zu beziehen; gleichzeitig vertritt er damit, was er stets vertritt: die Koketterie der Stadtleute mit gallischem Wesen, und blendet sie durch seinen esprit gaulois, blendet sie durch die Bewunderung, die selbst die französische Aristokratie seinem Geist entgegenbringt.

\* \* \*

Kann er seinen Gegnern den Köder (Nationalismus) nicht wegschnappen, so schmeißt er sie selber ins Wasser. Man denke an seinen geschicktesten Schachzug, der von den Klerikalen am meisten gerühmt wird, an jenen, da er dem Elsaß die Figur der 'Königin' kaperte. Damals lachten die Klerikalen: 'Er hat ihn gebändigt, den Blumenthal.' Und wie?

Blumenthal ist maire von Kolmar. Er war bis vor 2 Jahren Champion des Elsässertums. Ein demokratischer Nationalist. Ueberragender Gegner



Wetterlés. Erzfeind des Zentrums. Ich erinnere mich noch, wie er vor Jahren im Landesausschuß, als es sich um den Bau eines Krematoriums handelte (das Zentrum war natürlich dagegen), sagte: „Aber, meine Herren Klerikalen, ich verstehe Sie nicht. Früher verbranntet Ihr doch mit Vorliebe l e b e n d e Juden. Und jetzt weigert ihr euch, t o t e zu verbrennen?“

Blumenthal war gefährlich. Sein demokratisches Elsässertum war der Kirche gefährlich. Da schnappte ihn sich Wetterlé! Er zwang ihn, in den eigens zu dem Zweck geschaffenen ‚Nationalistenbund‘ einzutreten und sich damit ins Lager der Klerikalen zu begeben. Herrn Blumenthal lag eben daran, Bürgermeister des klerikalen Gemeinderats zu bleiben, jetzt sitzt er mit Abbé Wetterlé an einem Tisch, trinkt goldenen Wein mit ihm und macht gute Miene zum bösen Spiel.

\* \* \*

Noch einige kleine Raffinements. Wetterlé hat gute Schachfiguren. Sie arbeiten automatisch. Z. B. in den ‚Souvenir‘-Vereinen, die den culte du passé bewußt pflegen und alle im klerikalen Fahrwasser schwimmen, nach chauvinistischen Erinnerungszeichen ‚tauchen‘, Kriegergräber zieren und Monumente errichten, wie jenes in Weißenburg, auf dessen Spitze ein gallischer Hahn kräht. Die Leute sagen, er krähe in der Richtung nach Berlin. (Bei der Einweihung dieses Denkmals hielt Wetterlé eine schöne Rede, rieb sich die Hände und liebäugelte mit dem Hahn.)

Hier und da in der Gesellschaft hat er vornehme Kavaliers, Frauenärzte ohne Praxis oder so, die den Zweck haben, alles, was elsässische Kultur heißt, ihm zuzuführen. Seelenkenner sind diese Kavaliers. Fragt man sie, weiß Richtung sie sind, so sagen sie: „Monsieur, wie steht es heuer mit den Kartoffeln?“ — Jesuiten sind sie.

Ein solcher Chevalier wirkt auch in Straßburg, kauft neutrale Kunstzeitschriften auf, durchtröpfelt sie mit dem Elixier Wetterlé! Vorsichtig. Aber zwei Tropfen genügen. Sehr geschickt lockt er junge Künstler herbei, besonders Schriftsteller, damit sie Gallien und die Souvenirs und die Abbés vom ancien régime verherrlichen und nicht deutschelsässisch werden — besonders Redakteure, wenn sie fähig sind, populär, und mehr Schwärmer als Politiker. Er regt sie zu seinen Artikeln an. Und siehe da: In deutschen demokratischen Zeitungen stehen plötzlich klerikale Wetterlé-Ideen. Er paniert seine Opfer. Wenn sie überhaupt erwachen und nicht erstickt sind, so erwachen sie mit einem Kater, schlimmer als nach einem Opiumrausch.

\* \* \*

Im Elsaß sind zu viel Idealisten. Nur ein Jesuit könnte Wetterlés Herr werden.



## Julian Meier-Apostata.

Von Paul Mahlberg

Eine Zuschrift an den Pan.

Während die allgemeine Entwicklungsgeschichte vor ihm ihren Weg geht, liegt die seine seit 1902 abgeschlossen neben ihm. Was seither von ihm erschien, bedeutete lediglich Ausbau des ihm Anheimgefallenen, Organisationsarbeit, bis er endlich (Renoir, 1911) etwas von seiner Stellungnahme zur nachimpressionistischen Kunst ahnen ließ. Genauer, zu der Kunst nach Cézanne und Van Gogh, die er stillschweigend beim Impressionismus stehen läßt. Da man seit damals eine Apostasie ahnte, überraschte ihre ausdrückliche Proklamation bei Gelegenheit eines Vortrages in Berlin nicht. Wofür er früher heiß und jugendlich entbrannte, die ringende Kunst, erscheint ihm nun ein Greuel, und mit Schrecken ersieht er sich und uns eine Völkerwanderung von Westen nach Osten, die die Götter stürzt, die diesmal Meier-Graefes Götter sind. Er glaubt unsere Epoche nur mit jener vergleichen zu können, in der das Christentum die klassische Kunst umbrachte. Wir können die Analogie noch weiter führen: wie jene, hat auch unsere Zeit ihren — nur ist er bürgerlicher geworden — Julian Meier-Apostata. Wenn sein Vortrag keine Ueberraschung war, so war er doch wenigstens eine Enttäuschung. Nachdem er in geschickter Wendung einige zivile Ansichten über die heutige Kunstlage geäußert und die Nachfolger van Goghs und Cézannes in Bausch und Bogen verurteilt hatte (was ja im allgemeinen richtig ist), erwartete man das eigentlich Kritische, das Positive über die heutige Kunst. Aber es kam nicht. Schlußergebnis: amphimelas.

Das braucht nun gar nicht schlechter Wille zu sein. Es kommt alles darauf an, wie man sich zu einer Sache zu stellen vermag, und ich kann mir wohl vorstellen, daß dem Hinterkopf eines Beschauers in der Tat ringsum alles schwarz erscheint. Da der Betreffende es nun aber nicht sieht, so muß man es ihm hintenherum beibringen: es besteht noch ein Kubismus außerhalb seines am 6. Januar ausgesprochenen Urteils, das ihm übrigens, wie verraten sei, die Kreise der ‚Gebildeten‘ schon seit Jahresfrist plagieren. Da ist zum Beispiel Picasso. Er hat den Knoten geschürzt, den die meisten andern fertig übernahmen und an die Geißel der Sensation banden. Er hat jene Tradition, auf die nicht nur Meier-Graefe, sondern auch die Kunst sieht — es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen — und wovon zu hören Meier-Graefe besonders erfreuen muß. Der Weg zu ihm führt zunächst über van Gogh von einer bestimmten Stufe ab. Geben wir uns keinem Irrtum darüber hin, van Gogh hatte viele Ansätze und Stufen, wenn auch Meier-Graefe uns Daubigny und den Neoimpressionismus in seiner ganzen Bedeutung, zumindest vorenthält. Aus der Zeit von 1885 ungefähr, also bevor er Pissaro kennen lernte, besteht von van Gogh ein Stilleben mit geräucherten Fischen, aus dem schon

Picasso blickt. Merkwürdigerweise ist es dieselbe Stimmung, wie in einem Kopf aus dessen Uebergangszeit. — Zu Picasso geht es auch von Cézanne aus hinüber. Meier-Gräfe versucht es, Cézanne mit literarischen Vergleichen beizukommen. Er gibt damit schöne, ihn oftmals tangierende Perspektiven, aber nicht die eine, für den Ansatz einer bildkünstlerischen Tradition allein ausschlaggebende. Die muß natürlich rein bildkünstlerischer Art sein. Ihre Richtung wird man aus einem Hinblick auf die optisch-stilistische Konzeption Cézannes gewinnen müssen, wie sie aus den Bildern so darzustellen ist: da ist die Natur, hier die Abstraktion; und zwar auf die atmosphärische Bedeutung und das Verhältnis eines Farbkomplexes in der Natur zu einem andern. Er malt ingenial: wie steht jener Fleck dort zu diesem in schaffender und ausschließender Beziehung, wie bedingen sich die beiden gegenseitig. Daraus entstehen seine atmosphärischen Farbekästen innerhalb der unzerreißbaren und nicht durchzustößenden Fläche des Bildes. — Das Fabelhafte bei Cézanne ist nun die Sicherheit, mit der er zwischen Natur und absoluter Abstraktion hergeht. Er gibt von jener stets noch so viel, daß wir Boden unter den Füßen behalten und die Natur jeden Augenblick wieder vor uns haben können. Picasso gibt die Natur nahezu ganz auf und mit denselben stilistischen Vorgängen fast nur noch Abstraktionen. So entstehen seine Landschaften, Köpfe, sein Mandolinspieler, seine sitzende Violinspielerin mit dem Gewölbe ihres Schoßes und der Vision ihrer Hände. Allerdings ist der Weg zu diesen Dingen nicht mit einem Blick getan, diese Kunst „stellt schon äußerlich mehr Ansprüche, nötigt unseren Beinen und noch mehr unseren Empfindungen größere Strapazen zu, das Abstandnehmen ermüdet“. (Entwicklungsgeschichte, S. 292.) All das aber hat Meier-Gräfe nicht gern und stellt darum auch Rosso über die römische Antike, die all das verlangt. Es sagte einmal jemand von ihm, er sei kein Kunstmann, sondern ein Kunstliebemann. Ob's stimmt?

Das Kapitel über Rosso ist überhaupt ein recht aufschlußreiches. Zunächst zeigt einmal die ganze Abhandlung über die Szene mit dem Kopf des Vitellius, der Michelangelo-Gruppe und der Maske des Rosso, daß Meier-Gräfe recht wenig historisches Gefühl besitzt. Das andere wollen wir auf seine augenblickliche Begeisterung schieben. In bezug auf die Wertschätzung Rossos scheint er sich später selbst zu korrigieren, wenigstens beziehe ich darauf den Satz: „Die theoretischen Vorzüge einer anti-impressionistischen Bewegung liegen auf der Hand. Der Impressionismus drohte die Plastik zu einer Malerei zu verwandeln.“ (Kunst und Künstler. X. 447. Und doch ist Meier-Gräfe mit der Bewegung nicht einverstanden, die theoretisch soviel für sich hat?) — Aber sein Urteil überhaupt, daß er es einmal fällen konnte, ist doch ein wichtiges Glied in einer Kette, die die Frage der Kompetenz Meier-Gräfes der Plastik gegenüber heranzieht. — Da er sich in den letzten Jahren gar nicht um die neue Kunst bekümmert hat, wirkte es umso imposanter, als er sich im vorigen Jahre für einen Bildhauer einsetzte, der Lehmbruck heißt, im Rheinland schlechte Plastik gemacht hatte und in Paris bei Maillol plötzlich etwas geworden sein sollte. Nun gebe ich gerne die (leider nicht durch Positives bewirkte) Herabdrückung jedes künstlerischen Niveaus in Düsseldorf zu, aber die Klaue des Löwen ist da oder nicht



Nicht. Aber Lehmbruck wurde der Löwe des Tages. Meier-Gräfe schrieb: „Das Gotische scheint alles andere zurückzudrängen. Doch ist es keine entlehnte Gotik. Keine Einzelheit deutet auf eine Form, die geschickter Verwendung diene. Der überlieferte Begriff des Gotischen scheint sich auszudehnen und auch uns, die späten Enkel der Gotik, und unsere Eigenheiten zu umfassen. Ähnliches empfand man schon vor gewissen Werken Rodins. In der Gestalt Lehmbrucks scheint man jenen Gefühlsinhalt, der nicht mit dem Namen der Gotik verschwand, noch freier, noch abstrakter zu spüren.“ — Mittlerweile hatte man genugsam Gelegenheit zu sehen, daß Lehmbruck ein recht formarmer Künstler ist, der die Schönheit einer einmal gefundenen Stellung immer wieder ausbeutet. — Prinzipiell hat er mit der Gotik nichts zu tun. Dadurch, daß seine Figur zu lange Beine oder einen zu langen Hals hat, ist sie noch nicht gotisch. Das könnte auch zur Not romanisch sein. Wenn Meier-Gräfe schreibt, der überlieferte Begriff des Gotischen scheine sich auszudehnen, so hat er recht, nämlich auszudehnen um den Begriff der Masse. Dieser Faktor macht aber die Gotik zum Barock. Lehmbruck ist ein durch und durch barockes Formtalent. Was sagt Meier-Gräfe zu den Schwellungen des Fleisches, zu der Fülle der Masse? Die Gotik lebt von einem hohen Rauschen, aber nicht vom Fleische. — Meier-Gräfe meint ihm nachrühmen zu dürfen, daß er aus dem bildnerischen Material heraus seine Gestalten konzipiere. Aber er hat nun einmal mit seinen Bildhauern Pech. Rosso empfing seine formalen Impulse (wie Meier-Gräfe selbst sagt) von Carrière, der überaus tüchtige Maillol von Gauguin, und Lehmbruck, wie ich behaupten kann, von Renoir. Also von einem Maler. Tableau.

Ich erwähnte eben Picasso und möchte noch auf Matisse hinweisen. In Hagen in Westfalen ist das Folkwang-Museum, dem Meier-Gräfe bei der Gründung Pate stand. Dort sind einige Werke von Matisse, desgleichen in der Tschudi-Spende, und im Privatbesitz viele. Aber das schönste scheint mir doch im Folkwang zu sein. Matisse, der das Wesen der Dinge malt, ihre Symbole, gibt dort das Ethos der Trauer: Drei Akte am Meer, wie traurige Segel über den Horizont fahrend. Es ist mir so, als könnte man auf dieses Bild das sagen, was Meier-Gräfe über Manet schrieb: „Es gelang ihm, allem Aberglauben, der unserer Zeit die Kraft absprechen möchte, zum Trotz, eine unwiderstehliche Machtäußerung, das Werk aus einem Guß.“ — Es hat sich nichts geändert, nur glauben diesmal wir, allem skeptischen Aberglauben zum Trotz! — Die Analogie aber sollte Meier-Gräfe zu denken geben.



## Enver Bey

Von Adolf Josef Storfer  
(Frankfurt a. M.)

### I

Zugegeben : Heldentum ist bloß ein günstiges Stelldichein einer Reihe außergewöhnlicher Umstände, mit der richtigen Pose in Szene gesetzt.

Ferner vielleicht : das Auge des Kriegsberichterstatters, das im Kommandantenzelt in der Cyrenaika nach Drahtbarem lechzt, ist so naiv, jene Pose eher zu sehen, denn die Summe jener Faktoren.

Aber genügt denn nicht, daß der Held, der kein Held ist, die Pose, den Heiligenschein eines Helden hat? Der Heiligenschein gehört überhaupt nicht in die Optik der Heiligen, sondern in die Psychologie der Berichterstatter.

Völker, die den Willen haben, um allen Preis zu leben, schaffen sich in den Zeiten hoher Not einen Sündenbock : es ist der Verräter, der den Verlust von Festungen, Schlachten verschuldet.

Völker, die den Mut haben, den Tod in Ehren zu riskieren, schaffen sich in den Zeiten hoher Not einen Helden : er ist es, der die Möglichkeit des Sieges verheißen soll.

### II

Zu den größten Heroismen der Neuzeit gehört die Ueberwindung der Anekdotenfreudigkeit in der Geschichte.

Feine, wohldisziplinierte Köpfe aller Zeiten haben der Geschichte den Rang einer Wissenschaft streitig gemacht : aus der Einmaligkeit lassen sich keine Gesetze ableiten!

Diesen Vorwurf ließ die Geschichte nicht auf sich sitzen. Geschichte wurde die Wissenschaft von wirtschaftlichen Situationen, von Kräftetransformationen, im allermildesten Falle die Wissenschaft vom Wachstum teleologischer Ideen. Geschichte wurde die Wissenschaft, vor lauter Wald die Bäume nicht zu sehen.

Immerhin zappelt noch die Frage : gibt es wirklich einen Wald ohne Bäume?

Und ist das Individuum in der Geschichte bloß eine Arabeske an einem grandiosen Tempel, ein beiläufiger Schnörkel an einem Wolkenkratzer?

Gewiß : der Rabbi Jesus von Nazareth hat vielleicht gar nicht existiert.

Aber dieser höchst hypothetische Mensch wurde die höchst positive Tatsache eines Gottes für viele Jahrhunderte . . .

---

## Von Jean-Pierre, Gabriele und Fleurette

Von Bernd Isemann

Neben Wetterlé, Bouchholtz, René Schickele noch ein Elsaß-Lothringer in diesem Heft: Isemann.

Von ihm wird S. Fischer ein Bändchen lothringischer Novellen dieser Tage veröffentlichen.

Eine beste schildert (sommerdunkel, steiflustig, spaßderb, verrauschend, blühsam) das Parkerlebnis eines wohlhabenden Landsitzers (und seines glücklicheren Kutschers) mit einer Alten und einer Jungen, zwei komischen Ablegern einer Kebse von Ludwig dem Vierzehnten. Die Geschichte war zu lang, um hier zu erscheinen. Doch ihr Auftakt, der Auftakt für alle, soll es. Da rücken diese Menschen vor, um die sich die Dinge drehn. Ein lebevoller Schlag, dem nicht viel mangelt: Lothringer.

\* \* \*

Da ich von mir selbst nicht viel zu sagen wüßte, indem ich seit Monaten das beschauliche Leben des Landmanns auf eigener Scholle führe, viel säe und schlecht ernte, dabei alle Beschaulichkeit von meiner eigenen Person nach Kräften fernhalte, so geschieht es ganz von selbst, daß ich auf meine Vorfahren zu denken komme, die auch das Leben des Landmanns führten, aber ein ganz besonderes, wie es nicht häufig ist. Sie waren nicht von Adel, aber Herren waren sie doch, und zwar in einem Maße, wie man es heute nicht mehr kennt.

Es hat auch Zeiten gegeben, wo sie mit eigener Hand pflügten und säten, wo sie Groschen auf Groschen legten, prozessierten und betrogen und ihren Vorteil mit zähen Händen festhielten. Sie verstanden ihre Zeit und nutzten sie. Bald konnten sie größere Geschäfte wagen, und ihr unermeßlicher Reichtum stammte aus jener Zeit, als sie den Gemeinden für ein Nichts die herrlichen Forsten abkauften, nur damit die Gemeinden doch etwas dafür hätten, und der Staat sie ihnen nicht wegnehmen sollte.

Damals ist gesät worden, und es muß auch eine schöne Zeit gewesen sein. Aber man erfährt zu wenig davon. Alle Anfänge sind dunkel, und Erfolgreiche knüpfen sie nacher am liebsten an die Götter. Die Christoffs waren nicht von dieser Art. Sie wußten, wer sie waren, und sehr wider ihren Willen trugen sie im Land den Spitznamen 'Fürsten', der ebensoviel Neid und Bewunderung der Kleinen wie der Großen in sich schloß.

Ich will also von der Ernte erzählen, von dem großen Familienschmaus, der eben dadurch eine Weihe und eine besondere Schönheit an sich hatte, daß nicht der leiseste Küchengeruch hereindrang. Ich sitze auch viel lieber an der Tafel und lasse es mir schmecken, als daß ich in der Küche zuschaue, wie die Kapaunen gespickt werden. Wer das Glück hat, von ein paar Generationen



gekocht zu bekommen, und zwar so, daß es noch warm auf ihn kommt, der braucht nur noch für einen guten Magen zu sorgen. Den hatten die Christoffs alle. Der Genuß geschah ohne Nebengedanken an Erwerb, und, wenn man diesen Zug mit Verstand betrachtet, genügt er nicht zu dem Urteil, daß es sich lohnt, von dieser Zeit zu erzählen? Ja, der Erwerb geschah fast ausschließlich aus einer Art Pietät, aus Tradition und aus dem Bedürfnis, ein lebendiges Treiben um sich zu haben. Diese Menschen waren eigentümlich, sie taten nichts und waren doch in einem fort tätig. Mit einem Wort, sie waren von einem Schlag, um auf Thronen zu sitzen. Aber sie hatten es ja ohne diese schwere Würde und Verantwortung besser. Sie hatten gesät und wollten ernten, und eine so lustige, durch Generationen dauernde Ernte ist selten gehalten worden.

Immerhin kann man sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß von alledem nicht das Geringste auf mich gekommen ist. Ich will mich nicht herausstreichen, nur möchte ich das Gefühl nicht aufkommen lassen, als ob ich als ein Reporter noch eben zum Fest wäre zugelassen worden, der bekanntlich das Hündchen der Großen zu spielen hat und bei jedem Bröckchen, das ihm zugeworfen wird, das Maul aufreißt und zuklappt, als hätte er einen Walfisch verschlungen. So habe ich denn auch keineswegs in alten Briefen und Familienurkunden geschnüffelt, sondern nehme mir die große Frechheit, zu tun, als wäre ich von jeher dabei gewesen. — Wer aber herausbekommt, daß meine Geschichten nicht wahr sind, der soll die Berichtigung in sein Handexemplar eintragen und mich in Frieden lassen.

Trotz allem bleibt es doch immer eine etwas gewaltsame Sache, sich so ohne weiteres von einer Zeit in die andere fallen zu lassen, und manches Mal, kann ich mir wohl denken, hätte ich, so trink- und festfroh ich bin, den Kopf geschüttelt und wäre unwillig aufgestanden. Ich wäre um das schiefergedeckte, mit hohen Schießscharten gespickte Viereck herumgegangen, das unten eine Burg, in der Mitte ein Bauernhaus, oben aber ein Schloßchen mit Türmchen und Wetterfahnen ist. Wenn es nicht so ungeheuerlich langgestreckt daläge, würde kein Mensch etwas Besonderes daran finden, aber von weitem schon sieht es aus wie ein Kloster, das einen Luftsprung macht.

An der Ecke, wo es nach den Ställen geht, wäre ich stehen geblieben und hätte hinausgeschaut in das hügelige, weitwallende Vorland, das von gilbendem Korn schwillt, als könnte man eine ganze Welt damit ernähren. Frau Gabriele in ihrem Atlas und der flandrischen Krause wäre mir nachgegangen, denn sie weiß, daß ihr Mann es nicht liebt, wenn seine Späße einem zuviel werden. Sie hätte mir die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Findst du Fleurette nicht entzückend?“



„Cousine,“ hätte ich gesagt, „Sie wissen ja, wie meine Augen ihr folgen auf Schritt und Tritt, wie ich über ihr leichtes Temperament wache, wie ihre Unschuld mich rührt. Uebrigens stehen ihr die Locken offen doch am besten.“

„Aha! Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Sie wollten es ja nicht glauben. Aber kommen Sie, wir machen einen Rundgang, das wird Sie beruhigen.“

„Ach beruhigen! Sie lachen mich alle aus, aber ich kann es nun einmal nicht vertragen, wenn er sie auf den Schoß nimmt, das Kind, daß er dann seine anzüglichen Witze nicht lassen kann.“

„Ach, sie schüttelt die Locken und lacht mit. Ich bin doch auch dabei.“

„Ich sage Ihnen aber, Cousine, es geht nicht so weiter, es muß einmal schlecht ausgehen. Ich meine, ich sehe es vor Augen, daß es schlecht ausgeht.“

„Daß es schlecht ausgeht —!“ Gabriele lachte, wie wenn im Märchen die Fee den Zauberstab schwingt, und wie ich mich halb umwende, weist sie auf das weite Land. „Soll man nicht glauben, daß das nie ein Ende haben wird? Wem tun wir etwas zuleide? Sind wir schlechte Herren? Und geben wir Gott nicht, was Gottes ist? Siehst du nicht lachende Gesichter, wo du hinblickst? Steht nicht das Haus, alles, in bestem Stand?“

Sie wurde wirklich zornig, während sie das alles aufzählte. „Du kennst meinen Jean-Pierre nicht. Weil er die Geschichte von der Fifine erzählt hat? Die habe ich schon gehört, als ich noch so klein war. Das ist eine alte Geschichte, und was ist denn dabei? Ein fröhliches Leben ist noch keine Sünde. Sehen Sie sich doch einmal die Kirche in Altwiller an, was alles von uns und unsern Vätern hineingestiftet worden ist. Sehen Sie sich um nach den alten Riesen im Hanauer Forst, die alle unsere Anfangsbuchstaben in der Rinde tragen, und die Grenzsteine, wo unsere Zeichen mehr Glorie haben als alle Wappen von sämtlichen Adelshäusern in Lothringen zusammen genommen. — Weinst du, so ein Name kann einfach verklingen, wie eine Seifenblase platzt?“

Was hätte ich dagegen einwenden sollen. Wir, die wir später geboren sind, haben das Unglück, es besser zu wissen. Um die Ecke wäre die kleine Fleurette gesprungen gekommen.

„Ach, ich hab' zuviel getrunken,“ hätte sie gesagt und sich an mir festgehalten, „ich bin ganz schwindlig. Vater hat mir aus seinem Glas zu trinken gegeben.“

Ich hätte auf Gabriele zu eine bezeichnende Bewegung mit der Schulter gemacht, und sie hätte sie nicht minder graziös mit der anderen erwidert.

„Ach, warum denn nicht? Morgen ist es ausgeschlafen, nicht wahr meine Kleine?“

Ein Zimmermädchen streckt den Kopf aus dem oberen Stock-

werk : „Wollen Madame nicht ein Tuch? Es fängt an, kühl zu werden.“

Wie als Antwort ein erschütterndes Lachen aus der langen Laube von der Freitreppe her, über alle die Männer- und Weiberstimmen hinweg das Dröhnen des Alten.

„Ja, bringen Sie,“ ruft Gabriele hinauf und streicht mit der Hand über die Locken der Kleinen. Fleurette hält die langwimprigen Augen geschlossen und den Mund mit den arabeskenhaften Lippen üppig geweitet. Ich kann es gar nicht glauben, daß die schöne Fleurette meine Großmutter mit einem zweimaligen Ur davor ist. Wie sehe ich nun diese Gestalten vor meinen geistigen Augen sich bewegen, mit um so größerer Liebe, als ich vergebens wünsche, mit ihnen gelebt zu haben, ohne den Weg über Phantasie und Papier nehmen zu müssen. Wenn ich das Glück gehabt hätte, damals zu leben, würde zu allem ein anderer sich die Mühe geben können, diese Schreiberei aufzubringen, die mir jetzt soviel Freude macht und mich leider auch soviel schöne Faulheit kostet. Wirklich, ich wäre es zufrieden, längst begraben zu sein, wenn man mich mit diesen Leuten hätte leben lassen. Mein Widerspruch geht auch nur von mir Lebendem aus, der es nicht mehr fertig bringt, vier Stunden lang zu schmausen, sechs Stunden lang zu trinken, dann die Flinte überzuhängen und bis zum Morgengrauen bei Nebel und Regenschauer auf einen alten, listigen Hirsch zu lauern, dann drei Stunden durch den Wald zu marschieren, um in einer entfernten Sägemühle nach dem Rechten zu sehen, dem alten, diebischen Kammerherrn die Stämme wieder abzufahren, die er einfach auf sein Gebiet hinüber hat schaffen lassen, dann mit einem Wolfshunger in rosigster Laune nach Hause zu kommen, zu essen, zu schlafen, und zwischen alledem in einem fort zu reden, rufen, schreien, lachen, dabei auch seine Frau nicht zu vernachlässigen. Und das alles nicht etwa als Ausnahme, sondern tagaus, tagein, selten allein, meistens zu zweit oder dritt, häufig zu mehreren, nicht selten zu zehn, zwanzig, denn die Besuche hörten nicht auf. Dazu der Haustrubel eines reichen Kindersegens, so daß man sagte, bei Christoffs würde immer die Trommel geschlagen.

Eine köstliche Eintracht lebte in dieser Familie bis in die fernsten Verzweigungen hinein, indem von allen der gleiche Anspruch auf ein frohes und sattes Leben gemacht wurde. Man liebte glückliche, hübsche Gesichter um sich, und daran fehlte es nie. Ein ganzer Hofstaat pflegte sich um die übermütige Laune des Alten zu scharen, der in zäher Kraft zusammenhielt, und aus dessen vollen Händen der ganze Schwarm lebte. Wenn ihr glaubt, neben der Freitreppe, der mit dem zierlichen Degen an der Seite, der mit heißem Kopf darum streitet, wo in Metz das beste Wirtshaus ist, wenn ihr glaubt, das sei ein Herr von so und so, so ist das



ein großer Irrtum. Es ist der Bruder der schönen Gabriele, und die Frau neben ihm, die ihrem Schoßhündchen eine Traube reicht, das ist des alten Jean-Pierres Schwester, die in Nancy verheiratet ist. Ihr Mann sitzt neben dem Alten und erzählt Anekdoten. Jean-Pierre lacht und putzt mit der Serviette sein Eßbesteck, das aus Silber ist. Er tut es jeden Tag selbst, denn er ißt nur mit seinem Jagdbesteck, an dem sich Messer und Gabel ineinanderschieben lassen, und er trägt es immer bei sich. Die beiden Nancyer sind nicht allein gekommen, selbstverständlich. Die Kinder spielen am Bach. Wenn sie nicht selber in Montpis sind, so ist der Alte in Nancy, sie sind unzertrennlich. Natürlich fährt gewöhnlich das ganze Volk hinter ihm drein, und dann wird acht Tage lang drüben geschmaust und gezecht, aber die Gewohnheiten sind dieselben.

Wie so ein Besuch gemacht wird? — Zwei große Leiterwagen werden mit Sitzbrettern versehen, mit Kränzen und Girlanden geschmückt, vor jeden Wagen werden vier Gäule mit blitzendem Geschirr gespannt. In den Radspeichen ist Hopfen eingeflochten, in der spitzen Deichsel vorn steckt eine Rübe mit rotem Blätterbusch. Die Geschenke zum Mitbringen werden im vorderen Wagen untergebracht. Es ist erst fünf Uhr morgens, aber klein und groß steht schon um die Wagen herum und gibt Rat und Beistand. Die Sonne streift eben die Hügel mit zartem Rot und zieht die letzten Nebel ein. Ein unglaubliches Geschnatter ist im Gang, die Zimmermädchen laufen mit Tüchern und Schachteln, die Frauen rufen, die Männer helfen ihnen hinauf und die Kinder wollen alle im ersten Wagen fahren. Es gibt einiges Schelten, einiges Weinen und Trösten, die Knechte in ihren Feiertagskleidern steigen auf, und mit einem heftigen Ruck ziehen die Gäule an. Die Frauen haben ihre Röcke gerafft und sitzen auf den Unterröcken, sie schreien, daß es zu viel Staub gibt, und langsam kommt es zu einem richtigen Abstand von Wagen zu Wagen.

Das laute, herzliche Lachen weckt mich aus meinen Gedanken, immer vorausgesetzt, daß ich neben der artigen Cousine stünde. Nehmt ruhig an, ich träumte das alles.

„Eine Szene aus dem Alten Testament,“ hätte ich zu ihr gesagt, und wäre ein paar Schritte zurückgetreten, um die Gesellschaft an der Freitreppe besser zu sehen.

„Das ist wahr, nur fehlen die krummen Nasen —“

„Das ist nicht wahr, hat Ihr Jean-Pierre, schauen Sie ihn genau an, hat er nicht ein wenig eine krumme Nase? Gerade das macht sein Gesicht so entschlossen.“

Fleurette, die sich bisher von mir wie eine Blinde hat führen lassen, fährt mit einem Schrei auf. Sie läuft zu dem Alten hin und hascht nach seiner Nase.

„Ich muß sie haben, ich muß sie haben,“ schreit sie und klettert auf seine Knie hinauf.



„Donnerwetter, nein“, brüllt Jean-Pierre, „was wollen Sie mit meiner Nase? Ich habe meine eigenen Finger, wenn ich kein Taschentuch bei mir trage. Hat man je gehört, daß eine Dame mich an der Nase herumgeführt hat?“

Alles lacht, nur die kluge Gabriele bei mir nicht. Sie tritt ein wenig zurück, hält den Finger an den Mund und nickt bedeutsam: „O ja! — So sind sie alle!“

„Haben Sie gehört, Cousine, was er nun wieder gesagt hat?“

„Lachen Sie doch mit, wenn der Witz gut ist. Was soll denn solche Zimmerlichkeit. Nun sind wir wieder genau so weit wie am Anfang. Kommen Sie,“ und zum Mädchen gewendet, das ihr den Schal bringt, „haben Sie je gesehen, daß man zu diesem Kleid einen violetten Schal nimmt. Rasch nehmen Sie es weg. Ich kann so etwas keine Sekunde lang auf meiner Schulter fühlen!“

„Wünschen Madame den gelben?“

„Gar keinen. Machen Sie, daß Sie fortkommen.“

„Wie Madame wünscht.“

Madame hätte ihre Schleppe gerafft und wäre über den Hof gegangen an die gewaltige Scheune, wo gerade ein Wagen Klee abgeladen werden sollte. Durch die Futterlöcher hätte ich ein paar breitschnauzige Mäuler sehen können, wie sie den Vorbereitungen zur Abendfütterung folgen. Von anderen wäre dumpfes Brüllen zu mir gedrungen, gedämpftes Klirren der Ketten und das dröhnende Stoßen der Hörner.

Ich erzähle weiter, wie ich es in Gedanken sehe. Gabriele spricht nicht mehr. Sie führt mich durch den Stall, wo in niedriger Umzäunung drei Kälber auf sauberstem, goldigem Stroh liegen. Sie geht an der langen Reihe der Schweineställe vorbei am Abhang hin, wo ein Bächlein gefangen ist. Da steht eine geräumige Mühle und klappert. Wir tauchen die Hand in die Säcke, rechts läuft weißes Mehl, links die wollige Kleie, mit der Zuverlässigkeit eines Jüngsten Gerichts.

Wir wenden unsere Schritte zum Garten und sehen uns die künftigen Schüsseln Sauerkraut, weiße Rüben, Kohlrabi, Salate, Erbsen, Bohnen, Schoten an. Johannisbeeren und Sachelbeeren sind reif, die Obstbäume hängen voll, wie man sagt.

„Aber trotz allem,“ wende ich ein, „schöne Cousine, nicht vom Brote allein lebt der Mensch.“

Nun führt sie mich in das Haus zurück, durch die Tür nach dem Garten zu. Sie geht in das Zimmer ihres Mannes und weist auf einen großen Sekretär, den sie aufschließt. Da liegen Säckchen mit Gold und Silber, Kreditbriefe an Bankhäuser und Bücher, in denen sechsstelligen Zahlen keine besondere Seltenheit sind, sie läßt mich die Zimmer sehen, die von echtem, eichenem Prunk strahlen, sie öffnet die Schränke und Kästen im ganzen Haus, nicht ohne im Vorübergehn von mir einen Blick in die Vorratskammer zu erzwingen, wo ein halbes Wildschwein, einige Hirsch-

keulen nebst einer Schnur halbausgewachsener Rebhühner an der Stange hängen. Die Decke ist von großen und kleinen Schinken reihenweise garniert, und auf einem niedrigen Holzklotz wartet eine blaue Steingutschüssel voll prächtiger Blutwürste.

„Liebe Cousine,“ sage ich, „das ist es nicht. Der Verfall kommt von innen, aus dem Herzen des Menschen. Werden Eure Kinder auch noch so stark sein wie Ihr selbst? Freilich, Ihr denkt euch nichts dabei.“

Jean-Pierres Frau lacht. „Was sie sich denkt, Fleurette? Was soll sie sich denken? Sie wird denken, eine gute Hausfrau zu werden. Was soll sie sich an den Männern anderes denken, als was man denken soll? Ich glaube, sie wird schon wissen, wie sie es im Leben zu halten hat.“

Das wäre das letzte Wort meiner lebenswürdigen Cousine gewesen. Sie hätte mir noch die kleine Hauskapelle gezeigt, wo in einem breiten Goldrahmen ein päpstliches Siegel hing. Darunter sollte ein Stückchen Rost von einem der Kreuznägeln Christi liegen. Es hätte mich wenig interessiert. Der Raum hat kein Fenster, und die ewige Lampe zittert ein wenig wollüstig über die Madonna mit den flatternden Gewändern, um deren Hals und Hände, wie um sie im Zaum zu halten, schwere Hetten und glitzernde Rosenkränze gewunden sind. Die Betschemel sind weich gepolstert, und ein kleiner Beichtstuhl scheint eher für das stille Geplauder zweier Liebenden gemacht. Es soll sich eben jeder auf seine Sünden einrichten.

Ich kann es nun verraten, daß ich mir alles das so ausgedacht habe damals, als ich zum erstenmal die Stätte besuchte, von der die Erinnerung nun einen kleinen Abriß zu geben versucht hat. — Man hält die Zukunft für dunkel, die Vergangenheit ist es noch viel mehr. Du stehst mit vollem Herzen vor ihr, und sie versteht dich nicht. So ist es. Aber das eine steht fest bei mir, daß ich für mein Leben gern in dem unverwässerten Blut jener Christoffs hätte schwimmen mögen, unbekümmert um Zukunft und Vergangenheit, und die Gegenwart brauchte mir erst recht keine Sorgen zu machen.

Die Christoffs waren Bauern. Sie wollten nicht mehr sein, und waren doch mehr. Das ist ihnen zum Glück ausgeschlagen. Denkt euch die gute Gabriele nur nicht als eine jener Gestalten van Dycks, deren zärtliche Mienen einen Traum ins Leben stellen, um dessentwillen geliebt und gebüßt wird. Ihr müßt schon zu einem derberen Pinsel greifen, um die ungekrönten Könige der Scholle zu porträtieren. Sie haben keinen gefunden und haben auch nach keinem gesucht. Denn sie verstanden von Kunst nur soviel, daß sie einem das Leben nicht zu verschönen braucht, wenn man es schon so schön hat, wie man es nur immer wünschen kann.



Vive la bagatelle!  
Swift

## Held und der Staatsanwalt

Der Staatsanwalt hat sich geweigert, gegen mich (Kerr) auf Helds Antrag vorzugehen.

Nicht aus Mangel an öffentlichem Interesse lehnt offenbar der Staatsanwalt jene Verfolgung ab. (Denn zweifellos besteht ein öffentliches Interesse, wo sich's um ein Reichstagsmitglied handelt.)

Die Verfolgung ist somit abgelehnt worden: weil der Staatsanwalt nach Kenntniss der Sachlage die Überzeugung hat, daß die im Pan geäußerten Behauptungen wahr sind.

Held hatte bisher die Privatklage wider Kerr nicht angestrengt — trotz wiederholter Aufforderung im Pan. Erst jetzt; erst nach den Verhandlungen im Abgeordnetenhaus, ist er dazu gebracht worden.

(Er hätte die hannoverschen Richter genau so gut verklagen können, welche das brandmarkende Urteil gefällt.)

\* \* \*

Hinterdrein hat der Abg. Friedberg, nationalliberal, dem Haus erklärt: seine Fraktion habe sich an die Lotterieverwaltung mit der Bitte um Aufklärung des Tatbestandes gewendet.

Wenn trotzdem Herr Ministerialdirektor Lewald nichts gegen Held vornahm: geschah das, um der nationalliberalen Partei zu trotzen —? oder um ihr einen Gefallen zu tun?

Immerhin: der Antrag der Fraktion wirft ein milderndes Licht auf sie.

\* \* \*

Dennoch hat die Deutsche Tageszeitung Recht, wenn sie bei der Friedberg'schen Verwunderung über Herrn Lewald sich logisch wundert, 'daß der Abgeordnete Held nach wie vor als Hospitant der nationalliberalen Fraktion des Reichstages angehört.' Die Fraktion hätte 'gut daran getan, eine öffentliche Erklärung abzugeben'.

Das hätte sie.

## De profundis

Was an Herausgeber von Zeitschriften alles herantritt, dafür ein Beispiel. Aus einem österreichischen Gefängnis kommt an den Pan folgende Zuschrift — mit ihrem Gemisch von Schaufensterschmerz und echtem Schmerz. (Rechts oben ist das Visum der Verwaltung.)

Hochverehrtester Herr K.,

In einer 'de profundis'-Stimmung, die mein Unglücksbruder Oskar Wilde wohl oft und oft in Reading empfunden haben mag, erinnere ich mich Ihrer und eingedenk seines Wortes: 'Wo Leid ist, da ist geweihte



Erde. Eines Tages wird die Menschheit das begreifen, vorher weiß sie nichts vom Leben . . .', richte ich diese Zeilen an Sie hochverehrtester Herr, weil mir auch X. eines Tages Sie als . . . . Menschen geschildert hat, der einen armen, verlassenen, aber fähigen Menschen nicht im Stich lasse, wo seine Hilfe möglich sei.

Ehe ich auf meine Bitte und die Art einer Hilfsmöglichkeit für mich eingehe, bitte ich erst der Darlegung meiner gegenwärtigen Lage ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken.

Wie ja Ihnen schon durch den Namen S. (?) meine Vergangenheit lebendig wird, weiß ich; ich habe nur hinzuzufügen, daß ich seit dieser Verurteilung, die ich einer jugendeseligen Verliebtheit und Leidenschaft zuzuschreiben habe, trotz allerseits anerkannter hervorragender literarischer Fähigkeiten auch nicht das bescheidenste Plätzchen zum Ausruhen mehr finden kann, bis ich jetzt durch den Fluch meiner früheren Makel abermals in Untersuchungshaft bin, ohne mich im Sinne einer Anklage auch nur im geringsten schuldig zu fühlen. — Ich lebe auch n u r in der unumstößlichen Hoffnung, daß ich bei meiner Hauptverhandlung freigesprochen werde.

Ist dies erst so weit, dann will ich ein Buch über Schuld und Sühne schreiben, daß die unter der Maske: 'Humanität' versteckten, zweibeinigen Wiederkäuer erschrecken sollen, daß die Welt, die sogenannte, die allen ins Herz sieht, nur sich selbst nicht, vor Grauen aufschreiben wird.

Ich habe einige Manuskripte in Maschinenschrift hinterlegt, die ich Ihnen nach Beendigung meines Prozesses zusenden werde und darf. Ich bitte selbe zu prüfen und mir zur Veröffentlichung derselben behilflich zu sein, falls Sie dieselben für gut befinden. Es wird da Einblick gegeben in eine Welt, die Millionen ein verschlossener, giftiger Garten ist. Haben Sie Interesse für mich, dann beschaffen Sie bitte die B.-Nummer der „ . . . .“. Darin finden Sie eine Novelle aus meiner Feder. Sie heißt: „ . . . .“. Mehr aber sagen die Manuskripte von psycholog. Romanen, die das Leben von Hunderten in diesem verschlossenen Garten beleuchten. Halbe Erinnerungen, Gedanken eines bösen Augenblicks, Wünsche einer haltlosen Minute, die irgendwo in einem dunklen Winkel eines Gehirnteiles lauern, sind da ans Licht gezerrt. — Vielleicht wird mir Ihre Hilfe; ich weiß . . . . Ist doch Ihr . . . (folgen lange Äußerungen über ein Buch, ins Einzelne gehend) . . . .

. . . die Brücke zu Ihnen hinüber, ohne die mein Schreiben Zudringlichkeit wäre. Vielleicht schlägt Ihr Herz für ein Herz schneller, das in seinem lichthungrigen, verriegelten, vergitterten Dasein . . . hungrig anruft, zu helfen; für ein Herz, das in heißer, wild leidenschaftlicher Sternensehnsucht schon oft und oft in den langen Tagen und in den noch längeren Nächten seine g r a u e n v o l l e Einsamkeit angeschrien hat, damit es seine eigene Stimme nicht verlernt.

B i t t e, seien Sie ein Genosse des Einsamen, Tröster eines Verzweifelnden, der meiner dunklen Sehnsucht nach Menschengüte zu Hilfe kommt und einen Strahl Sonne in mein tottrauriges, zerbrochenes hoffnungsloses Leben trägt. Ich bitte darum von ganzem Herzen!

Außer meiner Kardinalbitte, sich meiner später nur l i t e r a r i s c h anzunehmen, füge ich noch 2 Bitten an, um deren u m g e h e n d e Erfüllung ich herzlich bitte.

Helfen Sie mir meine g r a u e n v o l l e Einsamkeit bannen durch einige gute Bücher, aus Ihrer Hand, Kinder Ihres . . ., auch Gerhart-Hauptmannbücher, die ich an meine unten angegebene Adresse per Post zu senden bitte.

Außerdem um einen kleinen Betrag von 10 Gulden, damit ich mir bei meiner heruntergekommenen Gesundheit etwas zum Essen kaufen kann, da ich faktisch ohne Kostzubesserung h u n g e r e. Ich bin hier ja v o l l - s t ä n d i g hilflos!

Seien Sie nicht böse, daß ich i n n i g bitte, die Bücher und das Geld g l e i c h an mich abzusenden, da ich vor allem nach den Büchern h u n g e r e. Vielleicht könnten Sie auch für sich abgeschlossene Teile der Zeitschrift an mich senden, da mich vor allem . . .

Vor allem aber bitte ich um ein paar gute Worte, die wieder H o f f n u n g a u f M e n s c h e n g ü t e u n d M e n s c h l i c h k e i t u n d Z u v e r s i c h t i n m e i n z e r b r o c h e n e s D a s e i n z a u b e r n k ö n n e n; schon um dieser a u f f l a c k e r n d e n Lebenshoffnung willen, bitte ich von g a n z e m Herzen um eine u m - g e h e n d e Beantwortung meiner Zeilen gleich nach Erhalt des Briefes, da ich ohnehin schon verbittert und h a l b v e r z w e i f e l t bin. Können Sie meine Bitten puncto Bücher und Geld ohne zu große Opfer erfüllen, so will ich es Ihnen mein Leben lang danken.

Bitte seien Sie mir Helfer, ein großer, herzensgütiger Mensch!

Ich bleibe in banger S e h n s u c h t nach Ihren Zeilen

Ihr

(folgt der Name, das Gefängnis und die Stubennummer).

\* \* \*

Sollte dem Absender dieses Briefes noch jemand helfen wollen, so wird ihm die Adresse genannt werden.

## Der Prorektor von Jena

Ein Jenenser sprach neulich hier von einem Verbote des Universitätsvorstandes, das Studentinnen und Studenten hindern wollte, einander in ihren Wohnungen zu besuchen.

Der Prorektor der Großherzogl. und Herzogl. Sächsischen Gesamt-Universität schreibt aber dem Pan, daß trotz der entgegengesetzten Behauptung verschiedener Blätter das Verbot in Jena nicht ergangen sei.

Die Aufgebrachttheit, womit sich der Prorektor wider das Gerücht wendet, spricht für ihn.

# CARL HAUPTMANN ISMAEL FRIEDMANN

Geheftet M. 5.—

Roman

Gebunden M. 6.50

Dieses soeben erschienene grosse Romanwerk zeigt Carl Hauptmann auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Es ist die erste grosse Prosaarbeit seit „Einhart der Lächler“ und um die Jahre, die diese Werke trennen, ist sie reifer, grösser und kühner. Die Geschichte eines Halbjuden, der in unserer Zeit lebt und strebt, bildet den Stoff des Romans, der eine Fülle von Geschehnissen und Schicksalen entrollt. Erst nach Beendigung der Lektüre des fesselnden Buches wird einem bewusst, welche ausserordentlich wertvolle Bereicherung an seelischen Analysen, an rassenpsychologischen Aufschlüssen, an kulturellen und sozialen Erkenntnissen der Roman enthält. Aber dies alles ist so völlig aufgelöst in der Dichtung, Form geworden im Kunstwerk, dass es nie ermüdet oder doktrinär wirkt. Alles in allem: wir dürfen von Carl Hauptmanns neuem Werk ohne Übertreibung sagen, dass es in Konzeption und Ausführung eine der grössten Romandichtungen unserer Zeit ist.

---

## CURT MORECK JOKASTE DIE MUTTER

Geheftet M. 3.50

Roman

Gebunden M. 5.—

Es ist das erste grössere Werk eines jungen rheinischen Dichters, ein Werk von erstaunlicher Reife, von selten starker innerer und äusserer Geschlossenheit. In die Wesensbeziehungen einer jungverwitweten Fürstin zu ihrem Sohn, die die durch Blutsverwandtschaft gesetzten Grenzen überschreitet, leuchtet der Dichter hinein. Das Milieu der in scheuer Zurückgezogenheit in tragem Luxus Dahinlebenden, das Heranwachsen des reizbaren, für Eindrücke aller Art selten empfänglichen Sohnes ist mit erstaunlicher Meisterschaft geschildert. Das erschütternde Thema, das die Dichter im Laufe der Jahrhunderte vom Oedipus des Sophokles bis Geijerstams Nils Tufvesson immer und immer wieder beschäftigte, hat hier ganz neue Gestalt angenommen. Von höchster Kultur ist die Sprache. Man erinnert sich der Worte, mit denen Georg Brandes den Stil J. P. Jacobsens umschrieb: „Seine Sprache ist farbensatt . . . Alles ist verdichtet, zusammengedrängt, ohne Füllsel, ohne Zwischenraum. Jeder Tropfen, den man aus dem Born seiner Rede auffängt, ist schwer, stark wie ein Tropfen Elixier oder Gift, duftend wie der einer wohlriechenden Essenz. Etwas Berückendes, Berauschendes liegt in seinem Vortrag.“ Man darf diese Worte ohne Übertreibung auf Stil und Sprache von Morecks für reife, kultivierte Menschen bestimmtes Werk anwenden.

---

ERNST ROWOHLT VERLAG / LEIPZIG



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## JNHALT:

Alfred Kerr.....	Deutsches Tagebuch
Heinz Graf Schlieffen.....	Opiumkrieg
Anton Mayer.....	Malerei und Gefühlsausdruck
Géza Hajós.....	Drei Jungen
Ernst Blass.....	Nacht



Enver Bey — Berliner Sklavenmarkt — Frauen und Nationalliberale



## Deutsches Tagebuch

Von Alfred Kerr

Herr von Kardorff . . . Ich würde bestimmt, wenn in diesen Zeitläuften einer Weltspannung jemand nach innen so zu reden wagt, ihn seines Amtes als Landrat wegen tiefliegender Unfähigkeit im Erkennen eines Hauptpunktes entsetzen.

Wagt . . ? Mut ist kaum die stärkste der Eigenschaften dieses Kardorff. In einer halb wie in Ungarn zustande gebrachten Kammer solche Dinge zu äußern, braucht man keinen Mut. Sie wären, wenn es eines besonderen Mutes bedurfte, von ihm nicht gesagt worden.

Hier aber steht man als ‚temperamentvoll‘ da: wenn die Zustimmung von vornherein verbürgt ist; où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?

Wer Worte dieses Inhalts liest, muß ehrlich bekennen: so phrasenhaft und . . . schlicht hat keine Berta von Suttner, so trivial hat keine Kubik-Berta von Kubik-Suttner je zu talken den Mut gehabt. Bloß noch Phrase. Jubelhell, temperamentvoll:

‚Der Geist der energischen Offensive ist die Stärke unserer Armee‘, — dann: ‚— Dieser Geist muß auch in die Reichsämler einziehen.‘ (Stürmisches Bravo rechts). Eine ‚starke Hand‘ soll kommen, — ‚um das Land von der Gefahr zu befreien, von der es unzweifelhaft bedroht ist.‘ (Stürmischer, demonstrativer Beifall rechts; der Redner wird von Mitgliedern der Rechten beglückwünscht)‘ In dieser Art. Suttnerin! Suttnerin!

\* \* \*

Wenn doch die Gegenpartei so unkultiviert wäre, denselben inneren Mangel zu haben. Sie wäre schon am Ruder. Herr v. Kardorff äußert, die Sozialdemokratie sei keine geistige Macht. Er ist eine.

Sondern ein Terror sei sie. In dem Augenblick wird es geäußert, wo man Terrorgesetze machen will.

Dann: ‚Reichsfeinde‘ . . . Alles da. Warum stand nicht einer auf und rief: ‚Reichsfeinde sind Wesen, die dauernd einen inneren Riß offen halten durch tapsige Verweigerung . . sogar Dessen, was neu hinzueroberten Zwangsbrüdern im Reichsland schon bewilligt ist.‘

Nein. Bloß rief das Zentrum ‚Unverschämtheit‘, als die Fassungskraft eines Redners (von dem geistig hochstehenden Kardorff) gerügt wurde.

\* \* \*

Wenn die Gegenpartei so unkultiviert wäre, dieselben inneren Mängel zu haben, stellte sie morgen im Reichstag drei Vergeltungsanträge von entsprechendem Inhalt.

Erstens: Enteignung. Der Latifundien über einen gewissen Umfang.

Zweitens: Antrag, daß Herrchen, die viele Millionen Wähler in ernster Zeit durch Sondergesetze zu erniedern und zu mindern vorschlagen, wegen Aufreizung zum Klassenhaß ins Loch fliegen — so sie den Mut (und Mut ist nicht alltäglich wie Brombeeren) finden, außerhalb der Kammer den Geistesblitz zu wiederholen.



Drittens. Konservativengesetz. Antrag, daß die Konservativen unter ein Ausnahmegesetz kommen: wegen staatshinderlicher Umtriebe; wegen Weigerung zum Umsturz des Schwachsinnigen . . . Sie würden blaß werden — diese antinationalen Urheber dauernd unterirdischen Bürgerkriegs.

Das Ganze bleibt nur als Kundgebung zu denken; als Gegenzug wider Sinnlosigkeiten.

\* \* \*

Wenn die Bürgerpartei so unkultiviert wäre. ! Statt dessen ist sie gebildet. Sie wählt ihren Keil nicht nach dem Klotz. Darin steckt etwas Edles . . . und etwas von dem, was der hervorragendste deutsche Dichter mit dem Worte ‚Scheißkerl‘ nicht unzutreffend benannt hat.

\* \* \*

Starke Hand. Enteignung . . .

Diese Sippe? Nach außen haben sie die starke Hand nicht bewiesen. Aber nach innen. Was enteigneten sie für Deutschland in der Welt? Tsetse-Fliegen.

Nach innen der schnauzend große Mund. Bei tiefster Unfähigkeit, Vorhandenem etwas zuzufügen, von allen Einkreisungen bis Lüle-Burgas. Diese Maul-Sippe.

Ihr, entschlossene Hidalgos mit der starken Hand, habt vom Napfkuchen des Erdballs dreckige Krümel nach Hause gebracht — während innen ein Land wuchs mit allem Reichtum, aller Glorie, allem Aufwärtsdringen, aller Herrlichkeit eines Mittagsvolkes. Ecco. Nachscharwänzt seid Ihr mit Führermimik und Kommandofrechheit und reservierten Zeltplätzen.

Vor unserem Auge wird ein umhätschelter Freund jetzt eben, der Türke wird in Scheiben geschnitten, — die stecken sich andere zu. Abermals eine Welt geteilt: für andere.

Ein Stützbalken, gefällt. Wir dürfen zugaffen; Dank Euch. Aber nach innen habt Ihr die starke Hand; den schnauzend großen Mund.

\* \* \*

Und die geistverlassen vibrierende Phrase, — die senkbleitief unter der dümmsten Doktrinärphrase steht.

Diese Sippe!

\* \* \*

Das Zentrum erhebt Widerspruch gegen die Enteignung. Der P . . . Po . . . Politiker Kardorff bedauert (zu den Abgeordneten) . . . ,daß Sie nicht die Achtung vor der königlichen Staatsregierung davon abgehalten hat. . . ‘ Das nennt man Politik. Wie bei Fritz Reuter. Geistiger Querschnitt.

Wer in Posen so enteignet, ist eine geistige Macht. Dinge, die nicht für zwei Pfennige Nutzen bringen . . . und millionenfache Wut entfesseln. Das ist ein ‚praktisch heller Sinn‘.

\* \* \*

Der alte Zedlitz sprach vor drei Tagen ein allerwahrstes Wort: ‚Gegen den demokratischen Ansturm muß die preußische Monarchie in ihrer Eigenart erhalten bleiben, und dazu gehört unser Wahlrecht.‘ Unser ... ist ganz richtig.

\* \* \*

Andres. Wie bei Reuter. Ein Minister (v. Dallwitz) zu einem Abgeordneten:

‚Der Abgeordnete hat an meine Worte eine Kritik geknüpft (Pause), die ihm nicht zusteht, und die ich infolgedessen mir mit Entschiedenheit verbitte.‘ Mäklénborg.

Der Abgeordnete (sich verteidigend) macht den Minister ‚darauf aufmerksam‘, daß ... ‚ich nach der Verfassung, wie jeder Abgeordnete, das Recht habe, in diesem Hause Kritik zu üben..‘ Statt zu sagen: ‚— — — —!‘

\* \* \*

Der Abgeordnete Korfanty: ‚Man versteht es, gegen uns aufzuhetzen, namentlich Herr von Zedlitz.‘ (Präsident Graf Schwerin rügt diesen wider Zedlitz gerichteten Ausdruck.)

Derselbe Zedlitz hat im selben Hause zwei anwesende Parteien mit Hehlern und Stehlern verglichen, kein Präsident sagte was. Der geschützte Zedlitz rief, ihm sei es recht, wenn sich die Sozialisten als ‚Stehler‘ getroffen fühlen — kein Präsident sagte was.

Aber ‚aufhetzen‘? Ordnungsruf.

\* \* \*

Merkt Ihr ein System im innerdeutschen Bluff? Stets werden eindrucksvolle Vorgänge, wenn sie der Linken vorteilhaft waren, hinterdrein durch einen Bluff genullt.

So damals, als ein wichtiger Eingriff des Kaisers zur Aussprache stand, durch Entrüstung über Scheidemann. Ablenkung; alles Wesentliche vergessen.

So heut, nachdem Bethmann sein Fett vom Reichstag bekommen, die Kardorffiade.

Ablenken. Kaum, daß der Stier wider den Torero loskippt, springt jedesmal ein Angestellter dazwischen. Der Stier merkt es nicht: denn er ist im Grund ein Ochse.

\* \* \*

Sollen unter diesen Umständen die linken Parteien zusammenhalten? Sie sollen.

Auch wenn Stählerne und Glibbriges nebeneinanderkommt. Schön ist es nicht. Fliegen aber muß man fressen, — wenn einer bloß die Wahl hat: entweder sie zu schlucken oder mit Protest und folgestark zu verhungern. (Hat man sie erst drin, so kommt schon der Zeitpunkt, wo man sie als Häufchen ausverdaut, — daß sie auf den Rieselfeldern als Kohl weiterblühn.)

In der Kunst bedeutet Kompromiß: Verkalkung, — da wo der Einzelne frei schafft. Im Politischen bedeutet Kompromiß: Verjüngung. Er hat gleiche Folgen wie ein Bündnis für ein isoliertes Land. Nicht-Kompromiß

in der Politik heißt Verpassen des Anschlusses. Praktisches Entsagen. Wenn faule Mittelparteien zu nichts Selbständigem gut sind, bleiben sie wenigstens gut zum Bündnismachen. Sie werden was im Schlepptau.

\* \* \*

Zum Bündnismachen diene sogar dies (neue Bürgervieh, dessen Lebenstrieb und dessen Glück ist, eine halbe Stufe höher zu grasen — dies neue Schutzjudentum, das nicht Porzellan, sondern Kacheln abnimmt. Das ein schwer gewonnenes Millionengeld heut ungern für Kulturzwecke nichthöfischen Charakters anlegt, — aber durch Keile vom Diener- oder Cadinerhorizont zu selbständigen Idealen gebracht werden kann . . .

Keile, Keile.

Jeder Verbündete sei Euch recht: um die Trivialität zu besiegen.

## Opiumkrieg

Von Heinz Graf Schlieffen

Auri sacra fames! . . . Diese Zeilen richten sich wider eine englische Unbotmäßigkeit — und wider eine europäisch-asiatische Gefahr.

Ungeteilte Sympathie aller Mächte fand vor wenigen Jahren der Vorschlag Chinas, durch gemeinsame Uebereinkunft den Anbau und Verschleiß von Opium immer mehr einzuschränken, um die Menschheit von diesem Uebel binnen zehn Jahren gänzlich befreit zu sehen.

Noch unter dem alten Regime wurden im Lande der Mitte alle Anstrengungen gemacht, das Vierhundertmillionenvolk von diesem schleichenden Gift zu entwöhnen, das in Südchina, besonders in der weitab von Peking gelegenen Provinz Setchuan, in großen Mengen angebaut wurde und an internen Steuern alljährlich die respektable Summe von 60 Millionen Mark erbrachte.

Kaiserlichem Edikt zufolge wurde jeder des Opiumrauchens Ueberführte für unfähig erklärt, öffentliche Aemter zu bekleiden, eine Maßregel, die zunächst nur als Handhabe mehr angesehen wurde, den Mandarinen eine Sonderbesteuerung des Volkes zu ermöglichen. Indes wurden die Zweifler nur zu bald eines anderen belehrt, und die Regierung erreichte durch massenhafte Hinrichtungen und andere drakonische Mittel, daß jetzt, nach kaum fünf Jahren, der Anbau im ganzen Reiche eingestellt wurde. Besonders die Reformpartei predigte gegen den Verbrauch dieser entnervenden Drogen, und ihr politischer Erfolg beruht nicht zum wenigsten auf der Verfechtung dieser nationalen Forderung.



Nach dem Sturz der Mandschu-Dynastie wurden die Anhänger dieses Narkotikums ihrer bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt, mit Bankrotteuren, Epileptikern und Verbrechern auf eine Stufe gestellt und vor allem Volke ausgepeitscht.

Durch solche strengen Maßnahmen gelang es den Führern Jung-Chinas, ihre Mitbürger von dieser Geißel zu befreien, doch der im Inlande mit vieler Mühe unterdrückte Anbau wurde durch Manipulationen der anglo-indischen Pflanze illusorisch gemacht, welche nach wie vor Unmengen von Opium — bei vierfach erhöhten Preisen — auf den chinesischen Markt warfen, obgleich auf der internationalen Versammlung zu Shanghai 1909 Großbritannien gleich den andern Mächten sich verpflichtete, die Opium-Einfuhr wesentlich einzuschränken. Die Händler indes glaubten, hiervon keine Notiz nehmen zu brauchen, und stützten sich auf den durch die berühmten sino-englischen Opiumkriege erzwungenen Handelsvertrag von Tientsin 1858, erneuert 1876, wonach China gehalten ist, gegen Zollerhebung von nur Mk. 220 pro Kiste seine Grenzen dem anglo-indischen Produkte zu öffnen.

Um diesem, das Ansehen der Republik schwer schädigenden, Unwesen zu steuern, wurde auf Betreiben derselben im Haag Januar 1912 eine von den beteiligten Mächten beschickte Konferenz abgehalten, deren Vertreter in 25 Artikeln ihre Verpflichtung niederlegten, den Anbau dieser Giftpflanzen in ihren Gebieten tunlichst zu untersagen, hohe Strafen den Zuwiderhandelnden aufzuerlegen und dahin zu wirken, daß der Weltpostverein Opium, Kokain und deren Nebenprodukte überall von der Beförderung ausschließe.

Deutschland, England, Frankreich, Italien, Nord-Amerika, Japan und Rußland erklärten sich im Artikel 17 des neuen Vertrages vom 23. Januar 1912 bereit, 'im Einverständnis mit China in ihren Pachtgebieten (Settlements) den Verbrauch von Opium durch entsprechende Verfügungen einzuschränken und pari passu mit der chinesischen Regierung die Brutstätten des Lasters aufzuheben'. Durch eine Zusatzakte haben die Vertreter des Königs von England ausdrücklich die Gültigkeit dieser Bestimmungen für das indische Kaiserreich und alle Kolonien anerkannt.

Trotzdem unternimmt die britische Regierung noch immer keinerlei Schritte, um den indischen Export zu verbieten, wohl einzig aus dem Grunde, weil sie eine beträchtliche Ausfuhrgebühr erhebt, die im Etatvoranschlag 1908—16 mit 225 Millionen Mark eingestellt wurde, aber tatsächlich in den letzten vier Jahren — bis 1912 — bereits eine halbe Milliarde Franken erbrachte.

Neuerding: umgehen nun die englischen Händler die chinesischen Gesetze auch noch dadurch, daß sie in den Settlements Detail-Verkaufsstellen eingerichtet haben, die von den Opiumrauchern stark frequentiert und von den britischen Konsuln protegiert werden. Infolge dieses augenfälligen Vertragsbruches hat sich der chinesischen Bevölkerung — besonders im Süden — eine große Erregung bemächtigt, um so mehr, als der englische Konsul von Häng-tschau dieser Tage mit einem Kriegsschiff den Yangtse-Strom aufwärts fuhr, um Genugtuung zu fordern für das von chinesischen Offizieren angeordnete öffentliche Verbrennen von sieben Kisten indischen Opiums.

Nunmehr hat die Pekinger Zentralverwaltung zur Vermeidung von Weiterem die Einfuhr von Opium auch in den Vertragshäfen untersagt, und die chinesischen Gilden sind gleichzeitig zur Selbsthilfe geschritten, indem sie allen Waren anglo-indischer Provenienz den Boykott erklärten, wodurch der britische Handel ganz empfindliche Einbuße erleidet.

Jetzt aber ist die Reihe der Entrüstung an den englischen Händlern in Singapore, Hongkong und Shanghai, welche, da sie für ihre aufgestapelten Gifte keinen Absatz finden, sich Anfang Januar beschwerdeführend an das Auswärtige Amt in London wandten, wo sie — so unglaublich es klingt — liebevolles Entgegenkommen fanden, denn es verlautet, daß England das Zustandekommen der sogenannten Sechs-Mächte-Anleihe abhängig machen will von der Aufhebung des Opium-Einfuhrverbotes.

Die Folge einer derartig unvernünftigen Politik ist leicht abzusehen, und in der englischen seriösen Presse wird bereits mit der Möglichkeit eines neuen O p i u m k r i e g e s gerechnet. Damit aber geht das Wiederaufflackern der fremdenfeindlichen Bewegung — die uns im vergangenen Jahre bekanntlich zu Flottendemonstrationen in chinesischen Gewässern zwang — Hand in Hand, und um dieses zu verhindern, sollte es die Aufgabe der Signatarmächte des jüngsten Haager Abkommens sein, im Interesse Aller Albion die eingegangenen Pflichten deutlich zum Bewußtsein zu bringen.

---

## **Malerei und Gefühlsausdruck**

Von Anton Mayer

Bei Paul Cassirer wird in etwa zwei Wochen eine Schrift „Der Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst“ erscheinen. Voller Anregungen; und mit dem Bemühen um Klarheit in den Wirren der Zeit.

### **I**

(Über das Verhältnis von Kunst und Natur wird es darin heißen:)

Wenn wir jetzt das Bild eines Menschen bewahren wollen, möglichst so, wie er wirklich aussieht, lassen wir ihn photographieren. Die Photographie gibt jedenfalls seine Züge, je nach der Geschicklichkeit des Aufnehmenden, so ähnlich wie möglich wieder. Wie aber sollen wir uns nun zum malerischen Porträt stellen? Hätte es ganz seine Berechtigung verloren, ebenso wie die malerische Vedute? Durchaus nicht. Nur interessiert uns beim Porträt wie bei der Landschaft jetzt nicht mehr in erster Linie der oder das Dargestellte, sondern im Gegenteil der D a r s t e l l e n d e , der Künstler. Wie vereinigt der Künstler seinen Gefühlsausdruck, welchen das Bild darstellt, mit dem ebenfalls zum Ausdruck kommenden seelischen (oder Stimmungs-) Gehalt des Dargestellten? Und wie beeinflußt die zu schildernde Persönlichkeit oder Landschaft den Gefühlsausdruck des Künstlers? Das sind die Fragen, die für uns in erster Linie stehen.

Die so viel umstrittene Frage nach der Ähnlichkeit löst sich sehr leicht, wenn man sie so betrachtet, wie der Bildhauer Georg Kolbe mir einmal sagte: „Ähnlichkeit ist für den Künstler etwas so Selbstverständliches beim Porträt, daß man gar kein Wort darüber zu verlieren braucht. Sie muß eben da sein, und hat mit dem Künstlerischen gar nichts zu tun. Denn sie ist ja die *conditio sine qua non*, ohne die ein im Künstler ausgelöstes Gefühl nicht zum Ausdruck zu bringen ist.“ (Siehe zum Gegensatz hierzu die Meinung K a n d i n s k y s.)

Durch die Erfindung der Photographie hat sich das Verhältnis gerade umgekehrt: nicht der oder das Dargestellte, sondern der Darstellende ist das Wichtige und Interessante beim Kunstwerk; bei der Photographie dagegen wird immer das Objekt an erster



Stelle stehen. Bilder also, welche in erster Linie und häufig als einzigen Zweck eine Naturwahrheit des Objektes anstreben, haben heute keine Berechtigung mehr und müssen sich schon gefallen lassen, auf einer Stufe mit Photographien zu rangieren. Mit der Kunst haben sie nichts zu tun; und ähnlicher ist die Photographie im allgemeinen auch noch.

\* \* \*

Aus dieser Betrachtung geht nun auch das Verhältnis der künstlerischen Äußerung zum Gegenständlichen hervor. Unter ‚Gegenständlichem‘ wollen wir nicht Naturtreue der dargestellten Gegenstände, sondern den sogenannten ‚Stoff‘, den literarischen Inhalt des Werkes verstehen. Ist der literarische Inhalt von irgendwelchem Einfluß auf die Qualität des Bildes?

Diese Frage ist nicht direkt zu bejahen oder zu verneinen. Es sind viele Kunstwerke zu allen Zeiten — auch jetzt noch — entstanden, welche einem durch einen Sachvorgang ausgelösten Gefühl ihre Entstehung verdanken. Die religiösen Darstellungen der Italiener des 15.—18., die der Niederländer des 15. Jahrhunderts haben ohne Frage als Sachliches den Gefühlsausdruck des Künstlers stark beeinflußt. Gerade diese religiösen Stoffe haben für uns nicht mehr die starke Gefühlsbetonung, wie für die vergangenen Jahrhunderte; der Schwerpunkt hat sich nach der Seite des modernen Lebens mit all seinen technischen und sozialen Kämpfen oder rein auf die symbolisierende Naturbetrachtung (bei den Impressionisten) verschoben. Wir sehen, daß, wenn ein Sachvorgang oder -Inhalt einen Künstler zu starker Gefühlsbetonung veranlaßt, in der modernen wie in der alten Kunst ein Kunstwerk entsteht. Nehmen wir doch als Beispiel Menzel. Die Zeit Friedrichs des Großen, die Vorgänge und das Tatsächliche, die Kämpfe der Soldaten ebenso wie ihre Uniformierung haben den stärksten Gefühlsausdruck für ihn hervorgerufen, so daß wir uns das 18. Berliner und Potsdamer Jahrhundert nicht mehr anders als im Banne seiner Darstellungen vor Augen bringen können. Die Einwirkung des Sachlichen ist also hier ebenso stark und von ebenso starker Wirkung, wie der Einfluß der religiösen Vorgänge auf die alten Italiener. Auch der Eindruck, den etwa ein Regentag auf Vincent van Gogh machte, ist hier zu

nennen : der sachliche Vorgang des Regnens löste ein Gefühl in ihm aus, dessen Ausdruck in seiner Art wieder ebenso stark war, wie Menzels Ausdruck des fridericianischen Zeit- und Giotto's Religionsgefühl.

Also hat das Gegenständliche dann einen Wert, wenn es stark gefühlsbetonend wirkt. Welcher Art aber diese Gegenständlichkeit ist, ob also eine religiöse oder eine Stilleben-Darstellung diesen Ausdruck zustande bringt, das ist allerdings zur Beurteilung der Qualität des Bildes ganz gleichgültig. Es ist bei jedem Künstler verschieden, welche Sachvorgänge ihn psychisch beeinflussen können ; man kann also nicht sagen, ein Bild stünde deshalb höher als ein anderes, weil es eine heilige Familie darstellt, während das andere ein Bund Spargel zeigt. Nicht auf die Art des Vorganges kommt es an, sondern auf die Stärke der ausgelösten gefühlsbegleiteten Empfindung.

\* \* \*

Nun gibt es aber offenbar eine ganze Anzahl von Bildern, welche nicht aus einer ‚rein sachlich außerordentlich starken Gefühlsbetonung‘ entstanden sind, sondern aus rein literarischen Motiven, um irgendeine Anekdote zu erzählen. Diese Aufgabe stellt sich die sogenannte Genremalerei, und sehr häufig auch die Historienmalerei, welcher es im Gegensatz zu Menzels Darstellungen des 18. Jahrhunderts nur darauf ankommt, einen Sachvorgang an sich zu zeigen. Da Sachvorgänge überhaupt nur für das Kunstwerk bei der Frage nach Auslösung von Gefühlswerten von Wichtigkeit sind, so zeigt sich schon bei dieser Aufgabe das Unkünstlerische solcher Art von Malerei, wobei nochmals betont werden soll, daß nur von solchen Bildern die Rede ist, welche sich ausschließlich oder doch in erster Linie die literarische Wiedergabe einer Erzählung zur Aufgabe machen. Es werden zur Genremalerei nämlich eine ganze Anzahl Bilder gerechnet, weil sie irgendeinen anekdotenhaften Vorgang darstellen, ohne daß man danach fragt, ob denn mit dieser Darstellung auch der ganze Wert des Bildes erschöpft ist. Es gibt unter den holländischen sogenannten Genrebildern große Kunstwerke ; nur daß diese mit dem Begriff des ‚Genres‘ ebensowenig etwas zu tun haben, wie das eigentliche Genrebild mit der Kunst. Die ‚Schildwache‘ des Karel

Fabritius in der Großherzoglichen Galerie in Schwerin z. B. ist ganz gewiß ein Meisterwerk an Gefühlsausdruck, denn nicht die Darstellung der an sich gleichgültigen Schildwache, sondern die wunderbar verschlafene, traumselige Stimmung, die über dem Bilde liegt, ist die Hauptsache des ganzen Werkes. So könnte man eine Menge von Bildern aus der Genremalerei retten. Die anderen aber, welche statt des Gefühlsausdrucks den literarischen Ausdruck in der Erzählung einer armseligen kleinen Geschichte, meist auch noch sehr rührsamen oder ungemein witzigen Inhaltes pflegen, sind eben deshalb vom Begriff Kunst sehr weit entfernt. Die typischen Vertreter dieser Nicht-Kunst sind in der modernen Zeit etwa Meyerheim und Knaus samt Schule und Anhang. Daß bei den Bildern dieser Maler, außer dem, wie man zugeben muß, sehr respektablen technischen Können, alle Bedingungen fehlen, die eine Darstellung zum Kunstwerk erheben, geht eben aus ihrem literarischen Prinzip hervor. Metaphysischen Ursprung und psychologischen Ausdruck darf man in diesen Werken nicht suchen. —

Das Gegenständliche also ist an sich zur Beurteilung des Bildes gleichgültig. Nur die Gefühlswerte, welche es auszulösen imstande ist, kommen in Frage.\*

Die Äußerung nun dieser Gefühlswerte vollzieht sich an den dargestellten Dingen, und zwar so, daß unter dem Einfluß dieser Gefühle sich die ursprüngliche Form des Dargestellten als Gefühlssymbol verändert. Um aber etwas verändern zu können, muß man es erst einmal, s o w e i t e s m ö g l i c h i s t , unverändert darstellen können. Da nun das absolute Nichts logischerweise nicht wiederzugeben ist, da wir uns von dem absolut Leeren keine Vorstellung zu machen vermögen, so muß notwendigerweise ‚etwas‘ dargestellt werden, da es etwas anderes als ‚etwas‘ und ‚nichts‘ nicht gibt. Dieses Etwas aber muß aus den uns umgebenden Dingen genommen sein, da wir andere nicht kennen. Um nun aber das uns Umgebende, eben die Natur, darstellen zu können, muß der Künstler sie erst vollständig in sich aufgenommen, ja

---

\* A. d. H. : Steht nicht von zwei gleichgut gemalten Bildern das höher, das (außerdem) einen ‚Gedanken‘ enthält?



überwunden haben, ehe er ihre Formen verändern und zu Gefühlsymbolen machen kann. Und nicht nur die gegebenen Formen unserer Umgebung verändert der Künstler, sondern auch die atmosphärischen und die Lichterscheinungen werden so wiedergegeben, wie es für seine momentane Gefühlssymbolisierung nötig ist, nicht so, wie sie wirklich sind, resp. im dargestellten Moment gewesen sind. Der beste Beweis dafür ist Rembrandts sogenannte Nachtwache. Bekanntlich geht der Auszug der Schützengilde am Mittag, also bei Tageslicht vor sich; Rembrandt indessen hat dieses Mittagslicht so verändert, daß es lange Zeit für ein künstliches gehalten worden ist. Für sein zum Ausdruck kommendes Gefühl paßte ein helles Licht ebensowenig wie die Gesichter der Amsterdamer Spießer, welche in ihm sichtbar geworden wären. So ist ihm hier die Veränderung des Lichtes notwendig für die Symbolisierung seines Gefühles, und sie bewahrt uns zu gleicher Zeit vor der Langeweile des mit Deutlichkeit ausgeführten Gildenstückes. Man mache sich nur einmal die Langeweile klar, welche im Gegensatz zur Nachtwache von manchem Doelenstück ausgeht.

\* \* \*

Die modernste Schule, welche sich in München unter dem Sammelnamen des ‚blauen Reiters‘ etabliert hat, geht einen ganz gehörigen Schritt über diese Ansicht hinaus. Der Maler **K a n d i n s k y** hat in einem Buch ‚Das Geistige in der Kunst‘ die Prinzipien dieser neuen Richtung niederzulegen versucht. Es würde hier zu weit führen, auf das Gemisch von Überspanntheit und ein wenig gesunder Erkenntnis, von törichter Einbildung und ganz tapferem Streben einzugehen. Nur einen Punkt möchte ich herausgreifen, da er mir ein prinzipieller zu sein scheint und das eben besprochene Problem des Verhältnisses zum Darzustellenden behandelt.

Kandinsky schreibt folgendes: ‚Je freier das Abstrakte der Form liegt, desto reiner und dabei primitiver klingt es. In einer Komposition, wo das Körperliche mehr oder weniger überflüssig ist, kann man auch dieses Körperliche mehr oder weniger auslassen und durch rein abstrakte oder durch ganz ins Abstrakte übersetzte körperliche Formen ersetzen.‘ Einige Zeilen später fährt

er dann fort : ,Da stehen wir vor der Frage : müssen wir denn nicht auf das Gegenständliche überhaupt verzichten, es aus unserer Vorratskammer in alle Winde zerstreuen, und das rein Abstrakte ganz bloßlegen? Dies ist die natürlich sich aufdrängende Frage, welche durch das Auseinandersetzen des Mitklings der beiden Formelemente (des gegenständlichen und des abstrakten) uns auch gleich auf die Antwort stößt. Wie jedes gesagte Wort (Baum, Himmel, Mensch) eine innere Vibration erweckt, so auch jeder bildlich dargestellte Gegenstand. Sich dieser Möglichkeit, eine Vibration zu verursachen, zu berauben, wäre : Das Arsenal seiner Mittel zum Ausdruck zu vermindern. So steht es jedenfalls heute.'

Kandinsky zieht in seinen — also sagen wir — Bildern wirklich die Konsequenz dieser Anschauung. Er malt ,abstrakte' Formen, oder doch das, was er so nennt, und legt in ihnen seinen Gefühlsausdruck nieder. Schade — nur bleibt es dabei, daß kein Mensch irgend etwas von diesem Ausdruck merken kann, denn die Veränderung, die sein Gefühl als Symbol in diese wüsten Schnörkel und Linienkrämpfe hineinlegt, sind nicht zu fassen, weil man ja nicht wissen kann, ob diesem Linienkrampf Nr. 7 vielleicht sechs andere vorhergegangen sind, in denen die Verschnörkelung irgendwie anders gewesen ist. Gerade solche Effektuiierung, wie die ganz konsequent von Kandinsky als ,Impression No. 27' oder ,Expression No. 11' und nicht als Bilder bezeichneten Versuche, abstrakte Formen, anstatt der konkreten zu geben, zeigt am besten die ungeheure Notwendigkeit, die Natur als konkrete Form studiert, erfaßt und überwunden zu haben. Sie ist und bleibt das unumgänglich notwendige Mittel zum Zweck der Gefühlssymbolisierung. Dies trifft ebenso wie auf Vorgänge oder Sachdarstellungen auf die Ornamentik zu, welche ebenfalls alle ihre Hauptformen auf Naturgebilde oder bekannte mathematische Figuren zurückführen kann. Gewiß kann man sagen : eine stark ansteigende Linie symbolisiert ein lebenstärkendes, ein Lustgefühl, eine stark abfallende ein Unlustgefühl. Wenn aber die aufsteigende Linie nicht von irgend etwas aufsteigt, sondern bloß frei irgendwo herumhängt, kann sie ja ebenso eine absteigende sein und genau das Gegenteil bedeuten. Dies ,Etwas' aber, von dem sie aufsteigt, kann nun und nimmermehr abstrakt sein. In einem Werk aber

abstrakte und konkrete Formen (also etwa einen Boden, von welchem eine Linie als Linie an sich aufsteigt) zusammen zu werfen, ist logischerweise unmöglich. Wenn also Kandinsky behauptet, ein Verzeichnen gäbe es nicht, so ist das Unsinn. Es gibt ganz gewiß ein aus Unfähigkeit hervorgehendes Verzeichnen, das genau so peinlich wirkt, wie eine durch ein starkes Gefühl diktierte Abweichung von der Naturform unser künstliches Bedürfnis zu befriedigen vermag.

Kandinsky ist übrigens ein guter Beweis für das anfangs von Künstleräußerungen über Kunst gesagte. Er schreibt viel zu gut über diese Fragen, als daß er selbst Künstler sein könnte — seine ‚Werke‘ zeigen das auch.

Nun kommen im Gegensatz dazu manche echte Künstler niemals in ihrem Leben vom eingehenden Naturstudium los ; sie erreichen die Überwindung der Naturformen nicht, sondern bleiben stets in ihnen befangen. Die Kraft, ihren Empfindungen Ausdruck zu verleihen, wird geschwächt durch den Kampf, in dem sie sich mit den Ausdrucksmöglichkeiten befinden, und das trägt in ihre Bilder oft einen inneren Widerspruch, einen Zwiespalt hinein, der ihnen etwas Unerfreuliches, häufig etwas Gequältes verleiht. Trotzdem sind die Kämpfer dieser Art echte und wahrhaftige Künstler, wenn sie auch über dem Ringen mit der Voraussetzung nicht dazu kommen, das eigentliche Ziel zu erreichen. Werke, die von diesem Ringen mit der Natur Zeugnis ablegen, ‚Naturstudien‘, können deshalb auch von großem künstlerischem Wert sein, denn auch sie sind ja nicht mit dem Endzweck der platten Wiederholung geschaffen, sondern mit dem Wunsch und dem heißen Bemühen, auch das Formwesen des **S i c h t b a r e n** so zu verstehen, wie der Zusammenhang des Unsichtbaren unbewußt längst erkannt wurde. Ein gutes Beispiel dieser Art Künstler ist **O t t o G r e i n e r**.

Die Natur selbst also sei die Lehrmeisterin, welche den Künstlern zeigt, eben sie selber zu überwinden, denn allerdings erst dann kann sich ein Schaffender in voller Freiheit des inneren Ausdrucks von der Natur entfernen, wenn er deren Formen ganz verstanden hat und ihnen bis ins kleinste nachgegangen ist. . . Und nicht nur in die Formen der Natur allein soll sich der Lernende und Schaffende tief versenken, sondern auch alle ihre Erscheinungen, welche



Bewegung und Veränderung bringen, wie Licht und Luft, muß er sich zum Problem stellen, zur Überwindung des Stofflichen auf dem Wege zur Gefühlssymbolisierung. So hat Rembrandt mit dem Licht gekämpft, Michel Angelo mit der Körperform gerungen; als sie aber diese ihre Gegner bezwungen hatten, haben sie uns mit deren Hilfe ihre ganze Seele bloßgelegt. Je weiter also ein Künstler zur Freiheit fortschreitet, je größer seine innere Unabhängigkeit von den Formen wird, auf denen seine Seele spielt, desto persönlicher und reicher bildet er das Gegenständliche seiner Vorwürfe für die Schwingungen und den Rhythmus seiner Ausdrucksmöglichkeiten um. Die Linien seiner Werke heben und senken sich, wie die Menschenbrust in heftigem oder ruhigem Atmen, Licht und Schatten fließen ineinander, die Objekte an sich verschwinden und sind nur noch Träger des unwiderstehlichen Gefühles, das sie sich zum Ausdruck erschuf.

## II

(Über das Verhältnis des Expressiven zum Impressiven :)

Für die künstlerische Tätigkeit haben wir zu unterscheiden :

Es drängen erstens Gefühle zum Ausdruck, bei denen ein Eindruck von außen nicht vorhanden ist, sondern die lediglich als Ausdruck des inneren Zustandes aufzufassen sind; zweitens kommen Gefühle in Frage, welche einen von außen kommenden Empfindungs-Eindruck begleiten. Die erstere Art ist also der Ausdruck einer Sache selbst, nämlich der von peripheren Empfindungen unabhängigen, eventuell reproduktiv entstandenen Seelenzustandes. Die zweite dagegen gibt im Ausdruck die gefühlbegleitende Wirkung des primären äußeren Eindruckes.

Beide Arten von Gefühlsausdruck sind für alle Künstler denkbar. Trotzdem ist es wohl Sache der Gemütsanlage, welche Art von Anlässen bei jedem einzelnen häufiger ist. Es sei uns gestattet, der einfacheren Bezeichnung wegen die Künstler, welche die erste Art bevorzugen, *e x p r e s s i v*, die der zweiten Art *i m p r e s s i v* zu nennen. (Die Gruppen moderner Künstler, welche sich *E x p r e s s i o n i s t e n* nennen, haben diese Trennung des Allgemeingefühl- und Sinnesgefühl-Ausdruckes nicht gemacht, sondern wollen mit dem Namen nur sagen, daß sie etwas, nämlich

Gefühle, auszudrücken haben.) Wir finden in der Geschichte der Kunst Beispiele für Künstler, welche im allgemeinen der einen oder der anderen Art gefolgt sind : so ist wohl z. B. G r e c o als e x p r e s s i v , V e l a s q u e z als i m p r e s s i v zu bezeichnen. Ebenso könnten wir Manet und Monet, oder Rembrandt und Rubens einander gegenüberstellen. Die beiden Grenzfälle, daß ein Künstler nur expressiv, ein Künstler nur impressiv malen sollte, sind in der Praxis wohl unmöglich. Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir uns die meisten Künstler als ein Gemisch von expressiven und impressiven Bestandteilen vorstellen ; wie etwa Weininger in seinem Buch ‚Geschlecht und Charakter‘ die meisten Menschen als Mischung von M + W (männlichen und weiblichen Elementen) betrachtete, so können wir uns die Mehrzahl der schaffenden Künstler als Mischung von E + I, in allen denkbaren Abstufungen vorstellen.

Den prinzipiellen Unterschied zwischen einem expressiven und einem impressiven Künstler können wir uns an folgendem Beispiel klar machen : gibt ein Künstler seiner Empfindung Ausdruck durch Wiedergabe der menschlichen Gestalt in einer nie in Wirklichkeit gesehenen Stellung, so wird er (vielleicht) ein Modell in die betreffende Stellung bringen, um so ganz äußerlich eine Unterstützung für seinen Gefühlsausdruck zu haben. Das ist die Art des expressiven Künstlers. Der Eindruck, den das Modell macht, ist ganz nebensächlich und sekundär. Anderseits : Ein Künstler sieht jemanden in einer nie geschauten Stellung, die eine gefühlsbegleitete Empfindung in ihm wachruft. Mit Hilfe der Stellung des Modells (an das er sich im übrigen bezüglich der Naturwahrheit gar nicht zu halten braucht) bringt er nun sein Gefühl zum Ausdruck. Hier war der Vorgang oder der Gegenstand, durch den die gefühlsbegleitete Empfindung hervorgerufen wurde, das primäre : das ist impressive Art.

Es werden nun aber nicht nur die aus tatsächlichen Empfindungen entstehenden Gefühle dargestellt, sondern hauptsächlich die aus vorgestellten (Erinnerungs-, Phantasie-) Empfindungen herkommenden. Diese letzten sind naturgemäß schwächer als die, welche in peripherer Empfindung ihren Ursprung haben. Die ersten können nur in einem im Moment der gefühlsbegleiteten

Empfindung entstandenen Werk vorkommen, also z. B. bei Landschaftsbildern, die ganz vor der Natur entstanden sind, wie die van G o g h s oder M o n e t s. In allen andern nach der Gefühlsentstehung gearbeiteten Werken kommen notwendigerweise die durch zentrale Empfindung entstehenden Gefühle in Frage. Die impressive Kraft nun findet ihren Ausdruck gerade darin, diese an sich schwächeren Gefühle in der vollen Stärke des peripheren Eindruckes wiederzugeben, so daß dem Beschauer die tatsächlich vorliegende Vorstellungsempfindung gar nicht zum Bewußtsein kommen kann.

Irgendein Qualitätsunterschied, in der Weise etwa, daß man die eine Empfindung für wertvoller, d. h. zum künstlerischen Ausdruck geeigneter als die andere halten könnte, ist nicht immer zu machen. Denn wenn man auch geneigt sein könnte, den expressiven Gefühlsausdruck für stärker oder vielleicht inniger zu halten, als den impressiven, so kommt das wohl nur daher, daß wir gewohnheitsmäßig den Ausdruck der Allgemeingefühle für stärker halten, als den Ausdruck eines Gefühles, welches aus einer Empfindung entstanden oder durch einen Vorgang hervorgerufen worden ist. Dem ist nicht ganz so bei überhaupt sehr stark empfindenden Menschen, wie wir ja bei naiv empfindenden Kindern beobachten können, in denen ein Dinggefühl sich oft stärker äußert, als ein Allgemeingefühl. Und da nun der künstlerische Mensch dank seiner metaphysischen Welterkenntnis eine naiv-eigene Stellung zu allen Dingen und Vorgängen des Seins hat, erklärt sich sehr leicht, daß für ihn ein Ding- oder Vorgangsgefühl künstlerisch ebenso wertvoll, d. h. von derselben Ausdruckssehnsucht erfüllt sein kann, wie ein Allgemeingefühl. Wenn wir trotzdem eine Trennung zwischen expressiven und impressiven Künstlern vornehmen, so können wir damit nicht einen Qualitätsunterschied, sondern höchstens einen dynamischen konstatieren; ein p r i n z i p i e l l e r Unterschied ist allerdings zu finden. Ein expressives Bild hat einen anderen Gefühlsausdruck als ein impressives, weil (eventuell andere) Teile des Gefühlskomplexes bei seiner Entstehung auf andere Weise zum Ausdruck gebracht wurden; er kann ganz gewiß stärker sein, als der eines impressiven, es ist aber nicht gesagt, daß er es sein muß.

\* \* \*

Worin nun der Unterschied des Ausdruckes besteht, ist in der Praxis nicht leicht zu sagen. Man vergleiche die Bilder G r e c o s



mit denen des *Velasquez*. Die expressive Art des Griechen prägt die Stärke seiner Allgemeingefühle aus in den zuckenden, sich ballenden und sich lösenden Linien seiner Werke, diesen Linien, die bald wie Feuerstreifen hochzufahren scheinen, wie von freudiger Sehnsucht erfüllt, um im nächsten Augenblicke in eine bodenlose Tiefe von abgründiger Trauer zu versinken und sich in Nichts aufzulösen, an der Feuerfreude, die sie eben noch zu empfinden schienen, völlig verzweifelnd. Wenn auch Greco diese Expressivität mit den Farben unterstützt, so liegt doch die größere Kraft seines Empfindungsausdruckes im linearen.

Anders z. B. bei einem der anderen vorhin genannten expressiven Künstler, bei Edouard Manet. Er zeigt den expressiven Ausdruck der Allgemeingefühle in der Farbe. Wie weiß er seine hoffnungsleere Stimmung durch das Nebeneinanderstellen zweier Farben zu schildern, ebenso wie die ganze Kampflust des kühnen Neuerers in den grellen Kontrasten der ‚Olympia‘, die fast wie mit Trompetenstoß und Paukenschlag die Freude an der trotzigen und judendlichen Draufgehlust zu feiern scheint. . .

Immer ist der Gefühlsausdruck wechselnd, denn die verschiedenen Teile des Gefühlskomplexes finden durch die befruchtende Phantasie ihren immer neuen Ausdruck. Greco benutzt die Linie, Manet die Farbe, Cézanne z. B., den wir auch unter die Expressiven rechnen, die *Fläche*, welche seinen Landschaften (bei denen übrigens das metaphysische Erkennen sehr deutlich zu spüren ist) ein Stück vom Weltrhythmus verleiht. . .

Bei Velasquez ist es deutlich, wie stark sein Gefühlsausdruck von Eindrücken abhängig ist, wie er immer wieder die wechselnden Gefühle, die König Philipp sowie die Großen und Kleinen seines Hofstaates in ihm auslösen, zum Ausdruck bringt.

Monet zeigt in seinen Landschaftsserien, vor allen in der Londonbridgeserie und den Heuhaufen, den Ausdruck der verschiedensten Sinnes- und Dinggefühle, welche aber eben ohne den Anblick der Natur selbst oder einer ihrer Stimmungen unmöglich vorhanden sein könnten. Er hat die sonnenbeschatteten Seine-Ufer als Ausdruck einer Freudenempfindung nicht gemalt, weil seine Freude als Allgemeingefühl zum Ausdruck drängte; die Sonnenstimmung der Landschaft erst ließ die Lebensfreude als das die Empfindung oder den Vorgang begleitende Gefühl in seinen Farben aufjubeln.

Wir haben also gesehen : Die Entstehung des Kunstwerks im Bewußtsein des Künstlers geht im Gefühlskomplex vor sich, so daß also das Kunstwerk der Ausdruck von Gefühlen ist, deren Erscheinungsform, die sie sich selbst zu schaffen haben, ihrem Inhalt adäquat sein muß.

Der Intellekt hat mit dieser Ausbildung des Kunstwerks im Bewußtsein nichts zu tun. Er kann hinzutreten bei der Realisierung des in der Psyche so gut wie vollendeten Werkes durch die technische Fertigkeit, welche eben nur die vom Gefühl bestimmte und gefundene Formensprache, worunter jede Möglichkeit der Sichtbarwerdung eines Gefühles zu verstehen ist, in das sinnlich Erkennbare zu übersetzen hat. Daraus geht auch hervor, warum Werke von Künstlern, die im allgemeinen als „glänzende Techniker“ bezeichnet werden, so absolut unkünstlerisch sind. In diesen Werken (z. B. bei Alma Tadema, oder den einst so beliebten Spaniern Padilla und Gallegos) hat sich nicht das Gefühl zum Ausdruck selbst eine Formensprache geschaffen, sondern der Intellekt treibt sein Spiel mit koloristischen Versuchen und Kunststücken ; der Intellekt hat als Ausdrucksform das rein Begriffliche, die Sprache oder die Photographie, so daß also in diesen Bildern ein innerer Widerspruch vorhanden ist, da der Intellekt des Künstlers in einer ihm fremden Sprache sich auszudrücken versucht : was logischerweise ihm nicht gelingen kann.

## Drei Jungen

Von Géza Hajós (München)

Wie gross das Erfahrungsleben eines Herausgebers ist, zeigt folgende Skizze. Der ungarische Verfasser schreibt hierzu :

Sehr geehrter Herr,

Goethe sagt :

Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich lebenswürdig. — — —

Die kleine Skizze „Drei Jungen“ send' ich Ihnen zu, weil sie gefällt mir.

(Der Beitrag wird ohne jede Veränderung abgedruckt.)

Er zeichnete die schönste nackte Weiber. Seine Haare waren schwarz, an der Seite gescheitelt, lang, — und hiengen graziös in die Stirne. Das Gesicht war interessant, ahnungsvoll

und traurig. Die Augenbrauen giengen auf beiden Seiten sonderbar in die Höhe, und umarmten zwei sehnsüchtige, seltsame Augen. Ueberhaupt das ganze Gesicht war sehr ausdrücklich und sehr ausgesprochen voll unbekannter oder verdrängter Wünsche und Seufzer, ohne das die es verunstalteten, — im Gegenteil, sie machten es schön wie die Patina der Zeiten einen alten Fragonard. Und das junge Gesicht war männerisch, und blasse Ringe zeigten sich unter den Augen, als traurige Refrains naïve Nächte . . . Auch die beiden andere — Thomas Hó und Ladislaus Bereg — waren zwei solche halb erwachsene Seelen, in der Pubertät, (sie waren auch hübsch, der Eine mit braunen Locken, der andere Creol) die mit offenen Augen die Geheimnisse forschten und opferten im Geheimen dem Allergeheimsten.

Sie waren in Andreas Hégen's Zimmer. Bücherschrank, Chaise-longue, Fauteuille-s. Andreas saß in einem Fauteuille, die Füße legte er an die Seite, und ließ sie von da hängen. Thomas lag am Chaise-longue, Ladislaus suchte herum.

— Jungen — brach die Stille Andreas Hégen, — heut' hatt' ich einen sonderbaren Traum. — Eine seltsame Gesellschaft war beisammen. Der Lucas Cranach, Botticelli, Holbein, ich und Rubens.

— Warum gerade diese? — warf ein Ladislaus Bereg.

— Quatsch — sagte Thomas — die sind ja nur Symbolen! Andreas fuhr fort.

— Wir waren im kleinen Zimmer, welches doch das Aussehen hatte, als wäre es ein Rittersaal aus dem Mittelalter. Hoch oben an den Wänden kleine gemalte Fenster, — große Gewölbe, langer eicherner Tisch, schwere geschnitzte Stühle, Zinnteller und Geschirre, — Gemälden an der Wand. Wir saßen an dem Tische — blonde Pagen in spannenden Hosen trugen herum die Krüge. Die Luft war heiß und schwer. Am Tischhaupte saß ich, als der Burg junger Graf. An meinem Rechten, als älteste, saß der Lucas Cranach, am Linken Holbein, dann von rechts und links Rubens und Botticelli; der Tisch war lang und noch viele saßen an ihm harnischbekleidete Ritter, aber die schweigen bis ans Ende, als wären sie garnicht da. Die Luft war heiß und schwer. Der träumerische Botticelli ergriff zuerst das Wort.

— Glückliche bist Du — sagte er sich zu mich wendend — dir gehören des Schlosses alle Weiber, Mädchen, — *Primae Noctis* und unzüchtige Grausamkeit.

Rubens paßte garnicht zu uns. Er aß fortwährend fettige Bißen, trank mit vollem Munde und rauchte eine Pfeife. Am meisten sympatisch war der Botticelli. Er hatte blonde Locken,



wie seine Venus, er schaute träumerisch vor sich, und es schien, als wenn ihn fortwährend eine tiefe, schwarze Hinterwand begleitete . . .

Lucas Cranach sprach von seiner Jugend. Von der Maria, die er so oft gemalt, von ihrer, durchsichtiger weißer Haut, und von den wundervollen Erlebnissen, die ihr dies Weib gebot. Er sprach von Liebe, vom Weibe, von weiblichem Körper. Wir hörten mit Andacht zu, und tranken große Züge, nur Rubens lachte spöttisch.

— Kennst Du den Sir Bryan Tuke? — fragte Holbein von Rubens mit neckerischer Stimme. Und der Löwe, wenn seine Zähne hinausfallen, kann nicht mehr beißen

— Rubens, du bist Stümper — sagte Botticelli.

Ich weiß nicht warum, aber ich war so traurig, und dachte an meine Fürstin, Rita . . .

— Bringet die Mädchen, — sagte Holbein zu den Pagen.

In einigen Minuten, brachte jeder kleine Page in seiner Schoß ein nacktes Mädchen, — zu sich pressend, und wollte es so machen, das wir es nicht bemerken — heimliche Sündiger — doch wir gaben den Befehl nur um perverse Wollust zu finden an ihrer Unzüchtigkeit . . . Sie kamen langsam und blieben oft stehen, um die göttliche Minuten zu verlängern. Die Weiber bis aufs äußerste hingereizt, ließen ihre Blicke fallen. Die Pagen legten einem jedem ein Weib in die Schoß (einige Weiber wälzten am Boden herum) dann gingen sie hinaus . . .

Zwischen ihnen war die Helene Fourment, Maria, — Botticelli bekam einen blonden Jüngling, der Holbein, — ich weiß nicht wen. Und ich Gretchen, ein dreizehnjähriges, liebes Geschöpf. — Im Burghofe war heute an ihr die Reihe . . . .

Der garstige Rubens war ganz betrunken. Er griff wild nach Helenes fleischige Hüften. Holbein lehnte sich nach hinten in dem Stuhle und ein braunes Mädchen beugte sich reizend — — — Ich sprach mit Gretchen seltsame Worte, — neue, warme, bizarre. Sie war so ruhig und küßte mich so sehr . . . .

Dann stellten wir die Weiber in die Reihe. Mit vielen wurden wir schnell fertig. Nur vier blieben übrig. Die, von drei Ritter und Gretchen. Wir votierten. Die drei Ritter und ich stimmten nicht mit.

Sie fanden Gretchen am allerschönsten. Der Minnesänger sang sofort ein Lied von ihr und begleitete es mit der Laute . . .

Ah Gretchen! Ich weiß nicht, wasfür Haare sie hatte, aber ihre Busen waren reizend, klein und frisch, auf ihrem Körper war keine einzige Ecke, bloß leise Neigungen und knospende Entwicklung . . .

— Laute feine aesthetische Züge, — ich beneide dich Ihrer — sagte Botticelli.

— Aus der Sünde gesproßene Liebe kann nicht langdauernd sein, sagte Rubens.

Gretchen saß wieder in meiner Schoß, wir lachten, und küßten uns.

Wir sprachen über Aesthetik.

Dann von künstlerischem Schaffen.

Rubens sprach am meisten.

— Wenn ich ein nacktes Weib male — sagte er — ich male die Frau, die Gattin, das Weib von Fleisch und Blut, gesund und natürlich, daß ich die Menschen vom Wege der Sünde und Perversität losbringe, damit sie lieben sollen, gesund, — und essen, und arbeiten.

— und daß sie beischlafen, wie die Tiere — fiel in das Wort Botticelli.

— Als ich meine Eva, Venus, Lucretia schuf, sagte nach kleiner Pause Lucas Cranach, — ich malte meine Träume, meine Wünsche, und die S e h n s u c h t nach einer schöneren Welt, ich war P o ë t u n d M e n s c h , ich machte rückenschüttelnde, fabelhafte Emotionen durch, und ich freute mich des Lebens, und ich liebte . . .

— Wenn ich nackte Weiber zeichne — sagte ich — empfinde ich eine vollständige Befriedigung . . .

Alle wurden still. Das Feuer des Kamins jauchzte auf und es schien, als wäre der ganze Rittersaal in ein buntes, lüsternes Märchen vom Morgenlande umgewandelt.

— Ich empfinde, — fuhr ich fort — den Augenblick, den großen, herrlichen und sonderbaren, in welchem, als wäre ich näher des Lebens, — und weinen möchte ich, und küßen, oft nach einander, und fortwährend sagen: ich l i e b e , und ich liebe mich . . . Und jubeln möcht' ich und verkundigen mein Glück, daß sie mich beneiden und verachten — — — — —

Rubens lag schon unter dem Tisch, Lucas Cranach schlief, Botticelli wechselte einen letzten Kuß mit dem blonden Jüngling, ich wurde auch schläfrig, — allmählich löste sich alles auf, und ich erwachte . . .

Es herrschte eine lange Pause.

Die Knaben schwiegen lange und starrten ins Kamin.

-- Heut' vormittag — begann Andreas traurig — in der ungarischen Stunde zeichnete ich Gretchen . . . Der Bakó antwortete, und ich hörte nichts, dann kam der Direktor, und ich hörte nichts . . . . Hier habet es, schaut!

Ladislaus griff aufgeregt nach der Zeichnung. Mit glänzenden Augen betrachtete er sie lange, die Luft war schwül, sehnend betrachtete er das Bild, dann fieng er an zu zeichnen, heftig, wild und stürmisch, er blutete und keuchte — — und umarmte dann traurig das Fauteuille.

Und dann auch der Thomas — — — — —

## Nacht

Von Ernst Blaß

Was da waltet um mich her,  
Ist wie meine alte Nacht —  
Ich hätt niemals jetzt gedacht,  
Daß die Nacht so herzlich wär.

Groß steh ich in meinem Zimmer,  
Fühlte lang nicht meine Gestalt.  
Meine Bilder hängen alt,  
Lautlos in bekanntem Schimmer.

Alles ist wie einst verstummt,  
Wenn ich manchmal nachts noch schrieb.  
Ja, die Luft, die draußen summt,  
Ist wie ein ‚Ich hab dich lieb‘.

Ich kann froh sein. Ich will beten.  
Bin ich endlich heimgekehrt?  
Danken darf ich, daß zu späten  
Stunden mir ward Ruh beschert.

War oft sehnend und voll Gram  
Bei viel Glück und ein'ger Qual.  
Bis mich nun mit einem Mal  
Linderung völlig überkam.

Nicht mehr mit dem Schicksal rechten!  
Was aus mir geworden ist!  
— Den du in Gespensternächten  
Oft besinnungslos geküßt.

Häusertüren, Trennung, Regen:  
Jetzt ist vieles in mir glatt.  
Meistens kam mir Wind entgegen —  
In der fröhlich durchsausten Stadt.



## Enver Bey

Ein deutscher Aristokrat, der für seinen Freund Kiderlen in diesen Blättern kürzlich gesprochen hat, schreibt an den Pan:

„Als ehemaliger Offizier ein paar Worte über den ‚Helden‘ Enver Bey.

Kriegsgericht! Frühmorgens bei Tagesanbruch vor eine Sektion guter Schützen gestellt. Schluß. Er war schon vor ein paar Jahren reif dafür.“

Auch ich finde den Gedanken anheimelnd, daß Enver damals in der Cyrenaica gefallen wäre. (Statt daß noch Fünzigtausend untergehn — und er kann doch das rollende Rad nicht wenden.) Ich habe vor zehn Jahren dem Hannibal öffentlich Vorwürfe gemacht, er habe Karthagos Zerstörung auf dem Gewissen.

Immerhin: ist Enver schuldig? Er hat getan, was wir in der Schule lernen.

## Berliner Sklavenmarkt

Eine Zuschrift an den Pan:

Palais de danse und Pavillon de la Mascotte sollen in einem Jahre 1 $\frac{1}{4}$  Millionen Mark an Champagner verdient haben. Die Mädchen, die diesen Liebesmarkt besuchen, müssen regelmäßig kommen und auch nach 12 $\frac{1}{2}$  Uhr nachts, sonst erhalten sie den ‚Ausweis‘, wie die technische Bezeichnung lautet. Wenn nicht regelmäßig viel gutgekleidete Cocotten da sind, würde der Besuch flauer werden . . . Aber weiter.

Nach Schluß des ‚Palais‘ muß jede Dame, die noch ein andres Nachtlokal, sei es allein, sei es in Begleitung eines gent aufsuchen will, ‚ins‘ Mascotte. Besucht sie ein andres, erhält sie auch den ‚Ausweis‘.

Die Konkurrenzlokale werden gelegentlich kontrolliert, ob das Besuchsverbot nicht überschritten ist.

Wird hier die ‚starke Hand‘ eingreifen? Beschränkung von Arbeitswilligen —?

## Frauen und Nationalliberale

Der Pan erhält folgende belustigende Mitteilung:

Ein hamburger Verein für Frauenstimmrecht hat die löbliche Absicht, Vorträge über die Programme der verschiedenen Parteien halten zu lassen. Dazu ist auch der natlib. Generalsekretär Breithaupt aus Berlin gewonnen. Die hamburger nationalliberale Organisation verbietet diesen Vortrag. Und dabei sollte er nicht etwa im großen Stimmrechtsverein gehalten werden, sondern im sog. ‚Damenstimmrechtsverein‘, der nicht das Reichstagswahlrecht für die Frauen fordert, sondern nur dasselbe, das den Männern zusteht, also ganz nationalliberal ‚ungleiche Gleichberechtigung‘ verlangt. Nach vielem Parlamentieren wird die Erlaubnis endlich erteilt, aber unter einer Bedingung: vorher müsse ein Konservativer gesprochen haben. Vorsicht! Vorsicht!

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---

# Max Brod: Die Höhe des Gefühls

Geh. M. 3.— Szenen, Verse, Tröstungen Geb. M. 4.50

25 Expl. a. Bütten, vom Autor signiert, in Ganzled. geb. M. 15.—

Oesterr. Wochenschrift: Ein merkwürdiges, ein originelles Buch, welches uns der Autor da beschert hat, ein echtes Max Brod-Buch, das sich den früheren beifällig aufgenommenen Geistesprodukten dieses Dichters würdig anschliesst.

Die Zeit: Etwas Weltabgewandtes, Abseitiges, nach innen Gekehrtes, das mit unserem Gefühls- und Gedankenleben mehr zu tun hat als Krieg und Börse, zieht uns mit seltsamer Gewalt zu diesen Blättern, und dennoch spürt man verhalten den heissen Atem unserer Zeit darin. Ueber die neue Gabe Brods wird man sich freuen: sie gehört zu den in unserer Zeit so seltenen reifen und harmonischen Büchern, die gleichweit von erdfermem Optimismus und kokett-ironischer Weltschmerzlichkeit entfernt sind.

---

# Wilhelm Mießner: Der Mann im Spiegel

Geheftet M. 3.—

Roman

Gebunden M. 4.50

Tägliche Rundschau: Ein Roman, der seinen Weg zu den Lesern finden wird. Einen stillen Weg vielleicht, aber doch seinen Weg. Ich glaube, jeder, dem das Weib Leiden und Freuden bereitet, mag sich nach dem nachdenklichen Erlebnis dieses Buches ein Gleichnis sich zum Bilde machen, jeder nach seiner Art.

Freiburger Zeitung: Ein merkwürdiges, aber wertvolles Buch. Für poetisch empfindende Menschen eine Sammlung und Fundgrube wahrhaftigster Poesien, dem Seelenforscher bietet es neue Wege und neue Probleme und jedem Menschenkenner wertvolle Fingerzeige und wichtige Hinweise. Der Verfasser ist ebenso bewandert in der Darstellung männlicher Seelenzustände, wie es ihm gelingt, der weiblichen Psyche auf geheime Spuren zu kommen und manchen Weg, manche versteckte Beziehungen zu entschleiern. Sein Buch kann man ebenso ein Männerbuch nennen, wie man es seinem Hauptinhalte nach ein Frauenbuch heissen kann. Beide, Mann wie Frau, werden sich bei dessen Lektüre oftmals treffen und staunend einander gegenüberstehen. Jeder findet Anregung in den klaren Gedankengängen, die wie silbernstrahlende Bächlein dahinfließen, wie auch echte und wahre Goldkörner. Das Buch mutete mich deshalb oft wie eine Sammlung tiefsinnigster Aphorismen an, wie ein Schatz wertvollster Weltweisheit. — Wie tief hat er über Weib und Liebe nachgedacht, wie hell, fast blendend beleuchtet er erotische und direkt sexuelle Fragen und Probleme und doch wie dezent, wie fein, wie schamhaft!

---

ERNST ROWOHLT VERLAG / LEIPZIG

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Enzian.....	Delaunay
Adolf Josef Storfer.....	Prinz Eitel Friedrich und Ungarns [Romantiker]
Franz Werfel.....	Ich bin ja noch ein Kind
Chr. Bouchholtz.....	Gustav Mahlers Neunte
Kurt Martens.....	Eines Menschen Antlitz
Vindex.....	Aktionärschutz



Gottesgericht, Gottes Tat — Rentenhysterie — Bab, mein Bab





## Delaunay

Von Enzian

„Stil kann nur aus einem großen,  
ernsten Streben hervorgehen.“

Delacroix

Im ‚Sturm‘ kann man sich für eine Mark den Tod holen. Dies Lokal ist ein Eiskeller, ein Grab, ein Nordloch, das die 16<sup>0</sup> unter Null einer verflossenen Woche mit Zähigkeit bis in den Juli retten wird.

Delaunay ist dort zu sehen. — Anfangs sieht man nur Flächen, die, geometrisch aufgeteilt, wunderbar reine Farben so enthalten, daß sie in festen gegenseitigen Beziehungen sich steigern und heben — miteinander konzertieren wie die Töne eines Händelschen Trios; ja: konzertieren! — — Hat man Augen, so gibt sich dies Organ vertrauend dem Reiz der Konzert machenden\* Farben hin, genau wie man sein Ohr, falls man eins hat, den hohen, tiefen, lauten, leisen, schnellen, langsamen Gegenseitigkeitswirkungen reiner Musik leiht.

Von allen Blendrahmen grüßen Farbharmonien, die in der Mannigfalt ihrer seltenen Schönheit ohne weiteres auf die stupende Kultur eines lichtbegabten Auges schließen lassen: Farben sind Lichter!

Hierauf entdeckt man, daß der großen Mehrzahl der Uebungen dasselbe Sujet zugrunde liegt: nämlich ein Blick aus halbverhängten Atelierfenstern auf Paris. Manchmal ist der Vorhang fort und man sieht vorbei an hohen Häusern auf den Eiffelturm oder das große Rad.

Und nun klärt sich dem Beschauer das Ausgestellte zu 4 Perioden der Entwicklung eines Forschers.

1. Bilder vor der Forschung,
2. Uebungen im Gleichzeitigkeitskontrast der reinen Farbe,
3. Uebungen im Gleichzeitigkeitskontrast von Hell und Dunkel,
4. Fragment der Grazien: Resultat der Forschung!

Das ‚letzte Konsequenzen-Ziehen‘ ist gleichsam ein Läuterungsprozeß, durch den das urtümliche Talent der plastischen Gestaltung sich zu einem Stile sublimiert, der in seinem Reichtum dem Reichtum der Natur, wie wir sie heute sehen, sehr nahe kommt.

---

\*) Konzert heißt „Einklang“ laut Lexikons.

Könnte man vielleicht sagen, Delaunays Malerei sei die Grundlage zu einer Psychologie der Naturerscheinung ?? — —

\* \* \*

George Seurat ist der Name, an den Delaunay zunächst huldigend anknüpft. 1886 schuf dieser seinen ‚Nachmittag in der Grande Jatte‘, der das bekannteste Resultat seiner intensiven Forschungen um Valeur und Kontrastwirkungen ist. Wie geistesverwandt die beiden Forscher einander sind, zeigt die über den Bilderrahmen weitergeführte Malerei, die sie beide versuchten; aber während Seurat die allgemein übliche Hohlkehle nicht beanstandet, sie nur zum Empfang seiner Farben weiß streicht, rückt Delaunay seine Bildfläche nach vorne und läßt den Rahmen durch die simple Ebene seines Profiles den Blick nach hinten ziehen. Denn er weiß und vergißt es nie, daß Malerei eine Kunst der Oberfläche ist, und daß es nicht gilt in einem Rahmen ein Loch zu scharren, wie allgemein getan wird, sondern diese sakrosankte Fläche zu erhalten wie der Bildhauer in der Reliefauffassung seine ideale Vorderfläche erhält, weil er von ihr seine Tiefen abmißt.

Das Spezifische der ‚bildenden Kunst‘ im Vergleich zu dem Nacheinander von Musik und Dichtkunst ist die Simultanwirkung, und weil es sich in der neuen Malerei um eine reine Malerei (im Sinne von reiner Vernunft, reiner Musik) handelt, steht das Wort Gleichzeitigkeitswirkung, Simultaneität, das schon der alte Gobelindirektor Chevreuil für sein Werk über die Farbe prägte, auf dem Banner, um das sich die Neuen scharen.

Delaunays Fragment der Grazien ist ein Werk, welches für mein Auge eine solche Unsumme plastisch-malerischer Kenntnisse enthält, daß mir vor dieser Arbeitsleistung eines Logikers schwindelt. Kein Wunder, daß es Fragment blieb, so wie die Kathedralen Fragmente blieben, weil die völlige Abwicklung der tiefgestellten Probleme wahrscheinlich vorderhand über die menschliche Kraft geht. Aber so wenig unser Genießen Anstoß nimmt an den fehlenden Turmspitzen der Gotik, so wenig sollen uns die leergelassenen Stellen in Delaunays Grazien verschnupfen, sind wir doch überdies an den Genuß von Fragmenten durch den ruinösen Zustand antiker Plastik und Wandmalerei in der weiten Welt gewöhnt.

\* \* \*

Zu beleuchten wäre noch die mehr germanische, verwickeltere Problemstellung Delaunays im Vergleich zu Matisse, dessen Genie romanischen Ursprungs ist. Matisse spricht sich in seinen



Mitteln aus: er löst! er weiß sich zu helfen; aber Delaunay schreitet unter dem gleichen Verantwortlichkeitsgefühl wie Cézanne, welcher äußerte: Man muß Werke schaffen, die eine Belehrung sind. (Nämlich für die Fortgeschrittenen! wie Flaubert sagt.)

Zur Not läßt man sie unvollendet, denn es handelt sich heute weniger um Zeugung abgeschlossener Einzelwerke als um den heiligen Willen, der Natur, die wir mit den Augen des zwanzigsten Jahrhunderts sehen, in unserem Bilde näher zu rücken, sie tiefer zum Ausdruck zu bringen, indem man den Mitteln zur Darstellung wissenschaftlich auf den Grund geht.

\* \* \*

— — Entzückt von der himmlischen Schönheit der fragmentarischen Grazien schritt ich aus dem Eiskeller in die nasse Wärme des Tages, bedrückt von der Verantwortlichkeit, Maler sein zu wollen, und doch im Innersten beglückt von dem wunderbaren Traum einer universellen Klärung unserer Kunstbegriffe. Nun, dachte ich, kann niemand mehr in 55 Minuten ein bestauntes Bild schaffen, noch Werke von der Tiefe eines Delaunay in einer Saison täuschend nachmachen.

Die Malerei wird ein anständiger, allgemein geehrter Beruf werden, wie das Studium der Physik oder sonst einer — man wird in künftigen Zeitläuften sein Doktorat auf einer Universität der Malerei machen müssen und auf diesen Grundlagen werden die Berufenen sich zu Künstlern erheben wie die Komponisten aus Konservatorien hervorgehn . . . und es wird bei den Menschen zum guten Ton gehören, die Augen zu erziehen wie sie die Ohren erzogen haben; und es wird einen Saal voll Malereiverständiger geben, — wie es heute einen Saal voll Kammermusikverständiger gibt.

---

## Prinz Eitel Fritz und Ungarns Romantiker

(Bericht über eine Phantasie)

Von Adolf Josef Storfer

### I

Es ist keine Schande, Romantiker zu sein.

Als stimulierendes Gewürz ist die Romantik auch im Völkerleben unschätzbar. Sie schlägt kühne Brücken bis ans äußerste Ende des Horizonts.

Sie ist die große Gelegenheitsmacherin.

Was noch nicht ahnt, daß es erkürt ist, wird von des Romantikers Naivität schon aneinander verkuppelt.

## II

Eitel ist gleich Attila, sagen die ungarischen Romantiker.

Prinz Eitel Fritz hat Ungarisch gelernt — sagen die ungarischen Romantiker.

Und die Balkangeschehnisse bringen die Türkenzeit in Erinnerung. Den Westen hatten die katholischen Habsburger. Den Rest der Padischah. Den Habsburgern zahlte man schwere Steuern, und obendrein mußte man sich von der Gegenreformation in die alleinseligmachende Kirche zurückführen lassen. Die Türken aber begnügten sich mit Steuern, vornehm-lässig ließen sie den Besiegten ihren Glauben, ihr Recht, ihre Sprache, ihre Kultur. Ja in Siebenbürgen vertrug sich der Halbmond sogar mit einem autonomen protestantischen Fürstentum.

Dann lehrt die Forschung die ungarisch-türkische Verwandtschaft. Dann bringt die geschichtliche Entwicklung mit sich, daß der südslawische Trialismus (der es besonders liebt, in Wien gegenüber den bösen Ungarn die Kaisertreue auszuspielen) Ungarn das Plätzchen am Meere streitig machen will. Und man gedenkt dessen, daß der Südslawe Jellasic 1848 gegen die ungarische Demokratie loszog und die Wiener Kamarilla und seine erzherzogliche Freundin Sophie auch gegen die Wiener Freiheitskämpfer unterstützte. Und dann erinnert man sich dessen, daß bei Königgrätz ungarische Achtundvierziger freiwillig auf preußischer Seite kämpften.

Nicht zuletzt aber munkt man (wenn man bei diesem deutlichen europäischen Gerede noch von Munkeln reden kann), der Thronfolger sei selbst für einen Habsburger zu katholisch.

Da ruft dann der ungarische Romantiker aus Leibeskräften: der Klerikalismus ist der Feind! Und ruft um Hilfe gegen die europäische Gefahr des Panslawismus, die bei Kirkkilisse und Podgoritza plötzlich ins Ungeheuere gewachsen ist.

Und selbst die Nüchternsten sagen: es besteht kein Zweifel darüber, daß Ungarns kulturelle Zukunft nur durch die enge Beziehung zum Deutschtum zu sichern ist . . .

Und da unternimmt gerade jetzt ein deutscher Protestant, Prinz Attila Fritz, eine Reise durch Ungarn . . .

## III

Romantik. Die große Gelegenheitsmacherin . . . (Bericht über eine Phantasie. Doch über eine tatsächliche Phantasie.)

Anfangs März wird von dem jungen  
Oesterreicher Franz Werfel ein zweiter  
Versband veröffentlicht. (Bei Ernst  
Rowohlt.) Darin soll dieses Gedicht  
stehn.

## Ich bin ja noch ein Kind

O Herr, zerreiße mich!  
Ich bin ja noch ein Kind.  
Und wage doch zu singen.  
Und nenne dich.  
Und sage von den Dingen:  
Wir sind!

Ich öffne meinen Mund,  
Eh' du mich ließest deine Qualen kosten.  
Ich bin gesund  
Und weiß es nicht, wie Greise rosten.  
Ich hielt mich nie an groben Pfosten,  
Wie Frauen in der schweren Stund'.

Nie müht' ich mich durch müde Nacht,  
Wie Droschkengäule, treu — erhaben,  
Die ihrer Umwelt längst entflohn!  
(Dem zaubrisch, zerschmetternden Ton  
Der Frauenschritte und allem was lacht.)  
Nie müht ich mich, wie Gäule, die ins Unendliche traben.

Nie war ich Seemann, wenn das Oel ausgeht,  
Wenn die tausend Wasser die Sonne verhöhnen,  
Wenn die Notschüsse dröhnen,  
Wenn die Rakete zitternd aufsteht.  
Nie warf ich mich, dich zu versöhnen,  
O Herr, aufs Knie zum letzten Weltgebet.

Nie war ich ein Kind, zermalmt in den Fabriken  
Dieser elenden Zeit, mit Aermchen, ganz benarbt!  
Nie hab' ich im Asyl gedarbt,  
Weiß nicht, wie sich Mütter die Augen aussticken,  
Weiß nicht die Qual, wenn Kaiserinnen nicken,  
Ihr alle, die ihr starbt, ich weiß nicht, wie ihr starbt!



Kenn ich die Lampe denn, kenn ich den Hut,  
Die Luft, den Mond, den Herbst und alles Rauschen  
Der Winde, die sich überrauschen,  
Ein Antlitz böse und gut?  
Kenn ich der Mädchen stolz und zartes Plauschen?  
Und weiß ich, ach, wie weh ein Schmeicheln tut?

Du aber, Herr, stiegst nieder auch zu mir.  
Und hast die tausendfache Qual gefunden,  
Du hast in jedem Weib entbunden  
Und starbst im Kot, in jedem Stück Papier.  
In jedem Zirkus-Seehund wurdest du geschunden  
Und Hure warst du manchem Kavalier!

O Herr, zerreiße mich!  
Was soll dies dumpfe, klägliche Genießen?  
Ich bin nicht wert, daß deine Wunden fließen.  
Begnade mich mit Martern, Stich um Stich!  
Ich will den Tod der ganzen Welt einschließen.  
O Herr, zerreiße mich!

Bis daß ich erst in jedem Lumpen starb.  
In jeder Katz' und jedem Gaul verreckte,  
Und ein Soldat, im Wüstendurst verdarb.  
Bis, grauser Sünder ich, das Sakrament weh auf der Zunge  
schmeckte,  
Bis ich den aufgefressnen Leib aus bitterm Bette streckte,  
Nach der Gestalt, die ich verhöhnt umwarb!

Und wenn ich erst zerstreut bin in den Wind,  
In jedem Ding bestehend, ja im Rauche,  
Dann lodre auf, Gott, aus dem Dornenstrauche,  
(Ich bin dein Kind).  
Du auch, Wort, praßle auf, das ich in Ahnung brauchel  
Geuß unverzehrbar dich durchs All: Wir sind!!

## Gustav Mahlers Neunte

Von Chr. Bouchholtz

Als ich neulich in die Philharmonie ging, um Oskar Fried unseres lieben Mahler 9. Symphonie dirigieren zu hören, kam ich neben einen Herrn von sachlichem Äußern zu sitzen. Der schrieb eifrig Notizen. Auf den weißen Rand seines Programms machte er Rubriken: I. Andante comodo. II. Im Tempo eines gemächlichen Ländlers, etwas täppisch und sehr derb. III. Rondo, Burleske, sehr trotzig. IV. Adagio . . . Na, unter diese Rubriken kamen die Schemata der motivischen Verarbeitung, die Bläser-Soli, die Höhepunkte mit den Zinkendeckeln . . . Weiß der Teufel, so wollte er Mahler beikommen.

Ich ärgere mich immer, wenn ich beim Betrachten eines wundervoll gestickten Perserteppichs einen neben mir fragen höre: „Ist das Vorderstich oder Hinterstich?“

Urteile . . . Ich lese bei Storck: „Für mich ist Mahler die unerfreulichste Erscheinung der heutigen Komponistenwelt. Über seine völlige schöpferische Impotenz . . .“ Und ich lese bei Rudolf Louis: Diese Musik ist mir widerlich, weil sie jüdelte. Sie spricht musikalisches Deutsch . . ., aber mit dem Akzent, mit dem Tonfalle und vor allem auch mit der Geste des östlichen, allzu östlichen Juden.“ — — — Hm.

Ich habe gehört, nur Juden leisteten im Antisemitismus was Rechtes. Das ist nix Rechtes.

\* \* \*

Über den Musik-Dandy Richard Strauß, in dessen Rubrik — aber meist weiter unten — Mahler eingetragen wird, läßt sich bei jeder Neuerscheinung was Nettes und Neues sagen; denn jede Neuerscheinung ist eine neue Pose. Posen sind immer interessant; es lassen sich große Feuilletons darüber schreiben. Einmal ist er Don Quixote, ein andermal Till Eulenspiegel oder Zarathustra, einmal verherrlicht er den Seelensalat bürgerlichen Familienlebens, dann wieder Don Juan, der auf Kosten der Familien lebt, in Salome ist er Orientale, in Elektra ist er sadistisch angehauchter Grieche, ach, und im Rosenkavalier kostet er den Rausch der Banalität, komponiert schon komportierte chte ‚Weaner Walzerln‘ . . . Warum auch nicht? Und er läßt sich sowohl auf den Rodelschlitten, als auf dem Luftschiff photographieren . . . Richard Strauß ist der große Verkleidungskünstler. Wenn er nicht ein neues Kostüm findet, wird er banal.

Mahler ist anders. Packen wir am Wiener Walzer an; da sehen wir's. Ein Rosenkavalierwalzer zeigt einem die Freude des Herrn Komponisten, auf Wiener Art das Tanzbein zu schwingen. Er macht mit. — Gustav Mahler spickt seine Musik mit Wiener Melodien. Aber er macht nicht mit. Es ist, als ob er zuschäue. Jeder Ton, von ihm bewußt gesehen (Strauß läßt sich im Walzer gehen, wie Sudermann, wenn er seine Laute Salon-

gespräche führen läßt), wird bedeutungsvoll. Strauß muß sich verkleiden, um sich zu verstecken. Mahlers Gestalt ragt aber hinter jeder Melodie hervor, groß, einsam stehend, originell, ganz frei. In kleinerem Maße das, was einem Goethe liebenswert macht: die große riesige Gestalt, die hinter jedem Worte steht und einen mit ihren klugen und tiefen Augen ansieht. Deshalb bleibt Mahler immer derselbe.

Strauß ist der Oscar Wilde der Musik, nur nicht so ehrlich in der Pose. Hinter jedem Takt *versteckt* sich ein: *odi profanum volgus et arcco*; und ein Verdruß; und ein Hasten nach Sensation. Hinter jedem Takt von Mahlers Musik *offenbart* sich die hohe Stirn und der energische, sentimentalitätshassende Mund eines episch ruhigen Betrachters, der seine tiefe Freude an allem Menschlichen und Lebendigen hat, selbst an den kleinen Amusements des Spießers. Die Liebe zu allem Menschlichen!

\* \* \*

Als ich die 9. Symphonie hörte, kamen mir die 2., 3., 4., 5. in den Sinn. Und da dachte ich mir: Noch immer Mahler, aber älter, ruhiger . . . müder.

Müder . . . denn wie war er früher?

Da ließ er den Teufel in den Himmel springen und die Trommeln des jüngsten Gerichts wirbeln. Tote krochen entsetzt aus den Gräbern. Satan streckte ihnen den Hintern zu. Und vor lauter Freude an diesem faulen Witz und an dieser Mystifikation jagten sie in einem wilden Tanz daher, daß die Knochen krachend aneinanderschlugen.

Der nächste Satz brachte das Sonnenflimmern auf wunderlieblichen Wiesen, Wespen schaukelten im Mittag, Margueriten schwankten.

Nächster Satz ein himmlisches Glockenklingen, Kinderchöre: „Bim — bam“, oder Nietzsches Mitternachtslied, mit sparsamen, mystischen, zum Erstaunen aufrichtigen Tönen, oder heilige Liturgien einer katholischen Kirche, einer von jenen spanischen Kirchen voll Dunkels, da die Fenster in schwindelnder Höhe purpurn und satt-violett funkeln, wie ein Mysterium.

So war er. In der dritten, in der fünften, in der zweiten. Und vielleicht hat ihm diese Wucht der Kontraste — wie sie nur einem Juden zu Gebote stehn — den Ruf eines Programmusikers eingebracht. Aber er wollte keine Programms aufgestellt haben. Er spottete der Erklärungen. Er wollte die Musik nur als Symbol aufgefaßt wissen, das seine Tiefe verliert, sobald man mit der unzulänglichen Logik angefahren kommt, den menschlichen Deut-Worten, die ja so unklar sind und so selten einen Abglanz von dem wiedergeben können, was gefühlt wird. Je vager die Worte, um so besser läßt sich ja beinahe erraten, was gemeint ist. „Nur wenn die Wahrheit auf dem Seile tanzt, läßt sie sich richtig einschätzen.“

\* \* \*

Diese Wucht der Kontraste finde ich bei Heine, Mombert, Wassermann, wieder, selbst der lavendelduftende Mendelssohn arbeitete damit. Rasse. Sie haben sie alle, die Juden: diese apokalyptische Phantasie, das Mystisch-Visionäre, die krassen Realismen, den scharfumrissenen jüdischen Witz, der an Galgenhumor grenzt, die purpur-violette brütende Melancholie, die nach den Rosen von Jericho Sehnsucht trägt und nach den goldenen



Zinnen von Salomos Tempel. . . . Und daneben, ein hellster Wein in diesem patriarchalisch wuchtig-düstem Kelch: die Lieblichkeit unserer nördlicheren Fluren und des duftnassen Holzes aus dem Wald her und das Gejuchze einiger Bauern. Anders geschaut, als wir's schauen. Neutral. Aber schön, gerade wegen der Neutralität.

Und diese Wucht der Kontraste ist ein Zeichen der Gewalt und der stärksten Vitalität. — Aber mich dünkt, diese Wucht hat in der Neunten nachgelassen. Keine neue Pose, wie bei Strauß: Immer derselbe starke Mahler, aber mit älteren Zügen. Und die Themen nicht mehr so reich; der Stoff düftiger. Sogar ein absichtliches Abdämmen der Kontraste: Früher Chöre, Soli; jetzt nur Orchester. Und gewisse Längen.

Ich finde Parallelen: der letzte Mombert (der im Anlauf stecken blieb und seine Gedichte nur noch dem „Sternbild des Orion“ weihte) und der letzte Ibsen: „Wenn wir Tote erwachen.“

Hier, wie dort ein Verwischen der Kontraste, eine sogenannte Abklärung, die mehr ein Müdesein ist. Ein wirkliches Müdesein. Verschleiert im ersten Satz Trotz und Hohn und wilde Sehnsucht und Triumph. Waldduft und Lustigkeit dann, und zum Schluß wie eine Abkehr vom Weltlichen allgemach in die Regionen eines seligen Nichts. Verschleiert. Aber ich fand gerade diese Blöcke — wälzende Kontrastkunst für Mahler besonders typisch.

\* \* \*

Natürlich ist die glänzende Beherrschung des Orchesters, diese (übrigens eine ganz typisch-jüdische Eigenschaft, die uns das Volk so sympathisch macht) richtige und klarumgrenzte Einschätzung der Mittel, weder ein „Zuviel“ noch ein „Zuwenig“ in der Instrumentierung, und die große Aufrichtigkeit der Darstellung nach wie vor da.

Und ich bewundere, wie sich in diesem Künstler Instinkt und Bewußtsein so natürlich in der Wage halten — was bei sämtlichen Modernen von eigener Art nicht zu finden ist. Dieser Mahler hat alle psychischen Hemmungen n i e d e r gerungen: Strauß täuscht sich über sie hin, Pfitzner unterliegt ihnen, Reger kommt nicht über sie hinaus zur großen Form, und Debussy scheint keine zu kennen; denn er ist Franzose.

---

## Eines Menschen Antlitz

Von Kurt Martens

Die Antiquare am linken Seine-Quai schlossen ihre Auslagen, denn der Abend brach herein. Mißfarbige Dämmerung lag über dem nebelfeuchten Ufer, vom Fluß stiegen allerhand Dünste auf, und da es schließlich auch noch zu regnen anfang, beschleunigten die spärlichen Passanten ihre Schritte. Nur Mr. Lionel ließ sich nicht stören. Ueber einen der offenen Verkaufstische gebeugt, kramte er unter alten Scharteken mit erotischen Kupfern und kaufte dem griesgrämigen Händler schließlich eine nach der andern ab.

Unschlüssig wandte er sich zum Weitergehen, da bemerkte er dicht hinter sich eine niedliche Grisette, die ihm offenbar schon eine ganze Weile neugierig über die Schulter geblickt und an den galanten Bildchen ihr Vergnügen gehabt hatte. Abgesehen von einem üppigen Federhut, den der Regen zu verderben drohte, war sie ärmlich gekleidet; sie schien zwar etwas ausgehungert, doch immerhin gesund und munter, so daß Lionel es der Mühe wert fand, sie mit einem huldvollen Scherzwort zu begrüßen. Nun musterte auch sie den Fremden, so kritisch als es das Zwielflicht eben erlaubte: . . . also — ein sorgfältig gekleideter Herr von unbestimmtem Alter . . . schien Geld und Geschmack zu haben, da er sich solch hübsche Bücher kaufte . . . schlank und zierlich, wie er gebaut war, würde er für Brutalitäten wenig Neigung haben, im Gegenteil, für einen Roué, der auf Abenteuer ausgeht, war seine Haltung fast übertrieben schlaff und müde. Er spannte seinen seidenen Regenschirm über sie auf; dies konnte sie sich, schon des Federhutes wegen, gern gefallen lassen.

Auf seinen Arm gestützt, trippelte sie, behutsam von Pfütze zu Pfütze springend, quer über die Straße, am Standbild des beifällig grinsenden Voltaire vorüber, die Rue Mazarin entlang. Der fremde Herr führte seine Dame geraden Weges ins Quartier latin, da wo es am engsten und dunkelsten ist. Er behandelte sie mit ausgesuchter Höflichkeit; ein leis spöttischer Unterton störte sie weiter nicht, von einer gewissen Sorte besserer Herren war Fräulein Minon daran gewöhnt.

„Es wird mir sehr angenehm sein“, sagte er, „heute mit einer so reizenden jungen Dame zu essen — allerdings nur in meiner bescheidenen Privatwohnung.“

„Oh, mit dem größten Vergnügen . . .“

„Auch erwartet uns nichts anderes als ein flüchtig zusammengestelltes Hors d'oeuvre ; denn ich lebe ohne Bedienung. Eine gute Marke Champagner wird zur Stelle sein.“

„Champagner ? Trinke ich für mein Leben gern.“

„Wie gut sich das trifft ! Sie sollen sich überhaupt nicht über mich zu beklagen haben. Ich bin ein seriöser Herr und stelle keine andren Ansprüche an Sie, als daß Sie mir mit Ihren hübschen Augen und Ihrem Geplauder das Mahl würzen und ein paar Stunden lang hinweghelfen über meine trostlose Einsamkeit.“

„Wirklich ? Fühlt sich der Herr so einsam ? Herr . . .“

„Lionel,“ stellte er sich förmlich vor.

„Warum nehmen Sie sich dann keine Frau, keine Geliebte ?“

„Ich habe es früher einmal versucht,“ antwortete er und schnitt dazu eine unsagbar angewiderte Grimasse, „das Mädchen nannte sich Dorélise und hat mich aufs schwerste enttäuscht . . . doch lassen wir das . . .“

Aber der Kleinen machte es Spaß, näheres über ihre einzige Vorgängerin zu erfahren.

„Sicher hat die Dame es bloß nicht verstanden, Sie in der richtigen Weise zu behandeln ?“

„Wir behandelten uns gegenseitig mit Achtung,“ stellte Herr Lionel nicht ohne Würde fest ; „daß sie mich betrog, hätte mich nicht weiter verblüfft, nur erwartete ich von meiner Freundin in der Wahl des Nebenbuhlers etwas mehr Haltung und Geschmack.“

Mehr war über diesen Gegenstand nicht aus ihm herauszubringen. —

Die Wohnung des Herrn Lionel lag drei holprige Treppen hoch nach einem Hof hinaus. Ueber den Dächern der Nachbarhäuser ragte düster und massig die Kuppel des Panthéon empor, den Abendhimmel verdunkelnd wie ein schwarzes Phantom.

Mr. Lionel trug mit der Geschwindigkeit eines Kellners die Platten und Flaschen herbei und ordnete alles ebenso sachgemäß wie zierlich auf dem ovalen Tisch, hinter dem ein mit rissigem Leder bezogenes Canapé stand. Auf diesem harten Möbel nahm Fräulein Minon inzwischen vergleichsweise sittsam Platz ; den Eindruck eines Lotterbettes hatte sie nicht.

„Was für ein sonderbarer Herr,“ dachte sie bei sich und nahm das Zimmer näher in Augenschein, ob sich nicht aus der Einrichtung vielleicht auf den Besitzer schließen lasse. Doch das Gesamtbild war farblos, die meisten Gegenstände schienen einer gewerbsmäßigen Vermieterin zu gehören. Nur war Herr Lionel augenscheinlich Sammler, wenn auch in engen Grenzen. Vereinzelte Kuriositäten standen und hingen an den Wänden herum;



exotische Tierfelle, ein arabischer Burnus mit Fez und Nargileh, Kriegskolben und verrostete Streitäxte wilder Völkerschaften und namentlich viele Bücher — kostbare Lederbände zwischen uralten, wurmzerfressenen Folianten.

„Gleich werden wir unser Mahl beginnen können,“ sagte aufmunternd Mr. Lionel. „Erlauben Sie mir, nur rasch die Austern noch zu öffnen . . .“

Verwundert schielte Minon zu ihm hinüber: „Mein Gott, warum er mich nur nicht duzt? Er könnte ganz nett sein, wenn er sich nicht so schrecklich zeremoniell spreizen wollte.“

Das Essen verlief ganz harmlos und angeregt. Minon erzählte Anekdoten aus ihrer bewegten Vergangenheit, über die Herr Lionel sich mit einem nachsichtigen Lächeln amüsierte. Er selbst öffnete, nachdem er erst einige Gläser hinter sich hatte, die so schmalen, blutleeren Lippen, um auch seinerseits etwas zum besten zu geben. Dann kam er stets wieder auf die unwürdige Dorélise und brach unvermittelt ab.

„Irgend etwas Unaussprechliches muß da losgewesen sein mit Ihrer Dorélise,“ sagte Minon ihm ins Gesicht und drohte verschmitzt mit dem Finger. „Wir sind doch keine Damen vom Sacré-Coeur! So schiessen Sie los! Was für einen Typ von Liebhaber hatte sie sich geleistet?“

„Oh“, kam es mit tragischem Akzent aus Lionels hektischer Brust, „Sie machen sich ja keinen Begriff . . .! Jenes Erlebnis war von so ungeheuerlicher Art, daß ich noch heut an den Folgen trage!“ Dann aber, während seine Augen funkelten, fügte er spielerisch hinzu: „Die schmutzigste Handlung trägt oft die allersublimsten Früchte, auf Mistbeeten erblühen die seltensten Gewächse, und wer Geist hat, versteht es, auch den blutigsten Schimpf in den Genuß eines täglichen Erschauerns zu verwandeln.“

„Ich verstehe, Sie sind ein Kulturmensch, wie man sagt. Das erkennt man schon aus Ihren galanten Büchern. Sehen wir uns welche an!“

Herr Lionel tat ihr den Gefallen. Minon geriet in lebhafteres Entzücken, in eine mädchenhafte Glut, der lebenswürdige Gastgeber blieb kühl und reserviert. Er wollte sich ja nur mit Geplauder seines Daseins tödliche Langeweile vertreiben; Auge, Ohr und Zunge, seine drei verfeinertsten Sinne, fanden sich befriedigt. Nach weiterem verlangte ihn wahrhaftig nicht.

Hinter der Tür des Nebenraums, vermutlich der Schlafkammer des Herrn Lionel, ward plötzlich ein wunderlicher Naturlaut vernehmbar. Halb klang es wie das Aufheulen eines Tiers, halb wie das Gestöhn eines schwer leidenden Menschen. Befremdet

horchte Minon auf, wobei es ihr nicht entging, daß Herr Lionel die Farbe wechselte.

„Was haben Sie da drüben?“ fragte sie. „Ist es ein Hund? Warum lassen Sie ihn nicht herein?“

„Ja, es ist ein Hund“, erklärte Herr Lionel frostig, „eine böartige Bestie. Hier können wir ihn nicht gebrauchen.“

„Oh, lassen Sie ihn doch herein! Gewiß hat uns das arme Tier gehört und möchte in Gesellschaft sein.“

„Ich sage Ihnen ja, er ist wild und bissig. An die Kette gehört er und nicht unter Menschen.“

Das Geheul wiederholte sich und ging in ein jämmerliches Winseln über.

„Wie grausam Sie sind! Ich habe keine Furcht; ich werde ihm öffnen.“ Schon war sie an der Tür und drückte auf die Klinke. Allein die Kammer war verschlossen.

Herr Lionel lachte spöttisch, was die Kleine erbitterte.

„Sie sind garstig, öffnen Sie doch! Zeigen Sie mir das Tier wenigstens von ferne!“

„Nein!“ rief er kurz und schroff. „Unmöglich! Wir würden es beide zu bereuen haben.“

Minon beschied sich, aber nur zum Schein. Ihr Sinn war von jetzt ab nicht mehr auf ihres Gastgebers fragwürdige Persönlichkeit, sondern nur auf den Schlüssel zu jener Kammer dort gerichtet. Sie wurde lebenswürdiger denn zuvor, schmiegte sich zutraulich an Lionels Schulter, regte ihn eifrig zum Trinken an, wollte sich totlachen über die Bilderbücher, die er ihr in Ermangelung eines Besseren noch immer mit scharfen, zweideutigen Glossen erläuterte. Dabei nahm sie sich des öfteren die Freiheit, ihn zu umschlingen und zu liebkosen. Nachsichtig, sogar geschmeichelt ließ er sich das gefallen, ohne zu ahnen, daß Minon sich dabei mit Fingerfertigkeit über seine Schlüssel Gewißheit schaffte. In seiner Hosentasche befand sich ein Bund kleinerer Schlüssel, die nicht in Betracht kommen konnten, nebst zwei anderen zusammenhängenden, jedenfalls Haus- und Korridordrückern, deren Bärte ihr wiederum zu groß erschienen. In der Brusttasche seines Jacketts aber fühlte sie einen einzelnen; der konnte passen! Es mußte Grund vorhanden sein, diesen einzelnen so sorgfältig am Busen zu verwahren.

Wie nun Lionel unter dem Einfluß des Champagners wieder in sorglosester Laune und auch schon reichlich benebelt war, knöpfte sie sich, als sei es ihr zu heiß, die Bluse auf und ermunterte ihn, es sich gleichfalls bequem zu machen. Herren in weißen Hemdsärmeln und Weste seien ihre ganze Schwärmerei, das stehe so vornehm, sie werde ihm dankbar dafür sein.

Herr Lionel ging darauf ein. Mit Minons Hilfe entledigte er sich seiner Jacke ; fast schien es, als werde er wirklich noch Feuer fangen.

Es dauerte nicht lange, so hatte sich Minon in den Besitz des Schlüssels gesetzt. In dem Augenblick, wo Lionel über sein Bücherbrett gebeugt nach neuen Galanterien suchte, schoß sie wie ein Stoßvogel nach der verschlossenen Tür.

Sie hatte Glück : der Schlüssel paßte.

Wie ein Rasender stürzte Herr Lionel ihr nach :

„Was tun Sie da ? — Um des Himmels willen ! — Sind Sie toll ?“

Er kam zu spät. Schon stand sie drüben in der Kammer, einem stockfinstern Raum, aus dem heulende, bellende, gurgelnde Zurufe ihr entgegenschollen.

Ein Hund von der Gestalt einer deutschen Dogge, kurzhaarig, schwarz und sehnig, kroch, als er des Mädchens ansichtig wurde, mit klirrender Kette schweifwedelnd auf sie zu. Ein Griff am Halsband, und sie hatte ihn freigemacht. Triumphierend kehrte sie mit ihrer Beute in das erleuchtete Zimmer zurück.

Herr Lionel lag halb ohnmächtig vor Schreck und Wut in der äußersten Ecke des Canapés. Wie entgeistert starrte er noch immer nach der dunklen Kammer.

Minon aber, wie sie das Tier jetzt erst im Lampenlichte sich genauer ansah, stieß einen gellenden Schrei aus . . . fuhr sich mit beiden Händen ins Haar . . . rieb sich die Augen . . . flüchtete schließlich kreischend nach dem Ausgang, wo sie an allen Gliedern zitternd stehen blieb.

Die schwarze Dogge, die sich, den Tisch im Rücken, auf die Hinterpfoten niedergelassen hatte und das Mädchen mit großen, schwimmenden Augen unverwandt anblickte, hatte das Antlitz eines Menschen — auf straffem, zottigem Hals einen ovalen, von krausem Haar umrahmten Schädel mit den Gesichtszügen eines jungen Mannes. Die Stirn war hell und fein geformt, dergleichen die scharf vorspringende Nase, über dem zierlichen Gebiß öffneten sich wie zum Gruß die vollen dunkelroten Lippen, um das Kinn und die sanftgerundeten Wangen sproßte bärtiger Flaum.

So starrte nun die Spottgeburt aus Mensch und Tier mit einem unbeschreiblichen Ausdruck feuriger Wildheit und rührender Demut auf die unerwartete Erscheinung des fremden Mädchens.

Endlich raffte sich Herr Lionel auf. Mit gebieterischer Stimme, die ihm jedoch nur heiser und stockend aus der Kehle drang, rief er dem Tiere zu :

„Marsch ! . . . Kusch, Coquin ! — Zurück in deine Kammer ! — Scher dich zum Teufel, vermaledaites Vieh !“



Der Hund aber regte sich nicht. Die Stimme des Herrn ließ ihn kalt, vielleicht zum erstenmal in seinem fürchterlichen Dasein. Mit seinen heißen, feuchten Lichtern verfolgte er gespannt jede Bewegung des Mädchens dort an der Tür, das mit einemmal Mut faßte und sich, wie hypnotisiert von diesem vermenschlichten Tierblick, Schritt vor Schritt ihm langsam näherte.

Nun stand sie dicht vor ihm. Mit einem Ausdruck unaussprechlicher Sehnsucht blickte das Menschenantlitz zu ihr auf, und sie — sie wagte es, die glatten Wangen zaghaft zu streicheln.

Leise, beinahe flüsternd, als sei es nur für ihn bestimmt, raunte sie ihm zu :

„Du armes, armes Tier — du schöner Mensch !“

Kein Laut entrang sich der schwer atmenden Brust des Hundes. Nur sein langer Schweif klopfte in zärtlicher Erregung den Boden.

„Nehmen Sie sich in acht,“ zischte es von der Sofaecke her, „gleich wird er Sie beißen !“

„Lügen Sie nicht !“ Minon lachte zornig auf. „Sie wissen genau, daß i c h nichts von ihm zu fürchten habe.“

„Und nun gestehen Sie mir,“ fuhr sie in steigender Heftigkeit fort, „wie kommen Sie zu diesem menschlichen Wesen ? Wo haben Sie es her ? Warum halten Sie es in so grausamer Gefangenschaft ?“

„Wo ich es her habe ? Das ist eine köstliche Frage ! Als junger Hund ist es in meiner Wohnung zur Welt gekommen. Deshalb ist es mein Eigentum. Ich kann mit ihm verfahren, wie es mir beliebt.“

„Das fragt sich sehr, mein Herr ! Denn es handelt sich um einen Menschen. Fühlen Sie nicht, wie er leidet ? Oh, sehen Sie doch — seine Augen stehen voll Tränen ! Dies ist kein böses Tier, das man in einer finstren Kammer an die Kette legt !“

Lionel raffte sich mit Selbstbewußtsein auf :

„Was glauben Sie von mir, Kleine ? Tagsüber gebe ich ihm Licht genug. Ich füttere ihn, er lebt von mir. Der größte Teil meiner Zeit ist der Beobachtung dieser Kuriosität gewidmet. Ich habe ihn bereits viel nützliche Dinge gelehrt. Ich rede sogar mit ihm, und wenn er selber nicht spricht, so hält ihn nur seine Bosheit davon ab. Ja ja, er ist bei all seiner Tücke klüger als wir ! Täglich unterrichte ich ihn, ich bemühe mich, ihm Kultur, Geschmack und Wissen beizubringen — eine christliche Erziehung, wenn Sie so wollen ! Bloß getauft ist er noch nicht. Das Pfarramt würde sich weigern ; denn im Grunde seiner Seele bleibt er doch eine rohe Bestie !“

Der Hund Coquin ließ ein gedämpftes Knurren vernehmen. Seine Augen begannen in einem fremden Glanz zu funkeln; es hatte den Anschein, als verstünde er, was sein Gebieter über ihn sagte.

Die Kleine, jetzt ganz zutrauliches Verstehen und weibliches Mitgefühl, ließ sich vor dem Hund auf beide Knie nieder, so daß ihr Antlitz mit dem seinen in gleicher Höhe stand. Sie nahm es zwischen ihre Hände, liebkoste es wieder und wieder, hielt es endlich fest und zog es aufschluchzend zu sich hin.

Dann küßte sie die Lippen, die sich zuckend ihr entgegen-drängten. Coquin erwiderte den Kuß — ganz wie ein Mensch, wie ein Knabe, der zum erstenmal das Weib berührt. Helle Tränen liefen dabei auch ihm über die Backen. Nur das erleichternde Schluchzen war ihm ebensowenig gegeben wie die Sprache, in der ein Mensch dem andern Lebensleid und Lebenssehnsucht mitzuteilen vermag.

Herr Lionel klatschte von der Sofaecke her ironisch in die knöchigen Hände:

„Ah, bravo! Bravo! Das durfte nicht fehlen! Abermals das alte Spiel! — Natur, du siegst noch immer mit den banalsten deiner Waffen!“

„Dieser Aermste ist edler und stärker als Sie, und Sie waren feige genug, ihn deshalb zu knechten! Nun aber hat er in mir eine Freundin gefunden. Sein Los soll anders werden!“

Entschlossen richtete sie sich auf. Zugleich sprang auch das Tier empor, legte seine Vorderpfoten auf ihre Schultern, als wolle es so Besitz von ihr ergreifen, wie sie von ihm. Er leckte ihr die Stirn und küßte sie.

„Ja, Sie knechten und mißhandeln ihn, weil Sie ihn fürchten! Von dieser Furcht will ich Sie befreien. — Geben Sie ihn mir! Ich gehe, und er soll mir folgen — nicht wahr, mein Liebling, du folgst mir gern? — Sie sind ihn los, niemals werden Sie ihn wiedersehen!“

Lionel meckerte höhnisch in sich hinein:

„Ich werde den Teufel tun und diesen Liebesbund noch segnen! Halten Sie mich für so dumm, daß ich dieses Wunderwerk der Natur, das einzige Andenken an meine teure Dorélise leichtfertig aus den Händen gebe? Eher noch würde ich ihn an einen Dompteur verkaufen, der ihn auf Jahrmärkten herum-schleppt, niemals aber an dich, kleine verliebte Närrin — zu deinem Privatvergnügen!“

„Ah bah! Er hat Ihnen ja den Gehorsam bereits aufgekündigt! — Wie ist's, Coquin, mit dem dort bist du fertig, he?“

„Das wird sich zeigen! Was wollt Ihr machen, wenn ich morgen mit ihm auf Reisen gehe — auf und davon?“

„Ich werde die Polizei verständigen, um Sie zu hindern . . .“

„Die Polizei hat keine Machtbefugnis über meinen Hund.“

„Dann ist er Manns genug, sich selbst zu wehren!“

Schon hatte sich das Tier, das knurrend und schnaufend dem Wortwechsel gefolgt war, mit gestäubtem Haar und blinkendem Gebiß neben seiner selbstgewählten Herrin auf gepflanzt. Sein Auge blitzte kühn wie das eines jungen wilden Kriegers; mit immer wütender anschwellendem Geknurr aber drohte das Tier.

Noch einmal versuchte in diesem entscheidenden Augenblick Herr Lionel seine angestammte Gewalt zu erproben:

„Her zu mir! — Kusch, Coquin!“ schrie er erbost und schlug mit der Serviette nach jenem menschlichen Gesicht, nach der Stirn, auf der die blauen Adern schwollen, nach den blutunterlaufenen Augen . . .

Ein heiseres Wutgeheul . . . schon sprang der Feind ihm an die Kehle . . .

Kreischend flüchtete Minon hinaus in den Flur. Ihr Hilfeschrei gellte durch alle Stockwerke und hallte kläglich in den menschenleeren Gassen wider.

Es dauerte eine geraume Weile, bis etliche verschlafene Nachbarn mit dem Concierge und dem Wächter sich dazu herbeiließen, dem Mädchen nach Herrn Lionels Wohnung zu folgen. Man weckt doch die Leute nicht um eines bissigen Hundes willen! Eines Hundes mit menschlichem Angesicht? Na, sie schien einen Gehörigen in der Krone zu haben, die Kleine, wenn sie solchen Unsinn schwatzte . . .

Im Zimmer des Herrn Lionel stellte sich nun allerdings heraus, daß in der Tat ein Unglück geschehen war. Blutüberströmt lag er in den letzten Zügen. Neben ihm fand man den Kadaver eines Hundes. Der Schädel war ihm, offenbar mit einem alten Streitkolben, bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert.

Der Handelsmitarbeiter des Pan  
kennzeichnet hier einen starken Fall.

## Aktionärschutz

### 1. Eisenindustrie zu Menden und Schwerte.

Es gibt Lärmschutz, Parsivalschutz und Tierschutzverbände: wäre nicht vielleicht ein Aktionärschutzverband am Platze, der sich generell mit der Wahrung der Rechte von Aktieninhabern ernsthaft und eindringlich befaßt?



Es geht mit den industriellen Unternehmungen so wie mit den Menschen : je pompöser ihr Name klingt, desto unrühmlicheres ist häufig von ihnen zu vermelden. Was die Eisenindustrie zu Menden und Schwerte betrifft, so gehört sie in gewissem Sinne zu den alten Geschlechtern des westfälischen Landes. Sie ist im Jahre 1872 zu Schwerte bei Dortmund geboren worden und mithin sozusagen ein Pionier der inzwischen gewaltig angewachsenen deutschen Eisenindustrie, die heute den Weltball beherrscht. Feudal, wie die Firma ist, scheint sie aber den Fluch, der auf Familien solcher Art nicht selten lastet, auch ihrerseits erfüllen zu sollen. — Im Jahre 1907 begann der Abstieg . . .

Das Jahr 1907/1908 schloß bei 5,7 Mill. Mark Aktienkapital mit einem Verluste von 60 186 Mk. ; erträglich, aber immerhin blamabel. — Im folgenden Jahre ein weiterer und neuer Verlust von 323 777 Mk. Man stutzte ; die Verwaltung murmelte ein Weniges von der außerordentlich ungünstigen Marktlage. In der Tat gab es damals die bekannte Wirtschaftskrise, und der Aktionär mochte noch immer, wenn auch unmännlich seufzend, an die U n v e r m e i d l i c h k e i t der Einbußen glauben. Das Jahr 1909/1910 brachte aber den nationalökonomisch, wie man post festum scharfsinnig bewies, n o t w e n d i g e n Aufschwung ; das große Barometer der Weltkonjunktur, die Eisenerzeugung und der Eisenabsatz, ging wieder in die Höhe : auch bei Menden und Schwerte. Ergebnis : ein neuer größerer Verlust von 421 120 Mk. ; seine Deckung aus den Reserven, die langsam in die Binsen gegangen waren, erwies sich nun nicht mehr als im vollen Umfange möglich, sondern es verblieb eine Unterbilanz von 135 084 Mk., die als Verlustsaldo zum Vortrag gebracht wurde.

Der Aktionär war zum dritten Male dividendenlos geblieben und begann, obwohl ihm die „buchmäßige Behandlung“ nur korrekt erscheinen konnte, ein bißchen und in den ihm zukommenden bescheidenen Grenzen unruhig zu werden. Die Verwaltung, der ihrerseits die Tantiemen unbedeutend knapp wurden, schritt denn auch zur Tat : eine „außerordentliche“ Generalversammlung beschloß im Sommer 1910 die Reorganisation der Gesellschaft : aus 4 Aktien sollten 3 werden, und wer diese schmerzhaft Operation noch obendrein mit 1450 Mk. bezahlte, dessen Aktien wurden mit einem Dividendenvorrecht von 6 Prozent ausgestattete Vorzugsaktien. Die misera plebs, die weder sich operieren lassen noch zahlen wollte, wurde ihres Aktienbesitzes zur Hälfte beraubt und hatte nunmehr „Stammaktien“ inne, auf die nach menschlicher Voraussicht ein Gewinnanteil nicht mehr zu erhoffen war. Die Mehrheit der Generalversammlung („was ist die Mehrheit ? Mehrheit ist der Unsinn, Verstand . . .“ aber wer spricht in Dingen, die letzten Endes Cliquen- und Interessentenangelegenheiten sind, von Verstand ?) — also die Generalversammlung beschloß obige Reorganisation, nahm schweigend und erschauernd die Offenbarung der Verwaltung entgegen, daß nunmehr „das Unternehmen wieder auf eine der Neuzeit entsprechende Leistung zu bringen sei“, ging miß- oder frohgestimmt auseinander — —, um sich im März 1911 (also nach kaum  $\frac{3}{4}$  Jahren) zu einem neuen Sanierungsversuch zusammenberufen zu sehen.

Ein Versuch, der mißglückte. Immerhin war es der Gesellschaft möglich, bei dem allerdings stark, nämlich auf 3 842 000 Mk. reduzierten

Kapital, wenigstens für die Vorzugsaktien 5 Prozent Gewinn herauszuwirtschaften. Die 866 000 Stammaktionäre gingen leer aus. Ein Jahr später gab es aber schon wieder eine ‚Finanztransaktion‘ (so schrieb man ein wenig schamhaft in den Handelsblättern) : nunmehr sollte das Aktienkapital vereinheitlicht werden, die Stammaktien sollten nochmals, und zwar jetzt im Verhältnis von 5 zu 2 in ihren Rechten verkürzt werden, dadurch aber die Gleichstellung mit den Vorzugsaktionären erlangen, deren Vorrechte demgemäß verschwinden sollten. Zwecks Neubeschaffung von Mitteln sollte die Verwaltung ermächtigt sein, das Grundkapital durch Ausgabe neuer Aktien auf mindestens 5 Mill. Mark zu bringen.

Wenn an einer Gesellschaft so vielfach herumkuriert wird, so müssen die Aktionäre einigermaßen aufmerksam werden ; ein Umstand, der die Verwaltungen der Regel nach wenig erfreut, was vorwiegend psychologische Gründe hat : die Verwaltung, im Vollgefühl ihrer Macht (während des Geschäftsjahres) ist nur zu geneigt, zu vergessen, daß nicht ihr, sondern den Aktionären das Unternehmen gehört ; eine Wahrheit, die sich an der Hand der Gesetzgebung und des Aktienrechtes unschwer nachweisen läßt, die aber, wie es scheint, dem Vergessen auch bei den Aktionären selber anheimzufallen bestimmt ist. — — — Die letzte Generalversammlung bei Menden und Schwerte hat dies traurig offenbart.

## 2. Gewalt vor Recht.

Man hätte es begreiflich gefunden, wenn die Aktionäre die Generalversammlung zum Anlaß genommen hätten, sich einmal von der Verwaltung einen eingehenden mündlichen Bericht über die Verwendung der so zahlreich den Aktionären auferlegten Kontributionen, über die Leistungsfähigkeit der neu geschaffenen Anlagen und noch über dies und jenes Interessante und Wissenswerte erstatten zu lassen. Zumal da der gedruckte Geschäftsbericht (ungesetzlichermaßen) mit wenigen Worten über dieses ‚Eigentliche‘ hinweggegangen war. Nicht nur aus diesen allgemeinen Gründen, sondern auch eines speziellen Anlasses wegen hätten die Aktionäre hier einmal persönlich nach dem Rechten sehen müssen. Waren doch innerhalb der Verwaltung tiefgehende Differenzen ausgebrochen, und war doch zu bedenken, daß es noch immer die *querelae domesticae* gewesen sind, die letzten Endes Völker, Staaten und Wirtschaftsgebilde zugrunde gerichtet haben.

Was ergab nun die letzte Generalversammlung ? — Sie erwies, daß die Gesellschaft einer Art von absolutistischem Regime anheimgefallen war, geleitet und angeführt von dem Bankier C. Th. Deichmann in Köln a. Rh. Dieser Herr hatte im Laufe der letzten Zeit nach den verschiedensten Richtungen hin in das Geschick der Gesellschaft kräftig eingegriffen. Zunächst hatte er (ein zum mindesten ungewöhnlicher Vorgang) dem bisherigen Direktorium einen „technischen Delegierten“ durch den Aufsichtsrat beordnen lassen, der alsbald im Vollgefühl seiner (rechtlich nicht bestehenden) Macht die kaufmännische Verwaltung langsam an die Wand zu drücken begann, und dafür nunmehr von der Generalversammlung 15 000 Mk. Entschädigung forderte. Ferner hatte Herr Deichmann für die von ihm (als Bankier) vorgenommene Umstempelung der alten Aktien 10 000 Mk. Vergütung verlangt, wobei zu bemerken wäre, daß diese Arbeit

von einem Banklehrling im dritten Jahre etwa in einem Vormittag erledigt werden kann. Auch die Sanierungsbekanntmachung dürfte keiner besonderen Honorierung unterliegen. Schließlich hatte Herr Deichmann eines schönen Tages, aus Gründen unbekannter Art, seinen Austritt aus dem Aussichtsrat vollzogen, alsbald aber so getan, als ob nichts geschehen sei und einfach weiter an den Sitzungen des Aufsichtsrats teilgenommen (und vor allem auch weiter Gewinnanteile bezogen), ohne daß ihn dies allerdings hinderte, die Gesellschaft auf schleunige Abstoßung des bei ihm eingegangenen Kredites zu drängen.

Wir haben hier ein Sündenregister, das durchaus genügt, eine Aktionärsversammlung in Atem zu halten. Was in Wahrheit in der Versammlung geschah, ist gegenüber diesen Mißbräuchen als recht schwächlich und unzureichend anzusehen. Ein Aktionär aus Berlin fragte zwar bei der Verwaltung nach diesen Dingen an. Aber die Direktion, augenscheinlich unter dem Druck Deichmanns, konnte sich nur lauwarm äußern, und das ganze verlief wie ein Wetterleuchten, das sich irgendwo am Horizonte in unbeträchtlicher Weise entlädt. — N i c h t zur Sprache kam, daß der kaufmännische Direktor, infolge der Autokratie des „technischen Delegierten“ monatelang den Betrieb nicht betreten hatte; n i c h t zur Sprache kam die „Interessenkollision bei der Vergebung von Aufträgen seitens der Gesellschaft; und die „Sanierung des Aufsichtsrates“, die von der Berliner Seite mit berechtigter Bitterkeit angeregt worden war, wurde von dem Nächstbeteiligten geradezu als eine Art Beleidigung empfunden. Für die ihm übrigens Genugtuung ward: denn zum Schluß wurden sang- und klanglos sowie sozusagen selbstverständlichermaßen der Herr Deichmann (der ausgeschieden, wieder eingetreten und während der Versammlung nochmals ausgeschieden war) und seine Freunde einfach wiedergewählt — woran die S c h u l d jene Aktionäre trugen, die n i c h t e r s c h i e n e n waren. Denn wie sah die Stimmenverteilung in dieser Generalversammlung aus? Herr Deichmann vertrat 303 000 Mk. Aktien, seine Firma 286 000 Mk. sein Vertrauensmann, der „technische Delegierte“ 663 000 Mk. Beide hatten unter Hinzurechnung einiger ihnen sehr nahestehender Stimmen die absolute Mehrheit in der Tasche, die aber k e i n e s w e g s a u s e i g e n e n Aktien bestand, sondern zum allergrößten Teil aus denen von solchen Aktionären, welche die Vertretung i h r e r Interessen vertrauensvoll in die Hände des Herrn Deichmann und seiner Anhänger gelegt hatten . . .

### 3. M o r a l.

Nirgends weniger als bei der Aktiengesellschaft werden die Stimmen gewogen. Es gilt der blinde Grundsatz der Zahl. Aktionäre, die aus Bequemlichkeit, Unwissenheit, allgemeiner Schlamperei oder sonstigen triftigen Gründen der Generalversammlung ihrer Gesellschaft fernbleiben, liefern sich der Willkür einer Majorität aus, gegen die sie nachträglich durchaus gar nichts mehr auszurichten vermögen. Wer sich in Generalversammlungen durch Interessenten vertreten läßt, prüfe eingehend, ob seine Interessen mit denen des von ihm gewählten Vertreters zusammenfallen.

Vorgänge wie bei Menden und Schwerte müssen nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Handeln Anlaß geben. Vindex.



## Gottes Gericht und Gottes Tat.

Von Alfred Kerr.

Es bestätigt sich (eine von mir gemachte wissenschaftliche Beobachtung), daß in seelischer Hinsicht Unterschiede deutlich werden, die auf das Vorhandensein mindestens zweier Rassen auch innerhalb des germanischen Volksbestandteils zu schließen erlauben. Die eine Schicht oder Rasse hat Fähigkeiten des Denkens erzeugt; von der andren werden wir beherrscht. Zu ihr gehört der Kaiser.

Hier spielt das Denken eine schlechter bedachte Rolle. Ausdrücklich wird es verworfen; zugunsten eines abweichenden Geisteszustandes. Proben dieses Seherischen gibt unsres Herrschers Erklärung in Königsberg, die hier (ohne Veränderung der Syntax) mitgeteilt wird: „Das heutige Geschlecht, welches in diesem Jahrhundert lebt, welches leicht dahin führt, hauptsächlich das, was man sieht oder beweisen oder mit Händen greifen kann, zu glauben, das dagegen für Transzendentes geringere Fähigkeiten zeigt und dem das Wort Religion Schwierigkeiten bereitet, dieses Geschlecht bedarf wohl eines Hinweises, wie es zu dem alten Glauben seiner Väter kommen kann.“

\* \* \*

Der alte Glaube seiner Väter bestand in regen Beziehungen zu deutschen und slawischen Göttern mit Schlachtung von dargebrachten Gäulen oder Einzelmenschen. Bevorzugt war das fromme Auffangen eines in die Luft Geworfenen auf drei Lanzen. Von diesem flammenden Glauben der Väter hatte man sich bereits zur Dreieinigkeit entfernt, als der andere hier gestreifte Glaube der Väter in Kraft stand. Die gute alte Zeit des ganz festen Glaubens, so transzendent wie möglich, war vor Erfindung des Christentums — stürmische Neuerer, die nur den heiligen Geist und den Kelch an Stelle jener kräftigeren Zeremonien der transzendenteren Epoche vorschlugen und durchdrückten, sind modernisiert gegen die begabten religiösen Gemüter aus der Glanzperiode. Zweifellos finden sich noch heut Rückfälle in ganz antik transzendente Fähigkeiten; das Besprechen von Gesichtspickeln, ein verscharrter Huhnknochen, das Wahrsagen aus einem einfachen, aber herzlich betrachteten Sechsendsechzigspiel weist auf die, ach, entschwundene Zeit bedingungslosester Transzendenz vor dem Christentum, als der transzendente Trieb ganz unverweicht herrschte. Dessen Anhänger leben heute noch zwischendurch. Und wenn der Kaiser nur bedauert, daß die Denkart der modernisierten Ära heute nicht mehr von erwünschter Herzlichkeit ist, so fühlen sogar zahlreiche schlichte, heute meist im Verborgenen blühende Mitglieder der Nation ein Mißbehagen, wenn die zwar heidnische, doch in ihrer Art entschlossen glaubensfeste Periode mit Hufeisen und Kaffeesatz ganz um sein soll. Seherinnen vom Rang einer Valeda werden durch die Polizei in Strafe genommen — weil die jetzt herrschende Schicht Rückständigkeit bekämpft und sich in Dingen des Abendmahls, der Taufe, des Apostolikums nicht von veralteten Vorurteilen dazwischenreden läßt. Heidnische Schichten und christliche hausen heute noch nebenein-

ander. Und mit dem Kaiserwort vom ‚alten Glauben der Väter‘ ist nicht, was gesagt sein muß, der ganz alte, sondern der zweite Glaube der Väter gemeint.

\* \* \*

Deutschlands Obmann hat in seiner mitunter sehr transzendentalen Fähigkeit festgestellt, daß vor hundert Jahren der Erfolg wider Napoleon daher kam, daß man ‚den Glauben an seinen Gott wiedergefunden hatte‘. Obschon (grübelt man) der Glaube an seinen Gott auch noch das Darbieten der linken Wange wünschenswert gemacht hätte. Gleichviel. Die heut herrschende Schicht überbrückt solche Schwierigkeiten durch ein großes Empfinden. Dahin gehört unseres Kaisers Vermutung, das Volk habe ‚kurz nach dem Hintritt des großen Königs den Glauben verloren‘. Während die dritte Schicht gewissermaßen annimmt, daß der große König vor seinem Hintritt bereits den Glauben immer schon verloren hatte. Daß ein Atheist jene besten preußischen Siege davontrug.

Der Zusammenbruch war ‚Gottesgericht‘. Das Sichaufraffen, ‚das war Gottes Tat‘. Beides. Somit scheint Gott verhältnismäßig umständlich ins Werk gesetzt zu haben, was er nie hätte geschehen zu lassen brauchen.

‚Nun Kommilitonen, ich denke, ihr versteht mich schon!‘

Kommilitonen sind da, um Wissen, Erkenntnis, Logik zu erwerben, kommen jedoch mitunter in einen Zustand, worin sie transzendenter Beschaffenheiten fähig sind. In Augenblicken besonderer Stimmung. Jedenfalls erhob sich das Volk — ‚warf alles vor sich her‘. ‚Das war auch nicht Tat der Menschen, das war Gottes Tat!‘ Wie der Niederbruch. Wenn die Geschichte somit auf eine Monographie Gottes hinauskommt, eines komplizierten Charakters, aber die irdischen Ordensauszeichnungen allerdings den einzelnen Gotteskindern verliehen werden, so bleibt das Zurechtfinden doch nur für den schwierig, der nicht wiederum zum Glauben seiner Väter emporgedrungen ist.

‚Wir haben,‘ sagt unser Führer schlagfertig und ausdrücklich, ‚in den Geschichts-Taten die sichtbaren Beweise für das Walten Gottes.‘ Somit neigt sich Gott, seit er Japanern den Sieg schenkte, neuerdings dem Buddhismus zu. Er hat aber was gegen Mohammed. Es gibt sicher mehrere Schichten heut, mindestens zwei. Wir gehören zu der einen — zur anderen zählen die mit verfeinerten Merkmalen königlichen Bluts versehenen Herrennaturen, die für die Erhaltung des transzendenten Zustandes so begabt sind.

Ein psychologischer Punkt bleibt unter jeder Bedingung festzuhalten. Mancher Ausländer, der die Rede des Kaisers liest, stellt sich kurz entschlossen vor: ‚Wilhelms religiöses System besteht darin, daß er Gott als den Täter aller Taten betrachtet . . .‘ usw. Während in Wirklichkeit alles dies wohl auf das unbestimmte Versenken in die Allüren eines Hofpredigers hinauskommt. Halb und halb auf die Nachahmung von Gehörtem. Unbewußt. Das wird es sein.

Für solche ‚innerliche‘ Reden hat sich künftig ein trottelfreies Parlament an den Kultusminister zu halten: damit es ahnt, was von da für die Erziehung denkender Wesen in den Schulen zu gewärtigen ist.

Für unser teures Geld und unsren sauren Schweiß.

**Rentenhysterie** (Zuschrift an den Pan:)

Der allzuviel genannte Prof. Bernhard hat wohl eingesehen, daß man seine wissenschaftlichen Gegner besser durch Bücher vernichtet, als daß man versucht, sie abzuschießen. Er setzte sich daher hin und schrieb eine Broschüre über die unerwünschten Nebenerscheinungen in der Sozialpolitik. Er fand damit mehr den Beifall der scharfmacherischen Herren von Stahl und Eisen, als den der Wissenschaft, das oberflächliche Werk ist gebührend zerzaust worden. Eines scheint mir aber von der Kritik übersehen zu sein. Daß es überhaupt eine Rentenhysterie geben kann, welche furchtbare Anklage gegen unsere Wirtschaftsordnung! Wie schrecklich muß die Unsicherheit der Existenz auf dem Arbeiter lasten, daß er zum Betrug greift, um die paar lumpigen Mark der Rente, dieser Rente, wenigstens als sichere Einnahme zu haben!

Der arme Rentenschwindler wünscht sich, was ein österreichischer Politicus mal geäußert hat: „Er hat nichts, aber das hat er sicher.“

L.

**Bab, mein Bab**

In einer Zuschrift an den Herausgeber heißt es:

. . . Ernst Blaß schrieb vor kurzem in der Vorrede zu seinem schönen Versbuch mit aller grausamen Präzision der Jugend: „Sollte dann das Niveau noch nicht über kunstbehandelnde Dozenten vom Verstande des Herrn Bab hinübergelangt sein und noch immer in den Gazetten gelegentlich der Gedanke auftauchen, Rhinoceroshaftigkeit und Neid auf Feinerbehütete lasse sich . . .“ etc. p. p.

Ohne daß ich für alle journalistischen Theaterreferenten schwärme, scheint mir zu ihrer Höherschätzung nur mehr eines beizutragen: daß ihnen der arme Bab Ratschläge erteilt, dessen gedankenschwaches, verwaschenes Geschmus unter den meisten Nachtkritiken steht. Ist es nicht angängig, ihm einen bürgerlichen Beruf zu verschaffen?

Mit hochachtungsvollem Gruß . . . usw.

\* \* \*

A n t w o r t:

Es kommt seit längerem der Posten eines Synagogendienerers oder Schammes in Frage.

Bab ist jedoch seit kürzerem Perotestant: so daß er sich zwar bei Bewerbungen auf ein Taufzeugnis zu berufen vermag, daß jedoch die Schammes-Stelle tatsächlich außer Betracht steht; er wird fernerhin rezensieren.

K.

---

---

• Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---

---



# MAX DAUTHENDEY DER VENUSINENREIM

Einmalige Subskriptionsaufl. von 600 numerierten Exemplaren  
Geh. M. 8.50   Geb. M. 10.—   Vorzugsausgabe (50 Expl.) M. 30.—

EMIL FAKTOR im „TAG“: . . . Dies alles berichtet Dauthendey in zwölf flotten, hurtig frechen, nicht selten beleidigend simplen, oft bezaubernd anschaulichen Gesängen. Es ist frei nach Ovid eine kühne Metamorphosendichtung und dabei ein unerhört loses Spiel mit Abstraktionen, die zu Körpern werden, und mit Sinnenreizen, die sich in Abstraktionen auflösen. Es ist, wenn man will, eine lyrische Offenbachiade mit der tieferen Absicht, die Macht des Gefühlslebens durch eine groteske Verhöhnung der Verstandes aufleben zu lassen. Der Pikanterie, welche schnüfflerische Leser aus diesem Epos eindeutig genug heraus fühlen werden, wird aber so oft eine Nase gedreht, dass man mit Auswürfen gegen diesen Dichter wohlweislich zurückhalten wird.

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE: Glücklich ist dies Werk bis jetzt dem Staatsanwalt entgangen. Der Mucker bekommt gar sehr verliebte und gotteslästerliche Dinge von der schönen, liebestollen Frau Venusine zu hören, die aus dem Hörselberg in prächtiger Toilette hinauszieht, im D-Zug die Reisenden in läufige Bernhardinerhunde verwandelt, in Mailand nackt spazieren geht und auf dem eisernen Rosse des Doms nach Rom entflieht, dort unter den Dirnen, im Kolosseum, in den Kasernen, im Sankt Peter, in der Sistina, an der Via Appia ihr verliebtes und verderbliches Wesen treibt, mit dem tollen Teufel ein Verhältnis unterhält und schliesslich im Himmel thronend Gericht hält und den Liebesdichter Dauthendey an ihre rechte Seite setzt. Wir haben hier ein grandioses heiteres Epos, das in der neueren Literatur nicht seinesgleichen hat.

---

ERNST ROWOHLT, VERLAG, LEIPZIG.

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....	Wassermann-Hofmannsthal
S. Klabund.....	Fortgeschrittene Lyrik
M. R. Schönland.....	Max Pechstein
Theophile von Bodisco.....	Die Freiherren
Kurt Hiller.....	Trottelglosse



Der Futurist — Christus, Eulenberg. Heine — Kultur des Futterals  
Die Forderung der Demokratie





## Wassermann-Hofmannsthal

Von Alfred Kerr

### I

Suder- und Wassermann lieben die Kritik nicht. Sicher aus abweichenden Gründen.

Oder doch sicher in abweichenden Aeüßerungen . . . Wassermann hat vormals einer Zeitschrift, wo manches von ihm erschien, Späne gemacht, weil ein vossischer Journalist seinen Alexander dort nicht hatte siegreich finden können; (was ausnahmsweise nicht an dem Unterschied zwischen Spree und Kydnos lag; sondern an dem Unterschied zwischen Alexander und Alexander). Suder- und Wassermann lieben die Kritik nicht.

### II

Wenn Jakob Wassermann mit jemandem gesprochen hat (und seien es metaphysisch wertvolle Menschen), so finden sie alle danach, daß ihnen zwar nichts fehlt, . . . aber daß der Scheidende was für eine schriftliche Aeüßerung mithat.

Wenn er v o n jemandem spricht, scheint er in dessen Ton zu fallen. Wenn er von Thomas Mann spricht, wird ihm sofort im Halse trocken. Wenn er von Viktor Neßler spräche, ständen bei den Rosen unbewußt gleich die Dornen. Wenn er von Meyer-Förster spräche, käm' ihm am Neckar wie am Rheine kein anderer gleich.

Wenn er von Hauptmann spräche, spräch' er hauptmännisch. Wenn er von Kerr spräche, spräch' er kerrisch. Wenn er von der Heimburg spräche, spräch' er heimburgstill. Wenn er von Dreyer spräche, spräch' er metaplattdütsch. Wenn er von Karlchen Mießnik Kraus spräche, spräch' er Talmi minus Talmud. Wenn er von der Suttner spräche, spräch' er warmblütig und verkannt. Wenn er von Harden spräche, spräch' er Scharnhorst-Schminkelowicz. Wenn er von Schönherr spräche, spräch' er halb protestantisch. Wenn er von Dehmel spräche, spräch' er dehmelisch. Wenn er von Goethe spräche, spräch' er also erichschmidtisch. Und wenn er von Hofmannsthal spräche, spräch' er also goethisch.

Er spricht von Hofmannsthal und schützt sein übles, langweiliges, ich möchte sagen: preziödes Ariadne - Libretto. 'Αλέξανδρος: der Abwehrer . . . Wassermann, Jakob, kann (für seine 40 Jahre) ganz hübsch altersgoetheln, denn Hofmannsthal hatte

(schon mit sechzehn; als Schubert den Erlkönig schrieb) die niemals gedruckte Strophe gemacht, die keinen Sinn geben, bloß einen Klang wiedergeben wollte:

„Manches mag sich vorbereiten  
Wenn im Wald die Bienen summen;  
Brücken dann hinüberleiten  
Zu den Klugen, zu den Dummen.“

Der gleiche Tonfall ist die Hauptsache.

Wassermann (seinerseits) hat nun schlagfertig den Tonfall dieses Tonfalls, indem er auf ungekonnte Libretti durch eine Verteidigung (Wehr) hinwies und ihre Mängel taufrisch leugnete, — hat nun den Tonfall dieses Tonfalls getroffen und stellt sich (statt etwa von einem „Herrn aus dem Publikum“ zu reden), einen Mann vor, der „von einem Beruf beansprucht“ und in der „Erwartung getäuscht wird“; der fühlt sich „beleidigt durch einen Ton der Abschätzung“. Wenn er Kritiken liest.

Der Mann jetzt schaut auf der Bühne Hofmannsthals Libretti, — „und seine Zweifel verschwinden sogleich“. Nun tut er . . . was? Nun „ergötzt er sich an blühenden Gestalten, an einer anmutig kräftigen Begebenheit.“ Das hab’ ich immer gedacht, als ich die Naxos-Ariadne sah, daß es einem passieren müßte; der Dichter Wassermann sagt, was in aller Herzen geschlummert hat. Das Unbewußte macht er wach. „Diese“, bemerkt Wassermann, „Oekonomie und Beschränkung haben in der Ariadne einen Grad erreicht, der sie mir bewundernswert macht.“

So Jener.

### III

Nicht mehr die Sprache Wolfgang Hofmannsthals, eher die Schule Moritz Heimanns äußert sich in dem Satze: „Die Musikalität eines Kunstwerkes ist zugleich seine innere Mathematik.“ Das hab’ ich auch immer gesagt; das ist sie. (Bei Heimann kommt es jedoch aus erster Hand.)

Hinterdrein, wenn er an viele Librettisten denkt: „Ist es nicht ein Ziel, den herz- und hirnlosen Produkten betriebsamer Texterzeuger Werke von Belang gegenüberzustellen . . .“ Ah, mit denen vergleicht er ihn? Ich nicht.

Ich nicht.

### V

Aber Molière? Seine posthume Vernutzung durch geringere Hände? Kein Wort für ihn? Ich schrieb: „Die atmenden Berufsgenossen heimgegangener Vettern haben die Pflicht, edle Leichname zu schirmen.“

Wassermann hilft lieber die lebenden Freunderln schirmen.

Ich schrieb: „Ein öffentlicher Widerspruch der wertvollen Deutschen vor aller Welt sollte die Antwort sein.“ Wo ist 'Αλέξανδρος?

(In Wien.)

## VI

Doch woher kommt es im Ernst, daß ein gestufterer, vielleicht gärender Schriftsteller, gleich dem Wassermann, in der Kunst ein Daseiendes fast schon für daseinsberechtigt hält? Daß oftmals dieser Unterton fühlbar wird: „Richtet nicht, nehmt es hin.“ Während in seiner Gemarkung, zwischen Menschen, die er knetet, aneinanderbringt und entfernt, der Kampf ihm selber wie etwas Allerwichtigstes, mit allem Glück des Funkenfliegens, erscheinen wird? Woher kommt es?

Daher: weil Jakob Wassermann, den ich zu den ehrlichsten (auch zu den unterschätzten) Künstlern dieser deutschen Stunde rechne, dennoch, wie soviel Schlechtere seines Berufs, mehr ein Schreibmensch ist als ein Lebensmensch. Weil schlafendes Sternlicht und geiles Maiengesträuch und Skorpionenwildheit zwar in der Dichtung irgendwo scheinen, blühen, peitschen darf: doch im Leben, das plötzlich zur Literaten-Glasglocke wird, eine windstille Zurückhaltung herrschen soll, ein verstohlenes Entäußern . . . weitab von Haderhaftigem, von hiebsicherem Gelächter, von krudeler Gloria, von blitzendem Sondern und von heiter-fühlloser Säuberung — in einer Augiaszeit.

## VII.

Goethe hat anständiges Bedauern gefordert; (Haarkräusler wiederholten es).

Doch in welchem Daseinspunkt? Doch in welchem Erdbetrieb?

Wir sitzen, Wassermann, auf einer andern Kugel.

Glaub's.

Laß den Melissengeist. Höhne mit Engelszungen. Lerne zu schauen, ohne zu klagen. Boxe die Cherubim. Zieh deine Plempe. 'Αλέξανδρος! 'Αλέξανδρος!



## Fortgeschrittene Lyrik

Von S. Klabund

Junge Menschen sind anständig. Indem sie so unanständig sind. Dies ist ein Neunzehnjähriger. Aus Süddeutschland. Mit dem Zusatz:

„Entschuldigen Sie, wenn ich auf Telegrammformularen schreibe, aber ich habe kein anderes Papier. Ich habe überhaupt nichts, weder Papier noch Geld noch Beruf noch eine richtige Wohnung. Nur Mut habe ich sehr viel. — Ich kenne keine moderne Literatur. Nur hin und wieder bekomme ich von Freunden (die haben aber auch nicht viel Bücher) etwas geborgt. Da hab' ich kürzlich ein altes „Pan'heft erhalten (vom April vorigen Jahres). Deshalb schicke ich Ihnen diesen Brief . . .“

\* \* \*

### I

Es hat ein Gott . . .

Es hat ein Gott mich ausgekotzt,  
Nun lieg ich da, ein Haufen Dreck,  
Und komm' und komme nicht vom Fleck.

Doch hat er es noch gut gemeint,  
Er warf mich auf ein Wiesenland,  
Mit Blumen selig bunt bespannt.

Ich bin ja noch so tatenjung.  
Ihr Blumen sagt, ach, liebt ihr mich?  
Gedeiht ihr nicht so reich durch mich?  
Ich bin der Dung! Ich bin der Dung!

### II

Sie hat an ihrem Liebesmunde . . .

Sie hat an ihrem Liebesmunde  
(Verflucht ja!) eine offene Wunde,  
Zu Ende ist mit meiner Ruh' es.  
Ist das nun Lues?

Sie sieht entsetzt mich zögernd zweifeln,  
Wünscht das Geschwür zu allen Teufeln,  
,Ich hab mich heute früh gerissen.'  
(Wer kann es wissen?)

,Ich schwör's!' Sie hebt die beiden Hände.  
Daß Amor alles glücklich wende!  
Sie ist so hübsch. Man ist gefangen.  
Es hat noch einmal gut gegangen.

### III

#### B e t r a c h t u n g

Wie schön, nach einer Liebeserfüllung im Bett (wenn man eins  
hat) a l l e i n zu liegen,  
Und müde zu träumen und zu denken, s i e wird vielleicht Kinder  
kriegen.  
Aber ich? Was kann denn m i r passieren?  
Ich werde höchstens morgen oder übermorgen eine andre ver-  
führen.  
Condoms? Sie mangeln mir. Alimente?  
Wer aus mir einen roten Heller herausholen könnte!!  
Es gibt ein Mädchen, das heißt Grete. Ich soll sie heiraten.  
Aber da werden sie verdammt vorbeiraten,  
Und ob die ganze Welt sich nur aus (unehelichen) Kindern —  
vier hab ich schon — von mir zusammenrotte:  
Ich liebe sie alle, alle. Der Reihe nach. Augenblicklich Constanza  
(Gouvernante), Emma (Büglerin) und eine  
verheiratete Spenglermeistersgattin: Charlotte.

---

## Max Pechstein

Von M. R. Schönlanck

Un fervent de Pechstein schrieb diese richtend-schwärmerischen Zeilen an den Pan, — mit einem Brief des Künstlers.

\* \* \*

Hier in den etwas engbrüstigen Zimmern des Salons Gurlitt muß ich an ein Ackererlebnis denken. Ueber die frische Erde stapft weitschreitend ein Mann, kurz hineinfassend, eng abwerfend die Saat in eine unbestimmte Zukunft. Einen Schritt hinter ihm, im Schweigen segnend, ein schwangeres Weib. Unter ihnen die Gleichgültigkeit der Scholle, über ihnen die ganze Ungewißheit der Himmelsglocke.

So ist Pechsteins Kunst. Beladen mit der ganzen Schwere persönlicher Naturerlebnisse und uralte Saaten der schöpferischen Kraft in sie hineinwerfend. Da ist der Herbst mit der ganzen goldenen Pracht und dem ewigen Fallen seines Todes. Da kann nichts mehr aufstehen. Da ist das Meer in dem Takt seiner Bewegung, ewig Wellen rollend, auf und ab. Da ist ein Mensch, der gesund wird, mit dem ganzen Jammer der Schmerzen und dem erwachten Zweifel am Leben. Es liegt in der Art seiner künstlerischen Begabung, daß Pechstein jedes persönliche Stimmungserlebnis in das elementarste Darstellungsmittel der bildenden Kunst übersetzt: in die Figur. Meer und Morgen, Herbst und Düne werden bewegte Figur mit unverkennlicher Geste. Sie wächst so aus der Landschaft heraus, wie die Bäume, der Strauch und der Rasen. Sie sind wie Sand und Laub und Wasser. Und darum bewegen sie sich wie die ewigen Elemente, die sie in der Phantasie des Künstlers haben erstehen lassen.

Er, dem so sehr der Quell seines Schaffens in dem verlebendigenden Fühlen der Natur liegt, muß notwendig einen besonderen Reiz vor der Aufgabe des Porträts empfinden. Eine ganz bestimmte psychische Gegebenheit in ihrem Wesen wiederzugeben durch einen notwendigen Rhythmus auf der Fläche, durch die eine mögliche Flächenerlösung, das ist in der Tat Pechsteins Stärke. Keiner schürft so tief wie er in das Wesen des Menschen hinab, keiner hat wie er den Mut zu allen



Tiefen und Untiefen des modernen Menschen. Wer hätte wohl diese moderne Dame à la mode de Gerson so auf die Fläche bringen können, daß wir hinter der ganzen Garnitur des modernen Weibchens noch den Funken Eva spüren? Pechsteins Porträts können das letzte Wort über einen Menschen sagen, darum sind sie in erstaunlichster Weise ähnlich.

Wie Pechstein bei seinem Bestreben, seinen lebendig gefühlten Erlebnissen dadurch eine höchste Ausdruckskraft zu geben, daß er zum Gestus der menschlichen Figur griff, die Illustration vermied, wird immer ein Geheimnis seiner Begabung sein. Doch kann man sagen, daß er weit in die Elemente hinunterstieg und sie erweiterte, indem er die Ausdruckskraft der einzelnen Linie und Farbe, ihrer Kombinationen und Massen prüfte und feststellte; und daß er höher hinaufstieg, indem er das Gesamterlebnis auf mathematische Grundform reduzierte und ihm damit eine bildmäßige Stabilität sicherte, die wir wohl aus der Tradition, aber nicht aus der impressionistischen Moderne kennen!

Man würde Pechsteins Wollen gröblich mißverstehen, wollte man ihn einen Naturalisten, Psychologen oder Formalisten nennen. Er ist von jeder Anekdote gleich weit entfernt. Das zeigen vor allem seine Stilleben. Hier war alles tot, Materie, Willkür. Hier konnte der Künstler frei den Sinn seiner schöpferischen Tat zeigen. Wir sehen, wie er die Grundelemente der Kunst darstellt: den fallenden Rhythmus in freier Verteilung der Massen, den steigenden in geschlossener Komposition. Die Stabilisierung der Gegenstände durch ihre Einzwängung in ein Rhomboid. Und die Gegenstände selbst? Da ist ein Apfel, auf den jeder Maler stolz sein könnte. Nicht weil ein Vogel hineinpicken oder ein kleines Mädchen ihn aufessen möchte, sondern weil es ein Apfel ist. Ein Apfel und nicht nur ein toter, materieller Farbklex. Da ist ein Tuch mit Ornamenten, in dem durch den Klang der Töne die Ornamentik aufgehoben und das Ganze stofflich lebendig gemacht ist. Auch diese toten Gegenstände gewinnen allmählich Leben, und das ist der Sinn der ganzen Kunst Pechsteins. Aus den Erlebnissen heraus eine Kunst schaffen, die fest und solide aber lebendig ist. Die nicht totschießt, sondern schafft, formt, bildet.

So erfüllt Pechstein die beiden Forderungen Cézannes, einer eigenen Sensibilität und einer eigenen Logik. Er geht den haarschmalen Weg zwischen den Klippen des Naturalismus und des Formalistischen. Die Banalität des nur Realen und das mit ihrer Wiedergabe notwendig verbundene Artistentum hat in Deutschland durch ihn seinen Ueberwinder gefunden. Alles trennt ihn von der vorigen Generation. Für ihn ist die Kunst wieder Gesetz

und zwar ein seit Anbeginn bestehendes und immer nur annähernd wieder von neuem zu erfüllendes Gesetz. Darum liebt er die alte Kunst. Nicht wie der Aesthet als Gaumengeschmack. Sondern um der Gesetze willen, die in ihr liegen und die auch in jeder neuen Kunst liegen müssen, will sie vor dem Geist der Geschichte nicht nur Totgeburten produzieren. Aber diese Gesetze sind nicht apriorische Formalien, die unbekümmert um jede Beschwerung durch reale Erkenntnis aus Geschmack oder Wissen zu befriedigen sind, wie neuerliche Formalisten und Aestheten, diese Gaukler des modernsten Kunstbetriebes, glauben machen wollen. Sie werden vielmehr in der Realität und nur in der Realität durch die reine Empfindung des Künstlers geboren. All die neuen Schlagworte von Abstraktion und kindlich primitiver Einfachheit berühren Pechsteins Wollen nicht. Nicht Einfachheit, sondern Einheit, nicht Abstraktion, sondern Schaffen, so sagt sein Werk ganz deutlich. Und damit ist in seinen Arbeiten eine reinliche Scheidung auch gegen die Formalisten und ihre Dogmen von der reinen Fläche und der reinen Farbe gezogen, die um nichts weniger banal und albern sind, weil sie jüngeren Datums sind als das Dogma von der Hellmalerei des Impressionismus.

Diesen von lockenden Schwindeln umgebenen Gratweg zu gehen, hilft Pechstein seine bäuerliche Veranlagung: Ich säe, ich werde ernten. Denn das Leben muß dem Schaffen rechtgeben, dem Gebären, dem Wachsen. Hier eine Stelle aus einem Brief an mich (datiert vom Frühjahr, als er den Krach mit den Sezessionsleuten hatte und Berlin der Reklametrommel des Futuristenschwindels nachlief):

„Hol's der Teufel, schaden kann's mir doch nicht, denn ich arbeite trotz allem und jedem weiter. . . Eine jede Arbeit in der etwas von der Lebensenergie des Schaffenden ist, hat Bestand und erregt doch früher oder später im einzelnen Menschen etwas von dem Schönheitsgenuß, den der Schaffende empfunden; und was will man, man malt doch ohne jede Rücksicht und weil man muß. Theorie ist gut, aber eine Maschine nur theoretisch auf dem Papier, arbeitet noch nicht, löst noch nichts aus. Herrgott, wie kräftig ist ein Frühling, treibt, schießt und stößt die Kräfte heraus; unbekümmert um den Mist, mit welchem der Boden gedüngt, kommen die Blumen durch.“

Das ist der Mensch Pechstein. Und warum soll man nicht von ihm reden, da sein Werk in dieser Ausstellung uns lehrt, zwischen Leben und Kunst keine Scheide zu machen? Da hängen zwei Selbstporträts, die von einer wichtigen Wandlung seines Lebens erzählen. Das erste datiert von 1910, zeigt uns noch die kecke Pose des Welteroberers, der die harte Realität noch immer nicht in ihrer Unüberwindlichkeit gefühlt hat. Das zweite, vom Ende

1912, zeigt den, der die brutale Last des Daseins als einer dinghaften Bestimmtheit in ihrer ganzen Schwere auf sich nahm . . .

Seine Kunst ist zu einem unendlichen Weg geworden, zu einer Aufgabe, zu einer moralischen Pflicht gegen seine Begabung. Eine Welt an Erlebnissen liegt zwischen diesen Bildern. Sie trennt ihn nunmehr radikal von allen Aestheten und Formalisten, die immer nur mit scheelem Verdacht auf ihn sahen. Und sie bringt ihn selbst der Harmonie seiner seelischen Kräfte näher, die ja unbedingte Voraussetzung alles Schaffens ist. Jener Raubtierzug, der sich gierig auf alle Erscheinungen des Lebens stürzte, immer aktiv, sammelnd, krösische Schätze einheimsend, als müßte für Enkel und Urenkel aufgehäuft werden, was im Leben reizte, ist vor dem Drang nach Ordnung, Durcharbeitung, Gestaltung ein gutes Stück gewichen.

Die Organisierung des gesamten Erlebens ist gewachsen, alle Willkür beschränkt, gehemmt. Nach Worten wird geschieden. Ja und Nein, Gut und Böse, Wahr und Falsch, Schön und Häßlich härter, reiner voneinander gesondert. Paktieren wird unmöglich, weil es Verrat am Leben und an der Kunst bedeuten würde.

Diesen freieren Blick für den Menschen und den Künstler Pechstein verdanken wir seinen Fresken in der gelben Villa vor dem Walde. Indem er uns hier ein ganz neues Erlebnis vom Raume schuf, gab er uns zu seinen Einzelbildern eine neue Distanz. So durchgearbeitet sie sind, sie bedeuten uns nur Anweisungen, Vorbereitungen auf eine neue Großtat.

Er gab den Deutschen eine neue Kunst. Wird er mit ihr auch den unerquicklichen Stand unserer erstickenden Kunstpolitik revoltieren können? Wir wollen ihm auf diesem Wege helfen mit dem Ruf: Wände her für Max Pechstein!

---



## Die Freiherren

Von Theophile von Bodisco

Als ich mit Herrn Hansen (der bei Riga zu Hause war, mehr ein Gutsherr denn ein Pastor) in heisser Nacht unter einer Tamariske sprach, und die Schakalstimmen, hoch, dünn, das dunkle Jericho umheulten, rief mein Balte voll behaglichen Heimwehs: man lebe bei ihm zu Haus ‚äin so bräites Leben‘.

Das bräite Leben estnischer Barone wird ein bei S.Fischer in kurzem herauskommendes Buch von Bodisco . . . fast frauenweich schildern. Im Stil der älteren Gattung; aber mit merkwürdigen Einblicken in eine gesonderte Welt von verschollenen halbdeutschen Landsitzern: ehrenfest lutherisch, bräit und zart-empfindsam.

Rückständig ohne Rücksichtslosigkeit; gewiß erstaunt (denk ich mir), als sie von den ausgesogenen estnisch-lettischen Kossäten gruppenweis erschossen wurden — vor fünf Jahren in der Revolution. . .

Dies Begebnis fällt nicht in das fäine, bräite, wäiche, läise Buch, das absichtsvoll den väterischen Titel ‚Im Hause des alten Freiherrn‘ angenommen hat; — doch ohne Revolution sieht man hier einen Menschenschlag langsam schwinden.

Bernsteinumglastes. Verwitterndes. Abseitiges. Mit eigner Melodie.

Ein Franzose mag sie (abermals . . . und anders) hören, wenn er in Kanada verwehte Landsleute trifft. K.

\* \* \*

Der Geburtstag des alten Freiherrn.

Der große Tag war gekommen. Mit hellem Sonnenschein und leichtem, frischem Winde war er angebrochen. Alle Säulen auf Veranden und Balkons waren kranzumwunden. Kleine bunte Fahnen sahn aus dem dunklen Eichenlaub hervor und flatterten im Morgenwinde, als wollten auch sie ihre Teilnahme und Festfreude ausdrücken. Alle Hausgenossen waren heute früh aufgestanden und warteten vor der Veranda des alten Freiherrn auf sein Erscheinen. Schon mit dem Tagesgrauen war der alte Herr erwacht, doch er erschien nicht früher, als bis man ihm sagte, daß alle versammelt seien.

Unter den Wartenden konnte man zwei ganz alte Herren sehen — Kriegskameraden des alten Freiherrn. Jedes Jahr kamen sie zum Geburtstag ihres Zeitgenossen heraus. In dieser Nacht waren sie angelangt. Der eine, ein verabschiedeter General, klein und stramm, lebte in einem Vorort Petersburgs und war ‚zahlreicher Familienvater‘, der andere war unverheiratet und zehrte von den alten, großen Erinnerungen. Für gewöhnlich die ruhmlose Existenz eines kartenspielenden Klubmitgliedes führend, konnte er sich über die alten Kriegsgeschichten noch so ereifern, daß er ausrief, einer, der keinen Türkenkrieg mitgemacht habe, sei in gewissem Sinne gar kein Mann; nur der verstehe das Leben, der von allen Seiten vom Tode bedroht gewesen sei.

Vor den Erwachsenen standen die Großkinder, die Kleinsten voran. Sie hielten große Sträuße und waren unruhig erregt, teils auch, weil sie die Nacht durch die harten Papillotten, mit denen man ihr Haar aufgedreht hatte, schlecht geschlafen hatten. Die Kinder dagegen standen feierlich und nachdenklich da, ebenso waren die großen Jungen ernst und zusammengefaßt in ihrem Wesen.

Alle hatten auf Charles gewartet, der jetzt eilig und erhitzt daherkam und Klotilde Vorwürfe machte, daß er zu spät geweckt worden sei; an solch einem Tage passe einem doch schon so wie so nie ein Kleidungsstück und dann habe man ihm noch Eile gemacht!

Felix, der wußte, daß bei Charles' Erscheinen die Musik beginnen sollte, gab den Musikanten ein Zeichen und sie setzten ein: ‚Ein feste Burg ist unser Gott.‘ Sowie die Musik ertönte, hörte man den schweren Schritt des alten Freiherrn. Er trat auf die Veranda heraus. Nur leicht stützte er sich auf seinen hohen Stock und sah heute noch länger aus als sonst, weil er den Kopf ganz gerade hielt. Sowie er erschien, lüfteten sich alle Mützen, die kleinen Mädchen knixten und die Frauen verneigten sich. Der alte Herr nickte leicht lächelnd und stand dann, auf seinen Stock gestützt, ernst und ruhig da, indem er dem Choral zuhörte und den Blick über die Versammelten hinweggleiten ließ. Als die Musikanten schwiegen, dankte er ihnen und lud sie, wie üblich, zu diesem Tage als Gäste ein. Darauf nahm er die Gratulationen entgegen.

Die kleinsten Kinder gaben nun, ganz erfreut, vom Warten erlöst zu sein, mit hochgestreckten kleinen Händen ihre Blumen her und gratulierten, um dann so schnell wie möglich ihre schönen Lockenköpfe bei den Müttern und Bonnen zu verstecken. Dann traten mit merkwürdig viel Haltung, wie Charles bemerkte, die Kinder vor. Sie hatten wie gewöhnlich Sprüche gelernt

und sie ausgeschrieben, aber dieses Jahr darum gebeten, sie sich selbst auswählen zu dürfen. Niemand hatte es noch erfahren, welche Sprüche sie hersagen wollten, und Charles trat neugierig näher. Als er aber nun die klaren Kinderstimmen lauter Lobsprüche hersagen hörte, als er die groß geöffneten, mit unendlichem Vertrauen auf den Großvater gerichteten Kinderaugen sah, überlief ihn ein Schauer der Rührung. ‚Herr, wie sind Deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte‘, sagte ein Kind, und ein anderes fuhr fort: ‚Es wartet alles auf Dich, daß Du ihnen Speise gäbest zu seiner Zeit.‘ Und so ging es weiter, so daß Charles in seiner Meinung, daß diese Kinder etwas vom lieben Gott in den Großvater und vom Großvater in den lieben Gott transponierten, nur noch bestärkt wurde. Liebreich beugte der alte Herr sich zu den Kindern und küßte sie; es geschah voll Liebe und doch mit jener leichten Zurückhaltung, die ihn den Kindern trotz aller Liebe immer wie fern hielt. Nachdem die großen Jungen gratuliert hatten, gingen die aufleuchtenden Augen des alten Freiherrn suchend und rufend zu den Kriegskameraden hinüber, zu jenen beiden Zurückgebliebenen aus versunkener Zeit. Sie kannten ihren Carl-Joachim und hatten ruhig gewartet auf ein Zeichen, um vorzutreten. Stramm, wie im Kriege, war er auch im Leben, dort hatte es geheißen: dem Feinde entgegen, hier hieß es: Platz und Ehre der Jugend, der Hoffnung unseres Lebens, dann erst kommt Ihr, Ihr lieben Alten.

‚Gott segne dich, und deinen ganzen Stamm!‘ sagte der General, während ihm die Tränen über die Wangen liefen, und der andere fügte hinzu: ‚Das wünsche auch ich. Gott die Seele, dem Kaiser die Ehre, gib dem Freunde nach wie vor etwas von deinem Herzen.‘

\* \* \*

Und der Tag ging weiter. Die Pächter der fünf Güter des Majorats kamen angefahren, im Herzen dem alten Herrn aufrichtig dankbar, denn es ließ sich leben mit seinen Kontrakten und unter seinem Regiment. Sie hielten kleine Reden, zeigten offen ihre Verehrung für den alten Herrn, der als ein stilles, ruhiges Beispiel unter ihnen lebte. Es kam der Pastor und empfing die übliche Summe für die Gemeindearmen, und nach und nach stellten sich die Nachbarn ein, die vielfach mit ihren Gästen auftraten, denn es war da so mancher im Lande, der gern ein mal ein Fest in Liwametz mit ansehen wollte. Und der alte Herr empfing Besuch auf Besuch, und seine Töchter sahn ihn ängstlich an und fragten Klotilde, ob es nicht zuviel würde für den Vater? Klotilde



aber lächelte : sie kannte die Art ihres Vaters, gewiß würde es zuviel werden, aber das mußte schon so sein. Fünfundachtzig Jahre alt wurde der Vater heute, wer konnte wissen, ob es nicht das letzte Lebensjahr war, das er begann ?

Adrian Witt war aufgestanden und schlug ans Glas :

„Hochverehrte Anwesende ! Es gibt in der Natur einen Vorgang, den ich als das Gesetz der Gruppierung bezeichnen will, und der sich in allen Formen widerspiegelt. Wir haben den Zusammenschluß der Gestirne um ihre Sonne, der Staatsangehörigen um ihren Monarchen, der Familienglieder um ihr Familienhaupt. Das Wichtigste in diesen Gruppierungen ist die Beschaffenheit des Zentrums : je größer, je stärker es ist, um so fester und wohlgefügt wird auch seine Umgebung dastehn.

Wenn wir, meine Damen und Herren, uns heute hier versammelt haben, so ist es, um das Bestehn eines solchen sicheren und festen Zentrums zu feiern, das Jahre und Jahre über segensvoll gewirkt hat. Wie die Sonne im Sonnensystem ihre Planeten, Fixsterne, Trabanten und vielleicht zeitweilig angezogene irrende Gestirne um sich hat, so steht der Majoratsherr auf Kanten, unser liebes Geburtstagskind, inmitten seines großen Besitzes, umgeben von Angehörigen zweier Generationen, von allen Untergebenen und Hausfreunden, fest als Mittelpunkt da. Wer das Glück gehabt hat, in diesem wohlgeordneten, festen Gefüge zu stehn, hat den Segen eines solchen Zentrums an sich erfahren. Wir alle, die wir um ihn standen, empfingen von ihm Platz, Licht und freudige Existenz, wir alle, die wir ihn kennen und lieben lernten — denn das ist hier Eins — haben mit dankbaren Augen auf ihn gesehen, und so bitte ich Sie nun, Kinder, Großkinder, Verwandte, Freunde, Nachbarn, sich gleich mir zu erheben und dieses Zentrum hier leben zu lassen. Wir alle haben den heißen Wunsch : möge es uns noch recht lange erhalten bleiben ! Ich trinke dieses Glas auf Ihre Gesundheit, verehrter Freund. Der alte Freiherr, er lebe hoch !“

„Hoch, hoch !“ tönte es von allen Seiten, von überall drängte es sich um den alten Freiherrn, streckten sich ihm Gläser entgegen, die Kinder tanzten und schrien und keine Schleppe war vor ihnen sicher, sie wußten nicht, wo ihre Füße hintraten, und der Champagner floß über den Rand ihrer Gläser. Es war noch Wogen und Bewegung, als der alte Freiherr laut an sein Glas schlug, um eine Antwortrede zu halten. Alles wurde sogleich totenstill und aller Augen richteten sich auf den alten Herrn, der hoch und gerade dastand und sich nur leicht mit der einen Hand auf den Tisch stützte.

Der alte Freiherr ließ einen Augenblick die tiefe Stille reden, die sich wie ein Gruß aus der Ewigkeit zwischen ihn und die anderen Menschen legte, dann begann er :

„Ich danke euch allen, die ihr hier versammelt seid, für eure Teilnahme. Ich fühle das Bedürfnis, euch ein Wort zu sagen.“

Unser Freund hat in seiner Rede gemacht, als wäre es ein Verdienst von mir gewesen, daß ich habe Zentrum sein dürfen. Meine Freunde, es entstehen die menschlichen Gebilde, stehn eine Weile und verschwinden dann wieder. Alles, was ist, vergeht, und alles, was war, bleibt doch ewig bestehn. An Allem arbeiten viele Kräfte und nicht eine Kraft allein. Die Kraft, die Gott mir gegeben hat, und die mich mein Leben über nicht verlassen hat, war die Treue, und diese selbe Kraft ist mir von allen Seiten zugeströmt. Das war das Schöne in meinem Leben, daß mir Treue mit Treue vergolten ward.

Wenn ich heute vor euch stehe, muß ich wieder für die Treue danken. Sie erscheint mir als etwas Hohes, und ich möchte, wie unser Freund, einen naturwissenschaftlichen Vergleich ziehen und sagen : daß sie wie die Gravitation ist, ohne die nichts im Weltall zu denken ist. So soll sie unser Leben zusammenhalten. Darum bitte ich euch alle, nehmt als Erinnerung an diese Stunde die Bitte eines alten Freundes entgegen : haltet die Treue hoch, zu Allem, wozu ihr in ein Verhältnis gesetzt seid. Arbeitet sie aus in euch, die Treue für Heimat und Leben, die Treue zu Gott. Die Treue hat uns heute zusammengeführt, ihr alle, Gäste, Verwandte, alle, die ihr so schön die Treue gehalten : lebt hoch !“

Wieder hatten sich alle erhoben, aber das Anstoßen war nicht stürmisch freudig, wie erst, sondern ernst und still. Alle fühlten es in sich, daß dieser Augenblick, in dem der alte Freiherr, vielleicht so nahe der Schwelle des Todes, die Treue gelobt und sie gebeten hatte, sie hoch zu halten, nicht ohne Wirkung in ihrem Leben aufgegangen war.

\* \* \*

Der Weg von Liwametz nach Kanten führte durch hochstämmigen Nadelwald. Es regnete nicht mehr, im Walde war es windstill.

Von Liwametz aus kam man nicht zur eigentlichen Anfahrt zu den beiden Wächterhäuschen und der großen Kastanienallee, sondern auf den Wirtschaftshof. Im Vorüberreiten sah Felix ein Feuer in der Schmiede glühn und hörte harte, laute Hammerschläge ; der Schornstein der Brauerei dampfte, von weitem sah

er die bunten Spitzen der Entenkioske, die auf den Inseln der Teiche errichtet waren, und hörte das Schnattern der großen Geflügelscharen. Alles war hier voll Leben, Bewegung. Da stand plötzlich der Wirtschaftshof des väterlichen Gutes vor ihm, er gedachte des etwas verwahrlosten Eindrucks, den er vom Gut gehabt hatte, als er aus dem Auslande zurückgekehrt war, und sein Gesicht verfinsterte sich.

Nun lag das große, weiße Schloß mit den beiden vorspringenden Flügeln und dem mächtigen, säulengetragenen Balkon, über dem das Wappen in Stein gemeißelt war, vor ihm. Die Sonne ging unter und warf einen rötlichen Schein auf die hohen, weißen Säulen. Felix fiel es ein, wie Charles ihm, als sie einmal hier gewesen waren, gesagt hatte, er empfände dieses Haus wie einen großen Sarg. Auf Felix machte es im Gegenteil den Eindruck eines großen, freundlichen Heims. Ein Arbeiter war ihm gefolgt und nahm ihm das Pferd ab. Felix trat in die große, küstere Halle, von der aus die dunkle Treppe mit dem geschnitzten Geländer hinaufführte. Sie hatte auf halber Höhe eine große Tür und führte dann offen in ein Vorzimmer oder vielmehr einen Saal herein, dessen hohe Fenster altertümliche, in Blei gefaßte Scheiben hatten, so daß sie wie vergittert aussahen. Hier standen Kleiderständer und Kasten für Ueberschuhe in allen Größen. Ueber einer dunklen Tafelung, die hoch hinaufreichte, hingen einige verblaßte Ahnenbilder, 'ausrangierte Ahnen', hatte Charles gesagt, 'solche, die schon zu nebelhaft sind'. Felix ging durch die offenstehende Flügeltür in den großen Ahnensaal, der in der Mitte der langen Zimmerreihe, in der sich die Aufenthaltsräume befanden, lag. Es sah jetzt anders aus hier, denn alles war für die Ankunft der Familie hergerichtet. Das kunstvoll eingelegte Parkett glänzte spiegelblank, vor den Fenstern standen Riesenpalmen, an den Wänden reihten sich, symmetrisch steif gestellt, geschnitzte hohe Stühle und Sofas. Von überall grüßten die Ahnenbilder, folgten mit den Augen, wie sie schon vielen Generationen gefolgt waren. Da war der Feldmarschall, der so berühmt gewesen war, da war diejenige aus dem Geschlecht, die einst Schwedens Königin gewesen, und ihr Gemahl, jener Schwedenkönig in dunkler Rüstung, im Profil dargestellt; der Maler hatte sein Gesicht und seine Hände in den fahlen Farben der Leichengesichter gemalt. Da grüßten enggeschnürte Damen mit panzerartigen, tief ausgeschnittenen Kleidern, eine Rose in den zugespitzten Fingern haltend, da standen, die Hand in die Seite gestemmt, graziöse Kavalierere. Felix ließ seinen Blick über sie hingleiten — sah die hellen Gesichter und hellen Hände in der Dämmerung schimmern.



. . . Die Stärke, die ein Geschlecht haben kann, die Größe und Kraft, die eine Familie darstellen kann, kam ihm deutlich zum Bewußtsein. Es fiel ihm ein, daß zu Hause auf dem Boden einige alte Ahnenbilder lagen, die einst heraufgebracht waren, weil die Rahmen schadhaft geworden. Die Mutter hatte wenig Sinn für dieses äußerliche Festhalten des Gewesenen gehabt, und der Vater hatte sich ihr, wie meistens, gefügt, und moderne Bilder waren an die Stelle der alten gehängt worden.

\* \* \*

Man hatte mit der Beerdigung gewartet, da Alexander, der jetzt älteste Sohn des alten Freiherrn, aus Livadia gekommen war. Noch einmal hatte er des Vaters Gesicht sehn können, dann waren die schweren, dumpfen Schläge, mit denen der Sarg zugenagelt wurde, durch das stille Haus geklungen.

Da Charles nicht in den kalten Saal hinübergeln durfte, fand die Beerdigung im Ahnensaal statt. Nun lag der Sarg des alten Freiherrn in der Pracht der blühenden Kränze unter den Ahnenbildern, zum letztenmal sahen die Vorfahren auf ihn hinab.

Auch auf die vielen Leidtragenden, die Verwandten, die nächsten Freunde, die Pächter der Güter und die Angestellten des Hauses sahen sie hinab. Die Kavaliere stemmten effektiv die Hand in die Seite, einige Damen hielten die Rose oder das Taschentuch in den Händen und lächelten ihr ewiges Lächeln. Der Feldmarschall umklammerte wie immer mit festem Griff sein Schwert, ja, sie sahen alle so gleichgültig und ruhig auf die dunkle, ernste Versammlung, als müsse das alles so sein, wie es war, dieses Kommen und Gehen der Menschenleben, dieses Weilen und Vordringen ; ruhig sahen sie, die heraus waren aus dem Schmerz und der Freude, die einzig die Gegenwart uns gibt, auf das Lebensbild unter ihnen, das ihnen nur eines von den vielen Bildern war, die sich vor ihnen abgerollt.

Dort, neben dem Sarge des Vaters, stand schlank und hoch, mit tief bekümmertem Gesichtsausdruck, in seiner hellen Uniform Alexander, unweit von ihm Patrik, sehr ernst, ruhig, mit verantwortungsvoll gefurchter Stirn. Darauf Klotilde — hoch, stramm, sehr bleich das Gesicht, wie kalt, als wäre es aus Stein geschnitten. Unbeweglich sah sie auf den Sarg, nur ab und zu schweifte ihr Blick zu Charles hinüber, der, mit gerötetem Gesicht, nervös und erregt in seinem großen Stuhl dasaß. Neben den Brüdern und Schwestern stand Valentin, der sich krampfhaft zu überwinden suchte und doch zuweilen schluchzen mußte wie ein

Kind. Es wurde auch erst dann besser mit ihm, als Leonhard ihn zu sich nahm unter die großen Jungen, die grade und feierlich, als ständen sie Ehrenwache beim Großvater, der Beerdigung beiwohnten. Anders die Kinder; sie schienen unruhig, standen nahe bei Charles, sie glichen eher verscheuchten Vögeln, die nicht mehr recht wissen, wohin sie nun hin sollen.

. . . Was sagte der Pastor? Er redete von der Seele, daß ihr Leben noch fernerhin weitergeht.

Die Kinder horchten auf: also auch der Prediger hatte sich mit dem Fernersein der Seele beschäftigt. Aber auch er schien nur zu vermuten, nichts Bestimmtes zu wissen. Wie traurig war das, wie dumm war doch im Grunde der Mensch, daß er von den wichtigsten Sachen so nichts wußte?! Der Prediger sagte: „Gottes Geheimnisse sind tief, wir können nur ahnen und glauben — —.“ Die Rede schloß, die Kinder wurden erregt, sie drängten sich zum Flügel, denn Charles hatte sich schon hingesetzt. Er hatte ihnen ein kleines Lied gedichtet und in Musik gesetzt, das sollten sie nun singen. Es schien ihnen plötzlich unmöglich, hier, vor allen Menschen und wo sie etwas so Dickes in der Kehle fühlten, zu singen, aber da erklang schon Cäciliens klare Stimme, nahm sie mit sich und trug sie fort. Alle Kinderstimmen fielen ein, sogar einige von den ganz Kleinen sangen mit:

„Wir sagen dir den letzten Gruß,  
Die wir dich hier umstehn,  
Wir sagen dir den letzten Gruß,  
Denn du mußt von uns gehn.“

An welchem Ufer landen wir?  
Wohin führt uns der Tod?  
Wir stehen traurig, fragend hier,  
In unsrer Herzensnot.

So lebe wohl! Wir fühlen tief,  
Du kannst uns nie vergehn,  
Und Gott, der dich von hinnen rief,  
Schenk uns ein Wiedersehn!“

Sie hatten gesungen. Jetzt kam das Letzte, das Unglaubliche: der Sarg erhob sich auf den Schultern der Tragenden, schwankte langsam durch den Saal, durch die weitgeöffnete Flügeltür zum Vorzimmer, beugte sich und begann in den dunklen Treppenraum hinabzutauchen . . .

Die Söhne, die Großsöhne und Freunde des Hauses trugen den Sarg durch die Allee bis zu den Wächterhäuschen, dann setzte man ihn auf den Wagen, alle stiegen in die Equipagen, und es ging fort zum Kirchhof. — —

— — — — —

## Trottelglosse

Von Kurt Hiller

Ueber den in der Zwanzigermitte stehenden Schriftsteller Franz Jung, dessen 'Trottelbuch' von Manchem seines Zeitgeschlechts verherrlicht wird, urteilt Hiller . . . grimmig.

Diesem Erstling stürmen private Enthusiasmen wie Herolde voran; man versichert augenrunzelnd, hier türme endlich jener ersehnte Wildmensch sich auf, der, unbekümmert um Brokate des Jeistes und Filigrane der Seele, die realischen Instinkte heut Europa Bekrabbelter donnernd wahr verkünde. Der Fortbeizer fauler Dekadentismen, der Mann mit dem großen Wurf, der Blöckeschleuderer, Neorübezahl, der polyphemeske Exekutor einer neuen Primitivität. —

Ich . . . ich muß hier streiken. Scheltet meine Lateinernerven zimperlich: nichts als Roheit, als ideenlose, kunstferne, ungeistige, über alle Maßen ennuyante Roheit erkenne ich in diesen Novellen. Einen Affektwirbel, welcher jeden gedanklichen Zentrums enträt und nicht einmal mit adäquaten Mitteln gestaltet ist, sondern mit einer holzbeinigen Bureaukratensprache, die hinter Tempo und Temperatur des Inhalts unangenehm zurückbleibt.

Ist Jung nicht jünger als zwanzig, so bedeutet dieser Band einen künstlerischen Bankerott . . ., als dessen einziges Aktivum — Ehrlichkeit figuriert. Auch wenn man nicht hätte erzählen hören, dieser Mann lebe so wie er schreibe, würde man merken: hier gibt es Ausbrüche, nicht Arrangements; dieses Buch rührt von einem offenherzigen Barbaren her, der sein Selbst verzapft und kein Kunstgewerbe.

Aber die Tugend Ehrlichkeit ist eine *V o r a u s s e t z u n g*; wo sie fehlt, blüht der Schund; wo sie da ist, beginnt nur eben erst die Diskutabilität.

\* \* \*

Das 'Trottelbuch', mag immer es bekennerrisch, also moralisch (und damit heut eine Seltenheit) sein, bleibt die Geste eines Barbaren.



Nicht die exzitative Tat eines Neu-Robusten, sondern das häßliche, spießige und langweilige Umsichschlagen eines Patrons. (Eines Patrons vom Stamme jener darum nicht Tieferen, welche prügeln, wenn sie lieben.) Kein Dionysos brüllt hier und rührt uns; sondern ein Skythe keucht; (zugegeben: ein etwas unglücklicher Skythe). Das Buch ist antihellenisch, anti-westeuropäisch . . . (Der Autor vernichtet den berechtigtesten Einwand gegen sein Werk keineswegs dadurch, daß er ihn, im Titel, selbstironisch antizipiert.)

Was nämlich geschieht auf diesen so faden wie tollen Blättern? Sozusagen nichts weiter, als daß man sich schlägt und verträgt. Personen, die durch keinen Zug verraten, daß ihr Schöpfer des seelisch-geistigen Tatbestandes von Eintausendneunhundert inne sei, . . . besoffene Kerle und wüste (doch einschläfernde) Weiber, klamauken klobig herum. Man schmäht und beschmeißt, man kratzt und keilt sich; viehisch jagt man durch Stuben und Straßen. . .

\* \* \*

Ein Getrottel umtorkelt uns, — ohne daß Symbolik vorläge; ohne daß von ‚immanentem Pessimismus‘ die Rede sein könnte oder davon, daß ein Weltaspekt hier ‚nicht verbegrifflicht, sondern eben geschaut‘ sei ohne daß (wie an farouchen Instinktstellen bei Dostojewsky, Strindberg, Wedekind) ein Wort je fiele, das an die Achse alles Geschehens streift. Dieses Buch — gerade falls man unter ‚Philosophie‘ annähernd das Gegenteil von dem versteht, was ein Privatdozent sich darunter vorstellt — ist enorm unphilosophisch.

Gewittrige Entladungen verdrängter Höhlenbewohnerwünsche, trübe Brünste, Wutwehen —: lauter ganz nette Dinge; aber ihre bloße Phänomenalisierung läßt kalt. . . . Bei Jung fehlt ihnen die psychologische Notwendigkeit; nie kapiert man recht, w a r u m diese Trottel sich so balgen und boxen.

Auf die Gefahr hin, von nun an als Klassizist zu gelten, erkläre ich: Aus Haß auf die Regelmäßigkeit alles, was unregelmäßig ist (zum Beispiel den Aetherrausch, die Syphilis, die Unterschlagung anvertrauter Gelder) als künstlerisch, als genial, als heroisch zu proklamieren, — das ist krassestes Bürgertum, finsterste Philisterei; aus Aerger über mannliche Zähmheit jedwedes Wildgemute, lediglich der Wildgemutheit halber, mit Hurra zu begrüßen, das ist — sehr flach. (Auch unfrei. Du bist von einem Ideal noch stark besessen, so lange du die bloße Negation seiner glorifizierst.)

Weil der fragile Wiener zum Kotzen ist, ist ein geistarmer Klamotterich noch kein Genie.

\* \* \*

Wem der große Wurf gelungen? Nicht gerade dem, der groß im Werfen ist! Es kommt auf Umsturz, weniger auf die Geste des Umsturzes an. Und selbst beim Umsturz . . . darauf, w e r umstürzt. Ich frage mich wirklich: Diese ganze Unluzidität, diese Nerven- und Hirnlosigkeit, all dieses Unartikulierte — enthält es Ethos, Zukunft, heiliges Feuer? Ich

finde, simpler Tumult . . . ist keine schlechte Sache, er muß unsere geliebten Komplikationen in sich aufgesogen haben; der hier hat es nicht. Hütet euch, aus (zerebralem) Masochismus auf diesen denkfern tobenden Trottel (der, weil er wirr ist, nicht urhaft ist) hineinzufallen. Knapp die alte Primitivität hat er, — geschweige die neue.

Hier rast ein Feind. Des Wenigen ein Feind, was uns noch köstlich ist. Ich fühle: Jung muß meine Götter verhöhnen, und ich gestehe ihm dies Recht nicht zu. Denn nicht der Dämon ist er, vor dem, in grauenhaften Sekunden, wir uns ängsten, weil sein eiserner Atem uns Sieche hinwegfegen wird —: sondern ein Rauhling, ein Rohling, ein Stiefvierschrot; ein Feind mit niedriger Stirn; ein Ungeschlachter, . . . der nie unserm Denkstil, höchstens unsern Orchideenfeldern gefährlich werden wird, weil er imstande ist, wie ein Mammuth oder eingröhlender Zentaur, sie ahnungslos zu zertrampeln.

Ich liebe den Besen oft mehr als den Stil; aber dies Buch, während ich es las, haßte ich ähnlich wie den Zuschnitt in München (als ich dort lebte), . . . welcher wüst ist, ohne aufzureizen.

Wer etabliert die Revolution? Bestimmt nicht der Vandale.

Vive la bagatelle!  
Swift

## Der Futurist

Herr Marinetti, der für Dichtkunst eine mechanische Reformfabrik begründet hat, sprach im Choralionsaal (wo am Abend vorher Frau Asenijeff Weibrhythmen voll Erdherzlichkeit gab . . . und hierzu ein Geblüt, wie es wohl die Bettina von Arnim hatte) — der Fabrikchef gestikulierte das Rezept: in der Lyrik bloß Hauptworte zu wählen (das ich, aber in Gespaßdichtungen, vor dem Bestehen der Anstalt so oft verwendet habe). Rechts von ihm saß Frau Langer als Futurandot; links gab der Geschäftsleiter in Substantiven eine Schlachtschilderung, die von Keinem, auch wenn er nicht französisch gesprochen hätte, verstanden worden wäre, so er nicht in voller Syntax alles vorher mitgeteilt hätte. Auf der Flucht gelang es mir, die gehaltenen Eindrücke dichterisch zusammenzufassen:

Podium. Lippe. Zunge. Hände.  
Trommel. Kaleika. Schuhsohle Wände.  
Deichsel. Reform. Scheere Zopf.  
Herzberge. Vacuum. Brett. Kopf.

Kerr

## Christus, Eulenberg, Heine

(Nur für Einwohner Hamburgs.)

**Herbert Eulenberg:**

Er (Goethe) hat das schöne Bild Christi, wie es uns in den schlichten Farben der Evangelien überliefert ist, stets verehrt und niemals wie etwa später Heine, geschmäht und besudelt.'

**Heinrich Heine:**

„Welche süße Gestalt, dieser Gottmensch! Wie borniert erscheint in Vergleichung mit ihm der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter sorgt er für die Zukunft dieses Volkes. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmsten Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte. Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut welches auf Golgatha floß.'

— „und ihre (der Juden) sublimste Blüte ist Jesus Christus. Dieser ist im wahren Sinne des



Wortes der inkarnierte Geist, und tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte Jungfrau nur durch geistige Empfängnis zur Welt gebracht hat.' —

(Und so weiter. . . Nicht für mich; nicht für Eulenberg, der für seinen Landsmann sonst gefochten hat. Nur für den Gebrauch der Bewohner von Hamburg.)

## Kultur des Futterals

(Zuschrift)

Wer im Herbst oder Winter durch die Straßen Berlins oder Münchens geht, dem fallen gewaltige Holzbauten auf, welche die ‚Schmuck‘plätze unerhört verhäßlichen: Hüllen von Denkmälern und Brunnen zum Schutze gegen den nordischen Winter.

Man hält es also für richtig, etwa fünf Monate des Jahres den Schmuck einer Stadt den Augen der Bewohner und der Besucher zu entziehen; ja, der Platz wird obendrein durch mißfarbige Holzbauten schimpfiert.

Den Einwand sparsamer Stadtlenker, das Material müsse gegen die Zerstörung des Frostes geschützt werden, wird ein Mensch von Kultur nicht gelten lassen. Man braucht nicht nur an die Massendenkmäler der Siegesallee zu denken, wenn man da variiert: ‚Was besteht, ist wert, daß es zu grunde geht.‘

Es ist Schicksal alles Menschenwerkes, daß es im Laufe der Zeit schadhafte wird und verschwindet. Wir schützen auch unsere schönsten Bauten aus edlem Material nicht durch Hüllen. Wer als Künstler sein Werk in Marmor oder Sandstein ausführt, muß wissen, daß diesem keine unbeschränkte Dauer gegeben ist; der Besteller eines solchen Werkes soll sich auch darüber klar sein, daß die Zeit einmal kommen wird, da Frost und schädliche Einflüsse der Verrbrennungsgase es zerstört haben werden.

Man frage doch die Künstler, ob es ihnen nicht lieber ist, wenn ihre Werke jahraus, jahrein in freier Luft stehen und dafür einige Jahrzehnte früher von der Bildfläche verschwinden, als daß man sie auf diese banale Weise schützt.

Und wer von ihnen nicht so großherzig denkt, sondern seinem Werk ‚Ewigkeitsdauer‘ wünscht, der wähle den für unser Klima passenderen Erzguß.

Sie kämpfen unter dem Motto: Vive la bagatelle im Pan gegen Unkultur und Geschmacklosigkeit, so daß Sie den Kampf gegen Kunst in Futteralen vielleicht unterstützen.

Littenweiler b. Freiburg i. Br.

Ludwig Loeffler

## Die Forderung der Demokratie

Es wird so manchem, wahrhaftig mehr als einem, aufgefallen sein, daß den heutigen Zuständen etwas mangelt, was die deutsche Demokratie zu fordern berechtigt ist. Jetzt erst, ganz spät, hat es der volksparteiliche Abg. Kiel im Reichstag unumwunden ausgesprochen, als er sagte:

„Das Regierungsjubiläum des Kaisers sollte die Regierung nicht vorübergehen lassen, ohne eine künstlerische J u b i l ä u m s m a r k e auszugeben. . , Und dann würde diese Marke annähernd dasselbe tun wie unsere Marine, wenn sie im Auslande den deutschen Namen vertritt.“

Sollen die ernstesten Forderungen einer in den Städten weit ausgedehnten Partei vernachlässigt werden? Es geht um die wichtigen Aufgaben der Epoche. Was sein muß, muß sein.

---

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---

---



# ARNOLD ZWEIG

## DIE NOVELLEN UM CLAUDIA

Geheftet M. 3.50

Gebunden M. 5.—

Die sieben Novellen dieses Buches, die hintereinander gelesen eine achte ergeben, und als ein einheitliches Ganzes, wenn man es will als „Roman“ aufzufassen sind, erzählen mit sorgfältiger Psychologie und gepflegtem Stil Szenen aus dem Alltag nicht alltäglicher Menschen. Von allen Peripherien dringt der Verfasser, dessen erste größere epische Arbeit hier vorliegt, ins Seelische; ein literarisches, malerisches oder musikalisches Erlebnis wird zum Anlaß, die Leiden, Irrtümer und endliche Einheit zweier Menschen neuerer Art zu entfesseln. Claudia Eggelings und ihres Verlobten und Gatten Walter Rohme. Dabei wird nach Art mündiger Menschen das Erotische und Eheliche der Gattin seelisch gespiegelt; dem zuversichtlichen Ausgang aber — denn voreiliges Sichfinden, Entfernthelt und wahres Zusammentreten zweier Menschen ist das Schema des Ganzen — gibt die Gestalt einer alten Frau, Claudias Mutter, auf der Höhe des Buches eine ernste, von Vergänglichkeit wissende Tönung.

BRESLAUER MORGENZEITUNG: Ein Buch für Menschen — für Menschen im höchsten und tiefsten Sinne des Wortes . . . ein herrliches, feines Kunstwerk, das Buch eines ehrlichen, jungen Dichters, der auf der Sprache spielt wie auf einem edlen Instrument, der die große heiße Liebe und den Glauben noch hat, die frühreife Kindlichkeit des wahren Dichters.

---

## ABIGAIL UND NABAL

### TRAGÖDIE IN DREI AKTEN

Geheftet M. 2.50

Gebunden M. 3.50

Inmitten einer bunten und wilden biblischen Welt, die ohne priesterlich-heiligende Gebärde dargestellt wird, im Ablauf der I. Samuelis 25 erzählten Begegnung des flüchtigen David mit Nabal und seinem Weibe Abigail, wird hier ein Schicksal entwickelt und zu seinem notwendigen Ende gebracht, Nabals Schicksal von der Höhe des Lebens zum selbstgesetzten Tode, Abigails Schicksal, weniger groß aber wärmer, durch Blut in das Haus des neuen königlichen Gatten. Dadurch, daß diese Handlung Wort wird, Bild und Geste, wird sie zum Drama, durch den Ausgang zur Tragödie, durch die Ausschaltung alles Unwesentlichen, die starke Konturierung der Menschen — denn Menschen sind überall gebildet — und die seelischen Akzente zu einer heutigen Tragödie, belebt von Volk, in einer gewählten und gezügelten Prosa verlaublich, mit symmetrischen Ordnungen, mit Belebung, Steigerung, Ab- und Anschwellen gegliedert und künstlerisch bezwungen — im ganzen eine Frage an das Publikum unserer besten Theater; kein vollkommenes Werk, mit manchem Mangel behaftet; aber aus einem reich und farbig gestalteten Zeitgenre ins Menschliche, stets Gültige aufsteigend, gelungen am Anfang, der Mitte und besonders am Ende, und wohl wert, in nachdenklichen Stunden auf heutige Menschen zu wirken.

---

ERNST ROWOHLT VERLAG/LEIPZIG



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## JNHALT:

Alfred Kerr.....	Verweile doch
H. J. Gramatzki.....	Nordpol-Unfug
* .....	Erdenwallen
Kurt Kersten.....	Der Geträumte
Max Brod.....	Wieder bei Flaubert



Für die gesammelten  
Schriften bestimmt.

## Verweile doch!

Von Alfred Kerr

### 1. Messina.

Nachts in Messina schlief ich in einem altitalienischen Haus, die Korridore trachytgeplattet. . . .

Ein blutjunges, ehrfürchtiges Stubenmädchen mit einem Heiligengesicht von Bellini — die beim leichten Verneigen die Arme demütig hob . . . . Ihre Mutter war gerade angekommen, und das ganze Haus bewirtete diese Bäuerin mit patriarchalischer Freundschaft in dem marmornen Treppenflur . . . .

### 2. Holländisches Frühstück.

Auf dem Markte der Stadt Haarlem, an einem Vormittag mit wasserfeuchter Luft.

An einer Gracht entlang, an dem grünen, mit Bäumen bepflanzten Straßenwasser, weithin altes Eisen und alte Möbel und alte Bilder und alte Bücher gebreitet; dort eine Uhr, vormals Besitz eines Mynheer van Soundso, der im Jahr 1830 als Reeder blühte . . .

Daneben hält einer einen Stand mit Pfeifen, kurzen und sehr langen, die kurzen aus Holz, die langen aus Ton.

Dahinter Stände mit allerhand gekerbten Gurkenvierteln in Essig, hohe Glasdosen voll, gleich zum Essen; und auch Glasdosen mit weißen Zwiebelchen in Essig, wie Pralinés groß; andere Dosen, bis an den hohen Rand vollgepreßt mit Seemuscheltieren in Essig; und endlich, als dazugehörend, in der hintersten Reihe gläserne Dosen mit harten Eiern, von drei großen Kruken mit zerstückeltem Sauerfisch zu schweigen. Schllllf! . . .

An diesen Stand trat mancher jüngere Haarlemer heran und frühstückte; um die zehnte Morgenstunde.

Entschlossenen Schrittes ging ich heran und machte eine Gebärde, etwa des Inhalts: „Auch mir . . .!“ Die Frau nahm einen Teller, schon mehr ein Näpfchen, wenn ich genau sein soll, fuhr mit einem Löffel fragend von einer Dose zur anderen



und füllte, wie ich einen Nicker machte, den Napf mit totem Seegetier, übergoß hierauf alles mit Essig und bestreute das Ganze krönend mit dünnem Pfeffer. Es war ein wundersames Frühstück meines Lebens. In Haarlem. An einem Vormittag mit wasserfeuchter Luft. Schllllf! . . .

### 3. Die Lina.

Auf einem Schiff nach den kanarischen Inseln.

Ein kleines Mädel von drei Jahren hieß ‚la Lina‘. Das ganze Schiff sprach immer von ‚la Lina‘. Alle Stimmen fragten vormittags: ‚Dov' è la Lina? Wo ist die Lina?‘ Dann schrie jemand: ‚Sie steht an der Treppe und wird ins Meer stürzen!‘ Da rief immer eine andere Stimme: ‚Per l'amor di Dio! So wahr ich Gott liebe!‘

Aber die Lina stürzte niemals ins Meer; ihre jungen Eltern wußten das jedesmal im voraus; lächelten; kannten das Wundergeschöpfchen und hielten auch ein Auge darauf.

Ihre schöne Mama sprach mit einer köstlich-einprägsamen, klanghellen Stimme irgendein Wort zur Lina hinüber; dies lombardische Kind schrie ihr prompt eine Entgegnung zu; mir kam das alles unwahrscheinlich vor, — ich wußte nicht, daß ein dreijähriges Geschöpf so sicher antworten, auftreten und am Gespräch teilnehmen konnte. Lina war goldblond mit riesigen schwarzen Augen . . . So war sie . . . Die jungen Eltern sprachen miteinander, und Lina gab ihren Senf dazu. Die Eltern sahen sie mit ernsten Augen an, machten kein Kindertheater her, sondern redeten mit ihr zu Dreien fast wie drei Erwachsene. Aber nicht altklug, sondern alle drei waren voll höchster Lebhaftigkeit. Die Lina setzte sich rasch an die Spitze des Gesprächs.

Die Lina war an allen Punkten des Decks zugleich. Die Lina rannte, daß die Funken stoben. Die Lina mit ihrem Engels- gesicht kam wie eine Furie auf mich zugestürmt und schrie, ich solle sie rasch hochheben, sie habe „una barca“ gesehen, und wirklich schwamm, als wir auf Santa Cruz zusteuerten, das erste Fischerboot heran . . . Sie schwenkte, während sie sich mit der Linken an meinem Halse festhielt, die rechte Hand, rief die anderen herbei und flüsterte mir dann wichtig ins Ohr: „Sieh, die Barke! Oh, vedi la barca! Sie kommt näher! Sie fällt, sie fällt! Sieh, drei Segel!“ . . . Und sie schrie aus Leibes- kräften hinüber zu dem Boot, über die Wellenspritzer weg, kletterte an mir hinunter, stürmte über das Deck; und nach zwei Minuten rief man: „Dov' è la Lina?“ Worauf jemand

schrie: „Sie steht auf der Brücke und wird ins Meer stürzen.“  
„Per l' amor di Dio!!“ . . .

Die Lina stand im hellen Licht, das Haar durchweht, vom Wind gehoben, ihre schwarzen großen Augen strahlten, als ob sie die Welt trinken wollten . . . Ich konnte mich schwer von der Lina trennen. Ich nahm ihr Bild fünfmal in mein Leben mit.

#### 4. Die böhmische Stadt.

Alte Stadt mit Türmen (hoch über dem Fluß) und Getrieb der Nationen . . . In Sommertagen am schönsten, doch im Winter am seltsamsten. Der Nebel steigt aus dem dunklen Fluß; aus dem Flusse, der zugleich schwermütig und zugleich prachtvoll ist; der Nebel dampft aufwärts, zieht wehend empor zur Burgstadt, die jenseits der Flut mit stillen, grauen und grünen Türmen in die Wolken ragt.

Freund, diese Türme scheinen durch die Luft zu fliegen, weil nur die Umrisse des oberen Teils und die Spitzen herausragen aus dem brauenden, weißen Dunstgebild, das sie umfängt. Alte, stumme Türme fliegen durch die Luft, ganze Bündel von Türmen, und unten ist das Getrieb der Nationen in ehrwürdigen Wundergäßchen mit alternden Fassaden, mit steinernen Winkeln, mit Häusern, auf denen Moos zu wachsen scheint, mit Toren, die jedes von der Geschichte berührt sind . . .

Dann große Straßen, breite Plätze, aber nicht allzu viel, auch sie der Gegenwart entrückt; tragen Erinnerungen . . .

Zwischendurch Mädels mit Stuppsnasen. Fremde Laute.

Am Fuße des Burgviertels, wo der Weg hinansteigt zu der österreichischen Akropolis (und auch sonst wohl in einem Torgange breiterer Straßen), ist ein Duft von Pilsener Bier . . . und Würstel mit Kren sind auch nicht weit, und eine slawische Rettigfrau sitzt am Türbogen mit schwarzschaligen Früchten — und drin schmeckt der Spinat eine ganz leise Spur nach ‚Knofel‘, wie man in diesem Lande das verrufenste der Gewächse nennt. Und es ist über allen Dingen, über den Menschen, über den Straßen etwas Leises, etwas Schweigend-Musikalisches — kein greller Ton. In allem Getrieb etwas Melodisch-Hindämmerndes. In aller Lebendigkeit Verklingend-Verklingendes . . .

Ein Freund war es, der mich führte. Ich trank diese Stadt, ich sog ihre Novemberschönheit ein wie etwas Kostbares, das man nicht alle Tage schmeckt, die Stadt mit allem, was ich sah, was ich vernahm, was mich umströmte, von der verlassenen Insel im winterlichen Fluß bis zu mannsniedrigen Häuserchen im verlorenen Burggassenteil, wo Alchimisten einstens dem

Erdgeist beizukommen suchten. Weiß nicht, was herrlicher ist: von der Höh' herab auf die Stadt mit den Dächern und Gärten zu sehen . . . oder vom Fluß empor zu den schwebenden Türmen, zur fliegenden Akropolis im weißen Nebel. Ein Freund war es, der mich führte . . .

\* \* \*

Dann, in einer Gegend, die schon wieder ganz deutsch war. Ich verließ einen schlampigen Zug.

Es war 7 Uhr abends. Marschierte durch die seligfrische, feuchte Luft einer kleinen winterlichen Ortschaft, die im Schatten der senkrechten Steinwände dieses niedrigen Gebirges an einem deutschen Flusse lag, schritt über die breite, hängende Brücke nach Bezahlung von zwei Kreuzern und kam schließlich auf den Marktplatz des gegenüberliegenden abendlichen Städtchens.

Soll ich im ‚Silbernen Stern‘ nächtigen oder in der ‚Krone‘? Ich schlich in den ‚Silbernen Stern‘, kam heimlich bis in den zweiten Stock, wanderte durch die Korridore, öffnete ein paar Türen, guckte noch unten in die Schwemme — und schritt dann über den Marktplatz in die ‚Krone‘.

Draußen auf dem gepflasterten Platz gingen die Bürgerstöchter und die jungen Leute lustwandelnd aneinander vorbei . . . zur Abendbegrüßung.

Ich blieb in der ‚Krone‘; trank allein und schmauste und rauchte, bis die Nacht kam, schlief dann glücklich ein und erwachte am andern Morgen, das Gesicht noch brennend von der scharfen Luft beim Marschieren. (Gestern ganz spät hatten die Schiffslichter auf dem Flusse so gebohrt, bis man einmal noch hinunterlief und im Nachtschatten der Steinwände, am winterlichen Wasser, entlangstrich — atmend und stapfend und glücklich.)

### 5. T u r n e r.

Vor dem kommt mir bisweilen der (falsche) Gedanke, er sei der größte Maler aller Zeiten gewesen. Turner ist das Einzige, was die Sehnsucht erweckt, seine Stadt wieder zu betreten. Das Einzige. Das Wunder. Wie dieser gewaltige Kerl damals Luft, Sonne, Gewölk, den Dunstschimmer über der Flut, wie er den ersten Eisenbahnzug mitten in der Luft, umsprüht, umspritzt, umglänzt, umraucht, umfaucht hingesezt hat, wie er zugleich Italien, wie er zugleich griechische Mythologie, wie er zugleich Seeschlachten gemalt hat — das läßt sich . . . vermutlich eher durch Musik ausdrücken.



In diesem Norderlande hat ein Südmensch gehaust. Er sah vielleicht, weil hier oben geboren, allen Glanz einer besonneren Welt, die fern von der seinen war, mit doppelt gierigem Aug'. In seiner Heimatswelt, in England, sah er mit rauschartiger Verzückung und Uebertreibung alles, was an jene farbige Mittelmeerwelt nur irgendwie mahnen konnte.

Für mich der leibloseste, seligste Landschaftler. Landschaftler? Luftschafter — sollt ihr sagen. Mehr Himmelsmaler, Wassergeist, Farbendämon . . . als ein Abkonterfeier dieser mit Städten gezirkelten Kulturerde.

Er war, scheint mir, gewissermaßen der erste, welcher vor Erfindung des Flugzeuges die Welt von da oben gesehen hat.

Sein Werk ist voll Glück und Verschweben.

Er kämpfte, hauste, schuf und verscholl in einem Lande, dessen Dichter den Ariel ersonnen.

Der leuchtmächtigste Glanz dieser Stadt ist nicht draußen zu suchen — ihr (im südhaften Sinne) höchster Glanz steckt zwischen vier Wänden.

Im Norderland.

## 6. K a r n i c k e l.

Grunewald. Winter.

Nachts, wenn man heimkommt, sieht man das ganze Jahr hindurch die Straße von wilden Langohren erfüllt. Riesenviecher. Beinah wie zurückgebliebene Känguruhs. Das ist ein Leben des Nachts auf dem Fahrdamm und auf dem Fußweg! Es fehlt einem, so die Wildversammlung auf der Straße nicht vollzählig ist. Manchmal pürscht man sich heran schleichenderweise. Die Wildkarnickel tosen in alle vier Winde. — Aber sie machen nach einer kurzen Strecke wieder Halt, sichern (einer hier, einer dort) und rennen dann abermals ein Stück, so daß die Straße nachts immer belebt bleibt, ja daß förmlich der Mond von riesenlangen Ohren verdeckt wird, der Himmel sich verfinstert und jeder Punkt des Fahrdamms beweglich scheint.

Wenn ich meine Haustür aufschließen will, nachdem ich das Gartentor längst geschlossen, sitzt vor der großen Glasscheibe unter der Einfahrts-Traufe von Milchglas ein hasenähnliches Geschöpf mit vier Läufen und senkrecht gewaltigen Lauschern — er hüpf, rennt, schießt, torkelt durch irgend eine Oeffnung zurück.

Bei furchtbarem Schneefall hat ihr Volk schwer zu leiden. Die armen Kreaturen, die sonst immer erst nachts ihre Versammlungen abhalten, werden am Spätnachmittag schon vom Hunger auf die Straße getrieben.

Eine Wohnung hat jedes dieser Geschöpfe drunten in der Erde, doch keine Beköstigung. Nachts, wenn ich ankomme, haben sie nun kaum noch die Kraft, schnell wegzulaufen — sobald ich mit dem Regenschirm visiere. Sie wanken bloß kleinlaut von hinnen.

Warum soll man seine Gefühle nicht wahrheitsgemäß feststellen? Es ist nicht ‚überspannt‘, bei Frost, ob man will oder nicht, das furchtbare Leid der mitlebenden Kreatur zu empfinden, so daß man fast zu Boden gedrückt wird. Ich weiß, daß wir unsre eigenen Sorgen haben — . . .

Diese armen Viecher sind mit geringen Verstandeskräften, ohne genossenschaftliche Organisation der furchtbaren Grausamkeit ihres Hungers hingegeben. Es sind nur Karnickel — ich weiß. Ich weiß, daß höhere Tiere vom Winter anderswo zu leiden haben. Edlere Gattungen — ich weiß. Aber diese da seh ich doch jede Nacht und jeden Spätnachmittag. Ich sehe, wie sie täglich kleinlauter werden, wie sie täglich torkelnder, langsamer davonwanken. Und wenn ich selbst einiges Weißbrot dort verstreue, so kann ich diese Völker alle doch nicht von qualvollen Martern befreien.

Ich steige die Treppen hinauf . . . im Einschlafen wacht immer der Gedanke, daß da unten Wesen wie ich von bitterster Marter zerfleischt werden; daß sie wanken, hoffen, klagen, leiden, in verlängerten Qualen erzittern, verzweifeln, sterben.

Verflucht. Gutnacht.

## 7. C h e o p s.

Ich ritt auf dem Kamel im Mondschein um die Pyramide.

In der Tiefe wenige Menschen, in bläulichem Mondlicht, zugleich in Finsternis. Hie und da lag was Weißes oder auch Tiefschwarzes der Länge nach ausgestreckt; das waren Beduinen, welche einen kleinen Vorschlummer machten. Mancher richtete sich auf, wenn das Kamel näher kam, und legte sich auf die andere Seite.

Sahen nicht die Pyramiden dumm aus? Immerfort in meinem Gefühl diese Mischung. Ihr Eindruck von etwas Kindisch-Plumpem, zugleich Schauer von etwas Riesenhaftem; dies Glotzen; dies Daliegen am Wüstenrand; an der Grenze der belebten, bewachsenen und der kahlen, ausgebrannten, todbringenden Welt. (Sie sahen schon zu Christi Zeiten auf eine jahrtausendlang versunkene Kultur zurück. Kleines inneres Erbeben . . . Ich tastete streichelnd nach dem Kamelkörper, weil er etwas Lebendiges, Bluterfülltes war und freute mich, als das Tier sich umdrehte. Ich deutete durch Zuruf an, ich hätte

nichts Besonderes gemeint; und ritt weiter zu dem Sphinx. Er war ein Monarch.)

Er lag auf dem Bauch, im Wüstensand. Infolge der ungeheuren Schwere tief eingesunken. Eine Schlucht gegraben, ihn freier zu machen. Ich bat das Kamel stehen zu bleiben. Es drehte sich wieder um.

Sphinxgesicht. Sobald die Nase abgehauen ist, pflegt die Lieblichkeit zu schwinden.

Wahr ist, daß er mir während der längsten Zeit abends wie ein Raubtier erschien. Ein Geschöpf von anderen Planeten, in Schlaf versunken, das vielleicht im nächsten Augenblick eine Stadt frißt. Heimtückisches Riesenvieh, Menschen fremd.

Und ihr, Pyramiden! Keine Kunstwerke, ihr seid Naturschrecken. Ihr seid nicht mit anderen Bauwerken verwandt (nicht mit dem Eiffelturm, nicht mit der Peterskirche, nicht mit der Hagia Sofia), sondern mit einem verdächtigen Krater.

Seht euch alle vor.

... Am Nachmittag oben. Man sieht über zwei Wüsten die Sonne stehen. Sie neigt sich nach der Sahara zu. Man erkennt Höhenzüge und — wenn man so sagen kann — die Wege dieser braunstaubigen Unendlichkeit. Man verfolgt ihre Linien eine Strecke, wie in der Landschaft eines von Kindern hergerichteten grenzenlosen Spielwerkes, bis alles entirrt. Man ahnt die Höhe dieses Berges, auf dem man steht, der nicht gewachsen ist, sondern von Menschenhand gemacht . . . und an diese Stelle gesetzt. Die Sonne scheidet in glühend-glühendroter Unsterblichkeit. Immer weniger ist sichtbar, — — und jetzt, im Augenblick, wo sie am Horizont hinter der Wüste ganz hinabgeht, da, für zwei Sekunden, erscheint ein grün erglühendes Feuer . . . Sind es Komplementärfarben? ist es ein Wunder?

Das grüne Feuer verglüht; über der Wüste, braungelb, schwebt unbeschreibbares Rot — es können auch andere Farben dazwischen sein. Ich steige hinab, von Steinblock zu Steinblock springend, von der Tiefe abgewandt . . .

## 8. Hofrat von Stellwag.

Oesterreichische Beamtenfrauen unterhalten sich. Unterwegs.

Die zwei Damen haben erst einander kennen gelernt; nachdem fangen sie an, ihre Personalverhältnisse durchblicken zu lassen; wobei jede eine so glänzende Schilderung davon entwirft, daß die andere sich ärgern soll.



Zu den Füßen der einen spielt, auf einer Reisetasche sitzend, ein hübscher kleiner Junge. Er hat eine Käfersammlung mit auf die Fahrt genommen.

Die Dame enthüllt nun langsam, doch mit erbarmungsloser Festigkeit am Thema festhaltend, die Herkunft und gewissermaßen die Hofhaltung des Knaben. Er war ein Adoptivkind. Sein Vater hatte zu ihrem Mann einst gesagt: „Weißt, wann einmal stirb, nimmst dir den Buben!“ Das war eine schmerzhafteste Äußerung, — aber was geschieht? Ein halbes Jahr darauf stirbt der Mann an Herzlähmung, er war Witwer, und der Junge kam wirklich in das Haus der Freunde. Sie hatten keine Kinder.

Jetzt wird erzählt, wie es der Junge hat. Wieviel Sammlungen er sich anlegt, was er an körperlichen Uebungen mitmachen muß. Die andere Dame wird immer beleidigter, wie sie das hört.

Zuletzt der Trumpf: sein Vormund und Onkel ist der Hofrat v. Stellwag in Wien, — der bekannte!

Fritzl erhebt sein Käferbuch, auf dessen Vorderseite geschrieben ist „Friedrich v. Stellwag“, und zeigt es der fremden Tante.

Diese schnappt nach Luft vor Aerger, und da ihr nichts einfällt, fragt sie fassungslos, ob man bald da sei. „Das Gefoahre, — net wahr?“ (Wütend.) Die andere läßt aber nicht locker: „Fritzl, hast denn die Zephir-Nachthemden in dein Kofferl 'tan oder die flanellenen?“

Sie kostet bis auf die Neige den Sieg, erbarmungslos.

Tötlicher Haß. Die andere sieht bildhübsch aus. Es ist Sommer. Ich stoße sie sacht mit dem Knie. Sie läßt es. Gerötete Wangen.

(Verweile doch.)

## **Nordpol - Unfug**

Von H. J. Gramatzki,  
Ober-Ingenieur

Wenn Bergleute oder Matrosen in Ausübung ihres schweren Berufes den Tod durch elementare Gewalten finden, so ergreift ihr Schicksal jeden und ohne sentimental zu sein, dürfen wir dabei einen Gedanken an Heldenhaftigkeit, Heldentod in unsere stille Betrachtung einflechten. Der Ingenieur, der selbst Jahre seines Lebens zwischen Eisen und Feuer im Kampf um die Erfüllung einer zumeist materiell schlecht belohnten Pflicht zugebracht hat, weiß die Tragik solcher Katastrophen auf dem Schlachtfelde der Arbeit zu würdigen.

Diese Tragik hört auf, wenn die kulturelle, rein menschliche Notwendigkeit des Zieles oder der Pflicht nicht einzusehen ist, um derentwillen die Katastrophe heraufbeschworen wurde, oder durch die die Katastrophe indirekt bedingt war.

Wenn Männer sich aufmachen, einen extravaganten Punkt der Erdkugel zu betreten, dessen Erreichung zunächst vernünftige Menschen absolut gleichgültig läßt und eine recht bescheidene Glückseligkeit höchstens in Gemütern aufrühren kann, die an einem sehr naiven Napoleonismus leiden, so gehen diese Männer zunächst auf ein Abenteuer aus. „Im Dienste der wissenschaftlichen Forschung!“ Das ist kein Einwand. Der Wissenschaft kann es gleichgültig sein, ob diese Wahrheit heut oder in 100 Jahren aufgefunden wird, für den Wissenschaftler mag eine solche zeitliche Verschiebung den Verlust persönlicher Erfolge bedeuten; er lebt nicht so lange; ihm ist es nicht gleichgültig, ob er oder ein Kollege in 100 Jahren das Problem löst. Die Wissenschaft kann vernünftig sein und sagen: Die technischen Waffen des Menschen können sich so vervollkommen, daß die Erreichung der Pole ohne die geringsten Gefahren vor sich gehen kann. Man wird in vielleicht nicht allzu ferner Zeit die elektrische Energie über große Entfernungen drahtlos leiten können, man wird dann tausend oder mehr Pferdekkräfte der norwegischen Wasserfälle in elektrische Energie umsetzen und damit eine Nordpolexpedition mit Kraft, Wärme, Licht und Bewegung versorgen, es wird eine Kleinigkeit sein, alsdann jeden Mann der Expedition vor den tödlichen Wirkungen der Kälte zu schützen, indem man ihn mit einem der längst bekannten Apparate ausrüstet, welche fortdauernd die zugeführte elektrische Energie in Wärme umsetzen, Elektromotore werden die bewegenden Kräfte liefern usw. —

So könnte die Wissenschaft denken, und es wäre keine riskante Utopie, denn es ist heute schon manches alltäglich geworden, was vor hundert Jahren bei Laien und Zünftigen ein schallendes Gelächter ausgelöst hätte, wie es bei der Mitteilung Franklins über die Konstruktion des von ihm erfundenen Blitzableiters von einer gelehrten Versammlung angestimmt wurde.

Man hat keine Unterseeboote gebaut und ausprobiert, ehe man nicht das Problem der Versorgung der Mannschaft mit frischer Luft bei Unterwasserfahrt halbwegs gelöst hatte, man ließ auch keine Personenzüge mit 90 und 100 Kilometer Tempo fahren, ehe man nicht gelernt hatte, einen sicheren Schienenweg für solche Geschwindigkeiten zu bauen; weshalb — vom Standpunkte der Wissenschaft aus — inszeniert man Unternehmungen, wie Nord- und Südpolfahrten zu einer Zeit, wo das rein technische Problem der Energieversorgung solcher Expeditionen — im weitesten Sinne — noch im argen und ärgsten steckt!

Wo bleibt die Tragik solcher durch die ungenügenden technischen Mittel, die zur Anwendung gelangen, von vornherein bewußt heraufbeschworener Katastrophen! Einen Erfinder, der mit einem sichtlich mangelhaften Fallschirm Experimente unternimmt und sie mit dem Tode bezahlt, wird man wohl bemitleiden, — aber ‚ein Heldenschicksal‘ ...?

Nur in einer seelisch so grenzenlos verarmten Zeit wie der unserigen ist es denkbar und möglich, daß man Heldenverehrungsorgien da feiert, wo Bedauern am Platze ist. Heute fangen wir an, den Quantitäts-Wertmesser als napoleonische Religion hinzustellen; ein öder Amerikanismus, der alles nach der äußeren Größe, nach dem Lärm, dem Bluff bewertet, die Moral jenes Millionäridioten, der sich ein goldenes mit Brillanten besetztes Bett fabrizieren läßt und mit Veronalpulver darin schlafen gehen muß, — diese Strömungen kommen. Man möchte ihnen eine gründliche Grenzsperrung wünschen.

Das Schicksal Andrés, des Kapitäns Scott, der Schröder-Stranz-Expedition wird menschliche Teilnahme erwecken, aber auch die Frage, was denn bei dem derzeitigen Stande der Expeditionstechnik derartige abenteuerliche Fahrten in eine höchst miserable Gegend dieses Erdballs für einen Sinn haben sollen.

Es gibt innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle so viel künstlerische und wissenschaftliche Schätze, die mit geringeren materiellen Opfern zu heben sind, als sie die arktischen Abenteuerexpeditionen erfordern, so viel kulturelle Werte, daß die polare Ernte von Tagebüchern, astronomischen Zahlen und Kinofilms nur Kopfschütteln erregen kann.

Die Offenbarungen des Nordpols werden kaum jemals Quellen irgendwelcher Menschheitsbeglückung werden. Es wäre besser, innerhalb der Heimatsgrenzen nach Menschen zu suchen, die, an die richtige Stelle gebracht und ausreichend unterstützt, mehr Segen und Freude bringen werden, als dieser Nordpol und sein vis-a-vis. Dort geht uns nichts verloren. Was diese Stiefkinder der Erdzonen zu sagen haben, kann man ihnen immer noch ablauschen, aber Menschenseelen, die sich offenbaren wollen, sei es künstlerisch, sei es technisch, muß man beizeiten ans Licht bringen helfen, besonders heute, in einer Zeit, da auch die Kunst auf dem Kapitalismus fußt, die Persönlichkeit allein keine unmittelbare, bewegende Wirkung großen Stils hervorbringen kann.

Die Cook-Blamage war keine Blamage des Polarreisenden Cook, sondern eine Blamage der europäischen und amerikanischen Resonanz-enthusiasten, welche sich diese herrliche Sancho-Pansa-Rolle nicht entgehen lassen konnten.



Der moderne Automobilgladiator lächelt über das antike Zirkusvergnügen der Römer, aber sind wir heute weiter?

Der Nordpolfahrer ist für das große Publikum nur eine Zirkusattraktion par distance, das mögen die Herren einmal bedenken. Der Beifall, der ihnen engros gespendet wird, ist nichts Imposantes oder Echtes; es ist der Radau, den das Vergnügungstierchen im Menschen anstimmt, wenn es sein Fressen bekommt.

---

### **Erdenwallen**

Nämlich Hebbels . . . ,Neue Hebbel-Dokumente' wurden von Dietrich Kralik und Fritz Lemmermayer herausgegeben (bei Schuster u. Loeffler).

Ein ausgekleideter Mensch guckt aus Nachlaßpapieren. Der Purpur hängt am Rechen.

Hier ein paar Stellen aneinandergerückt; herausgewählte; Hebbel belichtende.

\* \* \*

Mit Freuden würde ich für den Fall, daß die Frau Doct. Schoppe (die mir bereits durch ein Kind sagen ließ, sie wolle meine Blätter, die sie jetzt ja doch einer Erwiderung gewürdigt zu haben scheint, auf den Abtritt — verzeihen Sie den Ausdruck! — werfen) mich als Mann und Mensch zum Alleräußersten triebe, neben anderen ehrenwerthen u unpartheiischen Männern auch Ihnen die Documente vorlegen.

\* \* \*

Eine Geschichte des 30 jährigen Krieges und eine Geschichte der Jungfrau von Orleans. In sehr kurzer Zeit für einen bestimmten Zweck aus pecuniären Gründen geschrieben, darf ich ihnen keinen höheren Werth beilegen und habe ihnen auch meinen Namen entzogen. Dennoch hat ein Correspondent in der Zeitung für die eleg. Welt aus Bosheit meine Autorschaft ausgeplaudert, weil er mir grollt, indem ich ihn einmal niederträchtig behandelt habe.

\* \* \*

Zur Abwechslung stellt sich dann auch wohl eine physische Krankheit ein; im abgewichenen Sommer z. B. auf 4—5 Wochen Gelbsucht und Gallenfieber. Doch, die Stunden eilen nicht mehr spurlos vorüber und der schönste Traum meiner Jugend geht mehr und mehr in Erfüllung.

\* \* \*

Ich übernehme, anstatt des ganzen Feuilletons, bloß den kritischen Theil desselben, diesen aber mit unbedingter Verantwortlichkeit und voller Unabhängigkeit.

Das Feuilleton ist wenigstens zwei Mal die Woche, namentlich zum Sonntag, zu meiner Verfügung.

Diese Vereinbarung gilt für ein Jahr definitiv, und die materiellen Bedingungen bleiben die nämlichen, die ich das erste Mal vorgeschlagen habe. Mir werden nämlich monatlich 65 fl. C. M. ausgezahlt und meine Beiträge werden mir nach dem höchsten Honorar-Satz honorirt; die fremden Beiträge zum kritischen Theil werden nach ihrem von mir zu bestimmenden Werth aus der allgemeinen Cassa bezahlt.

\* \* \*

Ew. Wohlgeboren

ertheilten meiner Frau die Neben-Rolle der Lucrezia im Adepten. Sie hat sie übernommen.

Sie ertheilten ihr die Rolle der Mutter Claudia in Emilia Galotti. Sie hat sie ebenfalls übernommen.

Beide sind keine erste Rollen und sie wäre nach ihrem Anstellungs-Decret nicht zur Uebernahme verpflichtet gewesen. Sie hat sich ihnen dennoch unterzogen, um den Beweis zu geben, daß sie ihrerseits Nichts ‚auf die Spitze‘ zu stellen sondern sich auf alle Weise gefällig und dienstfertig zu zeigen gedenkt.

Sie haben ihr jetzt die Rolle der Gora in der Medea zugetheilt. Diese schickt sie nicht zurück, da dieß dem Buchstaben der Theater-Gesetze zu widersprechen scheint. Ich erkläre Ihnen jedoch in ihrem Namen, daß sie dieselbe nicht spielen wird, da sie dazu nicht verpflichtet ist.

\* \* \*

Die Judith erschien bei Herrn Julius Campe im Jahre 1841 und ich erhielt ein Honorar von 13 Louisdor dafür; mehr brauche ich dem Billigdenkenden nicht zu sagen.

\* \* \*

(An den Verleger:) Mit Judith, Genoveva, Maria Magdalena und dem Diamant verhält es sich freilich umgekehrt; aber diese treten ja eben in neuer Gestalt in der Gesamt-Ausgabe hervor, und die neue Gestalt wird den Käufern doch unstreitig interessanter seyn, wie die alte. Ich glaube, dieß kommt geschäftlich sehr in Betracht. Dann stehen auch im Allgemeinen die Werke keines einzigen der modernen Autoren Deutschlands unter einander in so innigem Zusammenhang, wie die meinigen. . . . Darum dürfte sich einerseits . . . , andererseits dürfte der Fall, daß sie einzeln begehrt werden, viel selt'ner, wie gewöhnlich vorkommen.

\* \* \*

Nach Ihrem Brief habe ich Ihnen gerathen, . . . Sich ausschließlich der Journalschreiberei zu widmen. Mit welchem Recht können Sie so etwas von einem Manne behaupten, der jede Gelegenheit ergreift, vor der Schriftsteller-Laufbahn zu warnen, und der sogar die Mittheilung



der eigenen Erfahrungen nicht scheut, um die Warnung eindringlicher zu machen?

\* \* \*

Dagegen will ich ein Honorar, wie es Lenau von Cotta für seine sämtlichen Dichtungen erhielt . . . der Wunsch, rasch eine ansehnliche Summe in die Hände zu bekommen. Die Gesamtausgabe ist für mich nur ein Glied in einer großen Kette; ich gehe mit einem weit ausgreifenden Plan um, zu dem sie einen Theil der Mittel abgeben soll. Sonst — darauf mein Wort! — dächte ich nicht daran, denn so gewiß Beethoven in der Musik gesiegt hat, so gewiß werde ich im Drama siegen. Ihn nannten seine Zeitgenossen verrückt; jetzt ist er ein Kanon. Ich bin durch Nichts gedrängt, ich habe meine 10,000 fl. im Kasten liegen, aber die reichen für meinen Zweck nicht aus.

Sie machen mich auf die vielen Auflagen aufmerksam, die Lenau bis jetzt erlebt hat. Unstreitig ist mehr von ihm abgesetzt worden, wie von mir, . . . das Geheimniß der Auflagen-Vervielfältigung durch Verringerung der Exemplar-Anzahl ist ja bekannt . . . Glauben Sie mir: so gewiß tiefsinnige Kunstwerke im Anfang sich langsamer ausbreiten, als Werke des Raisonement's und des Esprit's, so gewiß bringen sie das später wieder ein.

. . . Ueberlegen Sie Sich das Alles; wir haben Zeit, denn im Orient dürfte es sobald nicht wieder hellwerden und das würde den Absatz in Wien beeinträchtigen, der sonst nicht gering ausfallen wird.

\* \* \*

Die Cur (in Marienbad) wird mit höchster Regelmäßigkeit und Energie durchgemacht, nicht bloß von meiner Frau, sondern auch von mir. Es ist unglaublich, wie rasch der Mensch seine Lebensweise verändern kann; wir stehen jetzt so früh auf, daß wir vor fünf am Brunnen sind, wir legen uns um neun in's Bett und haben schon ein Gefühl, als ob das gar nicht anders seyn könne. Uebrigens ist mit diesem Wasser auch nicht zu spaßen; ein Gast ist wegen Mißbrauchs schon verrückt geworden und ein anderer, ein Hofmarschall, liegt im Sterben. Ich habe nun freilich metallne Eingeweide und kann viel vertragen, wie ich mir denn, um nur einige Wirkung zu verspüren, in der That das Doppelte des vom Arzt Vorgeschriebenen verordnen mußte, aber ich passe doch sorgfältig auf und hüte mich vor Frevel.

\* \* \*

Sie wissen, ich denke über das Literatur-Treiben, wenn es an die Stelle des Erwerbes treten soll, gerade so, wie er. Statt zu einer soliden Position, führt es zu einer Schaukel, die jeder Wind bewegt; statt zu Freiheit, von der die Jugend so gern träumt, zur schnödesten Abhängigkeit.

\* \* \*

Rötscher (der Kritiker) ist naiv; ich ehre alte Reminiscenzen aber immer noch genug, um ihm meine Gedichte schicken zu können, wenn er sie verlangt. Fragen Sie ihn daher, ob er sein mir schon bei Gelegenheit der Weberschen Sammlung gegebenes Versprechen einer



gründlichen Beurtheilung jetzt halten will; dann steht ihm von den wenigen mir noch gebliebenen Ex. eins zu Diensten und ich werde ihm schreiben. Sagen Sie ihm aber mit dürren Worten, daß es bis Weihnacht geschehen muß.

\* \* \*

In Klein's Mode-Zeitung würde eine ausführlichere Notiz (über Hebbels Gedichte) auch nicht unnütz seyn und ich würde mich durch einen geeigneten Beitrag erkenntlich zeigen.

\* \* \*

Hat Kossak Ihre Notiz gebracht, so schicken Sie sie mir; ich brauche eine Stimme aus Berlin für Cotta.

\* \* \*

(Als Fünfundvierzigjähriger) Aber den Herrn Mohr in Wesselburen . . . Zwischen ihm und mir handelt es sich ganz einfach um die Niederträchtigkeit, daß er mir zu einer Zeit, wo er zugleich mein Brotherr und mein Ober-Vormund war, die von ihm geschwängerte Dirne Antje Hinrichs antrug, mit der später ein Bäcker-Gesell vorlieb nahm.

\* \* \*

Da ich bei jeder Gelegenheit mit Richard Wagner zusammen gestellt werde, so mögte ich doch einmal daran erinnert sehen, daß ich bei meinem Auftreten practisch alle entscheidende Stimmen für mich hatte und er gegen sich (Vischer, Röscher, Gervinus, Gutzkow pp) so wie, daß ich theoretisch, in meinen Vorreden, kein neues, unerhörtes Evangelium predigte, sondern umgekehrt das alte, aus Sophocles und Shakspeare abgezogene wieder in seine Rechte einzusetzen suchte.

. . . Ich habe durch die Ihnen bekannte Clique, die meinen Golem Otto Ludwig in Scene setzte, wohl genug gelitten, um eine Berichtigung der Gränzmarken zur einfachen Steuer der Gerechtigkeit wünschen zu dürfen. Gottschall's Literatur-Geschichte, die mir doch gewiß nicht schmeichelt, bietet Ihnen die Handhabe dazu, und Sie können bei diesem Anlaß das ursprüngliche Urtheil Julian Schmidts über mich, wie Sie's in der Vorrede meiner Julia finden, citiren.

\* \* \*

An leidlicher Abfindung mit dem Tage hindert mich dagegen der rheumatisch-hämorrhoidalische Knoten, der mir die Brust und den Rücken zusammenschnürt, nur selten, denn der Mensch darf es ja nicht zu den Unglücksfällen zählen, daß ihm für eine Weile der Wein verboten wird, obgleich das fatal genug seyn kann, wenn es gerade zu einer Zeit geschieht, wo die Studenten ihm einen Fest-Commercials veranstalten, was mein Fall war.

\* \* \*

Wäre Ihre Geliebte Bühnen-Künstlerin, so würde ich unbedingt rathen, mit der Vermählung zu warten, bis sie ein festes Engagement hätte.

—————

## **Der Geträumte**

Von Kurt Kersten

Abends kam ein Telegramm, sein Bruder sei plötzlich gestorben. Ihn, Moritz Riese, traf ein solches Unglück nicht zum ersten Male, und obwohl nie zuvor von einer Kränklichkeit seines Bruders die Rede gewesen war, verlor Moritz kaum die Fassung. Da er den Nachtzug nur noch mit einem Auto erreichen konnte, verließ er erst mit dem Morgenzug seine Stadt. Von einer jungen Dame, die er am Trauerabend nicht empfangen wollte, erhielt er gerade kurz vor der Abreise ein Abschiedsbillet.

In der Wohnung seines Bruders fand er seine Schwägerin in einem Sessel sitzen und wie ein irres Tier vor sich hinstarren. Moritz wurde sehr verlegen, als er sie sah, aber sie fiel ihm um den Hals, preßte ihn fest an sich, und einen kurzen Augenblick waren seine Empfindungen nicht gerade die asketischsten. Dann sank sie wieder in den Sessel und weinte still in ihr Taschentuch. Moritz dachte, das alles geht vorüber, eines Tages wird sie kaum noch ihre große Erregung begreifen, vielleicht schämt sie sich sogar, und so geht mich das alles recht wenig an, ich kann doch nichts ändern; und er wünschte sich wieder fort. Aber er strich der armen Frau über die Haare, umarmte sie zuweilen, seufzte, schüttelte den Kopf und schluchzte: Mut — Mut.

Dabei grübelte er wirklich ernst nach andern Worten, fand deren auch sehr viele, aber schämte sich, die alltäglichen Albernheiten herauszuquälen.

Endlich schwieg er überhaupt und nun saßen sie lange stumm da — Bilder auf Bilder wanderten durch sein Hirn, dunkle, rauschende Klänge umhallten ihn, die manchmal von einem Aufschrei zerrissen wurden, dann aber schien es wieder, als führe er über einen stillen See zur Nachtzeit — und bald vergaß er den Toten, die Trauer der Frau, das Dasein — — plötzlich murmelte sie: „Ich habe es gewußt . . .“ „Was hast du gewußt?“ — „Daß er sterben mußte.“ — „Wer?“ — „Er.“ — „Ach so — —.“ Und sie schwiegen wieder. Endlich meinte sie, er müsse doch wohl eine Tasse Kaffee trinken. Moritz fühlte, daß sie komisch sei, und lehnte es ab, er sei auch nicht wohl. Ob er seinen Bruder noch einmal sehen wolle, er läge schon im Sarge. Moritz meinte vielleicht morgen, es sei ihm nicht wohl und er habe Angst.

Nach einiger Zeit aber verschwand er und schlich sich zu dem Toten. Als er den Schleier vom Gesicht des Toten zurückschlug, war ihm zumute, als raubte er der Ewigkeit ihr Geheimnis. Er erschrak und flüsterte: „wie ich ausschauen werde — ich bin so gemein, so niederträchtig — — —“ Dann versuchte er vor dem Spiegel, sein Gesicht totengleich zu verzerren, die Augen so tief wie möglich zu schließen, um eben seine Züge noch zu gewahren — — zwischendurch ging ihm immer das Wort der Frau durch den Kopf: ich habe es gewußt — — ich habe es gewußt —.

\* \* \*

Dann verstrich die Zeit, der Tag, die Nacht, man aß und trank, schlief und verrichtete viele Geschäfte, plauderte, der Tag der Beerdigung ging vorbei, es waren Menschen da, viele gafften auf der Straße, in manchen Augenblicken kam es über Moritz, als trüge er allen Jammer der Welt, ja er begann zu torkeln, wenn er den Sarg vor sich herfahren sah, er hätte sich auf die Kiste werfen können, und am Grabe starrte er lange hinunter, es überfielen ihn die Schauer des Nichtbegreifenkönnens — wozu — woher — wohin — seid fleißig Würmer und Mäuse — Aber es waren mehr Qualen um sein eigenes Schicksal als um das des Bruders.

\* \* \*

Als sie dann wieder einmal zu Tische saßen und Eierpfannkuchen aßen, meinte er so leichthin: woher hast du denn gewußt, daß er sterben mußte? Sie sah ihn groß an und sagte: das sei



wahr, er solle nicht so fragen. Er drang in sie, mehr und mehr, und fragte immer hartnäckiger; endlich brachte sie mühselig heraus: sie habe ihn im Traume tot gesehen und sie sehe alle Menschen kurz vor ihrem Tod als Leichen. Es sei immer eingetroffen. Und es sei nichts dagegen zu machen. Er lächelte. ‚Das ist Unsinn, du machst dir das jetzt zurecht, du hast es erst jetzt geträumt.‘ — Da wurde sie sehr zornig und sprach kein Wort mehr. Er machte einen Versuch — sie war beleidigt und ließ sich auf nichts ein. Als sie sich Gutenacht sagten, sah er sie lange, vorwurfsvoll, ja fast ängstlich, flehend an und wünschte ihr, gut zu schlafen. . . . Sie blieb böse, aber sie schien etwas geschmeichelt und verschwand in ihrem Zimmer.

\* \* \*

Er selber lief auf und ab, legte sich spät zu Bette, schlief nicht ein, versuchte ein Buch zu lesen und sich durch Gedanken . . . anzuregen; sprang wieder aus dem Bett, fing an zu summen und zu pfeifen, aber nicht eine einzige Sekunde verließ ihn der einzige Gedanke: ich bin von ihr abhängig —. Halbirr sprach etwas in ihm, dunkel, voll verschwommener Todesangst: ‚Ich hänge von ihren Träumen ab.‘ . . . Dann: ‚Blödsinn! . . . Blödsinn.‘ Doch er haßte sie.

Gegen Morgengrauen versuchte er einzuschlafen, zwischen Schlaf und Wachen schien alles um ihn herum zu vergehen, die Pfosten ringelten sich, der Körper verwandelte sich in Stein, dann war ihm, als packte ihn eine rote Hand mit weiten nassen Schwimmhäuten und drückte ihm die Augen sanft zu einem Brei. Als er eingeschlafen war, wimmelten durch seine Träume nackte Frauen.

\* \* \*

Am andern Morgen schienen ihm seine Lippen schmierig, als hätte er gefiebert, alle Glieder waren welk, sein Herz schlug unregelmäßig, und in seinem Kopf hämmerte es.

Moritz sagte seiner Schwägerin nicht ‚Guten Morgen‘, beobachtete sie jedoch unaufhörlich insgeheim; er beäugte, belauerte sie, folgte ihr in alle Zimmer; als sie bei Tische saßen, wuchs sein Haß so, daß er ihr ins Gesicht hätte speien mögen, sie auf der Folter zwingen, zu sagen, was sie ‚geträumt‘ hatte. Kein einziges Wort brachte er über die Lippen.

\* \* \*

Am Spätnachmittag fragte er fast schüchtern, ob sie nicht spazieren gehen wollten. Sie bejahte es. Unterwegs fragte er

endlich zögernd, wie sie geschlafen habe. Sie schien seine Absicht zu erraten und lächelte : o ganz gut. Er fragte noch einige Male, ob es wahr sei, daß sie ‚geträumt‘ habe. Darüber belustigte sie sich sehr . . . Er plauderte viel, die Welt lag vor ihm wie in den ersten Jugendtagen, er sang und pfiff, so daß ihn die Schwägerin mahnte : sie hätten Trauer.

Aber mitten in der Nacht wachte er auf. Er wollte nicht ‚durch ihre Träume sterben‘ . . . War das Wahnsinn ? . . . ‚Es geht nicht mehr, ich reise ab ; tot — in der nächsten Woche im Sarg — und alles geht weiter wie jetzt — Keiner wird noch von mir reden — höchstens ganz gleichgültig: ja, der hat nun auch schon abschrammen müssen — indessen zerfressen die Würmer mein Gesicht — das Mädchen, das ich liebe, sitzt bei einem andern, meine Möbel, meine Bücher, die Briefe aller Mädchen, dahin — und ich kann nichts, gar nichts dagegen tun — nur weil es die Frau will, weil sie heute zu schwer und zu viel gegessen hat, weil sie hysterisch ist — ich habe doch niemandem etwas getan.‘

Moritz rannte umher, schlug mit der Faust gegen die Wand, fing an zu wimmern, durchwühlte mit den Händen die Luft, er riß das Fenster auf und wollte um Hilfe schreien, dann sah er zum Himmel, in die Nacht, und nun wußte er es gewiß; vom dritten Stock sah er hinab in den Hof. Er beugte sich weit nach vorn, um das Uebergewicht zu verlieren. Aber dann überfiel ihn der Schwindel vor der Tiefe, er fuhr zurück und verkroch sich unter die Decken.

Etwas kam aus der Tiefe herauf und patschte seine Tatzen auf das Fensterbrett und klomm mühselig in die Oeffnung — im Nu sprang er aus dem Bett, rannte zum Zimmer hinaus und schloß schnell hinter sich ab.

Moritz fing an zu lauschen : Nun tu mir was. Dann : Ich werde verrückt.

Er tastete sich durch die Finsternis, fühlte plötzlich etwas Weiches und stürzte zusammen wie vom Schlage getroffen, aber es war kein Tier, sondern nur ein Kleid, dann suchte er ihre Tür, langsam und leise drückte er die Klinke nieder, die Tür war auf, er schlich hinein. Er hörte ihren Schlaf — ruhig und fest —, hockte lange zu Füßen ihres Bettes, schlich weiter, wartete wieder lange, er leuchtete ihr mit der Taschenlampe abgeblendet ins Gesicht : es war ruhig, ebenmäßig, fast schön, der Mund schwach geöffnet — nun trat eine Veränderung ein, röchelndes Atemholen, schreckhafte, sich ekelnde Züge, zuweilen satte, zufriedene. ‚Sieht sie, wie ich nach Luft schnappe ? Wie ich nicht mehr sprechen kann ? Wie meine Augen fahl werden, die Lider sich herabsenken, daß ich erkalte . . . jetzt ist es vorbei



... nun ist sie zufrieden? Ja? Ihr Mann — nun trinkt er keinen Kognak mehr — und ich muß auch, auch weg? In dreißig Jahren wird sie noch leben? Meine Möbel — meine Briefe — Eine fürchterliche Angst peitschte Moritz, er fing an, die Frau zu rütteln, zu schreien: wach auf — du Satan. Er sah ihren schimmernden Hals.

Die Frau fand sich nicht in die Wirklichkeit zurück. ‚Wer ist da — Hilfe — —‘. Sie drehte das elektrische Licht an. ‚Du? Du bist ja tot.‘ Er hörte ihre Worte, er sprang auf sie zu.

Noch ehe sie die Zunge bewegte, war sie schon erwürgt.

Als es geschehen war, wurde er ruhig, alle Schrecken verstummten, er gewann ein unerschütterliches Gefühl der Geborgenheit.

In der Frühe schleppte ihn die Polizei fort; — und der alte Sturm begann wieder zu rasen.

---

## Wieder bei Flaubert

Von Max Brod

Geschrieben in St. Raphaël (Var.).

Für den Flaubert-Pilger gibt es außer Croisset, Rouen und Paris noch eine Stätte: das ist Antibes, die kleine südfranzösische Hafenstadt. Dort ruhn in der Villa ‚Tanit‘, die Flauberts Nichte, Frau Franklin-Grout, bewohnt, alle die göttlichen Manuskripte, die Bibliothek, die Erinnerungen . . .

Man hat das Geklirr der Spieltische von Monte-Carlo noch in den Ohren wie einen Schellentanz, wenn der Zug im kleinen Bahnhof von Antibes einfährt. Dann steht man plötzlich still da, ringsum rührt sich kein Lüftchen, man geht an den hübschen Hafen hinunter, der sein blaues Wasser wie Netze auswirft und einzieht, betritt die engen sonnigen Gassen der Kleinstadt. Pariser Muster auch hier. Boulevards müssen sie heißen, die leeren friedlichen Sträßchen. Klare Gassen müssen immer lebendig, zu beiden Seiten der Fahrbahn die tief unterhöhlten Trottoirs entlangsprudeln. Der Hauptplatz mit der Mairie. Eine Denksäule; natürlich nicht vergessen, unter welchem Minister, welchem Bürgermeister, welchem Stadtuntermagister sie errichtet worden ist. Neben diesen Namen die Aufschrift, daß die Bürger von



Antibes in dem und dem Jahre sich sehr tapfer gegen fremde Truppen verteidigt haben. „Leur patriotisme et leur courage sauvèrent cette ville de la honte d'une occupation.“ . . . Das klingt ja recht heroisch, man könnte Flaubert dahinter sehn mit seinem erhobenen Kämpfergesicht, noch eher aber seinen trefflichen Apotheker Homais, den man hier an jeder Straßenecke zu treffen glaubt . . .

Flaubert überdies war nur einmal, nur vorübergehend hier. In einem Tagebuch steht eine kurze lobende Bemerkung über Antibes. Er hat nie die Absicht gehabt, hier dauernd zu wohnen. Die Villa Tanit, die nach der Göttin Salammbo benannte, hat er nie gesehen . . .

Doch seine Manuskripte liegen hier; seine Nichte verbringt hier den Winter, diese Frau, die eine der ganz wenigen seines intimen Umgangs, seiner Zärtlichkeit war. Deshalb noch kurz durch diese Stadt spaziert . . . Alte zertrümmerte Grabsteine aus der Römerzeit, einer mit Epitaph auf einen schönen Knaben, „der in Antipolis an zwei Tagen tanzte und gefiel“. Die aus rohen Steinblöcken getürmte Merowingerkirche. Dann die neue Festung. Soldaten überall, mit roten Käppis und die französischen Alpenjäger, die in kurzen Hosen, schwarzer Uniform, Degen und Barett alle ein wenig wie Hamlet aussehen. Seltsam, so eine Kompanie von lauter Hamlets an sich vorbeimarschieren zu sehn. Aus sonnigen Plätzen ins Freie. Ueberall Kinder, spielend, rufend, die leeren Tore und Schießscheiben als herrlichste Kletterplätze ausnutzend. Kinder auch auf den Klippen am Meer, längs des ganzen Weges zum Kap Antibes. Dann Villen mit schönen Namen „Les orchidées“, „L'hermitage“, „Hirondelle“; zwischen ihnen ansteigend ein heißer windbestrichener Pfad zur Villa Tanit empor, deren herrlichen Garten man auf breitem Kiesweg betritt. Da stehn nun Palmen, deren dicke kurze Stämme mit ihren Schuppen wie ungeheuerlich vergrößerte Tannenzapfen erscheinen . . .

\* \* \*

Herr Doktor Franklin erwartet mich, der liebenswürdigste jugendfrischeste alte Herr, den man sich denken kann. Er hat, wie Madame scherzhaft bemerkt, hier das Amt des Bibliothekars übernommen. Mit rührender Sorgfalt überwacht er die Schätze von unermeßlichem Wert, diese zahlreichen Manuskriptbände, deren einen er mir vorlegt. Er hat auch für die neue schöne Flaubertausgabe den Text kopiert, da man die unersetzlichen Skripta selbst natürlich nicht aus der Hand geben wollte. „Keine leichte Aufgabe.“ Ich glaube es ihm, mit einem Blick auf die

Manuskripte mit ihren unzähligen Korrekturen . . . . Man kennt sie nun schon aus Faksimilien, diese klare enge Handschrift, die mit einer schwer beschreiblichen Nuance von zarter Festigkeit hingesezt ist, die gegen den unteren Rand der Seite zu immer schräger ansteigt, so daß man schon beim bloßen Anblick einer solchen Seite den Eindruck von unbekannter dumpf-hinreißender Gesetzlichkeit bekommt, dem dann die mit merkwürdiger Bewußtheit eingesetzten Streichungen, die dicken Tintengitter um verworfene Stellen herum, die mehrfach überlegten Verbesserungen widersprechen. Und in diesem optischen Eindruck ist vielleicht schon die ganze zusammengesetzte unvergleichliche Art und Wirkung des Flaubertschen Schaffens abgespiegelt.

Eine kleine Gesellschaft hat sich versammelt. Zum Tee bespricht man die neueste Literatur Frankreichs. ‚Muß es nicht eine erhebende Empfindung für einen Schriftsteller sein,‘ will eine Dame von mir, ‚diese Blätter in den Händen zu halten, ce sont de vrais monuments?‘ Die drei Silben dieses letzten Wortes, voneinander getrennt und echt französisch ausgesprochen, gefallen mir ungemein. Ich bejahe mit Eifer. Die Dame erzählt dann von Claudel und von der Hoffnung des Landes, Francis Jammes. Sie kennt ihn persönlich. Sein Leben in einem südlichen Dorf ist wie sein Werk lauter, einfach, erhaben, er fühlt mit den Bauern, allen rät und hilft er, er besucht die Kranken, tröstet Sterbende . . . Das Manuskript Flauberts liegt aufgeschlagen da. Mir ist, als lebte es unter meinen Finger. Es hört zu. Es gibt den poetischen Helden der neuen Zeit seinen Beifall.

Die Faksimilien können keinen Begriff, ich brauche es nicht zu sagen, von diesen Schriften geben. Ich sehe noch die ‚Education‘, den ‚heiligen Antonius‘ in einigen Fassungen, die ‚Bovary‘ . . . Alle diese Manuskripte sind auf starkem Papier von gleicher Größe geschrieben, alle vom ersten bis zum letzten Werk sehn einander ähnlich, als sei eine andere äußerliche Anordnung gar nicht möglich als diese Flaubert gleichsam angeborene, alle ruhn in starken grauen Leinenmappen, Folioformat. De vrais monuments, ich kann es nicht besser sagen.

Man hat mich freundlich empfangen wie einen alten Bekannten. Frau Franklin erinnert mich an unsere früheren Begegnungen, in Prag und Paris. Die gütige Frau ist ein schönes Beispiel für die Vereinigung eleganten vornehmen Benehmens mit literarischer Begeisterung. Die Verehrung ihres Onkels spricht sich in ihren Worten aus, mit derselben einfachen Ruhe wie in ihren meisterhaft geschriebenen ‚Erinnerungen‘. — Sie erzählt noch einiges. Immer nur an seinen Arbeitstisch trieb es Flaubert, sie gedenkt seiner als eines ganz Uermüdlichen, ganz Ernsten.



Kam Besuch, so hielt er es nicht lange aus, bald war er in sein Schreibzimmer verschwunden. Mit niemandem verkehrte er außer mit seinen ausgewählten Freunden. Auf die aber war er eifersüchtig, er hatte es nicht gern, wenn sie mit den andern im Hause viel sprachen. Nur von Literatur wollte er immer reden, von den Künsten, nichts anderes schien erwähnenswert. Und nicht nur er sollte arbeiten, er wollte auch, daß rings um ihn alle sich mit dem beschäftigten, was ihm einzig bedeutungsvoll schien. Die kleine Nichte bekam eifrig Geschichtslektionen von ihm. Kamen einmal ihre Freundinnen zu Besuch und ging im Garten ein lebhaftes Plaudern los, so dauerte es gewiß nicht lange, bis sich Flauberts Fenster oben öffnete und seine Stimme herunter mahnte: „Nun, Bibi, ist's nicht bald genug? Nun wieder ein wenig studieren, Kleine“ . . .

Es wird dunkel in dem großen Salon. Madame lehnt sich in den Sessel zurück, ihr melancholisches Lächeln bleibt, auch wenn wir andern sprechen . . . Eigentlich ist es ein riesiger fürstlicher Saal, der mit seinem schönen Kamin, seinen beiden Erard-Klavieren, vielen Fauteuils, Sofas, Tischchen, Kissen, Bildern und Nischen so recht zum Schauplatz edler Geselligkeit bestimmt scheint. — Man muß diese reizenden französischen Wohnungen kennen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie die Eleganz unserer Eltern, so lange sie noch frisch war, ausgesehn hat. Diese wallenden Samtportieren, schweren Perser, vergoldeten gedrehten Beinchen der Fauteuils und Eichentruhen, all dies, wobei die im Kunstgewerbe so konservativen Franzosen stehn geblieben sind, wird von der neudeutschen ‚Innenarchitektur‘ verpönt. Und man wird leicht verführt, ihr Recht zu geben: denn die Exemplare von Trumeaus und altmodischen Tapeten, die wir noch zu Gesicht bekommen, sind so zerschissen und verstaubt, daß man ihren verwahrlosten Zustand förmlich als gerechte Strafe für ihre Geschmacklosigkeit auffassen möchte. Aber man sehe solche Spiegel und schnörkelreiche Goldrahmen nur einmal unzerschlagen und unerblindet, man fühle das, was bei uns fast schon in Museumsfäulnis übergegangen ist, in der Umgebung heiterer und geistreicher Menschen atmen und still mitleben, dann wird man manches Vorurteil gegen den ‚überladenen Tapeziererstil‘ zurücknehmen und manchmal zwischen unsern modernen, anspruchsvoll einfachen Möbeln den gelassenen Prunk der ‚Villa Tanit‘ vermissen.

Der Lustre aus venezianischem Glas ist aufgeflammt . . . Im Hintergrund des Saales wird nun die Bibliothek sichtbar. Lange Reihen großer Bände, goldgepreßte, zu diesem Ameublement trefflich passende Rücken, Serien rotlederner Werke, nichts zu-



fällig Zusammengelaufenes, sondern sorgfältige vollständige Ausgaben der französischen Klassiker, Byron, Shakespeare, Goethe, Heine . . . Das war Flauberts Bibliothek. Viele Bücher haben noch seine Bemerkungen, seine Beifallsstriche an den Rändern. Dann existieren kleine Hefte, Analysen und Notizen des Gelesenen, all dies noch unediert; zu Montaigne finden sich Abschnitte für Abschnitte Einfälle Flauberts verzeichnet, der ein ebenso eifriger unermüdlicher Leser wie Schreibender war.

Frau Franklin zeigt neue Mappen, die Erinnerungen an Flaubert enthalten. — Eine französische, jetzt vergriffene Luxusausgabe ihrer ‚Souvenirs intimes‘, die sie selbst mit Zeichnungen geschmückt hat: das Haus in Rouen, Croisset . . . Ganze Stöße von Artikeln über Flaubert, täglich erhält sie einige zugeschickt, in allen Sprachen. Ihr Gesicht bekommt einen Ausdruck von Traurigkeit und edler Strenge, wenn sie nun hinzufügt: ‚So lange er gelebt hat, blieb er fast ganz unbeachtet. Nur ein kleiner Kreis war da. Jetzt bin ich es, zu der die Reflexe seines Ruhmes gelangen‘ . . . Gerührt betrachtet sie die Zeichnung, die nun auch in deutschen und französischen Ausgaben publiziert worden ist, das richtigste Porträt Flauberts. Es erweckt in ihr den Eindruck seiner Gegenwart. Noch ein anderes Mal ist ihr der Onkel zu einer Skizze gesessen, die nach ihrer Ansicht aber weniger gelungen und daher nicht veröffentlicht ist . . . Wie kommt es nur: indem ich dieses bläuliche, nicht ganz fertige Zeichenblatt in der Hand halte, überkommt mich ein geradezu geisterhaftes Gefühl. Da ist Flaubert, an seinem runden Arbeitstisch, den großen Oberkörper aufgerichtet längs der hohen Sessellehne, die mit ihren beiden gedrehten Säulen sein Haupt noch überragt. Dieses Haupt aber, hier scheint es mir zum erstenmal verständlich nahe. Es zeigt nicht die tödliche Ermüdung anderer Bilder, auch nicht die an Shakespeare erinnernde, hohe, idealisierte Stirn mit den Augen von kühner Weichheit darunter: hier scheint vielmehr ein mittlerer, menschlicher Zustand getroffen, eine Ruhe und Güte ohnegleichen in den weiten Augen, in der rundlichen Linie unter dem Kinn und namentlich ein ganz französisches, verstecktes Lächeln unter dem großen Schnurrbart. Vor diesem Porträt begreift man gar nicht, wie einzelne Kritiker Flaubert als Germanen haben reklamieren wollen. Seine Nichte wäre wohl auch sehr erstaunt, wenn man ihr mit so etwas käme . . . In einem Augenblick ändert sich alles vor meinen Augen. Die Kenntnis dieses Salons, dieser Menschen, die dasselbe Blut wie er haben, dieser Art, zu wohnen und zu reden, scheint mir plötzlich ein ganz neues Licht auf Flauberts Werk zu werfen. Ebenso wie die ‚Bovary‘ nach dem Anblick einer französischen Klein-

stadt in etwas verschobener Färbung erscheint. Flauberts besonderer Trieb, zu opponieren und doch irgendwie damit verwachsen zu sein, wogegen er sich aufrichtet, wird mir innerlich greifbar. Es ist, als ob dieses Haus, das einzige auf der Erde, in dem etwas von Flauberts individuellster Erscheinung und Nervenbewegung noch leise ausschwingt, seinen Zauber mir mitzuteilen begänne. Zwischen vielen wunderbaren Eindrücken fühle ich mich schon im Gleichgewicht, schon wieder in eine gleichsam gewohnte, liebe Stimmung geschoben.

\* \* \*

Dann aber ist es Zeit, aufzubrechen, und, eine kleine Musik um das Haar mittragend, den schon nächtlichen Hohlweg vom Kap Antibes herab, über Exerzierfelder dem Bahnhof zuzurennen.

---

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## JNHALT:

Enzian.....	Othon Friess
S. Klabund.....	Verse
Adolf Behne.....	Bruno Taut
K. S.....	Das angestammte Gemüt
Angela Langer.....	Das dichtende Dienstmädchen
René Schickele.....	Die Leibwache
El Hor. ....	Die Eidechse

---

„Votes for women“ — Kritik als Stand — Kino — Erotik  
des Wandervogels — Berliner Musikkritik — Schammes





## Othon Frieß

Von Enzian

Vernissage bei Cassirer. . . In den hübschen Saal, die paar Stufen hinunter, strömt es von Menschen. Und da steht auch der Dichter, — Maler, wollte ich sagen. Man ist ein klein bißchen in Paris, ein ganz leichter Hauch von malerischer Heimat-, entschuldigen Sie: Heimatluft umweht einem die Stirn. Frankreich, Deutschlands unglückliche Liebe, schickt einen Gruß. Wir haben einen Hang zu solcher Liebe; das geht mit der transzendenten Richtung unsres Nordländertums zusammen: wir brauchen sie. — —

Es sind zwei reizende Französinnen da, man ist so verliebt in dieses Naturschöne, das neckisch von den gemalten Wänden im Fluten der Besucher auf und niedertaucht, daß es eines starken Willens bedarf, um sich ernstlich auf das Kunstschöne zu konzentrieren.

Zuerst stellt man fest, daß Frieß noch ungefähr derselbe ist, wie vor drei Jahren, als man ihn bei Druet sah; er hat sich im wesentlichen nur um soviel verändert, als wir uns verändert haben. Denn wir maßen uns nicht an, objektive Kritik zu schreiben; und bei aller subjektiven Kritik steckt eben das Subjekt mit im Objekt. Also: es werden in diesen Malereien Probleme angeschnitten, rein pikturale, die von Interesse sind. Die ewigen Probleme des kubischen in der Fläche.

Mein Auge stört zuerst eine gewisse Wackeligkeit, die auf einem nicht bildgesetzmäßigen, an falschen Stellen zu tiefem Hineinschneiden in die Fläche beruht. Es ist keine bestimmte Tiefe zur Vorderfläche angenommen und es herrscht infolgedessen eine gewisse Unordnung, indem z. B. ein ferner Hintergrund vor seinen Vordergrund tritt. Wir wissen natürlich, daß ein perspektivisches Sehen für die Bildeinheit ein Unding ist; aber: wenn etwas im Bilde vorne sein soll, muß das Hintere hinter ihm bleiben, denn das Vorne wird bloß zum Vorne durch das Hinten. Das ist doch sehr plausibel.

Hildebrandts unsterbliches ‚Problem der Form‘ sollte studiert

werden. Z. B. kann ein Schiff, das mit geblähten Segeln in einen Felsenhafen steuert, unverhältnismäßig groß sein, weil es die Hauptsache im Bilde ist, weil es ‚das Bild‘ ist, aberrrr: die Schwimmer ganz vorn im Hafen dürfen nicht in die Fläche Löcher schneiden, die in ihrer Tiefe bis hinter das Schiff langen, das stört die Illusion und es entstehen zwei Bilder im selben Rahmen, die sich gegenseitig um ihre Existenz auf der Fläche bringen.

Auch scheint mir der Rhythmus der großen Figuren am Brunnen nur innerhalb der einzelnen Figuren zu bestehen, während der Rhythmus des Bildganzen, in den sie nicht aufgehen, eben deshalb nicht vorhanden ist. Wie bei einer mangelhaften Orchestration, führen sich die einzelnen Instrumente sozusagen nicht richtig auf; oder: der Kapellmeister hat seine Leute nicht gut genug einstudiert, das Zusammenspiel klappt nicht recht.

Wahrscheinlich liegt hier der Haken bei Frieß. Ich kenne langsamer gemalte Bilder von ihm, z. B. den großen Fischer, bei denen ich mich auf solche Unausgeglichenheiten nicht besinnen kann. Das Kunstleben in Paris ist so ver-teufelt hitzig, daß man nicht auf jeder Indépendance und jedem Herbstsalon ein Trumphaß ausspielen kann.

Hätten wir nur in Berlin ein wenig von dieser Lebendigkeit, die an der glücklichen Seine schon in ein Ueberhastetes ausartet. Dies Spannende des scharfen Klingenkreuzens, bei dem die Funken sprühen und die Kunst, als ein Ringendes, flutend und blutend, zutage tritt — und in dem allein Entwicklung steckt!

... Herr von Knapitzsch bekennt sich durch seine Gegenwart im Hinterstübchen bei Cassirer offen als getreuer Satellit von Frieß und diese Bescheidenheit nimmt für ihn ein.

Es ist eine gewisse Ordentlichkeit, ich sage nicht ‚Ordnung‘!, die mit einer größeren Sauberkeit und Aeüßerlichkeit gar nicht so schlecht Hand in Hand geht. ‚Die Imitation ist die einzige Sünde in der Kunst,‘ sagen die Kubisten und meinen damit die Imitation der Natur. Aber auch, daß die Art eines Malers so spielend nachempfunden werden kann, gibt über den Imitierten zu denken, da ja doch Knapitzschs Leinwände keine Faksimilekopien von Frießschen Bildern sind, sondern Einfühlungen in seine Vorstellung. . . Wenn einer seine eigne Vorstellung vor der Natur nicht formen kann, so guckt er nicht ohne äußeren Vorteil durch die Brille des Stärkeren. Aber es ist einem doch schleierhaft, wie einer auf die Dauer so ‚humble‘ sein kann, indem ja die Formung der eignen Vorstellung die wesentliche Lust des Künstlers ist. . .

\* \* \*



Frieß ist doch ein Romantiker! Und wenn er mir's auch übernimmt: Sein Pathos ist etwas! ,Jambik erschwert die Feststellung des Befunds,' schrieb neulich Kerr. Es ist hier freilich mehr als Jambik, es ist wirklich Pathos — und als Mensch darf man sich schon an den glücklichen Paaren freuen, die in so inniger Verschlingung in Paradiesen sind.

Einen Gotiker hat man Frieß genannt. Seine Türme von Rouen machten ihn in Paris berühmt. Schade, daß diese ersten Manifestationen alle verkauft und in festen Händen sind, man möchte sie gerne mit dem Späteren vergleichen.

Ein schöner Renoir steht im Saale gleich einem Symbol Frankreichs über Frieß, und ein van Gogh spricht klare Sprache.

Seien wir zufrieden, es ist Leben da; und die Bekleidung der Cassirerschen Wände, auf denen man vergangene Woche noch die totgeborenen Pünktchen eines Anderen beklagte, hat sich für 14 Tage in Bewegung verwandelt, — die auch uns bewegt.

---

## Verse

Von S. Klabund

(Siehe: Pan vom 21. Februar.)

### I

Ich kam.  
 Ich gehe.  
 Ob je mich eine Mutter auf die Arme nahm?  
 Ob je ich meinen Vater sehe?

Nur viele Mädchen sind bei mir.  
 Sie lieben meine großen Augen,  
 Die wohl zum Wunder taugen.  
 Bin ich ein Mensch? Ein Wald? Ein Tier?

### II

Unsere Körper tanzen, tanzen . . .  
 Bis wir uns (zusammen) kratzen.  
 Aus den schmutzigen Matratzen  
 Kriechen plötzlich Wanzen, Wanzen.

### III

Wenn du deine Knie beugst  
 Und dein Lustmund sich enthüllet,  
 Ach, wie bin ich dann gestillet, —  
 Wenn du deine Knie beugst.

## Bruno Taut

Von Dr. Adolf Behne

Zuschrift an den Pan über einen neuen Architekten.

In den Kämpfen, die heute um eine neue Kunst ausgefochten werden, steht die Architektur beiseite. Die mündlichen und schriftlichen Debatten gehen stets nur um die Malerei, ganz selten auch einmal um die Plastik, um die Architektur nie! Dieses Beiseitestehen der Architektur müßte gegen den Satz des Historikers einnehmen, daß in allen Zeiten lebendiger Kunstübung der gleiche Blutstrom durch alle Künste gehe, wenn nicht unter den wenigen starken und selbständigen jungen Baukünstlern einer wäre, dessen Wirken im innersten Wesen parallel zu den Bestrebungen der jungen Maler gerichtet ist. — Es handelt sich um Bruno Taut.

Bruno Taut hat in Berlin, in der Gegend des Kottbuser Tores, einige Wohn- und Geschäftshäuser gebaut, in Straßen von nüchterner Kälte, durch die ein unaufhörlicher Arbeitsverkehr lärmt und hastet. Er hat in den breiten und bequemen Straßen Charlottenburgs eine Reihe von luxuriösen Mietshäusern errichtet. In der Linkstraße steht von ihm ein Bürohaus (ein Umbau). Früher als diese Bauten sind die Erneuerungsarbeiten in einigen alten Kirchen. Für die Leipziger Baufachausstellung ist ein Pavillon des Stahlwerks-Verbandes und des Vereins der Brücken- und Eisenfabriken in Arbeit, der nur Glas und Eisen sein wird. Bebauungspläne für Terraingesellschaften und Gartenstadt-Genossenschaften liegen vor und werden noch bedacht. In Tempelhof ist eine Wäschefabrik von Taut ausgeführt worden. Pläne für eine Zeppelinhalle stehen vor dem Abschluß. Einige Villen sind älteren Datums. An den Wänden des Ateliers hängen Konkurrenzentwürfe für ein Rathaus und für die Erweiterung des Wertheimbaues. In Harzburg baute der Architekt ein Erholungsheim, in Wetter an der Ruhr ein Turbinenhaus. Er wünscht Wolkenkratzer und eiserne Riesenbrücken zu bauen und hat ein Restaurant bis auf das Signet der Teller und Tassen, einen Kinosaal bis auf die (sehr eigenen) Beleuchtungskörper entworfen. Die Fensterabmessungen an seinen Häusern werden immer größer. Schon früher fielen die Querhölzer, jetzt läßt Taut auch die senkrechte Teilung fort und zieht das Fenster fast bis auf den Fußboden hinab, um so viel Licht wie nur irgendmöglich einzufangen. In dem erwähnten Restaurant ist eine Kneipstube von einer derben Trinker- und Zecherstimmung. —

Das ist ungefähr, was Bruno Taut bisher gebaut hat, gebaut



mit seiner ganzen Frische, entworfen mit einem ganz freien und klaren Kopfe. Die große Gegensätzlichkeit in den Aufgaben brauchte bei einem anderen Architekten wenig zu bedeuten, bei Bruno Taut bedeutet sie sehr viel. Ein anderer Architekt fühlte so verschiedenartige Bauaufgaben vielleicht kaum als Gegensätze, schüfe — ob er eine Kirche oder einen Bahnhof oder ein Mietshaus baute — stets nur über anderem Grundriß *seiner* Architektur, *seiner* Formen, *seiner* Gliederungen, *seinen* Rhythmus. Taut steigt in das Wesen seiner Aufgaben ganz tief und ganz gespannt hinab, noch ohne jede Vorstellung einer bestimmten Ordnung, einer bestimmten Formung. Ihm ergibt sich stets alles aufs neue vom Grund aus, er schafft ganz von innen. Taut erlebt seine Aufgaben mit einer Intensität, die ihn vor jeder Schablone bewahrt. Ihm ist notwendig jede Form etwas Einmaliges, weil niemals bei einer neuen Aufgabe die genau gleichen Bedingungen wiederkehren können. Und deshalb hat es seine Bedeutung, auf die Verschiedenartigkeit der Anforderungen hinzuweisen, die an diesen Architekten gestellt wurden. Daß er für so Verschiedenes so ganz beseelte, so ganz organische Formen gefunden hat, ist bei seiner Schaffensart ein Zeugnis für die Weite und Echtheit des Menschen.

Um seinen Aufgaben ohne alle Voreingenommenheit, unmittelbar und unbeschwert entgegentreten zu können, hält sich Taut bewußt und standhaft von allen historischen Stilformen frei. In früheren Bauten hat er gelegentlich noch die antike Säule dorischer und jonischer Art verwendet, heute findet sich an seinen Bauten wohl überhaupt keine Säule mehr. Die Abkehr von allem Historischen ist für Taut eine einfache Notwendigkeit. Er hält sich alles fern, was von außen als Formgesetz, als Einfluß, als Macht herantreten könnte. Da seine Häuser ganz von innen heraus werden, müßte eine solche Macht auf sie wirken, wie auf eine wachsende Pflanze ein fremdes künstliches Licht. Man darf demnach die Architektur Tauts als dem innersten Sinne nach ‚expressionistisch‘ bezeichnen.

Für die Zukunft dieses Architekten von noch größerem Werte ist, daß er sich jede Wiederholung einer *eigenen* früheren Form untersagt. Er hat an dem großen Mietshause der Bürknerstraße ein Motiv von hohen Bogennischen ausgebildet, aber man darf glauben, daß er dieses Motiv nicht ‚ausschlachten‘ wird. Er hat an einem Hause der Bismarckstraße eine Ecklösung von der Schärfe der Messerschneide geschaffen, aber er wird diese Lösung niemals und nirgends wiederholen. Taut hängt nicht fest am Geleisteten, er würde die Aufgabe das zweite Mal ganz anders angreifen.



Der Abkehr von allen historischen Formen entspricht es, daß sich Taut nicht scheut, neue Formen selbst zu bilden, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergibt. So hat Taut bei dem Eckhause am ‚Knie‘ an Stelle der üblichen ruhigen Dachlinie einmal eine stark bewegte gesetzt. Dieses Haus mußte infolge des Zwanges, den die Baufluchtlinie ausübte, mit einer gerundeten Ecke ausgeführt werden. Es ergab sich ein Dach, das gleichfalls in gerundeten Linien verlief, und das nicht in einem spitzen Grat, sondern mit einer Plattform endete. Um nun der Weichheit der Kurven einen Gegenspieler zu geben, und gleichzeitig den platten Schluß des Daches zum Ausdruck zu bringen, besetzte Taut den First mit einer Reihe von aus- und einschwingenden Prismen. Hätte er statt ihrer gotische Zinnen gewählt, so würde sich niemand gerührt haben. Diese neue Form aber befremdet den Bürger.

Taut denkt nicht daran, sein Bauen von irgendwelchen Prinzipien der architektonischen Fachphilosophie abhängig zu machen. Man wird keinen kanonischen Satz aus seinem Munde hören. Vor allem läßt er sich nicht einem blassen Gedanken zu Liebe künstlich arm machen. Er nutzt das Eisen in allen seinen Möglichkeiten aus, auch wo es nicht außen zutage tritt, und die — selbst reiche — Verwendung rein schmückender Formen sieht er als sein gutes Recht an, gerade weil er bei anderen Gelegenheiten — seine Gartenstadtentwürfe lehren es — puritanisch einfach zu bauen weiß. Taut macht jetzt in der Hardenbergstraße an einer Fassade, die im übrigen nur durch ihre Fenster gegliedert wird, den Versuch einer ganz freien Verbindung mit figuraler Plastik, wofür er in Georg Kolbe einen idealen Mitarbeiter gefunden hat.

Taut hat sich seinerzeit an dem Wettbewerbe um die Fortführung des Messelschen Wertheimbaues beteiligt, der jetzt durch die (plumper!) Wiederholung der Messelschen Pfeiler einen recht wenig erfreulichen Ausgang genommen hat. Taut schloß sich in seinem Projekte nicht in den Formen, aber um so schöner in der Gesinnung an Messel an. Seine Idee — hohe steile Bogenstellungen aus Beton, und zwischen ihnen in 3 Etagen, stockwerkweise zurücktretend, die Schaufenster — wäre eine würdige Weiterführung des Messelbaues geworden.

Eine Weiterführung Messels (statt einer Versteinerung) ist im Prinzip Tauts Schaffen überhaupt.

## Das angstammte Gemüt

oder Kindesherz

oder Vereinsleben

Von K. S.

Am 27. Juni hielt Miller aus Pittsburg als Sprecher des Bundes deutsch-amerikanischer Dichter bei der Begrüßung in H a m - b u r g eine zu Herzen gehende Ansprache.

Er sagte etwa :

„Es sind bald fünfzig Jahre her, daß ich mein Vaterland verließ, um jenseits des großen Wassers mein Glück zu suchen. Fünfzig Jahre ! Immer nahm ich mir vor, heimzukehren, noch einmal mein herrliches Deutschland zu sehen und meine engere Heimat, das schöne, das wunderbare Frankfurt a. M. . . . Doch was spreche ich von dem Vaterlande und von der Vaterstadt ? Das ist ja alles nicht wahr ! Nicht wahr ! Nicht wahr ! Ich will ehrlich sein in dieser erhabenen Stunde, da wir den teuren Boden betreten haben. Mehr als alledem galt meine brennende Sehnsucht etwas anderem — meiner Mutter. Meiner guten, geliebten Mutter ! Seit fünfzig Jahren erwartet sie mich, die liebe alte Frau ! Tag um Tag denkt sie meiner Rückkehr, fleht die Stunde herbei, da sie mich, ihren einzigen Sohn, in ihre zitternden Arme schließen kann. Fast neunzig ist sie . . . mein teures Mütterchen . . .“

Die Versammlung war gerührt, Tränen flossen über die Wangen.

— — — — —

Am 9. Juli befand ich mich in H a n n o v e r. An dem gleichen Tage kam dort auf seiner ‚Fahrt durch die deutschen Lande‘ der Bund deutsch-amerikanischer Dichter an. Wieder gab es ein Begrüßungsfest. Ich freute mich, auch hier Mister Miller aus Pittsburg als Sprecher zu sehn. Sein Antlitz leuchtete. Er nahm das Wort.

Er sprach von dem neunzigjährigen Mütterchen, das ihn seit fünfzig Jahren erwartete, um ihn endlich in die zitternden Arme zu schließen. Sie saß in Frankfurt.

Er sprach mit tränendurchbebter Stimme.

Die Versammlung war gerührt.

— — — — —

Zwölf Tage darauf, am 21. Juli, war der Bund deutsch-amerikanischer Dichter in W i e s b a d e n , unweit Frankfurts, eingetroffen, nachdem er sich in allen großen Städten des westlichen Deutschlands hatte feiern lassen.

In der großen Wandelhalle des Kurhauses hatte ich das Glück,



Mister Miller aus Pittsburg zu erblicken. Kurz entschlossen ging ich auf ihn zu und fragte ihn, ob er auch schon in Frankfurt, eine Bahnstunde von hier, gewesen sei.

„In Frankfurt am Main?“ gab er zurück. „Oh no . . . dahin kommen wir ja erst am 9. August.“

Dann hielt er eine zu Herzen gehende Rede : vom Mütterchen und vom einzigen Sohn.

Niemals in meinem Leben habe ich eine so erschütterte Versammlung gesehn.

Am 9. August, als der Bund deutsch-amerikanischer Dichter hinter dem Sarg in Frankfurt hergegangen war, die Medaillen umflort, trat der Präsident an den Grabhügel und sprach warm, zu Herzen gehend. — Auch von den idealen Bestrebungen des Vereins.

Der Männerchor des Bundes deutsch - amerikanischer Dichter sang hierauf :

Wann i denk an mein Hoamat, da tuats ma so weh,  
Und da kummt's ma halt vor, wias gwest is vorm eh';  
Siachs in Geist oft vor meiner das Dörferl, das liab,  
Und da druckts mi bei'n Herzen, die Aug'n wer'n ma trüab.

## Das dichtende Dienstmädchen

Von Angela Langer

Anfang April wird bei S. Fischer eine Geschichte, „Stromaufwärts“, erscheinen, deren Heldin, ja deren Erzählerin offenbar ein Dienstmädchen ist.

Treuherzig ; manchmal empfindsam, doch nicht zu sehr ; im Grund einfach ; so schildert sie : Dienststellen, ihr stetes Dichten, ihre Liebe zu einem jungen Bankbeamten, der vornehmer, von etwas müder Pose, gemeinhin zu Lämmern ein Wolf, hier jedoch ernstlich entsagend ist, weil er im Herzen des armen Dings etwas Zarteres fühlt.

Aus der Gegend von Krems ist sie gebürtig, dient nachher in London ; immer das eine Licht im Herzen. Was wird nach der Rückkehr sein ? Sie denkt still an Heirat — ohne das zu sagen.

Als aber der Freund auf ungeordnetere Möglichkeiten deutet, kehrt sie lieber nicht zurück. Sie wird ihren steinigen Weg hier weitergehn.

Zwei, drei Belege der (künstlichen und natürlichen) Darstellungsart.

\* \* \*

Nach und nach haßte ich alle Leute, mit denen ich in Berührung kam: den Bäcker, der das Brot brachte, weil er immer



ein rohes Wort wußte, das mir die Lider niederschlug und die Wangen färbte, den Milchmann aus demselben Grunde und die Familie selbst, weil ich sah, daß der Mann ein Lügner war. Zu meiner großen Enttäuschung hatte ich meine acht Kronen Monatslohn noch immer nicht erhalten und schrieb daher meine Gedichte, die sich in jener Zeit noch reichlicher als früher einfanden, auf Düten, in denen sich Dinge wie Reis und Mehl befunden hatten und die ich immer sorgfältig aufhob.

Einmal kam ich von einem Spaziergang mit den Kindern nach Hause. Nachdem ich den Kleinen in das Bett gelegt hatte, ging ich rasch in die Küche, um die Milch zu wärmen. Als ich die Küche betrat, sah ich die Frau Direktor an der Schublade stehen, in der sich meine wenigen Sachen befanden. Die Schublade war offen, und die Dame hielt eine jener Düten in den Händen, die ich so gut kannte. Innerlich war ich erschrocken und empört, doch der Respekt, den ich vor der indiskreten Person wenigstens äußerlich hatte, drängte den zornigen Ausruf in mir zurück.

Mit einem Gesicht, dem man Verblüffung und Belustigung ansah, drehte sie sich nach mir um und hielt die Düte hoch.

„Davon haben Sie ja nie etwas gesagt,“ sprach sie, anscheinend nicht im geringsten gestört, daß ich sie beim Durchsuchen meiner Sachen überrascht hatte.

„Oh, bitte,“ sagte ich und langte nach dem Gedicht, „das wäre ja nicht der Rede wert gewesen.“ Sie lächelte noch immer ein stilles, belustigtes Lächeln.

„Lassen Sie doch, das zeige ich meinem Manne.“

„Um Gottes willen,“ rief ich erschrocken.

„Warum nicht? Die Gedichte gefallen mir sehr gut.“

Aller Zorn, alle Empörung von meiner Seite waren fort. Ich wäre am liebsten vor ihr niedergekniet und hätte den Saum ihres Kleides geküßt — so glücklich machten mich diese Worte. Von diesem Tage an sah ich in ihr einen Engel.

Der Umstand, daß sie mir meine acht Kronen noch immer nicht bezahlt hatte, betrübte mich zwar, doch maß ich die Schuld dem Manne bei, der sie hätte mit Geld versehen sollen, denn wie ich genau wußte, hatte sie nie Geld.

Sie hatte dem Direktor auch einige meiner Gedichte gezeigt. Er hatte darüber gelacht und seiner Frau gesagt, sie solle mir doch den Kopf nicht verdrehen, weil ich wirklich ein ganz brauchbares Mädchen sei. Es gäbe wahrhaftig mehr gute Dichter als gute Dienstboten.

Der Direktor hatte fast jede Woche nach Wien zu fahren. Eines Tags, als er wieder fort war, und die Kinder schon in den Betten lagen, kam seine Frau heraus in die Küche, wo ich be-

schäftigt war, die Teller und Schüsseln abzuwaschen. „Anna,“ sagte sie, „ich möchte gerne mit Ihnen sprechen.“ Mein Herz hüpfte hoch, weil ich dachte, sie würde mir endlich meinen Lohn bezahlen. Sie setzte sich auf einen der Küchensessel und beobachtete mich eine Weile schweigend, während ich in meiner Arbeit fortfuhr.

„Sagen Sie,“ begann sie endlich, „warum sind Sie denn nicht aufrichtig zu mir?“

Ich blickte sie bestürzt an. Mein Gewissen war aber rein und so sagte ich ruhig: „Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

Sie klopfte mit den Füßen ungeduldig auf den Boden. „Tun Sie doch nicht so, Sie haben mir einmal gesagt, Sie hätten keinen Liebsten, aber diese Gedichte . . .“ und zu meiner unendlichen Beschämung hielt sie eine Papierdüte hoch, die ich erst gestern beschrieben hatte und die ich nie und um nichts in der Welt jemand gezeigt hätte. „Dieses Gedicht, sagt das nicht . . .? Wo ist er denn? und was ist er denn? Haben Sie sein Bild?“

Ich nahm meine Hände aus dem heißen Abwaschwasser und hielt sie vor mein Gesicht. Ihr Lachen brachte mich zur Besinnung.

„Seien Sie doch nicht so dumm,“ fuhr sie fort, „ich bin doch eine verheiratete Frau, und mir dürfen Sie es schon sagen. Also heraus damit.“ Sie blickte mich halb zärtlich, halb befehlend an, und ich ließ die Hände sinken; es fiel mir dabei auf, wie rot und häßlich sie aussahen, und eine neue Scham überfiel mich.

„Es ist wahr,“ sagte ich endlich.

„Daß Sie also doch jemand haben?“

„Nein, ich meine, daß ich niemand habe.“

\* \* \*

Ich hatte schon beschlossen, doch wieder eine Stelle in Krems anzunehmen, als eines Tages der Postbote einen Brief für mich brachte. Ich erkannte sofort die ungarische Marke mit dem schiefstehenden Kreuz und dem ausgespannten Adler. Die Handschrift war aber mir unbekannt. Ich fürchtete, daß man mich vielleicht an die 25 Kronen mahnen würde, und öffnete darum den Brief mit heimlicher Angst. Als ich ihn gelesen hatte, wußte ich nicht, ob ich mich über den Inhalt freuen sollte oder nicht. Der Brief war von Herrn Sandor. Er erwähnte nichts von der früheren Stelle und schrieb, daß er einen sehr guten Posten für mich hätte; es seien nur zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen im Alter von drei bis fünf Jahren in der Familie, und das Gehalt sei dasselbe. Meine Eltern drängten mich sofort, die Stelle an-



zunehmen, doch hatte ich meine eigenen Gedanken darüber und blieb lange unschlüssig.

\* \* \*

Ich wohnte nun in der Nähe der Westminster-Abtei. Ich hatte von diesem Gebäude schon oft gehört, doch hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, es zu besichtigen, und beschloß nun, die erste freie Stunde dazu zu benutzen.

Klopfenden Herzens stand ich schon an einem der nächsten Tage vor den grauen Mauern der ehrwürdigen Abtei und befand mich einige Minuten später unter dem Schwarm der Besucher, der die hohen Gänge füllte. Ich ging aber nicht wie diese herum, sondern blieb ganz still in der nächstersten Ecke stehen. Nie in meinem Leben hatte ich gefühlt, was ich jetzt fühlte. Ich befand mich wie unter einem Zauber — wie unter der persönlichen Berührung aller derjenigen, die hier vor mir gewandelt hatten — und längst Staub und Asche sind. Endlich rührte ich mich und schritt von einem Monument zum andern; aber ich schritt wie eine Schlafwandlerin und sah nur die unendliche Größe der Dinge, die Dinge selbst sah ich kaum. Nachdem ich fast die ganze Kirche durchschritten hatte, gewahrte ich plötzlich eine niedrige Holztüre, die geschlossen war, und es fiel mir ein, sie zu öffnen. Ich sah mich erst einige Minuten vorsichtig um, weil ich nicht wußte, ob es erlaubt sei (es ist erlaubt), öffnete sie dann rasch und trat hinaus. — Ja, wirklich hinaus, denn dahinter lag keine andere Kapelle mit den Särgen und Monumenten von Königen und Königinnen, wie ich erwartet hatte, sondern hinter dieser kleinen Tür lag ein ziemlicher großer viereckiger Garten, der zwar keine Blumen, aber einen sehr schönen Rasen hatte. Und dieser hellgrüne Fleck übte auf mich inmitten der hohen altersgrauen Mauern, die eine mehr als halbes ein Jahrtausend lange Geschichte erzählen, eine bezaubernde Wirkung aus. Es standen einige Bänke herum, und ich setzte mich nieder. Da die Kirche selbst früher ein Kloster war, so vermutete ich sofort, daß dieser Platz der Klostergarten gewesen sei, und im Geiste sah ich die Gestalten der Mönche, wie sie am Morgen aus ihrem gemeinsamen Schlafzimmer kamen, in ihren dunklen Gewändern langsam über den leuchtenden Rasen schritten und dann in der grauen Kirche zur Frühmette verschwanden. So oft ich später die Westminster-Abtei besuchte — und ich tat das sehr oft —, brachte ich erst den Grüften, dem uralten Krönungsstuhl, dem Stein darunter, von dem die Legende erzählt, daß es der Stein sei, auf dem Jakob seinen berühmten Traum geträumt



habe, dem Dichterwinkel und noch vielen anderen herrlichen Dingen meine Ehrerbietung und Bewunderung dar. Dann aber folgte ich dem Zuge süßer Ungeduld, den ich schon die ganze Zeit über verspürt hatte, und schlüpfte durch das niedere Pfortchen in den Klostergarten. Während ich nun auf einer der Bänke saß und mit den Augen blinzelte, weil mich, aus dem Dunkel tretend, das Sonnenlicht blendete, dichtete ich oft . . .

Von diesen Stunden voller Ruhe und einer wohltuenden Beschaulichkeit abgesehen, war jeder Tag ein Arbeitstag. Ich ließ es an keiner Mühe fehlen, die englische Sprache gründlich zu erlernen und dichtete seit einiger Zeit auch schon englische Gedichte, die, wenn sie mir auch die Dankbarkeit der Engländer nie erringen werden, mir große Freude bereiteten. Auch mein Freund drückte mir darüber seine Anerkennung aus und fragte mich nun öfters, was ich nach meiner Prüfung zu tun gedächte, ob ich noch in England bliebe oder anderswohin ginge. Auf diese Fragen antwortete ich aber nie, und als endlich die Zeit kam, in der ich darauf antworten mußte, da überfiel mich jene Feigheit, die Petrus überfiel, als er seinen Meister verleugnete. „Denken Sie, daß ich zurückkommen darf?“ so frug ich ihn, Später trug ich den Brief zur Post, und als ich zurück in mein Zimmer kam, fand ich alle meine alten Teufel. „Ist etwas, das gut ist, nicht fraglos, nicht durchsichtig wie reinstes Wasser?“ In allen Tonarten flüsterten sie mir das in die Ohren, und neben diesem Flüstern hörte ich jeden Glockenschlag der Nacht. Die Tage schlichen meiner zitternden Ungeduld, und oft befiel mich eine unerklärliche Angst vor irgend etwas Unbekanntem. Was wird er schreiben? Und wann wird er schreiben? So frug ich mich wohl hundertmal des Tages. Endlich, endlich kam sein Brief. Er stak in einem blauen Umschlag und wog schwer in meiner Hand. Ich konnte mich lange nicht entschließen, ihn zu öffnen und wünschte fast, ich hätte ihn noch nicht bekommen. Endlich aber las ich ihn, und ich las ihn lange . . . Als ich später die eng beschriebenen Blätter sinken ließ, da war es totenstill . . . Unwillkürlich sah ich mich um. Alle meine Teufel waren fort; alle Angst, alle Feigheit, alle Zweifel waren fort. Wie eine Wolke hob es sich von meiner Seele, und dann stand ein Gefühl auf, dem ich noch keinen Namen geben konnte, das wie ein vom Traum Erwachter in mir herumschwankte und sich endlich mit festem Druck gegen meinen Hals stemmte.

Ich legte meine Arme auf den Tisch, mein Gesicht auf die Arme, und so saß ich lange. Als es dunkel und spät war, verbarg ich den Brief unter meinem Kopfkissen und ging ohne Licht schlafen . . . Einmal in der Nacht setzte ich mich auf und ent-

zündete eine Kerze; dann brachte ich den Brief ganz nahe an das Licht und suchte darin nach einer Stelle.

„Wenn Sie hier geblieben wären, weiß ich nicht, wie es geworden wäre, wenn Sie aber wiederkommen, so weiß ich ja, wie es werden wird . . . Nur ist die Frage, ob es so werden darf? Sie sind kein gewöhnliches Mädchen. Sie gehören dem Stamme der Asra an, die sterben, wenn sie lieben . . . Und weil ich das begriffen hatte, schon als ich zum ersten Male mit Ihnen sprach, habe ich getan, was ich bis jetzt für kein Mädchen getan habe; die Bestie in mir beim Haupte gefaßt, herumgerissen . . .

Dann verbarg ich den Brief wieder und lag still in meinem Bett . . . Das also war das Ende . . . Widerwillig und müde pilgerten meine Gedanken zurück. Ich sah mich arm, einsam wartend, bis das holdeste Wunder des Lebens zu mir kam, und jeder Gedanke Arme ausstreckte, um es zu empfangen. Fühlte noch einmal, wie jeder Blick, jedes Wort, das er mir geschenkt hatte, sich wie ein glühender Stempel in meine Seele preßte und empfand noch einmal alle Qual und alle Seligkeit, die ich empfunden hatte . . . Was war herrlicher für ein Mädchen, daß ein Mann es zu seinem Weibe oder zu seinem schönsten Traume und zu seiner dauernden Sehnsucht macht? —

Und alles, das ich früher nicht begriffen hatte, begriff ich nun auch. „Ja,“ sagte ich, und ich sagte es ganz laut in das dunkle Zimmer: „Unzufrieden, unstet und planlos, heute von einer Leidenschaft befreit und morgen an eine andere gekettet, wird er durch das Leben taumeln . . . Ewig verlangend, sich nie genügend, wird er jede Begier und jeden Ekel kosten . . .

Aber über jede Begierde und über jeden Ekel da wird die eine Sehnsucht stehen, die den Trunk verweigert hatte, weil sie den Satz am Grunde des Bechers kannte . . . nicht im Taumel, nicht im Lärm des Tages wird er sie empfinden, aber wenn er des Nachts einsam dem strömenden Regen lauscht, wird sie weich und klagend wie ein Lied durch seine Seele zittern . . . Und nachdem ich das gesagt hatte, da lächelte ich, jenes Lächeln, das die Frauen lächeln, wenn sie in der Liebe das Schwerste auf sich nehmen . . .

Den nächsten Morgen verließ ich das Haus sehr früh und wanderte durch die Straßen Londons. Ich wußte heute, daß ich durch diese Straßen noch oft und noch lange, lange wandern würde. Einmal blieb ich stehen und trat in ein kleines graues Gebäude. Es war eine katholische Kirche. Ich ging darin planlos herum, und mein Blick fiel auf die lebensgroße Gestalt des Erlösers . . . Vielleicht zum ersten Male in meinem Leben ließ mich der Anblick kalt . . . Was konnte er mir nützen? Verstand er



denn überhaupt so etwas? . . . Er war zwar Mensch geworden, um unsere Leiden fühlen zu können, aber er war ein guter Mensch gewesen. Er kannte nur die Leidenschaften und die Sünden der andern, eigene Leidenschaften und Sünden kannte er nicht. Seine göttliche Abkunft verlieh ihm göttliche Stärke, göttliche Keuschheit, Göttlichkeit . . . Was wußte er von der Natur eines Diebes, eines Räubers, eines Mörders, eines Meineidigen, und trotzdem er aus Liebe gestorben war, was wußte er von dem Leiden der Liebenden? . . .

Ich wandte mich von dem Bilde fort und schritt hinaus. Ich schritt auf den Zehenspitzen hinaus, weil ich es so gewohnt war; in meiner Seele aber dämmerte die Religion des Lebens, die älter ist, als die Lehre Jesu . . . und da, vor mir und neben mir, gingen ihre Jünger. Männer und Frauen, die den letzten Traum geträumt hatten, und fertig waren für das Unbekannte; Männer mit starken Fäusten und harten Blicken, denen man ansah, daß sie gekämpft hatten . . . Und Frauen mit Schatten und Falten, denen man ansah, daß sie überwunden hatten in ihrer Art . . . Männer und Frauen, die in der Herbe und Bitterkeit ihrer Tage größere Wunder wirkten als jener Galiläer . . . Männer und Frauen, zu denen auch ich gehörte . . .

Und dieses Bewußtsein brachte mir eine neue Liebe . . . eine Weisheit, der alle frühere Weisheit, und eine Liebe, der alle frühere Liebe diente . . . und als ich damit in meine Einsamkeit zurückkehrte, da redeten die Steine . . .

---



## **Die Leibwache**

Von René Schickele

Und bin ich auch in mancher Stunde wie verdammt,  
ich weiß, daß doch ein Schein von meinem Blut,  
wo ich mich rühre, wo ich raste, mich umflammt  
wie eine große Glorie innerlicher Glut.  
Darin ist alles das enthalten, was die Väter,  
ob sie Soldaten, Bauern, Sünder oder Beter  
von ihrem Innersten ins Aeußere geglüht,  
daß es mein eigen Blut noch heute deutlich fühlt.

Denn ja, ich fühl's wie Rüstung, Schild und Feuerwall  
und Festung, die mich überall umgibt,  
und wieder so, daß es der Schöpfung wirren Schwall  
mit Netzen wie aus Blut und Sonnenstäubchen siebt,  
damit in meiner Augen Nähe kommt,  
nur, was für Ewigkeiten ihnen frommt,  
und immer nur in meinem Herzen Wurzeln schlägt  
und darin gräbt, wes Wachstum dies mein Herz verträgt,

und was es tiefer noch verankert in den Grund ;  
von dem ich nichts weiß, als daß zu Beginn  
ein heißer Wille schwoll, der dann von Mund zu Mund  
sich fortgepflanzt bis her zu mir, der ich jetzt bin.  
Und bei mir sind, die mich vor schwerstem Leid bewahren !  
Ich recke mich inmitten himmlischer Husaren,  
heb ich die Hand, so winken tausend Hände mit,  
und halte ich, so hält mit mir der Geisterritt.

Im Schlaf spür ich sie wie im Biwak um mich her.  
Sie liegen da, die Zügel umgehängt,  
sie atmen, regen sich wie ich, sind leicht und schwer,  
und manchmal, wenn sich einer an den andern drängt,  
ersteht ein Klingen, dessen Widerhallen  
in meinem Körper bebt wie Niederfallen  
von eines Brunnens Strahl in einem Vestibül.  
Dann ist's, daß ich das Herz der Mütter zittern fühl !

Dann ist's, daß wild und süß die Liebe überfließt  
in mir und jeder Kreatur,  
Rakete um Rakete in den Himmel schießt,  
im Dunkel still steht jede Uhr.  
Und klare Meere spiegeln lichte Sterne,  
die Früchte zeigen schamlos ihre Kerne,  
es strömt ein Licht von mir zum fernsten Land,  
es schlägt ein Wellenschlag von mir den fernsten Strand.

Drum, bin ich auch in mancher Stunde wie verdammt,  
ich weiß trotzdem: ein Schein von meinem Blut,  
wo ich auch bin, ob schlafend oder wach, umflammt  
mein Tun mit einer Glorie innerlicher Glut.  
Darin ist alles das enthalten, was die Väter,  
ob sie Soldaten, Bauern, Sünder oder Beter,  
mit ganzem Herzen ausgelebt zu meiner Hut.

---

## Die Eidechse

Von El Hor.

Die Wiese brandet unter dem Sturm der Sonne. Mit regloser,  
gellend trockener Brandung. Zrrr!

Eine Eidechse läuft über die heiße Mauer. Sie ruht aus. Sie  
läßt sich von der Sonne kratzen. Sie ist schön. Ihre goldenen  
Raubtieraugen warten geduldig.

Da! Ein dürres grünliches Geschöpf saust mit einem Satz  
vor sie hin! Nicht weit von ihr. Aber erreichen kann sie es  
noch nicht. Nur still! Es wärmt sich, unschuldig und närrisch,  
ohne Ziel und Absichten. Die Sonne! Zrrr! Da steckt ein Leben  
drin! Das ist gut! Leise, leise duckt sich die Eidechse und rankt  
näher.

Leise!

Zrrr!

Ein Ruck! Sie hat es im Rachen!

Groß ist das Ding. Es rührt sich nicht. Aber es ist trocken,  
hart und langbeinig. So leicht wird es gar nicht zu verschlingen  
sein.

Oh! Da kommt noch eine Eidechse herbei!

Aengstlich trippelt die schwer Beladene. Wehe! Die Andere  
hebt den Kopf und kommt dann schwänzelnd auf sie los! Sie will  
ihr die herrliche Beute abjagen! Die Erste versucht zu schlingen.

Es geht nicht! Die Andere ist gleich da! Fort! Die Andere folgt! Noch einmal schlingen! Es geht nicht! Welche Qual! Die Andere kommt schon wieder, die Erste flieht. Sie kann kaum mehr atmen. Das Ding ist so schwer. Sie leidet entsetzlich. Hin und her geht's auf der Mauer! Kein Schlupfwinkel!

Die Andre ist wieder ganz nah. Die Erste stockt, keuchend, mit fliegenden Flanken, die Augen in tiefster Not geweitet, ein unhändiger Tumult erschüttert den kleinen Organismus. Die Andre ist da! Sie schnappt! Weit öffnet die Verfolgte den Rachen — Hopp! Haha! da saust der Bissen mit tollem Schwung in die gellende Brandung hinein! Zrrr!

Die Beiden auf der Mauer stehn sich einen Augenblick gegenüber, erschöpft von der Jagd. Wie sie sich hassen! Aber sie tun einander nichts zu Leide, sie sind ja gleich stark. (Sie halten nur die Köpfe ganz wenig schief erhoben, sie schließen und öffnen die Augen, dann schießen sie funkelnd auseinander.)

---

Vive la bagatelle!  
Swift

## ‚Votes for women‘

Eine Zuschrift an den ‚Pan‘ äußert:

Die Tageszeitungen witzeln, wenn Mrs. Pankhurst einen Minister mit Steinen wirft. Sie witzeln, wenn sie im Gefängnis eine Woche lang hungert, bis man sie entläßt. Sie witzeln, wenn die Frauenwahlrechtlerinnen Bomben für ihre Ueberzeugung werfen. Sie werden vielleicht auch dann noch witzeln, wenn eine das Schafott besteigt und der Strang sie zur Ruhe bringt.

Wann wird aber die Allgemeinheit begreifen, daß wieder einmal England es ist, das den anderen Nationen voran eine Volks-Lebensfrage auskämpft. Britten waren es, die dem M a n n e politische Freiheit verschafften. Brittinnen werden es sein, die den F r a u e n die Ketten der Bevormundung lösen werden. Mag es in Norwegen oder sonstwo schon ein Frauenwahlrecht geben, — keiner weiß es. Aber das Recht, das sich englische Frauen erobern, wird als Sinnbild über die γῆ ἀλευμένη leuchten.

Wie kann man glauben, eine solche Inbrunst durch Spott und Gefängnis zu bekämpfen? Aus dieser Bewegung lodert die Leidenschaft Jahrtausende hindurch unterdrückter Helotinnen. Die Tatsache allein, daß guterzogene Damen aus Englands smart set alle Formen vergessen und die Manieren von Jakobinern annehmen, sollte zu denken geben. Schauplatz der Handlung ist nicht Neapel oder Barcelona, sondern London — im dicken gelben Nebel.



Hier ist wieder das seltsame Faktum zu genießen, daß die Gegenwart die ‚nahen Trommelwirbel der Zukunft‘ überhört.

Dr. Fritz Harold Cohn

Der Einsender hat Recht. Wir sind zwar befugt, äußerliche Züge komisch zu finden, welche die Haltung wackrer Hyänen ergibt. Aber verpflichtet sind wir, die feindselige Bevölkerung zu verachten: als welche das Gewaltsystem von Rechtskämpferinnen wiederum . . . und nur darum verachtet, weil es nicht gewaltsamer ist.

Dieser Helotensinn haßt, wenn kein Blut fließt; er hat Respekt, sobald jemand viehischer ist (und Menschenblut rinnen macht).

Fällt in die Schlüssellocher Schrot, so wird die Sippe ‚feindlich‘. Nicht feindlich ist sie, wenn Schrot in die Augen geblitzt wird.

Sie mucken, wenn Briefkästen; sie ducken, wenn Bibliotheken vernichtet werden.

Widerstand, wenn heutigere Geschöpfe mit Auswahl Dinge vernichten. Erst wenn jene Schrotkörner wahllos Bauchlappen, Schamteile wegfetzen, wird einer Mehrheit heilig und dankbar zu Mut.

Mrs. Pankhurst wirkt komisch. Alle zusammen gar nicht. Alle zusammen sind . . . Wahlreformerinnen?

Kriegsreformerinnen.

Kerr.

## Kritik als Stand

Komische Phänomene. Man muss wieder mal etwas Klarheit schaffen . . .

Keine Zierde seines Standes, ein beim literarischen Diebstahl abgestrafter Rezensent, nimmt schon in Fragen der Standesehre das Wort.

Das sind Verkennungen. Hände weg.

Ich habe gegen den Direktor, welcher den Rezensenten Jakobsohn auswies, Front gemacht und meine Berufsgenossen herangeholt (es war nicht leicht, da fast jeder auf den dunklen Punkt hinwies). Weil ein abfälliges Urteil die Ausweisung bewirkt hatte, schien der Schritt erforderlich.

Hätte der Direktor ruhig geäußert: ‚Hinaus, weil ich Abschreiblinge nicht über mich Richter sein lasse‘, so war billig hierwider im geringsten nichts einzuwenden. Ich täte jedoch selbst für einen glattwegs Bestochenen, wenn er wegen eines abfälligen Urteils (und nicht wegen seiner Bestochenheit) ausgewiesen würde — ich täte grundsätzlich Schritte für ihn.

Roda-Roda hat jetzt in einem Sendbrief gezeigt, was ein Theaterverlag für stille Geschäfte mit Kunstrichtern vornahm. Der Humorist sprach hier pro domo. Tut nichts. Is faciat, cui nocere videtur.

Dem klagenden Roda-Roda, der vor Kritikern . . . nicht wegen eines bloßen Urteils auf den Tisch haut, sondern unrefutierlich wegen ihrer Besoldung, muß ich recht geben. So gewiß ich ihm heimleuchtete, wenn er wegen eines Urteils (nicht wegen einer Besoldung) Druck versuchte.

Und so gewiß ich über, na, Standesfragen der Kritik das Urteil irgendeines zweifelhaften Gildenmitgliedes nicht wünsche, das etwa bei dem Romansatz: ‚Eduard faßte den Klemmer und legte ihn auf den Tisch‘ wegsieht, weil ihm das peinlich wäre.

Kerr.

## Kino

Tägliche Filmnachricht. Reinhardt. Inszenesetzer. Ixtausend Mark. Auch Kampf der Poeten untereinander. Für. Gegen . . .

Was ist es mit dem Lichtspiel?

Kann es die Menge von seelisch Höherem, wobei mehr Nachdenken erforderlich, weglocken? Amerikanisierung des inneren Menschen? Verflachung seines geistigen Lebens? Zurückschrauben der Entwicklung?

Ja.

Nicht alle die Markstücke, welche dem Lichtspiel zufließen, werden dem Theater entzogen (sondern viele bloß dem Tingeltangel, dem Zirkus) — das Theater leidet aber wirtschaftlich.

Mimik haben auch die Tiere; die Sprache wurde den Menschen gegeben; warum sich ihrer für den künstlerischen Ausdruck entschlagen? warum auf die Ebene der Taubstummen hinabsteigen? Die besten Unterscheidungen, die wir machen können, lassen sich durch kein Bild, das stumm ist (wenn auch mit Klavierbegleitung), ausdrücken. Aber . . .

Aber merkwürdig, daß trotz diesen Erwägungen der Kientopp auch uns Verfeinerten Lockendes gibt.

Ich bin ein abgehärteter Theatergast, kenne viele Sorten von Wirkungen — und fliege doch auf eine Lichtspielbegebenheit. Ein Bübchen, von der Mutter gut, vom Stiefvater schlecht behandelt. Was tun? Flucht. Schiffsjunge. . . . Nach Jahren sehen wir einen gebräunten stattlichen Jüngling wieder, der in der neuen Welt sein Glück gemacht hat. Da packt ihn die Sehnsucht nach der alten Mutter . . . Die letzten Habseligkeiten der alten Frau sollen eben gepfändet werden — da tritt der Sohn ins Zimmer . . . vertreibt den Exekutor, nachdem er die geforderte Summe bezahlt hat, die Mutter sinkt ihm in die Arme. Das alles ist schafsdumm; ich weiß. Aber man merkt plötzlich, daß einem ‚etwas in die Augen schießt‘.

Wie ist es zu erklären?

Es ist ja nicht ein einziges Wort gesprochen worden . . . Eben darum! Wenn ein Schauspieler zu dergleichen abgestandenem Rührzeug die entsprechenden Phrasen redete, würde man aus der Stimmung gerissen, — man müßte lachen; Worte wenden sich an den Verstand; man käme zum Bewußtsein, wie kindlich, wie dagewesen alles ist, man erinnerte sich an Stücke der vor-Birch-Pfeifferschen Zeit . . . Hier aber wird kein Wort geredet, die stärkste Möglichkeit zur Störung somit ausgeschaltet, — man kann sich selber vorstellen, daß die Mutter ergreifende Worte lallt; daß der Sohn was Ergriffen-Inniges hervorpreßt. Jeder stellt sich die Worte so vor, wie er selber sie sagen würde — nicht wahr? (Da kann er nicht aus der Stimmung gerissen werden . . .) Andere Momente, die erstaunlich sind; etwa folgendes: Man sieht ein Napoleondrama; irgendein junger Verwundeter liegt hinter den Vorhängen eines Schloßbettes; die Vorhänge sind sehr hübsch . . . Aber wenn ich sie in der Wirklichkeit, oder nur in der Wirklichkeit eines gesprochenen Theaterstückes auf den Brettern sähe, machten diese Vorhänge kaum einen Eindruck — sie entzücken einen dennoch hier; warum?

Es ist kein Entzücken über die Vorhänge — sondern ein Entzücken über Fortgeschrittenheiten photographischer Kunst. Man staunt, wie



„getreu“ die Vorhänge wackeln; (auf der Bühne jedoch, wenn dort ein Bettvorhang wackelt, bemerkt man es kaum) . . . Soweit hat im Kientopp der Zuschauer nicht nur Anteil für das, was an Stofflichem vorgeführt wird, — sondern für technische Mittel, durch die man Dinge vorführen kann. Dieser Anteil ist berechtigt.

Ein Gebiet für sich. Anteil an mechanischen Entwicklungen. Ich bin der letzte, der dem Kientopp den Hals umdrehen wollte. . . .

\* \* \*

Der Dramatiker spricht: „Es kann die Schädlichkeit des Kientopps nur verringern, wenn wir ihm bessere Werke zur Aufführung überweisen.“ Der Kritiker spricht: „Tatest Du's, weil die Schädlichkeit verringert, . . . oder weil Deine Einkunft vergrößert wird? Hä?“

\* \* \*

Flüchtiger Gedanke:

Wann erscheint vor Lichttopfgästen  
Iphigenie mit Oresten?

Kerr

## **Erotik des Wandervogels**

Was steht noch fest in der Welt? Gibt es Unerotisches auf einem Felde menschlicher Wahrnehmung? . . . Aber daß nun sogar in der Knaben-Wanderbewegung ihr verdienstvoller Historiker, Hans Blüher, seltsame Dokumente veröffentlicht und Aufklärungen unerwarteter Art bringt, gibt Manchem doch einen (übrigens nicht schreckhaften) Stoß. In der Schrift „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen“ sagt er:

Die Wandervogelbewegung hat die ersten sechs Jahre ihres Bestehens hindurch die Jugend begeistert, ohne auch nur den geringsten Argwohn gegen sich selbst oder gegen außerhalb zu erwecken. Nur ganz selten konnte man bemerken, daß einer den Kopf hob und sann, nämlich darüber, warum er selbst und seine Kameraden **keine Mädchen** mochten.

Dann heißt es, was niemanden verblüfft:

Die Jugend war überlastet, geistig und seelisch verbildet, durch die Schulerziehung und die sie stützende der Eltern im Gemüt verletzt: und da schuf sie sich den Wandervogel und feierte in ihm eine romantische Orgie absonderlicher Art. Sie schwärmt nachts durch die Wälder bei Wind und Regen, liegt an Lagerfeuern und kocht sich auf langen Märschen ihre Nahrung selbst, schläft in Heuböden oder kampiert im Freien und bereist mit Vorliebe die entlegensten Gegenden; die berühmten böhmischen Wälder sind in der ersten Zeit besonders beliebt und nähren die Phantasie dieser Jugend mit ihrem wilden und vielsagenden Reiz. Einige Ausläufer sehen Italien, bis an den Busen von Tarent kommt ein kleiner Trupp. Die alte Laute klingt wieder auf. Sie haben ihre eigene Musik und Sangesweisen; das Volkslied haben sie tüchtig aufgerührt. Und dies alles nur, weil das Geschlecht ihrer Väter und Erzieher sie innerlich verödete und ihr Gemüt zu ersticken drohte. Es war ein Kampf zweier Generationen gegen einander.

Blüher sagt hierauf:

„Für unser Thema muß als wichtig hier bemerkt werden, daß die Wahl des Geschlechts-Objektes in allen Stufen der Annäherung von gewöhnlicher



Anziehung bis zur Begierde, durchaus nicht an das andere Geschlecht gebunden ist, wie sehr es auch bei den intensiveren Gefühlskomplexen (von Liebe bis Begierde) den Anschein hat. Ebenso wenig darf man darauf hinausgehen wollen, die in den beiden letzten Fällen gelegentlich — unter Tausenden kaum einmal — erfolgte Fortpflanzung zum Zweck und Sinn, und damit schließlich gar zur Rechtfertigung der Sexualität zu erheben, wodurch dann alle anderen Resultate eine auffällige Wertverkürzung erleiden. Ich komme auf diese teleologisch-metaphysischen Trugschlüsse und das Unheil, das sie angerichtet haben, noch später zu sprechen. Der Zahl nach am häufigsten nimmt die Sexualität allerdings den Weg über die Liebe zur Begierde bei verschiedenem Geschlecht: der Mann wird von der Art eines Weibes gepackt, das er sich aus der übrigen Menschengesellschaft herausholt, und dieser Affekt entschließt sich dann rasch zum Begehren. Dagegen wendet er sich auch in gar nicht seltenen Fällen mit Liebe von Mann zu Mann, gewöhnlich vom Älteren zum Jüngeren, oder anders ausgedrückt: die Freundschaft zwischen Geschlechtsgleichen bekommt einen erotischen Ton, der ins Bewußtsein tritt, und der sich auch mitunter bis zur Begierde steigert. Hier begann für die ältere Medizin die Pathologie, wie für die ältere Juristik die Kriminalität, ohne daß in dem natürlichen Verhalten irgendein Grund für eines von beiden gegeben wäre.

. . . Die Griechen, denen ein besonderes Verständnis für die Trieb-tatsachen eigen war, haben auch diesen Naturvorgang richtig begriffen. Sie verstanden den erotischen Unterton der Freundschaft und wiesen dieser einen Platz in ihrer Kultur an. Das Griechenproblem ist mit dem der gleichgeschlechtlichen Liebe aufs engste verwachsen. Es war ein kluges Hinnehmen der Naturvorgänge, der Freundschaft den erotischen Charakter, da, wo er sich unverhüllt zeigte, nicht zu nehmen, und die einmal nicht fortzuleugnende Triebrichtung kulturell zu verwenden. Daß bei der Ueberbetonung derselben die Frauenliebe litt und nicht recht zur Entfaltung kam, ist ein Nachteil, der nur historisch bedingt ist. Das Weib war damals noch nicht entdeckt, man hielt es nach orientalischer Art gefangen und bestimmte es meist nur zur Befriedigung gröberer sexueller Begierden und zur Kindererzeugung. Für den antik-orientalischen Wert-Geschmack wäre es z. B. unmöglich gewesen, sich 400 Jahre hindurch über das geheimnisvolle Lächeln einer Monna Lisa zu streiten. Wenn man in diesem allerdings unharmonischen und unvollkommenen Liebesleben der Griechen eine besondere Barbarei sehen will, so darf man dies jedoch keinesfalls vom Standpunkte der bisher gültigen Sexualmoral der Öffentlichkeit tun, denn diese letzte ist nicht minder barbarisch. Sie billigt dem Weibe einen Vorzug zu, der dieses durchaus nicht ehrt und dessen Ueberbetonung bei weitem nicht die kulturellen Werte zu schaffen imstande ist, wie die entsprechende der Griechen, während andererseits die gleichgeschlechtliche Liebe einer völlig ungerechtfertigten Verpönung anheimgefallen ist, die sie nicht selten in die Form der Lasterhaftigkeit preßt; und diese kommt ihr an sich ebenso wenig zu als der normalen.

Dem sich abwickelnden Kulturleben der Griechen lag die Abwicklung eines sexuellen Prozesses von ganz besonderer Färbung zu Grunde. Dieses Beispiel steht einzig da und verdient die größte Beachtung. Darum ist nicht gesagt, daß es der Nachahmung wert ist. Diese Art Liebesleben war an

diesen Volkscharakter gebunden und es ist selbstverständlich, daß andere Typen der Menschenrasse auch andere Stimmungen der Liebe dem Manne wie dem Weibe gegenüber schaffen. Ich wies nur auf die Griechen hin, um die Parallel-Lage in der Wandervogelbewegung deutlich zu machen. Auch diese beruht auf Grundlagen, die denen der antiken wesensgleich sind, wenn es auch in ihr naturgemäß zu ganz anderen Zielen kam, und fast durchweg nur hingenommen und erlebt wurde, was man bei den Griechen verstand und kultivierte.'

... Der Verfasser, weist schließlich, um Mißverständnisse zu verhindern, darauf hin, daß sich die Darlegungen dieser Schrift (die keine oratio pro domo ist) auf die Geschichte der ehemaligen Wandervogelbewegung beziehen. Die Beantwortung der Frage, ob auch in den heute noch existierenden Wandervogelbünden ähnliche Verhältnisse zu finden sind, überlasse ich dem Leser.'

\* \* \*

Was steht noch fest in der Welt? Zur Kenntnis einer quasi turnerischen Bewegung hat für Blüchers Werk das Vorwort wer geschrieben?

Magnus Hirschfeld.

## Berliner Musikkritik

Aus einer Zuschrift an den 'Pan':

Zunächst zwei Tatsachen:

1. Arnold Schönbergs größtes Werk, die Chorsinfonie 'Gurrelieder', hat bei der Wiener Uraufführung am 23. Februar einen ehrlichen Triumph erlebt. In Wien hätte die Technik eines gemachten Erfolges versagt. (Die 'Anhänger' Schönbergs füllen dort im Großen Musikvereinssaal nur einen Winkel, sie hätten also von den andern 1400 Besuchern glatt niedergezischt werden können. Es kam aber zu viertelstündigen Ovationen für das Werk und seinen Schöpfer.) Die Wiener Zeitungen, die sonst in der Mehrzahl nicht zu Schönberg stehen, haben einstimmig die Bedeutung, die 'Einzigartigkeit' und Wirkungsfähigkeit der Gurrelieder bestätigen müssen.

2. Am 24. Februar sind im Prager Kammermusikverein die 'Lieder des Pierrot lunaire' von Arnold Schönberg, wie überall, mit Beifall und viel Widerspruch aufgenommen worden. Von den Kritiken der beiden deutschen Zeitungen urteilt die eine bis zum Ueberschwang begeistert, die andere respektvoll ablehnend. —

So die Tatsachen. Wie spiegelten sich nun die beiden Ereignisse in der Berliner Presse?

Vom Erfolg der Gurrelieder wurde geflissentlich keine Notiz genommen. Man berichtet in Berliner Blättern über jede dreckige Operettenpremiere in Plauen. Ganz gewiß haben auch die auf ihren Verdienst bedachten wiener Korrespondenten genügend Meldungen über die Gurrelieder nach Berlin geblasen, gedrahtet und geschrieben. Aber die Berliner Redaktionen scheinen bei ihren Lesern kein Interesse für die Gurrelieder, die schon als musikalische Riesenform eine künstlerische Singularität darstellen,orausgesetzt zu haben. Dagegen wurde, mit Uebertreibung und Ent-



stellung, ein skandalöser Mißerfolg des (schon mehr als zwanzigmal aufgeführten!) ‚Pierrot lunaire‘ telegraphisch aus Prag gemeldet . . .

Die Berliner Musikkritik ist, nach den meisten ihrer Persönlichkeiten, rückständig.

Schon deshalb wird Berlin musikalisch nie die erste Rolle in Deutschland spielen. Das muß man einmal dem Berliner Musikdünkel gradheraus sagen.

Die Zeitungen melden, daß auch Busoni Berlin unbefriedigt verlassen will; es knüpfen sich daran die üblichen zwei Zeilen von dem bedauerlichen Verlust usw. Das ist alles, was man über diese geistige Verarmung des berliner Musiklebens zu bemerken hat.

Es wird bald dazu kommen, daß die berliner Musikpflege nur noch ‚krebst.‘

Um es präzis auszudrücken: die Berliner Presse ist nicht schlecht, aber es fehlen ihr Kenntnis und Verständnis zur Kontrolle ihrer Musikkritiker.

gustaf

## Schammes

Herr J. Bab, von dessen künftiger Berufswahl hier die Rede war, ist niemals Perotestant geworden,— er hat für Puritanisch-Neuprotestantisches bloß eine Oberlehrerfreudigkeit bekundet, so daß er gewissermaßen als ein Purimtaner zu betrachten bleibt.

Welche Religion ihn auch zu den Ihren rechnet: in jeder wird er das Prädikat ‚gut‘ erwerben.

Kerr.



**Juvenal!** Das Ideal  
aller Hautverschönerung.

Brauchst Du stets nur Juvenal,  
Bleibst Du ewig jung! —

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

v. Rothkirch und Panthen.....	Einige ernste Worte
emmy hennings.....	Jetzt muss ich . . .
Enzian.....	Kubismus und Le Fauconnier
Hermann Essig.....	Der schöne Beck
Freud.....	Magie des Heutigen
Max Herrmann.....	Fortgeschrittene Lyrik

---

Ida Boy-Ed — Menschen





Ein kluger und billigdenkender Geist, ein Freund Kiderlens (dessen Wort über den Bluff er im Pan unlängst mitgeteilt hat) sagt hier Selbständiges zur Kontribution.

## **Einige ernste Worte**

über „Die Kriegsteuer als Jahrhundertsgabe“

Von Kurt v. Rothkirch und Panthen

(Schloß Massel, Kr. Trebnitz, Schlesien)

Herr Erzberger schreibt in einem Artikel: „Die Kriegsteuer als Jahrhundertsgabe“ unter anderem auch: „Stellt die Masse des Volkes die neuen Soldaten, so bringt der Besitz die Kosten auf, um diese zu bewaffnen, zu bekleiden, unterzubringen und zu ernähren; das ist die Mittellinie der ausgleichenden Gerechtigkeit, gegen welche sich kein Besitzender, ohne zu erröten, wehren kann.“

Man müßte von einem Mitglied des Reichstages eigentlich annehmen, daß es weiß, daß Deutschland die allgemeine Wehrpflicht hat, daß demgemäß die Besitzenden genau so die Soldaten aus ihren Reihen stellen, wie die Masse des Volkes.

Herr Erzberger arbeitet also in seinem Artikel mit Phrasen, die er sich anscheinend nicht einmal genau überlegt hat.

Wenn man jetzt die Zeitungen durchliest, so findet man so viel Phrasen, so viel Unrichtiges, so viel Unverantwortliches geschrieben, daß es wirklich nottut, einmal in ruhiger und kühler Weise die ganze gegenwärtige Situation zu besprechen.

Daß die Wehrvorlage, die doch, wie man wenigstens bisher stets hörte, den Zweck hat, die allgemeine Wehrpflicht nun wirklich durchzuführen, vollkommen berechtigt ist, kann von niemandem bestritten werden; ebensowenig können Einwände dagegen erhoben werden, daß die Mittel für diese Vorlage von den Besitzenden aufgebracht werden, damit 1. eine neue Anleihewirtschaft vermieden wird und 2. von vornherein einer Verhetzung der Massen jeder Grund entzogen wird.

Die Art und Weise, wie aber bisher zu Werke gegangen worden ist, muß jedem, der nicht in einer Hurrastimmung jedwedes Augenmaß verloren hat, nicht richtig erscheinen.

Wir haben es absolut nicht nötig, in einer nervösen Hast, die doch stets ein Zeichen der Schwäche ist, und unter Angstgestöhn, daß die bösen Nachbarn uns etwas tun könnten, nun Hals über Kopf eine Vorlage, die doch genau und ruhig ausgearbeitet werden müßte, im Reichstag durchzupeitschen.

Das Preußen und das Deutschland von 1913 sind nicht in derselben Situation, wie Preußen und Deutschland im Jahre 1813 es waren.

Ist es nötig, in den Zeitungen von großer Kriegsgefahr usw. täglich in einer Art und Weise zu schreiben, als fürchteten wir uns? ! Haben diese Zeitungsartikel den Zweck, die Steuerzahler ängstlich und durch die Angst willig zu machen, ein neues großes Opfer für das Vaterland auf sich zu nehmen, dann sind sie würdelos.

Sie entsprechen aber auch nicht der Wahrheit.

Es gab eine Zeit, da versicherten dieselben Zeitungen dem deutschen Volk, daß es stark und gerüstet genug wäre, um, wenn es sein müsse, auch allein nach zwei Seiten mit Erfolg sich zu schlagen.

Seitdem haben sich die Zeiten geändert, aber in einer Weise zugunsten Deutschlands, wie es niemand wohl je zu hoffen gewagt hat.

Der russisch-japanische Krieg hat den Beweis erbracht, daß Rußland ein Koloß auf tönernen Füßen ist, den man nicht mehr vollwertig in Rechnung stellen kann. Die Geschichte lehrt, daß Rußland noch nie fertig war, und ein genauer Kenner Rußlands hat erklärt, daß Rußland nie fertig sein wird.

Selbst wenn Frankreichs Kriegswert seit jener Zeit bedeutend gewachsen sein sollte, so gleicht er das Minus Rußlands auch nicht annähernd aus.

Und England?

Sollte es wirklich unter den Gebildeten kindlich-naive Gemüter geben, die so wenig die Geschichte Englands kennen



oder verstanden haben, daß sie denken könnten, England treibe je eine andere Politik wie Realpolitik?!

Die offiziellen Hetzreden Englands verstummen mehr und mehr, und England ist auf einmal sehr friedliebend geworden.

Englische Politiker und Zeitungen stellen sich bereits ganz offen auf den Standpunkt, daß es für England keinerlei Verpflichtung gibt, Frankreich oder Rußland in irgendeinem Kriege mit Waffengewalt beizustehen.

Diese Wandlung der Dinge haben nicht die süßlichen Reden einiger Friedensapostel herbeigeführt, sie ist durch die zwingendste Notwendigkeit hervorgerufen worden.

65 Millionen mohammedanischer Untertanen Englands sind mit der Haltung ihres Herrenlandes gegenüber der Türkei sehr unzufrieden, sie empfinden diese Haltung als ein Zeichen der Schwäche, infolge deren England nicht imstande war, die Türkei vor dem Ueberfall und der Vergewaltigung des Balkanbundes zu schützen, und der in ihnen geweckte Haß ist die Brücke, über den sie den Weg zur Annäherung an die bisher von ihnen verabscheuten Hindus finden.

Die schönen Zeiten, in denen England sich über Indien keine Sorgen zu machen brauchte, in denen es Mohammedaner gegen Hindus und umgekehrt ausspielen konnte, sind endgültig vorbei!

In Indien gärt es!

So sehr man sich auch in England bemüht, dies dem Ausland gegenüber zu vertuschen, so macht man sich in den eingeweihten englischen Kreisen keine Illusionen über den Ernst der indischen Gefahr mehr!

Der Ausbruch des indischen Vulkans ist nur eine Frage der Zeit. Er wird sofort erfolgen, sowie England in einen europäischen Krieg verwickelt werden sollte.

No. 2 der ‚Grenzboten‘ bringt einen sehr interessanten und lehrreichen Artikel: ‚Die Engländer in Indien‘ von Nadir. Dieser Artikel schließt mit den Sätzen: ‚Aber . . . . . seit den russischen Niederlagen in Ostasien hat der Asiate gelernt, den Europäer mit anderen Augen anzusehen. Es ist schwer, die Tragweite eines geschichtlichen Ereignisses aus der Nähe zu würdigen.



Meist ist ein gewisser Abstand zur Gewinnung der richtigen Perspektive erforderlich. Wenn aber nicht alles trügt, bedeutet Plassey den Anfang und Mukden den Abschluß einer weltgeschichtlichen Epoche, deren Hauptmerkmal die Vorherrschaft des Europäers über die andern Völker der Erde ist. Indien ist das Land, wo die von Japan ausgehende Strömung sich vielleicht am frühesten fühlbar machte. Innerlich wirkt diese daher schon stärker, als in anderen asiatischen Ländern, wo sie äußerlich sichtbare Umwälzungen hervorrief.'

Beginnt aber der Entscheidungskampf für England in Indien erst, so flackert auch sofort der Aufstand in Aegypten auf. Es wird eine Frage sein, ob die jetzt in Aegypten befindlichen englischen Truppen genügen werden, um die Erhebung niederzuwerfen. Ganz sicher aber kann England auf die Hilfe dieser Truppen für Indien nicht mehr rechnen!

Der Kriegswert der englischen Kolonien aber ist, selbst wenn diese Lust haben sollten, sich für das Mutterland in Indien zu schlagen, ein derart geringer, daß diese Hilfe nicht ausschlaggebend in die Wagschale fallen könnte.

Wie wenig jedoch die Kolonien gewillt sind, sich für England zu schlagen, geht aus den jetzigen Verhandlungen im Kapparlament und im kanadischen Parlament hervor.

In diesen Parlamenten hat der Kampf gegen den britischen Imperialismus bereits begonnen. Man geniert sich dort sogar nicht, ziemlich unverhüllt auf den Abfall Südafrikas und Kanadas als nur eine Frage der Zeit hinzuweisen.

Es kracht im britischen Imperium an allen Ecken und Enden!

Man braucht aber gar nicht einmal so weit zu gehen, um separatistische Wünsche zu hören.

Die Iren haben die Engländer von jeher gehaßt. Home rule für Irland! Der Anfang vom eigenen Wege der Irländer!

Ein auch nur zeitweises Zusammengehen von England und Rußland muß aber infolge der zwischen den beiden Ländern existierenden unüberbrückbaren Gegensätze von Anfang an schon den Keim des Zerfalles in sich tragen. Tatsächlich ist es während des Balkankrieges der französischen Diplomatie auch

nur unter den größten Anstrengungen gelungen, wenigstens äußerlich das Abschwanken Englands zu cachieren.

England muß jedweden Krieg in Europa für lange Zeit vermeiden, um zu versuchen, sein aus den Fugen gehendes Reich wieder zusammenzuflicken.

Es ist nicht viel Hoffnung für England vorhanden, daß ihm dies endgültig gelingen könnte.

Genau so wie England hat aber auch Rußland im Falle eines europäischen Krieges in Ostasien Komplikationen zu erwarten.

Am 24. November vorigen Jahres hat der verstorbene Staatssekretär des Aeußeren dem Unterzeichneten gegenüber in bezug auf eine eventuelle Kriegsgefahr erklärt: „Bluff! Ich erlebe das nun zum dritten Male: Algeziras, Marokko und jetzt. Alles nur Bluff!“

Herr von Kiderlen-Wächter dürfte noch der Mann gewesen sein, der in Deutschland über die auswärtigen Fragen am besten orientiert gewesen ist.

Haben wir also irgendwelchen Grund zur Angst oder nervösen Hast?!

Geradezu komisch muß es aber auf den Leser mancher Zeitungen wirken, wenn diese in ihrem redaktionellen Teile alles schwarz in schwarz malen, während sie im handelspolitischen von den beruhigenden Mitteilungen der leitenden Staatsmänner an die einflußreichen Persönlichkeiten der Börse erzählen.

Vor ganz kurzem hat das Zentrum dem Staatssekretär der Marine aus angeblichen Gründen notwendiger Sparsamkeit derartige finanzielle Schwierigkeiten gemacht, daß Großadmiral v. Tirpitz mit seinem Rücktritt drohte.

Herr Erzberger gleitet nun in seinem Artikel: „Die Kriegsteuer als Jahrhundertgabe“ mit einer Leichtigkeit über 1000 Millionen, manche Blätter sprechen sogar von 2000 Millionen, hinweg, daß man sich wirklich fragen muß, ob er noch Mitglied derselben Partei ist, die die verhältnismäßig belanglose Summe, welche der Staatssekretär der Marine in Fürsorge für unsere Marineoffiziere usw. forderte, schroff ablehnte, oder ob er seitdem eine eigene Partei der Alleswissenden und Alleskönnenden gegründet hat.



Gewiß hat man kein Recht, den Patriotismus unserer katholischen Mitbürger irgendwie anzuzweifeln, weil die Zentrumsfraktion schon oft den Beweis erbracht hat, daß sie es sehr gut versteht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und demgemäß in Augenblicken, in denen der Staat sich an die Opferfreudigkeit seiner Bürger wendete, versuchte dabei ihr eigenes Privatgeschäft zu machen.

Wenn man Exzellenz v. Tirpitz wegen der Jesuiten anärgerte, sollte man da vielleicht im stillen bei Herrn Erzberger und Genossen in dem Augenblick, in dem nun ein großes Opfer vom Volke verlangt wird, wieder an die Jesuiten denken?!

Zu diesem Opfer für den äußeren Frieden werden aber infolge des Bevölkerungsverhältnisses die evangelischen und mosaischen Mitbürger den weitaus größeren Anteil beitragen. Diese haben aber absolut keine Veranlassung, mit Opfern, die sie dem äußeren Frieden bringen, den inneren, konfessionellen Frieden zu gefährden.

Es besteht die Absicht, die Kosten der Wehrvorlage durch eine Vermögenssteuer aufzubringen. Herr Erzberger schreibt selbst, daß vom Bundesratsstische das Wort: „Vermögenskonfiskation“ gefallen sei, als früher einmal eine derartige Steuer angeregt worden sei!

Man versucht nun den Gedanken einer Vermögenssteuer dem Volke damit angenehm zu machen, daß man sagt, die Besitzenden sollen das notwendige finanzielle Opfer bringen. Gut! Dürfte es aber nicht so ziemlich auf das gleiche hinauskommen, wenn man einfach die Einkommensteuer dem Bedürfnis gemäß zeitweilig erhöhte?!

Es würde dies die Berechnung sehr vereinfachen und würde sich dadurch manche Ungerechtigkeit, die eine Vermögenssteuer mit sich bringen muß, vermeiden lassen.

Bekanntlich können Vermögen ganz gleicher Höhe sehr verschiedene Einkommen abwerfen, je nachdem sie in der Landwirtschaft, in sicheren Papieren, in der Industrie und im Handel angelegt sind, resp. arbeiten.

Die Verzinsung dürfte von 3 bis 40 Prozent und mehr variieren.



Wo bliebe die Gerechtigkeit bei der Verteilung dieser Steuer, wenn das Vermögen, das sich mit 3 Prozent verzinst, zu derselben Steuer herangezogen würde, wie das gleich hohe Vermögen, das einen Zinsgenuß von 20 Prozent und mehr abwirft? !

Den fest angelegten Vermögen, die doch in den weitaus meisten Fällen einen sehr viel geringeren Zinsfuß abwerfen, wie das mobile Kapital, dürfte es so wie so sehr viel schwerer werden, die Steuer aufzubringen, wie den Vermögen, die derart arbeiten, daß sie ihre Steuer bald zurückverdienen können.

Es gibt aber im Deutschen Reiche auch manchen Kopf, der ein großes Kapital darstellt, d. h. manchen Menschen, der aus seiner Arbeit, aus seiner Wissenschaft, aus seiner Stellung ein jährliches Einkommen bezieht, das dem der mehrfachen Millionäre gleichkommt, ohne daß er aber über ein greifbares, nennenswertes Vermögen verfügt.

Wie will man diese Köpfe einschätzen? !

Es dürften sich bei der Ausrechnung der Vermögenssteuer viele Fehler und Ungerechtigkeiten ergeben, die bei der zeitweiligen Erhöhung der Einkommensteuer nicht möglich sein würden.

Jetzt schon spricht aus manchem Zeitungsartikel die Angst, die Besitzenden könnten sich um die projektierte Steuer herumdrücken, indem sie eine richtige Beurteilung und Abschätzung ihres Vermögens verhindern könnten.

Es ist das nicht gerade sehr schmeichelhaft für die Besitzenden! Doch gesetzt den Fall, daß der Patriotismus mancher Leute nicht soweit reichen sollte, dem Staate zu geben, was der Staat benötigt, könnte dies bei einer Vermögenssteuer eher verhindert werden, als bei der Einkommensteuer? ! Ganz sicher nicht !

Deklarationspflicht der Banken mit rückwirkender Kraft !

Darin scheinen viele eine Sicherheit dafür zu erblicken, daß jeder zahlen muß, was er zu zahlen hat.

Es ist sehr naiv, einem solchen Optimismus zu huldigen. Die kleinen und mittleren Vermögen sind stets viel weniger in der Lage gewesen, die Größe ihres Einkommens resp. die Größe ihres Kapitals zu verschleiern, als die großen, sie werden auch demgemäß so gut wie gar nicht jetzt zu beargwöhnen sein. Sie allein aber ließen sich eventuell annähernd durch eine Deklarations-

pflicht der Banken kontrollieren, die großen Vermögen liegen, soweit es sich um Wertpapiere handelt, und Wertpapiere kommen wohl allein bei einer Kapitalsverschleierung in Frage, in den eigenen Geldschränken oder den Safes der Banken.

Die Banken haben keinerlei Möglichkeit, über Das Bescheid zu wissen, was in einem privaten Geldschrank oder in einem ihrer Safes verborgen liegt

Man könnte hiergegen anführen, daß die Einlösung der Zinskupons einen gewissen Anhalt bieten würde, um herauszubekommen, welche Vermögensbeträge unsichtbar gehalten werden.

Aber auch dies ist in vielen Fällen ganz unzutreffend. Man kann Kupons bei außerdeutschen Banken einlösen lassen, und wenn ein Millionär Steuerhinterziehungen begehen wollte oder will, so fand er, oder findet er für sein Vermögen eine ebenso liebevolle wie sichere Aufnahme bei den Schweizer Banken.

Dorthin flüchtete sich das französische Kapital in einer derartigen Weise, als in Frankreich für die französischen Steuerzahler das Gespenst der Einkommensteuer auftauchte, daß man im französischen Parlament schleunigst diesen Gesetzesentwurf unter den Tisch fallen ließ.

Die Gefahren einer Kapitalflucht in das Ausland sind eben für das ganze Wirtschaftsleben eines Landes derart große, daß man sich es sehr überlegen muß, ehe man durch irgendwelche gesetzlichen Maßnahmen diese Gefahr hervorruft.

Es ist eine charakteristische Tatsache, daß sämtliche Sparkassen, und voran die ländlichen, zu deren Aufsichtsbehörde doch der Landrat, also der Vorsitzende der Einkommensteuerekommision, gehört, es stets besonders betonen, daß über die Höhe der Einlagen keinem Menschen und keiner Behörde Auskunft gegeben würde. Es ist dies eine zwingende Notwendigkeit für die Sparkassen, da ohne diese Versicherung der größte Teil der Einlagen ihnen verloren gehen würde.

Der kleine Sparer ist viel ängstlicher mit seinen Ersparnissen als der Kapitalist, und die kleinen Ersparnisse verschwinden am schnellsten, sowie ihre Besitzer irgendwelche Gefahr oder Unquemlichkeit für sich, d. h. für ihre Ersparnisse auch nur glauben



befürchten zu können. Da hilft denn auch alles offizielle Beruhigen nichts !

Wir hätten keine solche Geldknappheit, wenn die Kriegsfurcht nicht enorme Summen unsichtbar hätte werden lassen.

Es ist unglaublich töricht, wenn das immobile Kapital nach Zwangsmaßregeln gegenüber dem mobilen Kapital schreit.

Derartige Maßregeln müßten und würden doch schließlich auf das immobile Kapital zurückfallen.

Das mobile Kapital kann sich leichter sichern, das immobile trägt die Kriegskosten durch höheren Zinsfuß, durch ein Rückwirken der schlechten Finanzverhältnisse auf die Landwirtschaft und Industrie, durch die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, Kapitalien zu erhalten, wenn sie gebraucht werden.

Zum Kriegführen gehört aber bekanntlich Geld, Geld und nochmals Geld.

Der Kriegswert eines Landes ist demgemäß aber nicht allein auf seinen Soldaten aufgebaut, er ist zum sehr großen Teil auch von der Finanzkraft des Landes abhängig.

Ein ganz sonderbarer Patriot würde der sein, der aus Furcht vor dem Gerede unverständiger Menschen nicht offen und ehrlich denselben Wert auf eine ebenso ruhige, sachgemäße und den Verhältnissen Rechnung tragende Durchberatung der Deckungsfrage, wie der Wehrvorlage legen würde.

Die Wehrvorlage ist in den Zeitungen herausgepoltert, ehe sie auch nur annähernd fertig war.

Frankreich hat dadurch Gelegenheit gehabt, den ersten Zug zu tun. Die Art seiner Bundesgenossen und die Situation, in der diese sich befinden, veranlaßte es wohl, sich möglichst zu beeilen.

Der Dreibund aber steht fester und stärker da, als er je gewesen ist.

Deutschland hat keinen Grund, in kleinlicher, unbegründeter Angst nun eine nervöse Hast bei der Einbringung und Durchberatung seiner Vorlagen zu zeigen. Es kann im Gefühl seiner Stärke in Ruhe daran gehen, sein Heer zu verstärken, ohne sein Wirtschaftsleben zu beunruhigen und ohne durch eine Schwächung seiner Finanzkraft, den Wert der Heeresverstärkung zu vermindern oder gar zum Teil illusorisch zu machen.

---



## Jetzt muß ich . . .

Von emmy hennings

Jetzt muß ich aus der großen Kugel fallen.  
Dabei ist in Paris ein schönes Fest,  
Die Menschen sammeln sich an Gare de l'Est,  
Und bunte Seidenfahnen wallen.

Ich aber bin nicht unter ihnen.  
Ich fliege längs dem fernen Saum,  
Ich mische mich in jeden Traum  
Und lese in den tausend Mienen.

\* \* \*

Es liegt ein kranker Mann in seinem Jammer.  
Mich hypnotisiert sein letzter Blick.  
Wir sehnen einen Sommertag zurück . . .  
Ein schwarzes Kreuz erfüllt die Kammer.

## Kubismus und Le Fauconnier

Von Enzian

Das Kunstwerk ist die Verschmelzung des geistigen  
Rhythmus mit der Bewegung lebendiger Dinge.

Aus den 6 Gesetzen des Hsieh Ho.

Der stille Graphiksaal bei Gurlitt ist recht sympathisch,  
aber ein Stuhl sollte drin sein. Die Einfühlung in Kunst vollzieht  
sich besser sitzend.

Le Fauconniers leise zum Kubismus hinführende Ausstellung  
ist in ihrer Bescheidenheit angenehm. Die Sachen verdonnern  
einen nicht. Es ist eine vorsichtige, zarte, fast ängstliche Natur  
in diesem Maler und vor allen Dingen nichts Mechanisches.  
Kein Faustrecht, sondern ein fast schüchterner Hinweis auf das  
Eigentliche der Kunst.

Die Besucher schütteln den Kopf und gehen schnell wieder.  
Es ist wohl auch zu neu, das rein Künstlerische aufzudecken  
und dem Publikum den gewohnten Boden des Gegenständlichen  
zu entziehen. Ein altes Ehepaar macht gleich an der Türe Kehrt  
und sagt: Nee! — Alle, die kommen, sind zu zweien oder zu

noch mehreren, und so wie einer was äußert, fallen die andern ein und hatten auch keine Meinung.

Und doch zeigen einige der Bilder keinerlei Richtung, System und Methode, und doch sickert von diesen älteren Bildern das durch, was wir heute als Kubismus ansprechen. Mancher, der im stillen ohne Vorurteile malt, könnte vielleicht hier anknüpfen und seine ernste Auffassung der Kunst dem Kubismus angliedern: bauend, nichts mechanisierend, abwiegend und messend, der Natur was abgewinnend, sich über sie erhebend. — Le Fauconniers Arbeit ist expressive Abstraktion.

\* \* \*

Ich möchte hier anknüpfend von einem Buche sprechen, das vor einigen Monaten bei Figuiere in Paris erschienen ist. Zwei Maler, Albert Gleizes und Jean Metzinger, fassen hier in klaren und schön gebauten Sätzen die Ideen zusammen, die in den letzten Jahren Paris bewegten — und die mit Schopenhauer, Hildebrand und Worringer in bestem Einklang stehen.

Die Autoren reklamieren Courbet, Manet und Cézanne zu Ahnherren jenes vertieften Realismus, der im Kubismus zum rein Geistigen, also Abstrakten umschlägt. Sie fassen den Impressionismus nicht, wie neulich im Pan sehr äußerlich gesagt wurde, als ein Dogma der Hellmalerei, sondern als eine wunderbare Revolution, der wir die Erneuerung unseres Sehens danken.

Ziel des Kubismus ist, den plastischen Instinkt zu entwickeln. ‚Komponieren, konstruieren, zeichnen, heißt weiter nichts als: den Dynamismus der Form auf unsere eigene Aktivität regulieren‘.

‚Um den pikturalen Raum herzustellen, müssen wir Tast- und Bewegungsempfindungen und alle unsere Fähigkeiten anwenden. Unsere ganze Persönlichkeit bildet, sich zusammenziehend und sich ausweitend, die Bildfläche um. Wie, rückwirkend, diese Fläche sich dem Beschauer spiegelt, definiert sich der pikturale Raum: eine fühlbare Verbindung zwischen zwei subjektiven Räumen.‘

‚Letzten Endes besteht die Wissenschaft des Zeichnens darin, Beziehungen zwischen Kurven und Geraden herzustellen. Ein Gemälde, das nur Gerade oder nur Kurven enthielte, würde die Existenz nicht ausdrücken.‘

In solchen Sätzen spricht sich das Suchen nach der Harmonielehre, das durch alles Religiöse und Künstlerisch-Gegenwärtige unserer Zeit geht, deutlich aus. Die Beherrschung aller vorhandenen Möglichkeiten und Mittel, die Anwendung des ganzen Dynamismus von Form und Farbe (welche in kausalem Zu-



sammenhänge stehn, wie Körper und Bewegung oder Stoff und Kraft) soll angestrebt werden.

\* \* \*

Im Gegensatz zum Impressionismus, der sich einzig auf die Sensibilität verließ, betonen die Kubisten den Geschmack, von dem sie sagen, daß er angeboren, jedoch durch den Willen erziehbar sei. „Wir nennen Geschmack die Fähigkeit, dank deren uns die Qualität zum Bewußtsein kommt, und wir beseitigen die Begriffe von gutem und schlechtem Geschmack, die nichts Positivem entsprechen : eine Fähigkeit ist weder gut noch schlecht, sie ist mehr oder weniger entwickelt.“

Das Bild wird das edle Rätsel genannt, *„le noble énigme“* und als ein Organismus vorgestellt, der, nichts imitierend, nackt seine *„raison d'être“* darstellt. Vom Beschauer wird aktive Beteiligung verlangt, indem sozusagen die konkrete Geburt des Objekts in sein Auge verlegt ist. „Infolge der wahrhaften Transsubstantiation des Objekts entsteht dem sehendsten Auge etliche Entdeckungsmühe, die eine große Anziehungskraft ausübt.“ Siehe Kerr, *Das Neue Drama*, S. 307, über den ethischen Reiz des Schlüsseziehens. Das Bild scheint sich nur langsam auszuliefern und immer zu warten, daß man's befragt. Und der köstliche Satz wird gesprochen : „Zuviel Klarheit tut nicht gut ! Mißtrauen wir den Meisterwerken !“

Die 43 Seiten des Buches enthalten in gedrängter Form alles, was sich heut über Malerei sagen läßt. Man fühlt, wie die Sätze aus Arbeit und Suchen herausgeboren sind. Eine Kristallisation des Denkens vieler Malergehirne, gebaut und geformt in klassischem Französisch, ist es aufregend und wahrhaft spannend zu lesen — und enthält zudem eine Reihe kubistischer Bilder, unter denen mir die von Séger am liebsten sind.

\* \* \*

Für unser der Form fremder gegenüberstehendes Deutschland möchte ich an dieser Stelle ein Wort über den Entstehungsprozeß des plastischen Kunstwerkes sagen, des einzigen Punktes, der in dem besprochenen Buche vernachlässigt scheint. Entwicklung ist alles ! Aus der ersten Linie zwischen zwei Punkten, aus den ersten Farbflecken auf einer Wand aus Leinen, aus dem ersten Anhauen der Flächen im Stein muß sich das Beleben der Materie folgerichtig entwickeln ; und wenn wir es ganz tief fassen, so verhelfen wir der Materie nicht anders zum Leben als durch ein fundamentales Begreifen und subtilstes Beobachten der — Schwerkraft !

Im Literarischen ist der Inhalt das Formschaffende, aber der Inhalt des Plastischen ist die Form !



## **Der schöne Beck**

**Von Hermann Essig**

**Der schöne Beck war verlobt!**

Wie ein Orkan brauste es durch alle Kneipen und Ballsäle. Wie hieß die Glückliche, welche das entzückende Bärtchen Henri quatre kratzen fühlen durfte? Eine Dame der Halbwelt natürlich. Man konnte sich denken, daß Beck, ein schöner Mann, Lumpengeschmack hatte.

Eine krause Wut zeichnete nach dem Bekanntwerden so manches Mädchenantlitz der Oberwelt. Ein Beweis, wie beneidenswert eigentlich die Unterwelt war. Und man zweifelte nicht, daß dieser schöne Beck es fertig bringen würde, die berüchtigte Elena in der Oberwelt heimisch zu machen.

Elena saß dann mit ihrem bukettierten Rufe wie ein Schatten mitten unter den Frauen des unantastbaren Leumunds. Es war nicht auszudenken. Und doch war Beck so schön, daß keine einzige gegen ihn Stellung zu nehmen wagte, er konnte sich einfach alles erlauben. Man murrte in der Stille, und bewunderte seine Schönheit nach wie vor laut.

Ganz anders stand die Sache mit Beck selbst. Wohl hatte er sich verlobt, aber nur, um scheinbar zu heiraten. Er wollte es prüfen, wie der Wirbelwind in die Krinolinen fuhr. Deshalb hatte er sich Elena ausgesucht.

Er hoffte, diese Person ebenso leicht, wie er sie genommen hatte, wieder abschieben zu können. Dann wäre die Frauenwelt noch rasender um ihn geworden, wenn er wieder frei war. Beck war ein dämonischer Kavalier und hatte sich dieses Programm ohne Mephistos Hilfe zurechtgelegt.

Elena hatte in ihrem Leben schon wahrhaft viel hinter sich und hatte energische Nüstern. Freilich, der schöne Beck war kühn genug, ein Scherzspiel mit ihr zu wagen.

Elena, war sie so unerfahren geblieben, daß sie dies nicht von der ersten Stunde an merkte, wie er mit wohlgesetzten Liebesschwüren nahte, heißes Begehren in den Augen?

Offenbar ließ sie sich von Beck anbeten nach Herzensnöten und war der Spielball seiner Liebesleidenschaft. Man glaubte, ein Kindchen zu sehen, so verändert war Elena. Sie gab sich ganz ihrem Heiland, dem schönen Beck, hin und sie zeigte sich hingegen, unwiderstrebend allem, was er von ihr begehrte.

So kam es, daß der schöne Beck viel von ihr hatte und genug hatte, ganz wie er es ahnte. Er wußte, diese Hingabe an mich

ist so groß, daß ich die Hingabe auch nicht einbüße, wenn ich Elena zu Boden trete.

Er erschien eines Tages bei ihr und erklärte ihr, daß ein Ende sein müsse, müsse. Er hatte erwartet, Elena würde in Ohnmacht fallen, und er würde sie ein letztesmal, in Krämpfen liegend, besitzen, aber es war anders gekommen, der schöne Beck erhielt eine glatte Ohrfeige.

Also so einfach kam er nicht los von ihr. Der schöne Beck mußte krank werden, er, der Held, mußte in eine sieche Krankstube flüchten, um Elena zu entgehen. Er mußte tun, als wollte er seine Schönheit aufgeben, nur um ihr zu entrinnen.

Ueber Elena regneten die Flüche der ganzen weiblichen Einwohnerschaft. Wahrscheinlich hatte sie ihn krank gemacht. Sie war verrucht! Aber Elena blieb ruhig und trocken, mit energischen Nüstern.

Beck wurde immer kränker, da die Braut ihn täglich besuchte. Er verfiel in Fieber, und er deutete dem Arzte an, daß die Besuche der Braut für ihn aufregend und schädlich sein würden. Natürlich wurden die Besuche sofort verboten. Elena lächelte, sie wußte schon. Es genügte ihr, wenn sie sich künftig beim Pförtner des Krankenhauses nach dem Geliebten erkundigte.

Beck frug, ob die Braut es aufgegeben habe, sich für ihn zu interessieren. Doch er erfuhr, daß sie sich täglich zwei- bis dreimal sogar, unabwendbar, nach dem Befinden des todkranken Bräutigams erkundigte. Beck schwitzte furchtbar, und seine Taktik mußte durchdringen. Er verfiel in Delirium.

Elena, eine Dame der Unterwelt, mußte es zu dumm werden, sich mit einem kranken Kerl herumzuschlagen. Leider, Beck verrechnete sich gründlich.

Er bat darum den Arzt, der Braut ja seinen Zustand ungeschminkt mit der vollen erschütternden Wahrheit seines nahen Todes zu berichten.

Der Arzt berichtete einfach pflichtgemäß, daß es immer und immer, selbst den vereinten Anstrengungen von Professor, Medizinalrat und Assistenzarzt nicht gelingen könne, die Diagnose über die Krankheit des Herren Beck richtig und präzise zu stellen.

Die Krankheit war ein absonderlicher Fall. Immerhin. Ein gewisses Fieber war da. Vielleicht Entlobungswahnsinn.

Wenn die Aerzte zum schönen Beck hineintraten, so lag er meist im Delirium, schließlich. Er delirierte von Ameisen, von Oxalsäure, von Büffeljagd, Tanzbeinen, Glasbläsern, Nordlandsreisen, Hauswirten, ausgenommenen Hühnern, überschwemmten Kellern, Orchideenzucht und Kletteraffen.

Ach, es war interessant, ihm zuzuhören. Der Medizinalrat



ahnte bald, daß dieses Delirium nicht echt sein konnte. Das erstemal blieb die Visite zwei Minuten bei Beck und hörte nur kurz zu, was er faselte.

Man verschrieb ihm eine Morphiumspritze mit leichtester Dosis.

Beck war entzückt, und er versäumte nicht, es Elena wissen zu lassen, damit sie Furcht kriegen würde, später einen Morphinisten zu besitzen, wenn sie ihn nicht endlich aufgab.

Das zweitemal verweilte der Rat eine Minute länger, und er flüsterte laut ‚Morphium‘, sagte aber leiser ‚Wasser‘ in die Ohren der Assistenz.

Mit Beck wurde jetzt einfach Schindluder getrieben. Jedesmal, wenn die Aerzte mit grimmigem Gesicht bei dem Patienten verweilt hatten, mußten sie sich nachher krampfhaft zusammennehmen, beim Verlassen des Zimmers nicht laut hinauszulachen. Und der Medizinalrat war so perfid, täglich eine gezählte Minute länger bei ihm zu bleiben. Beck mußte auf diese Weise täglich länger delirieren.

Der Medizinalrat sagte scherzend zu seinem Begleiter: ‚Merken Sie genau auf, unser Lieber wird bald nichts mehr zu reden wissen, ich glaube nicht, daß er ein so vorzüglicher Dichter sein wird, bei jedem Tage seine Phantasie eine Minute länger zu dehnen.‘

Beck schwitzte allmählich Pein bei seinem Delirium, nun sollte er schon während der Dauer von ganzen langen fünfzehn Minuten immer neue Einfälle haben. Er merkte, daß er versagen würde und änderte seine Taktik.

Er war ja unter Anwendung von Wasserspritzen bereits ein verzweifelter Morphinist geworden. Er beschloß, von jetzt ab in Apathie still zu liegen.

Der Medizinalrat hatte gewonnen. Als sie eintraten und Beck still lag, schlaff, scherzte er laut: ‚Sehen Sie, meine Herren, Herr Beck weiß nichts mehr.‘ In diesem Augenblick wäre er beinahe aufgeschnellt und aus dem Bett gesprungen, um das Krankenhaus, das keinen Erfolg verbürgte, zu verlassen. Aber er beherrschte sich noch einmal und blieb regungslos liegen. Doch eine gewisse leise Zuckung seines Mundes und ein bißchen Farbe der Wangen war dem geübten Auge des Arztes nicht entgangen.

Da man allmählich längst erkannt hatte, worauf das Krankenspiel hinauslief, schwor man sich nunmehr mit der Braut. Man wollte sehen, ob die Krankheit eine Besserung zum Guten nahm, wenn sie sich nicht mehr nach dem Herren Bräutigam erkundigte.



Zwar am Tage nach der Entlarvung delirierte Beck wieder etwas, doch nur, indem er ein, zwei Worte lallte. Der Medizinalrat äußerte leise: „Meine Herren, der Fall scheint doch nicht ohne Bedenken.“ Die Assistenz meinte, es wäre wichtig, endlich ein abschließendes Urteil zu bekommen, denn die Braut des Kranken habe nachdrücklich schon in der Frühe vorgesprochen, „sie müsse nun endlich wissen, ob er je wieder gesund würde, sie könne — er setzte es ganz leise hinzu — nicht ewig auf einen hoffnungslosen Menschen warten.“

Beck, als er es hörte, hämmerten die Pulse, endlich sollte wirklich die Befreiung kommen? Dann war es der Segen seiner Hartnäckigkeit im Simulieren.

Der Medizinalrat trat, durch den Bericht seines Assistenzarztes offenbar bestimmt, näher an das Bett und fühlte den Puls: „Sehr frequent und Deliriumerscheinungen äußerst bedenklich.“ Damit verließ er den Kranken.

Für Beck schien eine neue Sonne aufzugehen. Als sie draußen waren, richtete er sich auf und lachte in seinen Taschenspiegel neue verliebte Faungesichter für Weiber, Weiber, andere als Elena.

Und wirklich schon am Nachmittag hatte sich Elena nicht mehr nach ihm erkundigt.

Nun fragte es sich, sollte er sehr rasch gesund werden oder noch eine Weile Delirium mimen. Um die Meinung vor den Aerzten nicht zu verlieren, entschied er sich für das letztere. Er war in der Not seiner knappen Phantasie allmählich auf die Idee verfallen, nicht mehr von Elefantenabenteuern zu delirieren, sondern lieber die nächste Umgebung des Zimmers nacheinander in absonderliche Betrachtung zu ziehen, etwa die Wände anzusehen mit dem Blicke des Futuristen.

Er erfand damit reizende Dinge, und er freute sich der Wirkung auf die Aerzte. Namentlich ein großer Globus, der im Zimmer stand und seine liebe teure Mutter Erde darstellte, gab ihm eine Menge Gelegenheit zu astrologischen Viechereien.

Der Medizinalrat zeigte ein ganz besonderes Interesse für diese neue Epoche. Er ließ deshalb den Globus herausnehmen. Ueber das Fehlen des Globus delirierte dann Beck in der genialen Abstraktion: „Ich sehe den Mond nicht.“

Der Medizinalrat schmunzelte und dachte: „Warte, ein zweites Mal werde ich dich entlarven, aber so, daß du mir nicht entrinnen kannst.“

Er ließ vom Assistenzarzt die Erdkugel umdrehen, so daß der Südpol oben war und der Nordpol unten, sodann den Globus dem Kranken wieder ins Zimmer in seiner Verkehrtheit zurückstellen.

Zur Visite ging er diesmal mit ganz besonderer Stimmung, ließ sich natürlich äußerlich nichts anmerken.

Und es war prachtvoll, dieses Delirium! Eine vollständige abgerundete Sinfonie. Herr Beck sprach: „Butterstullen, Erde dreht sich verkehrt um die Sonne, pr Mause Schwänzchen.“

Dann war er still.

Der Medizinalrat wiederholte laut: „Butterstullen,“ noch lauter, „die Erde dreht sich verkehrt um die Sonne,“ „Herr Doktor, geben Sie einmal den Globus her! heda, Herr Beck, wollen Sie den Schwindel nicht eingestehen? der Globus ist allerdings v e r k e h r t aufgesteckt.“

Ein Riesengelächter. Die ganze Pflegerinnen- und Schwesternschar stürmte an das umlachte Bett des Herrn Beck.

Der schöne Beck saß aufrecht und verlegen im Hemde vor all den Damen.

Ihn tätschelnd, meinte der Medizinalrat weiter: „Herr Beck, wir danken Ihnen im Namen der Krankenhauskasse sehr für Ihren langen Besuch, doch, da Sie Ihre Braut schon mehrere Tage los sind, so würde ich Sie bitten, anzuerkennen, daß die Erde noch gleich wie bisher umläuft, damit Ihr Bett für ernstere Patienten frei wird. Adieu, Herr Beck, Sie sind gesund und können gleich aufstehen und uns, ich hoffe, als geheilt verlassen.“ Damit reichte er ihm die Hand und befahl das Personal hinaus.

Beck sah in seinen Taschenspiegel, klingelte und ließ sich vom Portier die Kleider beschaffen.

Während der Portier die Kleider herkommandierte und Elena die Entlassung des Herren Bräutigams telephonisch mitteilte, machte Beck herrliche gymnastische Uebungen, um seinen bettlägerigen Körper wieder apollisch zu fühlen. Er erkannte zu seiner ungewöhnlichen Freude, daß, wenn er einige Filet-beefsteaks gegessen haben würde, er wieder der alte magnifique schöne Beck war.

Und wie würden die Weiber, Weiber, neue Weiber bezaubert, wenn es herumliefe, daß er wieder herumkavalierte!

Der Portier brachte die Kleider und erhielt ein klotziges Trinkgeld, worauf er die Mütze zog bis zu den Waden und stramm abtrat.

Der schöne Beck stopfte sich seit fünf Wochen das erstemal wieder die Hosen. Er sah dabei hinaus über die Platanen vor dem Portal des Krankenhauses. Er bemerkte jetzt erst, wie er sich selber freiwillig zu einem Gefangenen gemacht hatte. Aber der Preis war es wert. Für fünf Wochen Simulieren Freiheit von einem lästigen Weibe.



Den Leichtsinn einer Verlobung wollte er ja nie wieder begehen!

Verlobt war schneller als entlobt.

Er klingelte noch einmal, das letztemal. Die bedienende Schwester kam mit lächelndem Antlitz. Sie empfing den Obolus: ‚Ich werde es in die Opferkasse legen.‘ In angenehmer Laune sollte ihn das ganze Krankenhaus gehen sehen. Man sollte Respekt vor ihm haben. Er machte eine Schenkung. Der Medizinalrat kam noch einmal und lobte ihn und Beck befahl, um die Protzerei rund abzuschließen, eine Autodroschke.

Seltsam, der schöne Beck wußte doch überall alles um ihn herum auf die Beine zu bringen. Sein Abgang aus dem Spitale gestaltete sich zu einer Art Triumphzug. Die Fenster waren von Kranken belagert, um den Mann mit dem verkehrten Globus und der versagenden Deliriumsphantasie zu sehen, Beck, den schönen, den großen Heuchler.

Er schritt dem Tor zu. ‚Portier, wo ist die Droschke?‘

\* \* \*

Der Portier, es sauste gerade ein Auto vor, rannte an das Portal, öffnete weit, aber das Auto stoppte vorher ab und hielt. Der Chauffeur winkte gegen den Wagenschlag, der Portier lüpfte die Mütze und öffnete dienstbeflissen.

Eine Dame entstieg mit prachtvollem Bukett.

Unter Beck wankte der Boden. Elena beglückwünschte ihn zur Genesung.

Was sollte er anfangen? Angesichts des lachenden Hauses mußte er sich von Elena, von der alten Geliebten, der er nicht mehr entrinnen konnte, in das Auto hineinküssen lassen.

Tut, tut und schwumms, schwang es sich im Galopp um die Ecke über eine der vielen Tiergartenbrücken. Dort verschwanden Beck und Elena der Welt.

Das vom Portier bestellte Auto lotterte unbeschäftigt trübselig davon.

---



## **Magisches im Heutigen**

Professor Sigm. Freud in Wien belichtet seit etlicher Frist Uebereinstimmungen zwischen Neurotikern und Wilden — mit seiner ganzen Kenntnis und seinem ganzen spürenden Ahnungsmut. Er zeigt in der jüngsten „Imago“ manchen inneren Zwang, verborgene Wünsche heut lebender Menschen, ihren Seelenatavismus, ihre Verwandtheit mit Kindern, mit Frühvölkern und Vorweltlern. Hiervon ein paar Belegstellen — hinter ihnen öffnen sich absonderlich dunkle Türen.!

Der Fortbestand der Allmacht der Gedanken tritt uns bei der Zwangsneurose am deutlichsten entgegen, die Ergebnisse dieser primitiven Denkweise sind hier dem Bewußtsein am nächsten. Wir müssen uns aber davor hüten, darin einen auszeichnenden Charakter dieser Neurose zu erblicken, denn die analytische Untersuchung deckt das nämliche bei den anderen Neurosen auf. Bei ihnen allen ist nicht die Realität des Erlebens, sondern die des Denkens für die Symptombildung maßgebend. Die Neurotiker leben in einer besonderen Welt, in welcher, wie ich es an anderer Stelle ausgedrückt habe, nur die ‚neurotische Währung‘ gilt, d. h. nur das intensiv Gedachte, mit Affekt Vorgestellte ist bei ihnen wirksam, dessen Uebereinstimmung mit der äußeren Realität aber nebensächlich. Der Hysteriker wiederholt in seinen Anfällen und fixiert durch seine Symptome Erlebnisse, die sich nur in seiner Phantasie so zugetragen haben, allerdings in letzter Auflösung auf wirkliche Ereignisse zurückgehen oder aus solchen aufgebaut worden sind. Das Schuldbewußtsein der Neurotiker würde man ebenso schlecht verstehen, wenn man es als unberechtigt abweisen, wie wenn man es auf reale Missetaten zurückführen wollte. Ein Zwangsneurotiker kann von einem Schuldbewußtsein gedrückt sein, das einem Massenmörder wohl anstünde; er wird sich dabei gegen seine Mitmenschen als der rücksichtsvollste und skrupulöseste Genosse benehmen und seit seiner Kindheit so benommen haben. Doch ist sein Schuldgefühl begründet, es fußt auf den intensiven und häufigen Todeswünschen, die sich in ihm unbewußt gegen seine Mitmenschen regen. Es ist begründet, insoferne unbewußte Gedanken und nicht absichtliche Taten in Betracht kommen. So erweist sich die Allmacht der Gedanken, die U e b e r s c h ä t z u n g

der seelischen Vorgänge gegen die Realität, als unbeschränkt wirksam im Affektleben des Neurotikers und in allen von diesem ausgehenden Folgen. Unterzieht man ihn aber der psychoanalytischen Behandlung, welche das bei ihm Unbewußte bewußt macht, so wird er nicht glauben können, daß Gedanken frei sind, und wird sich jedesmal fürchten, böse Wünsche zu äußern, als ob sie infolge dieser Äußerung in Erfüllung gehen müßten. Durch dieses Verhalten wie durch seinen im Leben betätigten Aberglauben zeigt er uns aber, wie nahe er dem Wilden steht, der durch seine bloßen Gedanken die Außenwelt zu verändern meint.

Die primären Zwangshandlungen dieser Neurotiker sind eigentlich durchaus magischer Natur. Sie sind, wenn nicht Zauber, so doch Gegenzauber, zur Abwehr der Unheilserwartungen bestimmt, mit denen die Neurose zu beginnen pflegt. So oft ich das Geheimnis zu durchdringen vermochte, zeigte es sich, daß diese Unheilserwartung den Tod zum Inhalt hatte. Das Todesproblem steht nach S c h o p e n h a u e r am Eingang jeder Philosophie ; wir haben gehört, daß auch die Bildung der Seelenvorstellungen und des Dämonenglaubens, die den Animismus kennzeichnen, auf den Eindruck zurückgeführt wird, den der Tod auf den Menschen macht. Ob diese ersten Zwangs-oder Schutzhandlungen dem Prinzip der Ähnlichkeit, respektive des Kontrastes folgen, ist schwer zu beurteilen, denn sie werden unter den Bedingungen der Neurose gewöhnlich durch die Verschiebung auf irgendein Kleinstes, eine an sich höchst geringfügige Aktion entstellt. Auch die Schutzformeln der Zwangsneurose finden ihr Gegenstück in den Zauberformeln der Magie. Die Entwicklungsgeschichte der Zwangshandlungen kann man aber beschreiben, indem man hervorhebt, wie sie, vom Sexuellen möglichst weit entfernt, als Zauber gegen böse Wünsche beginnen, um als Ersatz für verbotenes sexuelles Tun, das sie möglichst getreu nachahmen, zu enden.

Wenn wir die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Weltanschauungen annehmen, in welcher die animistische Phase von der religiösen, diese von der wissenschaftlichen abgelöst wird, wird es uns nicht schwer, die Schicksale der ‚Allmacht der Gedanken‘ durch diese Phasen zu verfolgen. Im animistischen Stadium schreibt der Mensch sich selbst die Allmacht zu ; im religiösen hat er sie den Göttern abgetreten, aber nicht ernstlich auf sie verzichtet, denn er behält sich vor, die Götter durch mannigfache Beeinflussungen nach seinen Wünschen zu lenken. In der wissenschaftlichen Weltanschauung ist kein Raum mehr für die Allmacht des Menschen, er hat sich zu seiner Kleinheit bekannt und sich resigniert dem



Tode wie allen anderen Naturnotwendigkeiten unterworfen. Aber in dem Vertrauen auf die Macht des Menscheingeistes, welcher mit den Gesetzen der Wirklichkeit rechnet, lebt ein Stück des primitiven Allmachtglaubens weiter.

\* \* \*

Die unzähligen Tabuvorschriften, denen die Frauen der Wilden während ihrer Menstruation unterliegen, werden durch die abergläubische Scheu vor dem Blute motiviert und haben in ihr wohl auch eine reale Begründung. Aber es wäre unrecht die Möglichkeit zu übersehen, daß diese Blutscheu hier auch ästhetischen und hygienischen Absichten dient, die sich in allen Fällen mit magischen Motivierungen drapieren müßten.

Wir täuschen uns wohl nicht darüber, daß wir uns durch solche Erklärungsversuche dem Vorwurf aussetzen, daß wir den heutigen Wilden eine Feinheit der seelischen Tätigkeiten zumuten, die weit über die Wahrscheinlichkeit hinausgeht. Allein ich meine, es könnte uns mit der Psychologie dieser Völker, die auf der animistischen Stufe stehen geblieben sind, leicht so ergeben wie mit dem Seelenleben des Kindes, das wir Erwachsene nicht mehr verstehen, und dessen Reichhaltigkeit und Feinfühligkeit wir darum so sehr unterschätzt haben.

. . . Die Menschheit hat, wenn wir den Autoren folgen wollen, drei Denksysteme, drei große Weltanschauungen im Laufe der Zeiten hervorgebracht: Die animistische (mythologische), die religiöse und die wissenschaftliche. Unter diesen ist die erstgeschaffene, die des Animismus, vielleicht die folgerichtigste und erschöpfendste, eine, die das Wesen der Welt restlos erklärt. Diese erste Weltanschauung der Menschheit ist nun eine psychologische Theorie. Es geht über unsere Absicht hinaus zu zeigen, wie viel von ihr noch im Leben der Gegenwart nachweisbar ist, entweder entwertet in der Form des Aberglaubens, oder lebendig als Grundlage unseres Sprechens, Glaubens und Philosophierens.

Es greift auf jene Stufenfolge der drei Weltanschauungen zurück, wenn gesagt wird, daß der Animismus selbst noch keine Religion ist, aber die Vorbedingungen enthält, auf denen sich später die Religionen aufbauen. Es ist auch augenfällig, daß der Mythos auf animistischen Voraussetzungen ruht; die Einzelheiten der Beziehung von Mythos und Animismus erscheinen aber als in wesentlichen Punkten ungeklärt.

\* \* \*

Man darf nicht annehmen, daß die Menschen sich aus reiner spekulativer Wißbegierde zur Schöpfung ihres ersten Weltsystems aufgeschwungen haben. Das praktische Bedürfnis, sich der Welt



zu bemächtigen, muß seinen Anteil an dieser Bemühung haben. Wir sind darum nicht erstaunt zu erfahren, daß mit dem animistischen System etwas anderes Hand in Hand geht, eine Anweisung, wie man erfahren müsse, um der Menschen, Tiere und Dinge, respektive ihrer Geister Herr zu werden. Diese Anweisung, welche unter dem Namen ‚Zaubererei und Magie‘ bekannt ist, will S. Reinach die Strategie des Animismus heißen; ich würde es vorziehen, sie mit Hubert- und Maub der Technik zu vergleichen.

. . . Die Magie muß den mannigfaltigsten Absichten dienen, die Naturvorgänge dem Willen des Menschen unterwerfen, das Individuum gegen Feinde und Gefahren schützen und ihm die Macht geben, seine Feinde zu schädigen. Die Prinzipien aber, auf deren Voraussetzung das magische Tun beruht — oder vielmehr das Prinzip der Magie — ist so augenfällig, daß es von allen Autoren erkannt werden mußte. Man kann es am knappsten, wenn man von dem beigefügten Werturteil absieht, mit den Worten E. B. Tylors ausdrücken: ‚mistaking an ideal connexion for a real one‘.

\* \* \*

Die Bezeichnung ‚Almacht der Gedanken‘ habe ich von einem hochintelligenten, an Zwangsvorstellungen leidenden Manne angenommen, dem es nach seiner Herstellung durch psychoanalytische Behandlung möglich geworden ist, auch seine Tüchtigkeit und Verständigkeit zu erweisen. Er hatte sich dieses Wort geprägt zur Begründung aller jener sonderbaren und unheimlichen Geschehnisse, die ihn wie andere mit seinem Leiden Behaftete zu verfolgen schienen. Dachte er eben an eine Person, so kam sie ihm auch schon entgegen, als ob er sie beschworen hätte; erkundigte er sich plötzlich nach dem Befinden eines lange vermißten Bekannten, so mußte er hören, daß dieser eben gestorben sei, so daß er glauben konnte, er habe sich ihm telepathisch bemerkbar gemacht; stieß er gegen einen Fremden eine nicht einmal ganz ernst gemeinte Verwünschung aus, so durfte er erwarten, daß dieser bald darauf starb und ihn mit der Verantwortlichkeit für sein Ableben belastete. Von den meisten dieser Fälle konnte er mir im Laufe der Behandlung selbst mitteilen, wie der täuschende Anschein entstanden war, und was er selbst an Veranstaltungen hinzugetan hatte, um sich in seinen abergläubischen Erwartungen zu bestärken. Alle Zwangskranken sind in solcher Weise, meist gegen ihre bessere Einsicht, abergläubisch.

## Fortgeschrittene Lyrik

Von Max Herrmann, Neißé.

### I

#### M i t t e r n ä c h t i g

Der Mond täuscht Tageshelle vor,  
Ein Liebespaar verfließt im Tor,  
Durch Ritze eines Ladens bricht  
Verräterisch noch Schänken-Licht.

Ein Mann spürt eine Krankheit nahn.  
Rangiergeräusch der Eisenbahn  
Verschmilzt mit trunkner Leute Lärm.  
Ein Weib hat Schmerzen im Gedärm.

Und ein verliebter Dichter fühlt,  
Wie Sehnsucht seine Scham zerwühlt,  
Und gräbt sich tiefer in sein Bett.  
Verstohlen orgelt das Klosett.

### II

#### O r g i e

Wir tapfen tief durch Raps und Röhricht  
Und Sumpf und Säume von wilden Wiesen  
Und fallen nach Faltern und tuscheln töricht  
Und narrn uns mit Mohnsam und müssen niesen.

Und wühlen uns wütend in Haufen Heues  
Und juchzen und johlen wie fröhliche Fohlen  
Und streifen ab unser Schwaches und Scheues  
Und kreisen kreischend wie wehende Dohlen.

Spinnen kriechen uns über den Mund,  
Aehren kitzeln unsre Nasen,  
Mücken zerstechen uns Hals und Nacken.

Närrisch umbellt uns der kleine Hund,  
Trunken wälzen wir uns auf dem Rasen  
Prustend wie Pane mit blühenden Backen.

---



## Ida Boy-Ed

Eine schriftstellernde Frau, namens Ida Boy-Ed, welche den erhabenen Schöpfer der ‚Heimat‘, des ‚Johannisfeuers‘, des ‚Katzenstegs‘ als schenianen Apollo zu verehren scheint, nahm jetzt in dem Punkte: ‚Wir Frauen und die Kontribution‘ mannhaft, sudermannhaft, mit den unbegründeten Allüren eines Heldenweibs von 1813 das Wort: ‚Es scheint mir unser Recht und unsere Pflicht . . .‘ ‚Unsre Gatten, Brüder und Söhne‘ . . . ‚In tapferer Haltung und ohne Tränen in den Krieg‘ . . . ‚Flammenatem‘ . . . ‚Das Vaterland fordert!‘ . . . Mit ‚Lever doodt als Sklav!‘ wendet sich die Freiheitskriegerin wider mich. Wenigstens indirekt.

Sie äußert: ‚Das ist der Schachergeist, der das hochgemute Niedersachsenwort: Lever doodt als Sklav! in das Gegenteil umdreht! Ich hoffe, daß die Frauen sich nicht von ihm erfassen lassen . . .‘

Kiek.

Niemand könnte Frau Boy-Ed hindern, keine Sklavin zu werden. (Die Vorstellung, diese Schreibkraft in Ketten ins gallische Lager geschleppt zu sehn, ist nicht zu Ende zu denken.)

Was die Dame bisher dem Vaterland gestiftet hat, scheint in der freien Wohnung zu liegen, die sie von ihm annimmt.

Aber wie undankbar, die Wände dann mit Versen (die sie Tagesblättern mitteilt) zu behaften:

‚Achtzehnhundertdreizehn, harte Zeit,  
Schwer und ernst droht sie Euch heut.  
Volkl leg' nie die Waffen nieder,  
Kämpfen mußt du, immer wieder.‘

Und so. Der Senat sollte das der Frau verbieten. Wenn sie zu dichten fortfährt, gibt auf das Haus kein Mensch mehr eine Hypothek. Kerr

## Menschen

Aus dem Brief einer Unbekannten:

‚Wenn Sie das Gedicht brauchen können. . . Ich muß Modell stehen. Wenn Sie so gütig sein wollen, mir zu antworten, schreiben Sie mir doch bitte die Adresse des Herrn, der im Zuchthaus war. Er ist sicher noch dort und wenn ich Geld bekomme, will ich ihm etwas schicken. Mein bester Freund ist auch dort. Freilich wegen einer anderen Sache. Ich erlaube mir Sie sehr hochachtungsvoll zu grüßen.‘

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---

Die Brunnen-Inspektion in Fachingen hat eine Neuauflage der populären Broschüre über den Königlichen Mineralbrunnen zu Fachingen (Reg.-Bez. Wiesbaden) veranlaßt, welche auch in äußerer Ausstattung der Bedeutung der diesjährigen Jubiläumsfeier Rechnung trägt. Die vornehm illustrierte Publikation wird auf Verlangen allen Freunden des mit Recht so beliebten natürlichen Mineralwassers kostenlos durch die Brunnen-Inspektion zugesandt.



# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....Bretonenland

S. Klabund.....Fortgeschrittene Lyrik

Hertha König.....Lenaus Leiden



Nochmals: Kritik als Stand — Die Bundesleitung  
des Alt-Wandervogels — 1813 — Essaiismus



Für die gesammelten Schriften bestimm.

## Bretonenland

Von Alfred Kerr

### I

Enttäuschung? Alles in der Bucht? Ein Meer mit fortwährend was drin?

Ringsum Felsiges, Düsteres, doch von einer blödsinnigen Begrüntheit, Feigenbäume wachsen dazwischen, bei Flut steigt birnenfarbene See an Quadern und wild-rötlich-gerunzeltem Gestein, Felsinseln tauchen unter, — die man ragen sah.

Ist das ‚an der See‘?

‚Seestädte‘ sind es manchmal.

### II

Alte Städte mit städtisch buntem, morgendlichem Treiben, mit Geschäften, Ausrufen, Mauern, Toren, Häuservierteln, Kirchen, Museen, Schlächtereien, Apfelweinschänken . . . ach, mitten in der Beschreibung überkommt mich das Bewusstsein, wie herrlich es im Grunde hier ist — — diese morgendliche Buntheit, in die trotz vermaledeitem Golfstrom eine Brise fährt; Geschäftigkeit, Lebensradau, dies Aus- und Einladen, dies Rufen und Ausbrüllen, Verkauf im Umherziehen, diese Stühle und Tische mit edlen Schnäpsen und Kaffeetassen und Weingläsern und Schleckereien unter freiem Himmel, Wölkchen mit petit-caporal-Tabaksrauch darüber, und jener leise Geruch von Anis zwischendurch, welcher das grün-verderbliche Lieblingsgetränk des von Göttern begünstigten Westlandes voll Behagen und fanfaronierender Frohheit kennzeichnet (dieser Satz kommt nie zu Ende) — das zusammen im Anblick eines Gewimmels von Ruderbooten, Motorpantherchen, Warenschiffen, Segelkuttern, Fischerschalluppen, nebst goldbraunem Gefels, grünweißem Wasser, uralt-



steinernen, Quaderbogen, granitenen Mauerwällen, aus der Flut steigend, nebst Feigenbäumen, Lorbeer, roten Zauberblüten, und über dem allem gewissermaßen ein andauerndes ‚Ahoi!‘, — wenn der Leser diese hier in seine Seele gepreßten Eindrücke mit einem Ruck nochmals durchlebt: so hat er die Stadt, die große, bretonische . . . Wenn er noch ein spät erleuchtet gläsernes Schloß und schwarze, spitze Abendburgen auf der Klippe mit umdunkelten Gärten zufügt: so hat er auch den Nachbarort — beides in einem Felsengolf einander gegenüberliegend, verbunden durch die Panther und Segler, umschlungen durch das seliggewaltige ‚Ahoi! Ahoi!‘, umzittert und umwittert vom Sommer und vom Harfenklang dieses Lebens . . . Ich kann nichts Besseres äußern.

### III

Wie kommt es, daß ich in keinem Lande der Welt so stark wie in diesem vom Bewußtsein gepackt bin: wie schön ist es doch, das Fleisch noch auf den Knochen zu haben.

Weiß nicht.

Aber so oft ich Boden dieses herrlich untergehenden gallischen Volks betrete: so oft schwellen (einmal noch?) alle Glücksaahnungen, alle Vergangenheiten, alle Erfüllungen, alle bisher gewonnenen Schlachten, alle Träume vom späten Abschied zu einer unsterblichen Musik.

Graue Stadt; aus einem Bilderbuch, verschollen, bloß noch gemalt. So wirkt sie mit allen auf Meerfels gebauten, grausteinernen Ringmauern, Pforten, Türmen, Quaderwällen, Meer-Erkern . . . . Mittelalter? Wüstes Wikingerwüten, räuberische Seekämpfe um Dasein und Untergang, haßerfüllte Piraten, Überfälle, Ringen mit jedem Verderben, Belagerungen — und ein steter Trotz gegen den Zorn der Flut, hier der atlantischen Mutterflut benachbart . . . wir haben in Deutschland nicht eine so heroische Landschaft.

(Zwischen den Quadermauern, hinter denen einst die Bürger geängstigt, gewappnet, umdüstert Lösung der Schrecknisse von den Meerwällen wünschten, sind nun Schänken, Zeitungshändler, Tabakverschleiß, schwere Autos, Schneppen, Trambahnen, Familien, Weinfässer . . .)

## IV

Zur Ebbezeit über einen schmalen Fels (bei Flut unter Wellen begraben) klettre nach einer benachbarten Insel, — sieh hoch ein steinernes Kreuz und ein Gitter darunter.

Hier schläft im Freien der Dichter Chateaubriand; Sohn dieser Weltecke; in Frankreich auf den Schulen gelernt; in Deutschland auf der Speisekarte lebend, unter: große Fleischstücke, fünf Mark, für zwei bis drei Personen ausreichend.

O Berufsgenöß! O Schicksalsgefährte! . . .

Berliner Familien essen ihn zu dreien.

Ruhen Sie sanft (Genoß) an dieser Küste, die Sie von Herzen lieb gehabt; an diesem Platz, den Sie gewählt; im Angesicht hoher Flut; nahe der Geburtsstadt; umspritzt.

An keines Vettern letztem Lager zog ich noch ohne bewegten Gruß vorbei.

. . . Sturm.

So daß ich mit winkenden Handfingern dem schnarchenden Freund eine Huldigung zuschlenkerte; voll gehobener Stimmung, für zwei bis drei Personen ausreichend.

. . . Hier heulte der Wind, Familien hielten ihre Röcke fest, jüngere Französinnen gaben das frische Bild einer Segelschaluppe, die Wellen glänzten weiß zu dem Eilandsfelsen hinauf — und ich fühlte zum hundertsten Mal die hohe Wonne ganz: das Fleisch noch auf den Knochen zu haben.

## V

Eine winzige Stadt liegt wo anders.

An einem verstorbenen Golf.

Schwer zu sagen, wieviel kleine Nürnbergs Frankreich hat. Wieviel kleine Nürnbergs!

Hier hausten die Veneter, Roms Todfeinde, — heut schläft etwas köstlich Verfallenes.

Kuriose Häuserchen, unten voneinander abgerückt; oben einander berührend, ganz schief, daß sie ein Tor bilden.

Steintore, bemoost, und in der einen Torsäule, rechts, ist ein Schuster untergebracht.

(Sitzt dort wie in einem Vogelbauer und hämmert.)



Gleich dahinter ein Hafen mit wunderbarstem Seegetier, das zum Kauf gebracht wird.

Straßen klettern und fallen in Höhen und Tiefen.

Holzgestalten außen an manchem Wohnhaus; ehrwürdiges Gebälk; komisch halbrunde Steintreppen; und am Flusse knien Frauen in merkwürdigen Holzgestellen, an die das Wasser heranleckt; ja das Wasser umgibt sie manchmal, so daß jede wie auf einem Inselchen kniet, — oder in einer langen Reihe, von einem langen, schmalen Dach wider Regen und Sonne geschützt, waschen sie ihre Wäsche.

Der altersgraue Turm eines Connetable späht aus dem Grün heraus, wo im Jahre dreizehnhundertsoundso ein Held schmachtete, nach dem Wunsch eines Herzogs.

Und wieder Mauern, Wallreste, Türme, Basteien, übersponnen. In die Blumen weht ein Teerduft und Meerduft von frischen Fischen und frischen Algen, auch von etwas Kuhdung und Ölbraterei.

Meine Nase feiert lauter Sonntage.

Lauter Sonntage.

## VI

Das Kathedralchen, schief, paßt auf die wimmelnd-schiefen Althäuserchen auf.

Mittags an der Wirtstafel (unmodisch-erlebnisreicher Gasthof). Es beginnt eine Zwölfuhrmahlzeit mit Austern, die kein Leckerbissen sind, sondern ein Landesgemüse; mit rosa Riesenkrabben von zartestem Fleisch, süß schmecken sie schier; mit kleinen Schnecken, zu denen jeder Gast eine lange Stecknadel bekommt, sie herauszuholen.

Ich bin ein alter Escargot-Esser oder Schneckenfreund, mit Petersilie; doch ist mir diese Gattung noch unbekannt. Jede so groß nur wie eine kleine Kirsche; und sie heißen Bigourneaux. Köstlich, — schllllffff. Mehr sag' ich nicht, höchstens noch, daß die Schaltiergattungen von Marseille — welches die Schneckenstadt für mein Gefühl ist — nicht meinen bretonischen Bigourneaux standhalten. Allerfreundlichster Eindruck, im allerfreundlichsten Gedünken. Bigourneaux ist ihr Name. Ihr Nam' ist Bigourneaux.



## VII

Südbretonenreich.

Dies, als welches am Atlantischen Ozean liegt, ist schöner, luftiger, großartiger denn das nördliche, so nur an dem feuchten Ärmelkanal windarme Buchten hat.

Sein Herrlichstes, die Insel Belle-Ile-en-mer; wo ich über wüsten Kormoran-Klippen, steilen Salzwiesen, Zaubergrotten, thüringischen Tälern, meerumbrüllten Einsamkeiten stille Tage nach der Flucht aus dem gläsernen Schloß verbracht . . . Einen Vormittag darunter, an dem ich und ein dort hausender Freund vom Segelnachen unter den Felsabstürzen an dreißig tellergroße, gepanzerte Meerspinnen oder chèvres (und einen schwarzblauen Hummer!) mit angehaltenem Atem aus dem Netz zogen . . . Köder war ein Thunfisch-Kopf . . .

Südbretonenreich. Westland. Großherziges.

Schauer der Historie. Sonnenuntergangsstunden zu Plouharnel-Carnac. Megalithische Denkmäler, will sagen: steinerne der Keltenzeit.

Gesetzt von einem Volke, das vor den alten Galliern im Lande war . . .

Wie sie ihre Toten begruben. Man glaubt, in Pompeji zu sein. Ungeheure Totenstadt. Umfassungsmauern der Totenstadt —und der Totenberg, den sie am einen Ende geschichtet. Wer sind die Kelten?

Weiß nicht. . .

(Aber die Pyramiden an Ägyptens Wüstenrand, in denen ich herumgekrochen bin, die Begräbnisstätten der Könige, fielen mir ein. Und die Königsgräber der Juden im Lande Palästina, in die ich, einen Lichtspan in der Faust, gedrungen bin.

Zwischen diesen grauen Völkern allen scheint eine Verwandtschaft zu bestehen . . . ich lasse mir den kleinen Finger abhacken.

Nur daß die Kelten kulturloser blieben. Obschon betagter als die heut in ihrer Spätblüte wirkenden Stämme: die herrlich untergehenden Gallier.)

Vom Totenberg sah ich aufs Meer. Es rauscht am Keltenland schäumend hin; über den Schmerz aller girrend verlassenen Leutnantsfrauen weg; über todgeweihten Bigourneaux,

Hummern, Panzerspinnen entlang; und in seinem Hauch wittern steinerne Male, ‚dolmen‘ und ‚menhirs‘, eines unbekannten Volkes . . .

### VIII

Einmal im Norden, von einem Fischerdorf, sieht man den Mont St.-Michel fern aus der Flut ragen; den Schneckenberg, der glatt aus dem Meere steigt; auf dem ich im Schein blinkender Sterne zwei Nächte schlief, bevor ich an einem Gestade der Lust hängen blieb.

Mittags zerreißt die Sonne den Meerdunst über den Fischerbooten, und der Meerberg mit seinem tausendjährig steinern zerfallenden Dom langt in den blauen Himmel.

Niedrig die Häuser, mit weißen Hauben die Bretoninnen gekrönt, der Apfelwein fließt in Sturzbächen. Nahe gucken Inseln aus dem Wasser, andere Felsgebilde, goldbraun, der untermeerische Teil der Inseln wächst aus Austern, Austern, Austern empor.

Mit Fischern dahin. Zeigen einem an den Felsen festgekrallte Ungetüme von mittlerem Umfang, Höllentiere mit Fangarmen. Eindruck von Teufelsgebilden, und man könnte sie kurz entschlossen Polypen benennen. Jedes gleicht einer ungeheuerlich vergrößerten, bunten, schleimigen, glitschigen Spinne. Nein: jedes erinnert an einen Gänsemagen, an dem ringsum Gedärme baumeln. Sie küssen sich an den bretonischen Felsen mit Eigensinn fest, können schwer abgemacht werden, wollen sich nicht töten lassen. Die Zähheit weitschweifiger Naturspiele mit ihrer auf so viele Stränge verteilten Lebenskraft grenzt ans Erschütternde.

Wie schwer das Dasein aus diesen tastenden und sich ringelnden Fabelviechern entweicht!

Der Fischer nimmt eins davon, schlägt es mit aller Muskelkraft des erhobenen Armes auf eine Felsplatte, die bunte Bestie zieht sich zusammen, ringelt sich, schlängelt sich, leidet wahrscheinlich Todesschmerzen, ohne einen Hauch von sich geben zu können, — aber sie ist lebendig; wie zuvor.

Zehnmal hat der Fischer das Tier mit Aufgebot aller Kraft auf die Steinplatte geschmettert, es will nicht sterben . . .



Immer weiter schleudert und schlägt er dies atmend farbige Stück Schönheit (das ein Raubtier ist) auf den Stein; im Zuschauer regt sich der Wunsch nach Abkehr von diesem Anblick; der Wunsch, die Qualen dieses Teiles belebter Materie zu vergessen . . . Aber man hat keine Wahl mehr.

Endlich ist das Rätselgeschöpf schlaffer; seine Ringelversuche kaum noch der Rede wert. Er wirft es beiseite. *„Il va crever.“*

Dann nimmt er das folgende dran. Die Sonne scheint; das Segel macht Geräusche, als wenn jemand ihm leise Nasenstüber gäbe; der Fischer schwitzt, er arbeitet: er schmettert und schmettert. Sie sterben nicht.

Ich betaste den Felsen und merke verwundert, daß der aus lauter winzigkleinen Schaltieren zusammengesetzt erscheint. Rauh fährt es sich darüber mit der Hand weg, wie über einen Haufen winzigkleiner Krönchen, die eine unbekannte Gewalt gehärtet, in einen furchtbaren Koloß zusammengepreßt hat, an dem Schiffe scheitern . . .

Später, als die schreckliche Arbeit zu Ende ist, fahren wir zurück. Fern ragt aus der See mit dem Dom der Schneckenberg, der gewaltigere. Der Totenberg.

## IX

### (Ein Anhang)

. . . Das Leben ist kurz, ein Erlebnis jagt das frühere. So kleine bedeutungslose Momente des Schauens, des Atmens, der Unbehaglichkeit wie des Glücks machen, eins ins andere gerechnet, zusammen das aus, woran man sich später (wenn man einst nicht mehr krauchen kann) mit tiefer Lust und Nachdenklichkeit und vielleicht mit Herzklopfen erinnern wird.

Keltenland !

Ein Nachmittag, den ich an der Nordwestküste verlebt. (Ich sitze jetzt schon in der Touraine, an dem sanften Loirefluß, der lind umbuscht ist, und die Luft weht in der alten Stadt Tours frisch und leise) . . . Wollte sagen: ich kletterte über die Felsen.

In einer Art Bucht, einer Felsvertiefung, wuschen Bretoninnen



ihre Wäsche. Jedesmal macht in fremden Landen dieser ganz alltägliche Vorgang des Wäschewaschens durch landsässige Mädel und Frauen einen gewissen Eindruck. Weil es für mich ein Lebensreiz mehr ist — weil man sie nicht bloß im Vorübergehen auf der Landstraße, wo sie noch sich eine gewisse Haltung vor dem Fremden geben, flüchtig sieht: sondern in ihrem Gehab und Getue mit aller starken und reschen und lachenden Lebensfülle beobachtet, in ihrer Daseinsart, im Schaffen.

Sie wuschen am Meer, klopfen ihre Röcke und die blauen Hosen ihrer Väter und Männer mit einer Art von Holzkolben, rangen die Stücke, spülten und trugen in Eimern Süßwasser hinzu, da im Felsen eine wagrechte Vertiefung ausgehöhlt war, worin sie es schütten konnten.

## X

Ich saß oben auf einem Felsen, ließ die Beine bammeln und sah, während der Wind sacht über den Atlantischen Ozean wehte, zu — nicht ohne allerhand Behaglichkeiten des Hierseins. Ich lachte; sie lachten; wir lachten; bretonische Worte wurden halb vom Wind verschlungen; eine Blonde, die jüngste (war aber schon verheiratet), lachte am stärksten; bisweilen ging eine Kuh, eins der kleinen, doch wohlgebildeten Bretonentiere, von den oberen Felsen hinab und soff unten etwas vom Süßwasser aus den Eimern, denn es ist ein Brauch in dieser Gegend: daß ein einzelnes Stück Vieh, so an der Stätte des Waschfelsens oben vorüberwandelt, hinabklettern darf, um bei waschenden Seebäuerinnen den Durst zu löschen.

Die Sonne schien über die Flut, es war am reifen Nachmittag, französische Worte, die ich hinüberrief, wurden verstanden, doch nur auf bretonisch beantwortet. Denn die Männer, die bei den Soldaten gewesen, können zwar französisch sprechen, die Frauen aber verstehen diese Sprache der Gaulois (wie der Bretone den Franzosen nennt) nur, ohne sie selber zu reden. Die Junge wurde dann viel weniger lebhaft und gesetzter, als ihr Mann hinzukam . . . Ein nicht großer, fast zierlicher Mensch von neunundzwanzig Jahren, der fern auf Martinique seine Dienstzeit abgemacht. Er übersetzte mir die Scherzworte der einen (leider

schon ziemlich zu Jahren gekommenen) Bäuerin, daß sie mich auf der Stelle heiraten würde, wenn sie nicht schon verheiratet wäre.

Wir lachten alle stärker, weiße Spritzer fuhren dazwischen, ich kletterte hinab in die Waschbucht, das Gespräch kam durch diesen Dolmetscher köstlich in Gang, wir lachten fast ohne Grund, bis die Felsen sich krümmten und das Waschen ins Stocken geriet; als ob wir unten eine Spaßgesellschaft abhielten; der kleine Bauer war nicht zimperlich noch empfindlich, seine Frau mit vollen Lippen und gelbem Haar betrug sich voll hoher Arglosigkeit, sie erinnerte durch die schweren Bewegungen, durch die reizende Art des Glotzens und Erstaunens an eine Jungkuh auf der Weide.

## XI

Schließlich nahm ich ihr die Arbeit ab — nicht daß ich wusch. Aber sie sollte jetzt dem Mann helfen, ‚goëmont‘ aufladen. Das ist fabelhafter Seetang, den sie auf dem Feld zum Düngen benutzen. Fabelhaft — wir kennen weder an der Nordsee noch in dem bescheidenen baltischen Meerbecken derlei.

Violettes Zeug, palmenlange Blätter, dick wie aus Kautschuk, Bänder, Gekräuselter, Ueppiges, Schweres, Glitschiges, bei jedem Schaufelgriff ein Urwaldgewirr, Seespinnen dazwischen und pflaumengroße Felsstückchen, die Poren von hängendem Kraut durchwachsen, strotzende, grüne, braune, opalisierende Zauberpflanzen, überschwer und überreich.

Das spült die Flut ans Land, jeder kann sich davon aufladen soviel er will, und wenn sie das mit Erde vermengen, wächst alles auf dem Boden ihres Gehöfts dreimal so wild . . .

Er hatte die ‚Bahre‘ mitgebracht. Jedesmal wurde sie mit goëmont schwer belastet, und dann trug ich sie mit ihm den Felssteig hinauf, wir legten oben flachgebreitet alles in die Sonne zum Trocknen, und an fünfzehn solcher Fuhren machten wir gemeinsam, bis der Nachmittag zu Ende war. Die Bretoninnen wuschen stets, wenn wir hinaufkletterten, und pausierten, solange wir unten aufluden, — und lachten, und die Sonne sank. Und die junge Gelbhaarige ließ durch ihren Mann stolz mitteilen, daß sie am Montag etwas in dem Gasthof abzuliefern habe, wo ich



Quartier hatte — er sagte glücklich, daß ich dann seine Frau wiedersehen könnte, worauf die angejahrte Bäuerin eine Bemerkung machte, über die alle kreischten, der Ehemann mit, und die er nicht übersetzen wollte, und so lachten wir weiter, daß die Küste zu beben begann.

Schließlich war aller goëmont ausgebreitet und alle Wäsche gewaschen. Die Flut stieg. Und er zeigte mir noch, wie man aus einem Stein Feuer schlägt, einen kleinen Wollstrang glimmen macht, um auf den Felsen die Pfeife zu entzünden; wir nahmen Abschied . . .

Und dies alles sind belanglose, halb kindische Dinge, an denen im Grunde nichts zu berichten ist, — und doch war dieser Nachmittag einer der merkwürdigsten meines Lebens, und ich fühle heut, am Morgen in der Touraine, wo ich diese Zeilen zu Papier bringe: daß ich in späten Jahren manchmal daran zurückdenken werde . . . wie an etwas recht Gutes.

## XII

Auch an einen andern Nachmittag. Ich war von der Küste weg. In einer kleinen bretonischen Binnenstadt gab es ein Zweirad zu leihen. (Zweirad? Guillotine.) Ich stieg auf und fuhr los. Wohin? Unbestimmt. Unterwegs fragt man jemanden, wo sich die Straßen kreuzen, nach der nächsten Ortschaft.

Das ist die schönste Art des Reisens. (Die allerschönste, wenn man nie weiß, wo man schlafen wird.)

Jemand, der eine Kuh trieb, nannte mir und einem Begleiter das nächste Dorf zur Rechten, das nächste zur Linken. Das rechts liege mehr oben, — also los; rechts. Die Straße stieg, der Weg führte manchmal durch eine Art von grüner Schlucht, aber mit gleichmäßig festem, hartem Boden.

Fast stets in naher Ferne lichtgrünes Salzgras, auch schweres Dunkelgrün, Buschgelände mitten in dem glücklichen, doch halb-heroischen Gefild und weidendes Vieh.

Ganze Strecken mußte man absteigen, die Guillotine mit der Faust stoßen. Hinan.

Nachher konnte man wieder aufsitzen und fuhr selige Wege mit der schwachen Steigung des letzten Viertels bis . . .



Bis in das steinerne Dorf, das oben lag.

Steinern, mit grauen Mauern, oben überwachsen, und mit der steinern altverwitterten Quaderkirche. Und mit den Gräbern und mit dem durchlüfteten Glockenturm (denn auf bretonischer Erde wie auf normannischer sind alle Steintürme durchbrochen und geöffnet für alle Lichter und Lüfte). Steinern und ruhevoll, am Vorabend . . . Und nie kommt ein Fremder dorthin, weil es nichts zu sehen gibt. Kein Denkmal, kein geschichtliches Erinnern, kein berühmter Sarkophag, keine römische Wasserleitung, kein Altarbild, kein Schloß. Es war nur ein unbekanntes Bretonendorf, steinern und ruhevoll, am Vorabend . . .

### XIII

Ich ging in die Wirtschaft. Steinfliesen. Niemand drin. Mit der Wirtschaft verbunden die Gehöftwohnung. Endlich kam jemand. In schlittenartigen Schuhen ganz von Holz, schwer klappernd und doch im Rhythmus, nicht unliebenswürdig. Kathrine hieß sie. Groß. Siebzehnjährig. Dunkle Augen. Die weiße Filigranhaube auf dem Kopf. Um den Nackenausschnitt, wie Flügel sich hinbreitend, der gewellte, steifweiße, doch mit Stickerei und Fältelungen gegliederte Riesenkragen. Kathrine hieß sie, — wie gesagt. Und auch hier ist nichts weiter zu berichten. Es ging bald wieder davon. Daß man Brot, schwerfette Milch und Apfelweinschnaps vorgesetzt bekam, ist doch nichts Denkwürdiges. Höchstens etwa, daß sie jedesmal beim Eingießen, wie wenn das eine seit Jahrhunderten vorgeschriebene Haltung wäre, den linken Arm über dem Reifrock in die Hüfte stemmte. Und daß sie mit erstaunten, doch ruhigen Augen, zugleich dienstfertig und arglos königlich war. Kathrine hieß sie — zum dritten Mal.

Und weiter ist nichts zu berichten. Nur, daß man einstens (wenn man nicht mehr krauchen kann) an dieses Dorf zurückdenken wird, an dieses Wirtshaus, an diese Kathrine, an diesen Steinturm, an diese dumme Rast, an diesen Vorabend.

Mit einem Wort: an dieses Glück.

---

Die Strophen von Klabund haben  
soviel Widerspruch bei manchem  
Leser des Pan geweckt, daß abermals  
welche hierstehen sollen.

## Fortgeschrittene Lyrik

Von S. Klabund

### I

W i e d e r . . .

Wieder willst du zu mir schleichen  
Durch die dunkle Nacht.  
Alle Kluggedanken weichen  
Deinem wilden Unbedacht.

Und du bittest,  
Daß ich wieder sei wie einst.  
Littest  
Du? —? (Du weinst . . .)

### II

K l a b u n d b e m e r k t e . . .

Klabund bemerkte eines Abends,  
Das Geld, allein die Reichen habens,

Indem er ein Café durcheilte,  
Sich an Absinth und Weibern geilte.

Und der Gedanke kam ihm gleich:  
Wie werd ich reich?

Durch Diebstahl? oder durch Roulett'?  
Durch Liebesdienst im Ehebett?

Als Bankkassier! Als Luftsoldat?  
Als Dirnling? Als Gesangskastrat?

— Da traf ein Blick ihn lächelnd frech.  
— Er setzte sich und prellte zech,

Nicht nur im Café die Getränke :  
Nein, auch das Weib nachher, bedenke.

### III

#### Hamburger Hurenlied (1912)

Wir Hamburger Mädchens habens fein,  
Wir brauchen nicht auf dem Striche sein,  
Wir wohnen in schönen Häusern  
Wohl bei der Nacht,  
Ahoi !  
Weil es uns Freude macht.

Es kommen Kavaliers, Neger und Matros,  
Die werden bei uns ihre Pfundstücke los,  
Sie liegen uns am Busen  
Wohl bei der Nacht,  
Ahoi !  
Weil es uns Freude macht.

Madam kocht schlechtes Essen, Sami spielt Klavier,  
Mit den Kavalieren tanzen wir,  
Fließt ein Taler drüber,  
Wird er Madam gebracht,  
Ahoi !  
Weil es uns Freude macht.

Eines Tages holt die Sitte uns hinaus,  
Und sie sperrt uns in das graue Krankenhaus,  
Dann sind wir tot und sterben  
Wohl bei der Nacht,  
Ahoi !  
Weil es uns Freude macht.



## IV

Ich habe ja ein Kind . . .

Ich habe ja ein Kind,  
Nun kann ich nicht mehr sterben,  
Wenn meine Augen tot und blind,  
Dann hab ich einen Erben.

Alle meine Träume flattern  
In meines Kindes Augen wieder mit blauen Flügeln auf,  
Schießen zwitschernd um seines jungen Turmes sonnengoldnen  
Knauf,  
Wenn dumpf schon ferne die Gewitter rattern.

Du wirst mich ganz erfüllen,  
Und meine Unruh stillen,  
Mein Kind . . . du überwindest mein Martyrium.  
Wenn ich begraben werde,  
Wirf d u die erste Handvoll Erde  
Auf meinen Sarg und dreh dich lachend um.

Geh hin zum neuen Leben,  
Mehr kann ich dir nicht geben,  
Als was ich war . . . und ich war ich.  
Mein Blut soll in dir singen,  
In meine Tiefe dringen,  
Wenn längst sich Wurm auf Wurm in meinen Schädel schlich.

## V

## Fahnen spruch

Dem sind keine Grenzen  
Gerichtet,  
Der sich sein Leben aus Tänzen  
Zusammendichtet.

---

## Lenaus Leiden

Von Hertha König

Geschichtlich bekannte Leute werden jetzt in Romanen und Novellen gezeigt. (Lassalle von Schirokauer. Wie ehemals Mozart und Beethoven von Heribert Rau. Mörike selber hat ja den Mozart novellistisch gemacht. Das blüht wieder auf. . .)

In dem Roman „Emilie Reinbeck“, der am 20. März bei S. Fischer erscheinen wird, hat Hertha König (dank menschlichen Beziehungen dem Dunstkreis der Geschilderten familienhaft nahe) den Lenau mit einer Liebe gestaltet, der jungen Frau des Hofrats in Weinsberg. Zeitbilder; Genrebilder. Nicht mit einem Belächeln, doch mit einem freundlichen Schmecken der Gegensätze zwischen Schwäbischem und Lenauschem; zwischen Bravheit und Welt-schwermut. Und mit einer Sachdarstellung jenes furchtbaren Ausgangs.

Eines Nachmittags befühlte sie ungeduldig die aufgehängten Linnen draußen auf dem kleinen Rasen vor dem Hause. Als sie trocken und vorbereitet waren, stellte sie sich ans Bügelbrett und ließ das Eisen so schnell hin und her fahren, als könnte sie damit die Erwartung in sich besänftigen: ob der nächste Tag wieder einen Brief brächte. Wenn keiner kam, las sie den letzten noch einmal. Sie hätte gerade so gut jetzt seinen Inhalt überdenken können, während sie so ruhig dastand und bügelte, denn sie wußte jede Einzelheit darin. Aber das war nicht alles; der Anblick der zierlichen und doch so kräftigen Schrift gehörte dazu.

Nachdem sie das letzte Wäschestück gebügelt und auf den Hitze ausduftenden Haufen in den Korb gelegt hatte, ging sie in die Wohnstube an die Kasette mit dem kleinen Schlüssel. Sie holte den letzten Brief heraus, setzte sich in einen der dunkel polierten Reinbeckschen Empiresessel mit den gebogenen Delphinhälsen und las sehr langsam:

„Die Aengstlichkeit, mit der ich zum Schreiben an Sie gehe, ist ebenso groß wie jene, mit der ich als Knabe zum heiligen Abendmahle ging. Gott ist zu groß für die Eifersucht, darum wird er mir nicht zürnen über die Auswanderung meiner andächtigen Empfindung aus seinen Tempeln in das Herz meiner Freundin; er wird mir vielmehr diese Stätte bewahren, denn er weiß, daß ich ihm doch im ganzen Weltraum nirgends näher bin, als eben in diesem Herzen.“

Als ich aus Stuttgart fortfuhr, war die erste Erscheinung, welche mir auffiel, ein wunderschöner Schmetterling, der lange, lange unsern Wagen verfolgte, so daß selbst der Kutscher sich darüber erstaunte. War es nicht ein mich begleitender Gedanke meiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hatte? Mir wurde ordentlich schwer ums Herz, als diese liebe Begleitung verschwand, — der Schmetterling, ein Emiliengedanke, der nun von mir schied.'

\* \* \*

Es hatte schon wieder geschellt. Emilie schlug die Mappe zu und stand auf. Es schien jemand unten zu sein, denn das Mädchen tat einen langen, erfreuten Begrüßungsspruch in ihrer breiten Unterländer Mundart. Die Türe wurde geöffnet, ein heller, gelblicher Rockärmel leuchtete durch die Spalte, ein dunkler, schattiger Kopf schaute herein.

„Ihr habt mich wohl kaum hier vermutet?“ Lenau schüttelte Emiliens Hand.

„Lenau! — Wo kommen Sie denn her?“

„Ich war in Frankfurt und Wien, und nun wohne ich bereits zwei Tage im König von Württemberg. Aber mit Verlaub werd ich so frei sein und mein Gepäck herüberbesorgen lassen. Ich muß noch mindestens vierzehn Tage hier bleiben.“

Emilie erschrak über sein elendes, abgespanntes Gesicht, über die hilflos flackernden Augen.

„Es war zu viel Anstrengung, das viele Reisen!“ sagte sie besorgt.

„Wieso, wieso? ist mein Aussehen vielleicht ein ungünstiges? — Ach, das kommt von den vielen schlaflosen Nächten. Oh, diese Nächte! Wenn ich so erwache und ohne mir was Bestimmtes zu denken, gleichsam bewußtlos, in ein heftiges, anhaltendes Weinen ausbrechen muß! — Und dann die Träume! Wenn Sie wüßten, Emilie, was mir heut nacht geträumt hat!“

Er verweigerte erst, zu erzählen, weil es zu grausig gewesen sei; dann mußte er es doch sagen: „Mir hat geträumt, Sie seien wahnsinnig geworden und ich hätte Sie so gesehen. — Nicht wahr, ich hätte es nicht erzählen sollen!“ meinte er, als Emilie unwillig den Kopf schüttelte.

„Es ist Ihre eigene Schuld, — diese ruhelosen Nächte! Das kommt von dem vielen starken Rauchen, das Sie sich letzte Zeit angewöhnt haben. Immer die amerikanischen Zigarren und der holländische Knaster!“

Sie ging an den Eckschrank, holte die Flasche mit dem Traminer Wein und stellte ein Glas vor ihn hin. Er trank begierig.



„Ah, so ein Wein! — Das ist auch für das Innerliche. Ich habe auch meine Seele mit dem Schnabel trinken lassen.“

Als er sein Glas geleert hatte, wurde er wieder düster und schritt im Zimmer auf und ab.

„Ach, das Rauchen ist es nicht! — — Ich bin nämlich hier wegen meines Vertrages mit Cotta. Er wollte mir doch zwanzigtausend Florin für all meine bisher gedruckten Werke zahlen, und nun bestürmen sie mich in Wien, er müßte mir das Kapital zu fünf Perzent verzinsen, sonst hätt ich kein anständiges Auskommen. — Sagen Sie, finden Sie denn das nicht viel, zwanzigtausend Florin? Sie müssen bedenken, dazu kommen noch die sechstausend Florin meiner Braut, — das gibt doch schon eine feste jährliche Einnahme! Und selbstverständlich werde ich sie noch bedeutend vermehren. Sie glauben nicht, welche Lust ich schon jetzt zur Arbeit verspüre! In den geordneten, häuslichen Verhältnissen mit meiner Marie —“

„Aber Sie sagten doch, daß Ihre Braut vermögend sei?“ fragte Emilie erschrocken.

„Ja, ja doch, das meinte ich. Aber es hat sich eben anders herausgestellt. Und nun schreibt mir die Sophie Löwenthal einen Brief nach dem andern und beschwört mich, auf die Verbindung nicht einzugehen, ohne ein jährliches Einkommen von fünfenzwanzighundert Gulden. Aber sagen Sie selbst, ich k a n n doch nicht mehr zurück!“

Emilie fragte betroffen, wer denn die Löwenthal sei, von deren Urteil er sich so bestimmen ließe.

Da strich er sich ärgerlich mit der Hand über den Kopf, weil ihm der Name ungewollt entfahren war.

„Ach, das ist die Frau meines Freundes Löwenthal in Wien.“

Emilie fielen die ungezählten Briefe ein, die immer aus Wien an ihn kamen, mit der spitzen Frauenschrift.

Er ging stumm im Zimmer auf und ab; sein Gesicht wurde ganz erhitzt; das Haar klebte ihm in wirren Strähnen auf der Stirn. Plötzlich warf er sich in den Sessel und stützte das Gesicht in die Hände.

„Ich k a n n nicht, k a n n nicht heiraten!“ weinte er laut auf. Emilie trat zu ihm und versuchte, ihn zu beruhigen. Sie erinnerte ihn an seine Braut, deren schlichtes, sanftes Wesen er noch vor kurzem so gerühmt hätte, und sie versicherte ihm, daß manche seiner literarischen Freunde mit weit weniger, ja ganz ohne Kapitalvermögen ein angenehmes häusliches Leben führten.

„Wissen Sie das genau?“ Und er fing, noch weinend, wieder an zu rechnen.

„In Wien hat man mich eben an allem irre gemacht! — Wäre

ich nur nie nach Wien gefahren!' klagte er. ,Nur S i e meinen es gut mit mir, Emilie!'

Er hörte auf zu weinen und wurde wieder für seine Heirat überzeugt.

,Nun kommt es nur darauf an,' sagte er, ,daß alles möglichst ohne Verzug geschieht. Ich bin jetzt wieder entschlossen für meine Verbindung mit Marie und werde mich durch niemanden mehr beirren lassen.

Hier in Stuttgart will ich mit ihr wohnen, bei euch im Haus; wir wollen eine Familie miteinander ausmachen. Ihr seid so gut gegen mich! so gut gegen mich gesinnt! — —

\* \* \*

Emilie schrak auf aus tiefem Mitternachtsschlafe.

War das nur der Herbstwind, das Klappern der Fensterscheiben und das stoßweise Sausen durch die Bäume, wie Peitschensausen?

Sie stützte sich ängstlich auf den Ellbogen. ,Reinbeck!' rief sie, ,Reinbeck!' als sie den Lärm vor ihrer Türe deutlich unterscheiden konnte.

Jetzt wurde die verschlossene Türklinke hart hin und her gerissen, daß der Schlüssel innen klirrend zu Boden fiel.

Während Emilie noch hastig Licht zündete, kam Reinbeck von seinem anstoßenden Schlafzimmer herein, nahm den Schlüssel vom Boden und schloß auf. Da wurde ihm die Türe entgegen gestoßen, daß er zurückprallte: Lenau kam mit fliegenden Schritten hereingestürzt und blieb vor Emilie stehen, die zitternd auf dem Bettrand saß.

Sie griff in der Angst nach ihren Strümpfen, um wenigstens die nackten Füße zu bekleiden. Aber Lenau packte sie heftig am Arm und forderte, daß sie sich auf die Couchette niedersetzen sollte, er hätte mit ihr zu reden.

Reinbeck wollte eingreifen — das ging doch nicht an —, aber Lenau schob ihn von sich: er solle nur drüben bleiben.

,Geh, geh!' flüsterte ihm Emilie zu, ,du weißt, Doktor Schelling will, daß wir ihn gewähren lassen.'

Reinbeck zuckte die Achseln, — das ginge doch zu weit! Aber er zog sich zurück; zur Vorsicht lehnte er wenigstens seine Türe nur an.

Jetzt erst, als Lenau vor ihr stand, sah Emilie im schrägen Lichtschein seine verstörten Züge. Schlaff hingen ihm die Muskeln unter den hervorquellenden Augen.

,Ich weiß, Ihr habt mich verklagt beim Kriminalamt, als



Mörder!' schrie er mit entstellter, kreischender Stimme, 'daß ich festgenommen und gerichtet werde!'

Er packte sie wieder am Arme, daß ihr der harte Druck seiner Finger wehe tat. 'Ihr habt mein Geheimnis durchschaut! Ihr kennt jetzt mein Verhältnis zu dieser Frau!'

Dann erzählte er eine lange, unklare Geschichte, warum es vor der Welt den Anschein haben müsse, daß er der Mörder dieser Frau sei — weil er nämlich ihr Daguerrotyp zu Boden geworfen habe, daß es in tausend Stücke zersprang.

Inzwischen kam Reinbeck, notdürftig angekleidet, in Schlafrock und Pantoffeln, herein. Und nun fing Lenau wieder von vorne an: 'Ich bin verurteilt worden! Ihr habt mich beim Kriminalamt als Mörder verklagt!'

Reinbecks versuchten, mit schreckensruhiger Stimme, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Er solle sich doch nur besinnen, es sei dies ja alles nichts als ein böser Traum gewesen.

Wie versteint hörte er ihnen zu und sah sie aus hohlen Augen bestürzt an. Plötzlich fiel er Reinbeck um den Hals, — unter Tränen flüsterte er schaudernd: 'Wahnsinn!'

Nun wollte er wieder hinüber in sein Schlafzimmer. Emilie sollte bei ihm bleiben.

Sie ließ ihn mit Reinbeck zur Türe vorausgehen und zog schnell einen Rock über ihr Hemd und die kattunene Morgenjacke. Reinbeck blieb zurück; mit den Augen zwinkerte er Emilie noch nach, daß sie ihn, wenn nötig, ja rufen sollte.

Als sie mit Lenau in sein Zimmer trat, schlug ihr dicker Qualm entgegen. Veraschte Papierfetzen glimmten noch in einem großen Scherben und hoben sich kräuselnd über den Rand. Die Waschschiüssel lag zerbrochen auf dem Boden.

Lenau sah, wie Emilie erschrak. Er habe nur von seinen Schriftlichkeiten verbrannt, erklärte er, 'dokumentierte Narrheiten' und vor allem Briefe. Er wollte das Fenster einen Augenblick öffnen, den Qualm hinauszulassen. Aber der Sturm drang wild herein, daß die leichten, verbrannten Papierfetzen auf wirbelten.

Emilie hockte am Boden, um einen letzten Funken auszudrücken. 'Denke nur, Lieber, was da hätte passieren können! — Das ganze Haus hättest du in Brand stecken können!'

Er lachte geistesabwesend. 'Ja, was nicht hätte passieren können! — Emilie!' flüsterte er mit leiser Stimme, indem er sich zu ihr herabbeugte, 'ich binnoch nicht tot. Aber heute morgen! Kaum ehe du zumir ins Zimmer eingetreten bist' — er kam immer dichter an sie heran und redete immer leiser —, 'da hab ich einen Versuch angestellt — — mich zu erwürgen!'



Emilie sah entsetzt zu ihm auf aus der Verwüstung von Scherben und Asche. Wie ein Gespenst stand er vor ihr in seinem reichen, neuen Hauskostüm mit der buntgestickten Mütze und den türkischen Pantalons.

Er beruhigte Emilie und versicherte, daß er jetzt vollkommen klar sei — sie brauche keine Angst mehr um ihn zu haben. Mit Abscheu redete er von seinen Delirien und Selbstmordgedanken und versprach ihr, um diesen traurigen Zustand los zu werden, jede Anordnung des Arztes pünktlich zu befolgen. Sogar das starke Rauchen wolle er von nun an unterlassen.

Emilie bat, er möchte doch seine Kleider ausziehen und sich wieder legen; währenddessen ginge sie in die Küche, einen beruhigenden Baldriantee zu kochen.

Als sie an seiner Kommode vorbeikam, sah sie sein Rasiermesser liegen. Sie benutzte einen Augenblick, den er nicht hersah, und griff danach; ebenso nach der Nagelschere und dem Federmesser — zu aller Vorsicht, — wenn es doch schon einmal so weit mit ihm gekommen war.

Draußen in der Küche mußte sie sich erst durch die Dunkelheit hindurchtasten, — bis sie über dem Herd die Schwefelhölzer fand. Sie strich eines über die körniggekalkte Wand, schnell hintereinander, bis die kleine blaue Flamme um den tropfenden gelben Schwefel leckte.

Wie unheimlich sah die Küche aus! Der Docht des kleinen Oellämpchens zog langsam an und spiegelte sich in den Kupferpfannen, zwischen denen es hing. Bei jedem Schritt fühlte Emilie den kalten, sandgestreuten Steinboden durch die dünnen Sohlen ihrer Pantoffel. Sie drückte den Messingknopf am Pumpenhebel nieder. Ein viel zu heftiger breiter Wasserstrahl stürzte hervor und spritzte über das Pfännchen hinaus, daß nichts darin blieb. Feucht klatschte ihr der Ärmel ihrer Morgenjacke um das Handgelenk.

\* \* \*

Ludwig, der Barbier, war nur an die Tür getreten, um ein Glas Wasser zu verlangen. Als er sich umdrehte, fand er Lenau nicht mehr im Zimmer. Er eilte ans Fenster, dem furchtbaren Geschrei nach, das von der Straße her dröhnte, und gewahrte Lenau. Unbekleidet rannte er auf und ab mit erhobenen Armen. „Aufruhr, Freiheit!“ gellten seine kreischenden Rufe zwischen den Häusern.

Ferdinand, der Diener des Geheimrats, stürzte noch vor Ludwig aus der Türe und ergriff Lenau, der sich unter Schelten und Wimmern sträubte, ihm zurück zu folgen. Es tat ihm so

weh, wenn er an seinen zarten Handgelenken gefaßt wurde, — Ludwig hatte ihm immer ein Tuch darum geschlagen, wenn er ihn halten mußte.

Emilie hörte, was vorgefallen war, und trat zu Lenau ins Zimmer. Er schlug ihr mit der Faust ins Gesicht. ‚Giftmischerin!‘ schrie er sie an, ‚deine letzte Stunde ist gekommen!‘

Nachmittags mußte ihm die Zwangsjacke angelegt werden.

‚Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln!‘ schrie er in seiner Notwehr. ‚Andre mögen sie plündern und einsperren, so viel sie wollen, Leute, die man nicht kennt; aber bei mir wird es ihnen nicht so hingehen.‘ Er reckte sich hochmütig. ‚Die Schwaben müssen vernichtet werden, dies Haus zerstört bis auf den Grund!‘

Einige kräftige Männer in blauen Kitteln holten ihn ab in dem schwerfälligen fensterlosen Wagen. Emilie begleitete ihn auf der qualvollen Fahrt nach Winnenthal, in die Anstalt des Doktors Zeller.

\* \* \*

Doktor Zeller hatte in einer der Brieffaschen das letzte vollendete Gedicht Lenaus gefunden und Emilie in der Abschrift zugeschickt:

‚s ist eitel Nichts, wohin mein Aug' ich hefte,  
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,  
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern  
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte . . .

Vive la bagatelle!  
Swift

---

## Nochmals: Kritik als Stand.

Im vorletzten Heft ging ich auf die Niederjagd. Ich schrieb:

Komische Phänomene. Man muß wieder mal etwas Klarheit schaffen . . .

Keine Zierde seines Standes, ein beim literarischen Diebstahl abgestrafter Rezensent, nimmt schon in Fragen der Standesehre das Wort.

Das sind Verkennungen. Hände weg.

Ich habe gegen den Direktor, welcher den Rezensenten Jakobsohn auswies, Front gemacht und meine Berufsgenossen herangeholt (es war nicht leicht, da fast jeder auf den dunklen Punkt hinwies). Weil ein abfälliges Urteil die Ausweisung bewirkt hatte, schien der Schritt erforderlich.



Hätte der Direktor ruhig geäußert: ‚Hinaus, weil ich Abschreiblinge nicht über mich Richter sein lasse‘, so war billig hierwider im geringsten nichts einzuwenden. Ich täte jedoch selbst für einen glattwegs Bestochenen, wenn er wegen eines abfälligen Urteils (und nicht wegen seiner Bestochenheit) ausgewiesen würde — ich täte grundsätzlich Schritte für ihn.

Es hieß unter Hinweis auf den kleinen Jakobsohn, daß ich über

Standesfragen der Kritik das Urteil irgendeines zweifelhaften Gildenmitgliedes nicht wünsche, das etwa bei dem Romansatz: ‚Eduard faßte den Klemmer und legte ihn auf den Tisch‘ wegsieht, weil ihm das peinlich wäre.

Der ehrwürdige junge Mann, an dem ich von Zeit zu Zeit ein gewisses kriminalistisches Interesse geäußert habe, weil ein literarisches nicht vorhanden ist, ‚erwidert‘ hierauf mit dem angeblichen ‚Brief‘ eines ‚Freundes‘. Man könnte denken: Während der kleine Jakobsohn sonst fremde Arbeit als eigene hinstellt, stellt er diesmal eigne Arbeit als fremde hin. Man kann allerdings nie wissen, wenn man etwas von ihm liest, wer es geschrieben hat. Es kommen am Schluß ein paar mittelfaule Verse, die zwar, weil sie mir nachgemacht sind, von ihm stammen könnten, aber doch, weil sie ziemlich über seine Verhältnisse gehen, nicht von ihm stammen. Der Zweifel, ob sie vom kleinen Jakobsohn sind, wird in dem Augenblick behoben, da er sagt: ‚I c h gebe . . .‘ Also sind sie von einem Andern.

Dann kommen allerdings drei Lügen, glatte, schlichte; ein Heinrich-Mann-Zitat betreffend, Briefdrohungen betreffend, Dernburg betreffend; aus der Luft; mit schwachem Talent erfunden, das scheint also wieder der kleine Jakobsohn zu sein.<sup>f</sup>

Die Zahl seiner privaten Besitzreformen ist weit ausgedehnter als bis heute bekannt. Er geht etwa so vor:

**K e r r :**

‚Die Langmut des deutschen Publikums ist vielleicht noch etwas größer als jene des Himmels,‘ schrieb einst der große Musikhistoriker Ambros; er hatte recht. Ich aber dachte an Ernst Wichert. Ich habe diesem Mann ein stilles Unrecht abzubitten.

**J a c o b s o h n :**

‚Die Langmut des deutschen Publikums ist vielleicht noch etwas größer als jene des Himmels,‘ schrieb der Musikhistoriker Ambros und hatte recht. Ich aber dachte an Johanna Buska. Ich habe dieser Frau ein Unrecht abzubitten.

In dieser Art. Unediert. Es lassen sich bessere Beispiele geben. Er nimmt nur Stellen, wenn acht Jahre dazwischen liegen. Man könnte vielleicht eine Sammlung machen; Abdruck stände den Blättern zur Gaudi frei.

Ich hätte das alles nicht berührt; es liegt kaum in meiner Art, einen befleckten Knirps ohne Not aufzuscheuchen: wenn der ehrwürdige junge Mann, der weniger ein gedrängtes Arbeiten als ein Arbeiten im Gedränge liebt, nicht neuerdings das Wort in sog. Ehrenfragen des Standes ergriffen hätte. Das geht nicht. Das sind Verkennungen. Ich wünsche ja auch im Leben nicht, daß gewissermaßen ein alter Insasse



des rawitscher Zuchthauses den Staatsanwalt in Eigentumsvergehungen spielt. Es war vor ein paar Monaten schwer, meine Mitkritiker heranzubekommen, als ihm ein Unrecht geschah; sie sträubten sich mehrstens mit dem Hinweis, daß man für einen Herrn, der bei der Duse abschreibt, was jemand von irgendeiner ganz Andren gesagt, nicht eintreten könne; worauf ich unterstrich, daß er diesmal ja nicht wegen Stehlens entfernt worden. Es gelang mir schließlich, einen Schritt zustande zu bringen. Ich glaubte damit aber den Dieb nicht ermuntert zu haben, daß er in Ehrenfragen richtet.

Er schreit jetzt. Es gibt ein Speien verwandter Zwergvulkane, bei denen er als der kleine Ganefkogel steht. Hilft nichts. So oft er in den Irtrum fällt, nicht bloß schlecht und recht nach Einsicht in fremde Kritiken zu rezensieren, sondern ein . . . Standesethos festzulegen: so oft wird (mit Beispielen rechts und links von einem senkrechten Strich) das Notwendige getan.

Ich werde dann wieder schreiben:

Keine Zierde seines Standes, ein beim literarischen Diebstahl abgestrafter Rezensent, nimmt schon in Fragen der Standesehre das Wort.

Das sind Verkennungen. Hände weg.

## Die Bundesleitung des Alt-Wandervogels

sagt in einem dem Pan übermittelten Sendschreiben:

Ein Herr Hans Blüher hat nach eigener Angabe einen Prospekt seiner ‚Geschichte des Wandervogels‘ an sämtliche Schuldirektoren versandt. Namens der Bundesleitung des Alt-Wandervogels erkläre ich: Der erste Band ‚Heimat und Aufgang‘ ist ganz danach angetan die Gefühle der Ehrfurcht und Liebe gegen die Eltern aus den Herzen der Kinder zu reißen und sie mit tiefem Mißtrauen gegen jede Gehorsam heischende Ordnung, insbesondere auch gegen ihre Lehrer zu erfüllen.

Der zweite Band ‚Blüte und Niedergang‘ feiert einen Vertreter der ‚Freundesliebe‘ als Märtyrer. Wir wollen keinen Stein auf diesen Mann werfen, sondern bemerken einfach: Von dem von Herrn Blüher verherrlichten Mann hat die Staatsanwaltschaft Cassel festgestellt, daß er sich vor Jahren homosexuell mit einem minderjährigen Lehrling betätigt hat. Daß dieser Mann dem Wandervogel den Rücken kehren mußte, sobald diese Tatsache bekannt wurde, ist selbstverständlich.

Dann heißt es:

Wir unsererseits fügen hinzu, daß vor Jahren schon Herr Blüher wegen seiner mehr als merkwürdigen Anschauungen aus den Reihen des Wandervogels ausgeschlossen ist.

Es ist aber schade, daß einer wegen ‚Anschauungen‘ ausgeschlossen wird. Es wird von der Zeitschrift „Alt-Wandervogel“ dann versichert, daß sie ‚den Zwecken des Herrn Blüher nicht dienstbar werden wird‘. Gez.: ‚Mit bestem Wandergruß namens der Bundesleitung: Professor Henkel, Bundesleiter‘. Auch das ist schade. Gleich schade für die Möglichkeiten des Erfahrens wie des Aussprechens.

## 1813

„Und ich bin überzeugt: könnte der Geist, der die Kämpfer von 1813 entflammte, sich heut offenbaren, er wäre bei uns und nicht bei jenen, die diesen Geist auf Schritt und Tritt verraten oder ihn höchstens mißbrauchen zur Stimmungsmache für neue unerhörte Militärrüstungen und Volkslasten. Uns lehrt dieser Geist, daß, wer ein Joch trägt, es zerbrechen soll; daß, wer die Freiheit will, sie sich erkämpfen muß; und daß zum Ziele kommt, nicht wer die Hände geduldig faltet, sondern wer sie zur Faust ballt und zuschlägt. In dem Sinn soll auch der Sturmruuf des alten Blücher der unsere sein:

„Vorwärts!“

Hermann Wendel hat in Frankfurt a. M. zur Jahrhundertfeier eine so vernunftvolle wie fortreißende Rede gehalten, deren Schluß so lautet.

## Essaiismus

In einer ernsten und scharfsinnigen Arbeit, „Anschauung und Begriff“, gemeinsam von Max Brod und Felix Weltsch herausgegeben (Kurt Wolffs Verlag) heißt es in der Einleitung rechtens:

„... die von uns an anderem Ort als ‚Essaiismus‘ gekennzeichnete Art des Schrifttums will die Grenzen zwischen dichterischer und philosophischer Betrachtungsweise verwischen, die Folgerungen für eminente Tagesprobleme wie z. B. für die Kunstkritik, die Rassenpolitik, bleiben nicht aus. Ueberall wird das ‚Echte‘ in Gestalt des Unkontrollierbaren, Dumpfen, Gefühlten, ahnungsvoll Erfassten dem mühevoll Entwirrten und Auseinandergelegten vorgezogen; ja das schlichte Erkennenwollen, das Messen und Abwägen bekommt allmählich, obwohl es im Ansturm gegen diese Modeströmung eher einen heroisch-trotzigen Glanz verdiente, die lächerliche Farbe des Philiströsen und Faden.“

(Ja; die Kunst wird in gewissem Sinn immer ein Besitz der letzten Tiermenschen sein; das Wissen ein Besitz der ersten Menschen-Menschen.)

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....Der Vortragspatriot

Der junge van Gogh

S. Klabund.....Verse

Adolf Behne.....Der Maler Franz Marc

Heinr. Eduard Jacob.....Der Zwanzigjährige oder Das Bündnis

Alfred Lichtenstein.....Prophezeiung



Held — Sternickelvoll — Votes for women — Poetry





## Der Vortragspatriot

Von Alfred Kerr

### I

Ich ging vor kurzem hin, durch Litfaßsäulen dringend ermuntert.

Eintrittsgeld erheben sonst Patrioten der rechten Seite nicht, wenn sie das Heil . . . ihres Landes verkünden. Schminkes, ein schmerzlicher Patriot, ein besonders schmerzlicher Patriot, läßt sich Deutschlands verzweifelte Lage stets mit vier, drei, zwei, neuerdings auch mit einer Mark an der Kasse vergüten. Er pachtet einen Saal, wenn Germanien umdräut, so recht umdräut ist, setzt einen Kassierer auf eigne Rechnung hin, unterrichtet sich über Absatz, Garderobe, Säulen und stößt um acht ein Viertel den Zornschrei vaterländisch in echter Besorgnis dahin.

Er bereitet zu Haus während des Kartenvertriebs als Schlußruf ein Wort von Heinrich Kleist vor, das ihm keusch zufließen wird: er liebe das Land, 'weil es mein Vaterland ist'. Nu, was heißt das, was ist da zu sagen; weil es sein Vaterland ist. Was Homburg zum Kottwitz äußert: 'Mehr, als ich am Tag der Schlacht um dich verdient!' äußert er prüfend, wünschend vor jedem Besucher.

Bevor er sich zu Hause von seiner Altpreußin losgerissen hat, murmelt er memorierend: 'Vor hundert Jahren — Mittelbalkon faul — ich hatte doch gesagt: Leichnersche! — Germaniens Zukunft — Fünfmarkplätze wenig — Würdiges würdig wollen — stieke nebenan! — Abendkasse findet statt — nein, Leichnersche — stieke nebenan, ich bereite die Wallungen vor! — deutsche Größe — Bismarck und Kleist — Bote und Bock — stiekäää!!!'

### II

Ich blieb trotz der furchtbaren Langeweile, so den Redner selbst umschlich: um festzustellen, was möglich sei.

Dort sprach ein geistig tiefstehendes, nicht von sich überzeugtes Geschöpf, dreist nur aus Ueberlegung, nicht mal dreist: halb unterwürfig. Ein Außenmacherche bis ins Mark. Nur letzte

Banalheiten. Aber mit Pausen; aber mit dem Anstrich, als ob. Mit Betonung wie aus dem ‚Glas Wasser‘ von Scribe. Das dümmste, das leerste Zeug. Mit dem vollen Gehab‘ eines verkrachten Mimen. Und, nachdem er weiße Handschuh mit dem Wunsch ‚lässig‘ zu scheinen, herabgezogen, mit krebsrote Händ‘, die spielend ein Neunauge verschleifen möchten.

Die aller-, allerbilligsten Epigramme. Staunend sagt man sich: Aber Ludwig Fulda ist ein Gott hiergegen. Wer es nicht gehört hat, glaubt es nie. Er ist gewandt, nur ungewandt in der Darstellung einer größeren Gewandtheit. Er hat nichts zu sagen, — aber das sagt er unendlich langsam und wie jemand, der das ‚Glas Wasser‘ vergebens einstudiert hat.

Diese Schmiere, dieses Wrack, . . . was da oben steht.

Schleichend langsam ein Sammelsur von Abgedroschenheiten. Ein Quatschen wie auf Akkord. Er dreht langsam die Kurbel und fühlt sich dabei nicht wohl. Wie der Berlina dort oben mit quälend-gedehnten Abschweifungen, mit Breitreiten von Nebendingen langsam quatscht, unüberzeugt, mit Mimenton, fortquatscht, kurbelquatscht, egalwegquatscht, nöhlend quatscht, quatscht, quatscht, noch langsamer quatscht. Ich wollte sagen: er quatscht.

Einmal nur etwas wirklich wollend, weil es falsch ist: als er die unglücklichen Jungtürken schmähte.

### III

Anspruchslose Technik des früheren fainen Lustspiels. Er macht eine Pause mitten im Satz und sagt mit einem ersehnten Friedrich-Haase-Zug . . . etwas fabelhaft Unbedeutendes. Bei freundlicher Zustimmung der Konzertweiber. So unterstrichen sardonisch, weißte?

Folgendes, wörtlich: ‚In andern Ländern hört man unter solchen Umständen auf, Minister zu sein; in‘ (mit mimischem Nachdruck) — ‚a n d r e n Ländern —.‘ Herzliches Lachen der Konzertweiber. Nein, was ein Sardoniker! ‚Echter Harder.‘ ‚Was sagen Sie?‘

An einer patriotischen Stelle wird etwas Beifall geklatscht (Deutschland solle sich nicht fürchten, die andren sollen sich lieber vor Deutschland fürchten . . . in dieser Art) — sofort sagt er als ein Schmieren-Held, um ‚Schlagfertigkeit‘ nachzumachen, folgendes: ‚Der freundliche Widerhall zeigt mir, daß diese Anschauung in Deutschland schon sehr weit verbreitet ist.‘ Wörtlich. Ich hätte das nie geglaubt. Der ghettomäßige Zug, den Zuhörern sofort Angenehmes zu sagen. Wie in einer unbestimmten Furcht. Er äußert, was als gefährlich verlangt . . . und vertragen



wird. Dieser Aengstling (mit dem Nimbus eines Angreifers) versichert nach einem fadeiten Witz wehleidig-pathetisch sofort: er wolle ja doch nicht frivole Lachwirkungen erzielen, nein, er wolle die Sache nicht ins Komische ziehen, er wolle durch solche Mittel wahrhaftig nicht wirken, dies sei nicht seine Art.

Er hat eine düstere Besorgnis vor der Kundschaft. Er gebt einem Teil der Kundschaft und nimmt einem Teil der Kundschaft. Vorsicht! Er arbeitet auf dem Podium oft ‚ernst‘ mit vaterländischer Empfindung, die zu gestalten er nicht weit genug in seiner früheren Laufbahn gekommen ist. Ein Außenmacherche bis ins Mark. Er kurbelt langsam weiter. Aus einer kleinern Truppe. Es war entsetzlich, als man kaum noch hinhörte, wie der alternde Debütant den Monolog ohne Ueberzeugung weiter schob. Unglücklich selber. Langsam quatschend, immer quatschend. Er verliert zuletzt den Faden, kann eine Pause nicht eintreten lassen, quatscht und quatscht. Peinlich. Er quatscht und quatscht, in gehaltenem Ton, drockst, kann den Schluß nicht finden, er quatscht mit Gesten, aber kleinlaut, bis nach Würgen und wehleidig schwitzender Verzweiflung der Uebergang zu Kleist und ‚weil es mein Vaterland ist‘ endlich ermühsamt wird; geklemmt; Angst; Verbeugung; Locke.

#### IV

Der Schauspielerton entglitt ihm zwischendurch (zuerst belustigt einen dieses Maß untergeordneten Mimentums) — er bewirbt sich aber hierneben um einen bürgerlichen Ton. Wie eine Landrätin, altpreußisch, weißte, mit Nachdruck mild; er christelt.

Er christelt.

Oder wie ein alter Diplomat müht er sich zu sprechen; fein mit Ei; bis bei vorrückender Verlegenheit der natürliche Ton seiner Heimat aus der Hausvogteiplatzgegend empordringt. Es wäre hart, zu sagen, daß ein berliner Judenjunge zuletzt in der Verwirrung durchbricht. Ein gewandter, ziemlich ordinärer Mensch, der mit Gier ‚spielende Leichtigkeit‘, ‚Lässigkeit‘ zu erschwitzen sucht und es nicht rauskriegt.

Bei dem immer tonloseren Kurbelquatschen brechen viele Zuhörer auf, gehn offen durch die Stuhlreihen; machen Lärm. Er wird gelb. Das Wrack steht unüberzeugt und quatscht und quatscht und quatscht und quatscht unüberzeugt weiter.

Alle Journalisten (außer ihm) sind ganz dumm. Er hat leider nicht einmal diesen Standpunkt: er vertritt ihn bloß. Alles geschieht nicht aus Größenwahn: aus Berechnung.

Wenn er was sagt, glaubt er es nicht; sondern er glaubt: man glaubt es, wenn er es sagt.

## V

Die politischen Journalisten sind nichts wert. „Immer ran!“ Er muß, nur um dem Uebelstand abzuhelpen, heute das Wort ergreifen; die Sache w . . . heischt es.

(Und die französischen Journalisten, deren Ansichten man adoptieren kann? Was französische Journalisten in Drohung oder im Triumph sagen, äußert man als eigne Befürchtung. Das geht immer. Und als ob man zum Glück eben den einzig rettenden Fingerzeig hätte, knapp noch. So jedesmal die Lage darstellen. Und dabei eine Angst —!)

Die Botschafter-Konferenz in London wird mit Grund belächelt. Der berliner Kongreß unter Bismarck — war von Bismarck in vier Wochen erledigt. Er stellt ihn immer noch neben die Kasse. Schade, daß er zu äußern vergißt, warum eben die Kongreßarbeit nicht länger vorgehalten hat. So daß jetzt eine Neuregelung erfolgen muß. Nu, was liegt daran — Erinnerung an Bismarck!

Sardonische (siehe oben) Bemerkungen gegen den Kaiser; nichts gesagt; nur Friedrich-Haase-Pausen; Provinz, unter Spannung, mit heiterer Zustimmung der Konzertweiber.

Wieder schade, daß er etwas zu äußern vergißt: nämlich, daß unser Wilhelm immer nur getan hat, was ihm der von Bismarck, Otto, gemachte Zuschnitt erlaubt. Dassel der Kaiser nicht verfassungswidrig handelt. Daß wir die Führung Wilhelms des Zweiten dem holden Wunder im Sachsenwald verdanken. Er vergißt es. Ein schlichter Bursche.

Die Slawenflut ist eine chronologische Notwendigkeit, . . . er munt jedoch, als ob er allein, „meine Herrschaften“, sie hätte verhindern können; wenn er blooß rechtzeitig befragt worden wäre. (Bismarcks Kongreß hat sie also nicht verhindert.)

Er steht oben und weiß, daß er „ernst“ unsren Beistand nach Bosniens Annexion „gerühmt“ hat — wodurch doch die Türken-dämmerung und Oesterreichs Schwächung vorbereitet worden ist. Derselbe Bursche tadelt mit „ernster“ Miene die Schwächung Oesterreichs.

„Was wird?“ Der einzige Berater . . . Immer ran! Nu, was wird?

Tja, wir müssen sagen, was wir wollen. — Ach so. Dann ist es ja gut. Wenn wir nur so recht offen mitteilen, was wir wollen, . . . da wird es uns gegeben. Aehnlicher Kohl. Er drockst. Die Frechheit, fünf bis eine Mark hierfür zu nehmen, ist ein



stilles, mit Angst vor den Hörern durchsetztes Heroentum. Er steht und kurbelt schwach, sieht Leute weglaufen, grämt sich, verliert noch mehr den Faden, nöhlt schleppend völlig Sinnloses weiter, um keine Pause zu machen, sagt noch Abgedroscheneres in geschwächter Kennerhaltung, keiner hört mehr zu.

Zwischendurch, ohne Ueberzeugung, ein kleiner Ausverkauf. Nämlich so:

Er? . . . Tja, er habe nicht das Ohr des Monarchen, — er? er sei zu unbeliebt. (Pause.) Tja, er sei zu unbeliebt, er könne sich nicht helfen . . . (Konzertweiber; Raunen).

Oder: Man solle dem Monarchen zum Jubiläum eine Adresse bringen, — doch, tja, er . . . ? Er könne eigentlich nicht an die Spitze einer Adreßkundgebung von den Leuten gestellt werden — er sei, tja, zu wenig gern gesehn . . . (Es war niemand auf den Gedanken gekommen, daß er an die Spitze treten solle.)

Dann ‚Weil es mein Vaterland ist.‘ Fritz und Kleist. Bote und Bock.

Arme seitwärts gehoben. Oooo. Bitte-bitttte!  
Heimfahrt. Wattebausch.

---

## Der junge van Gogh

Bei Paul Cassirer wird im Laufe des Jahres ein Grundwerk über den brabantischen Maler, aufschlußreich, ein großes Belegstück seines Daseins, veröffentlicht werden.

Hier folgen daraus Briefstellen, worin das Wesen dieses . . . man möchte sagen: Seh-Nazareners früh aufleuchtet.

Einiges Wesentliche sei zusammengedrückt. Aus Zeiten da er, ein Jüngling, noch Kunsthändler ist, dann Knaben-erzieher in England, — bevor er also Prediger im belgischen Hüttenbezirk, bevor er Maler wird.

Man stellt sich körperlich ein unbeschriebenes Gesicht vor.

Noch nicht jenes kränkelnd-knifflische, das er selbst (und das Gauguin gleichfalls) später gemalt hat.

Die Briefe sind an den Bruder gerichtet.

\* \* \*

Haag, Januar 1873.

Mein neues Jahr hat gut angefangen, ich habe zehn Gulden monatlich Zulage erhalten, sodaß ich nun fünfzig Gulden per Monat verdiene, und außerdem bekomme ich noch fünfzig Gulden extra. Ist das nicht herrlich? Ich hoffe nun ganz für mich selbst sorgen zu können. Ich bin doch so froh, dass Du auch in



diesem Geschäft bist \*). Es ist ein so prachtvolles Geschäft, je länger man darin ist, desto mehr fühlt man dafür.

London, Januar 1874.

Ja, das Bild von Millet: 'l'angélus du soir', das ist das Wahre, das ist reich, das ist Poesie.

Ich setze hierunter die Namen von einzelnen Malern, von denen ich besonders viel halte:

Scheffer, Delaroche, Hébert, Hamon, Leys, Tissot, Lagye, Boughton, Millais, Thys Maris, de Groux, de Braekeleer jr., Millet, Jules Breton, Teyen-Perrin, Eugène Feyen, Brion Junot, George Saal, Israels, Knaus, Vautier, Jourdan, Rochussen, Meissonier, Madrazzo, Ziem, Boudin, Gérôme, Fromentin, Décamps, Bonnington, Diaz, Th. Rosseau, Troyon, Dupré, Corot, Paul Huet, Jacque, Daubigny, Bernier, Emile Breton, Chena, César de Cocq, Mlle. Collart, Bodmer, Kockkock, Schelfhout, Weißenbruch und last noch least Maris und Mauve . . .

Die Maler begreifen die Natur und haben sie lieb und l e h r e n u n s s e h e n.

Und dann gibt es noch Maler, die nichts anderes als Gutes machen, die nichts Schlechtes machen können, ebenso wie es auch einfache Menschen gibt, die nichts tun können, ohne daß es gut ist.

London, 31. Juli 1874.

Dies Buch ist für mich eine Offenbarung gewesen und zugleich ein Evangelium (Michelet).

'Il n'y a pas de vieille femme!'

Das heißt nicht, daß es nicht alte Frauen gäbe, sondern, daß eine Frau nicht alt wird, solange sie liebt und geliebt wird.

Paris, 29. Juni 1875.

. . . Hier war eine Versteigerung von Zeichnungen von Millet, ich weiß nicht, ob ich Dir schon darüber schrieb. Als ich in den Saal des Hotel Drouot kam, wo sie ausgestellt waren, fühlte ich so etwas wie: 'ziehe die Schuhe von Deinen Füßen, denn der Fleck, auf dem Du stehst, ist heiliger Boden.'

Paris, 15. Juli 1875.

. . . Ich danke Dir für Deinen Brief von heute Morgen und für den Rückertschen Vers. Hast Du seine Gedichte? Ich möchte gerne mehr davon kennen.

\*) Die Kunsthandlung Goupil & Co., in deren verschiedenen Filialen in Paris, London, Haag und Brüssel Vincent und Theo angestellt waren. Ihr Onkel Vincent von Gogh war Teilhaber der Firma.

Paris, 17. Sept. 1875.

Gefühl, selbst feines Gefühl für die Schönheiten in der Natur, ist nicht dasselbe wie ein gläubiges Gefühl; gleichviel glaube ich, daß diese beiden miteinander in nahem Verband stehen \*).

Beinahe ein jeder hat Gefühl für die Natur, der eine mehr, der andere minder; aber es gibt wenige, die da fühlen: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Unsere Eltern gehören zu diesen wenigen, ich glaube Onkel Vincent auch.

Du weißt, daß geschrieben steht: Die Welt vergehet und all ihre Herrlichkeit und daß dahingegen auch gesprochen wird von einem Teil, der nicht weggenommen werden soll, von einem Brunn lebenden Wassers, sprudelnd bis in das ewige Leben. Laß uns auch bitten, daß wir mögen reich werden in Gott. Denke aber nicht zu tief nach über diese Dinge, welche Dir von selbst je länger je deutlicher werden und tue nun, was ich Dir geraten habe.

Paris, 11. Okt. 1875.

Wie Du weißt, wohne ich auf Montmartre. Es wohnt noch ein junger Engländer\*\*) hier, Angestellter im Geschäft, 18 Jahre alt, Sohn eines Kunsthändlers in London, der wahrscheinlich später in seines Vaters Geschäft eintreten wird.

Er war noch nie von Haus gewesen und war besonders die ersten Wochen seines Hierseins gewaltig ungeschliffen; er aß z. B. morgens, mittags und abends für 4 bis 6 sous Brot (NB. ist das Brot hier billig) und füllte das noch an mit verschiedenen Pfunden Aepfel und Birnen etc. Nichtsdestoweniger war er mager wie ein Stück Holz, mit ein paar Reihen starker Zähne, großen roten Lippen, glänzenden Augen, ein Paar großen, meistens roten, abstehenden Ohren, kahl geschorenem Kopf (schwarzes Haar) etc. etc.

Ich versichere Dich, ein ganz anderes Wesen, als die Dame von Philippe de Champaigne. Dieser junge Mensch wurde viel verlacht, anfangs selbst durch mich. Dennoch fühlte ich nach und nach mich zu ihm hingezogen und nun versichere ich Dir, daß ich äußerst froh bin, ihn des Abends zur Gesellschaft zu haben. Er hat ein ganz naives und unverdorbenes Herz und arbeitet sehr tüchtig im Geschäft. Jeden Abend gehen wir zusammen

\*) Dasselbe ist der Fall mit dem Gefühl für Kunst. Gib Dich auch dem nicht allzusehr hin, Du ißt doch übrigens gut? Iß vor allem soviel Brot wie Du nur magst. Gute Nacht, ich muß meine Stiefel putzen gehen für morgen.

\*\*) Harry Gladwell.



nach Hause, essen das Eine oder Andere auf meinem Zimmer und den Rest des Abends lese ich vor, meistens aus der Bibel. Wir haben die Absicht, sie ganz vorzulesen. Morgens kommt er mich meistens schon zwischen 5 bis 6 Uhr wecken, wir frühstücken dann auf meinem Zimmer und gehen gegen 8 Uhr zum Geschäft. In letzter Zeit fängt er an, sich etwas zu mäßigen im Essen und hat begonnen, Stiche zu sammeln, wobei ich ihm helfe.

Gestern gingen wir zusammen ins Luxembourg und da zeigte ich ihm die Bilder, welche mich am meisten anziehen und in der Tat, die Einfältigen wissen viel, was die Verständigen nicht wissen.

Ramsgate, 21. Mai 1876.

. . . Diese selbe Nacht sah ich aus meinen Fenstern nach den Dächern der Häuser, die man von dort aus sieht und nach den Gipfeln der dunkel gegen den Nachthimmel stehenden Ulmen. Ueber diesen Dächern ein einzelner Stern, aber ein großer, schöner, freundlicher.

Und ich dachte an uns alle, und ich dachte an meine bereits verflogenen Jahre und an uns zu Hause und die Worte und das Gefühl kamen in mir auf: „Behüte mich zu sein ein Sohn, der Schande macht. Gib mir Deinen Segen, nicht weil ich ihn verdiene, aber um meiner Mutter willen.“ Du bist die Liebe, bedecke alle Dinge. —

---



## Verse

Abermals von S. Klabund

### I

Der Wind schritt wild . . .

Der Wind schritt wild von des Flusses Ramft  
Empor und hat die Getreidefelder wie ein Riese niedergestampft.  
Dann strich der Regen nieder, Regenbäche sprangen wie silberne  
Hunde  
Vor mir im schwarzen Erdreich auf — ich sah auf ihrem Grunde  
Den Himmel : wolkig, zerfetzt, leuchtend zerrissen — und ein  
Augenpaar  
Das wie der Himmel : wolkig, zerfetzt, leuchtend zerrissen war.

### II

Man soll in keiner Stadt . . .

Man soll in keiner Stadt länger bleiben als ein halbes Jahr,  
Wenn man weiß, wie sie wurde und war,  
Wenn man die Männer hat weinen sehen  
Und die Frauen lachen,  
Soll man von dannen gehen,  
Neue Städte zu bewachen.

Läßt man Freunde und Geliebte zurück,  
Wandert die Stadt mit einem als ein ewiges Glück.  
Meine Lippen singen zuweilen,  
Lieder, die ich in ihr gelernt,  
Meine Sohlen eilen  
Unter einem Himmel, der auch sie besternt.

## III

## M ü d e   s c h l e i c h   i c h . . .

Müde schleich ich durch die Morgenstille,  
Und es bebt in mir ein fremder Wille.

Wie die Glocken fernes Ave läuten,  
Scheint es mir Verachtung zu bedeuten

Meinen Lippen, die noch dunkel bluten  
Von des Weibes ungehemmten Gluten,

Haß, daß ich die Tage frei verprasse,  
Und ein Armer nicht die Zucht sie fasse.

— Nimmer neid ich Euch die Kirchenenge  
Und den Küster. Zerren wir die Stränge,

Soll ins Land der Klöppel donnernd hämmern:  
Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!

---

Der Maler Franz Marc

Von Dr. Adolf Behne

Das kahle, nüchterne und kalte Atelier, in dem der ‚Sturm‘ ausstellt, ist durch die Bilder Franz Marcs in einen Festsaal verwandelt worden — allerdings in einen menschenleeren. . . .

Was uns an Franz Marc vom ersten Moment an so stark bindet, ist der tiefe, unbeirrbar Ernst, mit dem er schafft und der ergreifend aus jedem Bilde spricht. Daß es sich hier nicht um Snobismus, nicht um Exzentrizität und nicht um Verblüffungssucht handelt, das müßte doch jedem klar werden können, der für Menschliches ein Gefühl besitzt. Es gibt keine Kunstwerke, die echter und aufrichtiger geschaffen wären, als die Bilder Franz Marcs. Gerade deshalb ist jedem, der zu der modernen Kunst noch immer nicht in ein Verhältnis kommen konnte, dringend zu raten, sich den Schöpfungen Marcs voller Vertrauen und ohne Voreingenommenheit geduldig hinzugeben. Derjenige, für den diese Bilder erst einmal angefangen haben zu sprechen, wird um ein glückliches Erlebnis reicher sein; derjenige, für den sie tot und stumm bleiben, darf getrost glauben, daß ihm für Kunst ein Gefühl nicht angeboren sei!

Es ist immer und immer wieder zu sagen, daß der Betrachter für die Bilder der modernen Maler seine Augen anders einstellen muß als für die Kunst der letzten Generation. Derartige Umschaltungen des Auges hat ja das Publikum im Laufe der Kunstentwicklung schon mehr als einmal vornehmen müssen. Den Bildern der Impressionisten, der Monet, Sisley, Liebermann, Pissarro stand das Publikum anfangs genau so befremdet und hilflos gegenüber, wie heute denen der Expressionisten. Damals mußte das Auge lernen, knappe Andeutungen der Farbe und der Linie richtig zu deuten, es wurde zu einem schnellen Vergleichen mit der Natur angehalten, und der Genuß bestand recht eigentlich in dem Erraten dessen, was außerhalb des Bildes war. Und nun ein totaler Umschwung! Das Bild ist heute ein in sich geschlossener Organismus, der an keinem Punkte über sich hinausweist! Ruhiges, andächtiges Verweilen des Auges auf der Fläche, Konzentration der Sinne auf das, was der Rahmen ringsum gegen außen abschließt, ist nun die Aufgabe des Auges. Vergessen müssen wir alles, was draußen, was außerhalb des Rahmens ist.

Also ist diese Malerei eine bewußte Abkehr von der Natur? Hier ist die Stelle, wo die neue Malerei über die Kunst hinausweist und in Wechselwirkung tritt mit dem Zeitgeist, wo sie sich als Teil einer viel umfassenderen, allgemeinen geistigen Bewegung darstellt! Wir haben hinter uns ein Zeitalter der Aufklärung, der ständigen Analyse und des anspruchvollsten Rationalismus, und wir stehen im Anfange eines neuen Zeitalters der Intuition, der Metaphysik und der Synthese! Mag sich dagegen auflehnen, wer will, mag die Mehrzahl der Gebildeten sich entsetzt gegen den Gedanken sträuben — das Geschick ist längst auf dem Marsche und unabwendbar. Wie immer und überall gehen die schöpferischen Geister voraus und voran. Die Dichter, die Künstler, die Musiker und die Philosophen (soweit sie eben schöpferisch sind) fühlen auch heute schneller und feiner als die anderen! Wir sind in einem neuen Zeitalter, und es ist sogar durchaus erlaubt, ihm die Bezeichnung eines ‚expressionistischen‘ Zeitalters zu geben, im Gegensatze zum verblichenen ‚impressionistischen‘ Zeitalter, dem Werner Weisbach, ohne es zu ahnen, zur rechten Zeit die Grabglocke geläutet hat. Es ist völlig verkehrt, die neue Kunst als eine Umbildung des Impressionismus zu erklären; sie ist sein gerades Gegenspiel. Franz Marc hat vielmehr recht, wenn er im ‚Blauen Reiter‘ schreibt, es handle sich nicht um eine formale Fortentwicklung des Impressionismus, sondern um eine Neugeburt des Denkens (besser wäre: Neuorientierung des Denkens).

Diese Ausführungen waren notwendig, um das Verhältnis



Franz Marcs und seiner Gesinnungsgenossen zur Natur, das doch stets am meisten die Geister verwirrt, zu erklären. In formaler Beziehung haben die Bilder Franz Marcs mit der Natur nicht das geringste zu tun. Es wäre ganz falsch, ihre Formenelemente mit der sichtbaren Natur zu vergleichen. — Und doch hängen Marcs Bilder in ihren Wurzeln auf das tiefste und innigste mit der Natur zusammen, ja ich muß gestehen, daß ich kaum einen zweiten Maler heute zu nennen wüßte, der so ergreifend uns die Natur im Innersten und Tiefsten fühlen macht. Im Innersten und Tiefsten — das ist es ! Die äußerliche Sichtbarkeit, die äußerliche Form, die äußerliche Richtigkeit der Natur — sie ist ihm nichts! Aber a l l e s ist ihm das tiefe Ahnen, das innerste Leben, das Herzblut, der Pulsschlag der Natur ! Hier schafft Franz Marc Wunder an Innigkeit der Empfindung und an Größe der Gestaltung ! Da ist ein ‚Reh im Klostergarten‘, das von einer rührenden Herrlichkeit der Naturerfassung lebt. Keine Form, die irgendeiner Form der Natur anders als ganz von ungefähr zu vergleichen wäre, aber die Existenz, die Seele der Kreatur, das bewegte Wunder eines Waldes ist hier g e s t a l t e t , nicht nachgeahmt. Das sind die beiden Dinge, auf die es ankommt : der Geist des Malers ist gerichtet auf das I n n e r e der Natur, und dieses Innere der Natur g e s t a l t e t er durch die Erschaffung von Symbolen. Der Künstler ist wieder ein Schöpfer, ein Bildner und Gestalter ! Bilder wie die ‚Pferde mit Adler‘, ‚Affe‘, ‚Waldinneres‘, ‚Reh im Wald‘ möchte ich zu dem Wertvollsten rechnen, das seit van Gogh geschaffen worden ist. Außerordentlich charakteristisch für Franz Marc ist das Bild ‚Die Angst des Hasen‘.

Wer diese Bilder einmal wirklich ‚gesehen‘ hat, vergißtsie nie. Und wie ‚deutsch‘ sind diese Bilder, deutsch, wie die Schriften der alten Mystiker. Der größte Teil der Bilder gehört der Privatsammlung Koehler.

## Der Zwanzigjährige

oder:

## Das Bündnis.

Novelle von Heinrich Eduard Jacob

Wer meint, daß nur die Schlachten von Kunaxa und Vionville eins hätten, der lese das Datum nicht mit. Anderen sei gesagt : an einem mittleren Märztage des Jahres neunzehrhundertundzehn stand dort, wo die Potsdamer Brücke mit schmiedeeisernem Geländer über schwarzem Wasser ein Dreieck bildet,

zwischen vielem, was ihn nichts anging, zwischen Pferden und ausgespannten Schirmen, zwischen Gängern, Wagen und War-  
nungen ein junger Mensch. Die treibend gedrängte, körper-  
starrende Ebene, in der er stand, stieß ihn zuweilen an : er  
merkte es nicht, auch nicht, daß Kot an ihm hochspritzte. Er  
stand da, leise nach vorn gebeugt, mit einer Art unglücklichen  
Lächelns, die Hände in die Taschen seines blauen Winter-  
mantels geschlagen. Er mußte einige Nächte schlecht geschlafen  
haben, er war bleich, seine Augen hielten kein Bild fest. Er  
stand ganz still, bis endlich, mit schwenkender Drohung gleich  
einem Urwelttier vor ihm auftauchend, ein Omnibus ihn zwang,  
ein paar Schritte wegzuweichen. Hart neben die Stelle, wo  
breit thronend der Kutscher saß (die Rechte erhob die Peitsche,  
die Linke erregte mit der Bremse dumpf kurbelnd ein Geräusch),  
fiel jetzt sein Blick und wurde auf einmal fest, öffnete sich  
und sah.

Es war ein Plakat, das Edgar sah, die Affiche einer schlesi-  
schen Bergbaugesellschaft. Ein graubärtiger Knappe, das ge-  
rötete Antlitz voll tüchtiger Ehrlichkeit, beugte sich sorgsam  
über ein von der Grubenlampe belichtetes Stück Kohle, auf das,  
deutlich anzuschauen, das Wort ‚Ilse‘ eingraviert war ; oben-  
drein lief in großen weißen Buchstaben der gleiche Name dem  
Bergmann über die Brust und den rechten Oberarm. Die Er-  
kenntnis dieser vier Lettern sprengte im Augenblick alle Er-  
mattung aus Edgars Seele, aber sie erfüllte sie auch im nächsten  
mit einer Woge von Erinnerung, Zorn, Schmerz, Sorge. Denn  
dies war es ja (und darum stand er doch hier?), daß Ilse ein  
Kind bekam. Daß Ilse schwanger war. Man konnte es, er-  
schrocken atemholend, auch so ausdrücken : daß Ilse sich in  
anderen Umständen befand.

Edgar erbitterte sich. War dies das Leben ? Und wenn dies  
das Leben war, warum klang es bewölkt und scharf wie ein  
Flintenschuß und nicht glanzsüß wie eine Geige ? War dies,  
nachdem man vor dreiviertel Jahren das Abiturientenexamen  
gemacht hatte, die Freiheit und die Jungmännerlust ? Ach,  
dieses Ereignis trug nicht Band noch Mütze . . . Edgar erbitterte  
sich. Warum geschah es gerade Ilse, und warum fügte sie es  
gerade ihm zu ? Nach eines einzigen armen Nachmittags einziger  
armer Lust — schon, so früh ? Da er sie, nach einer Bekannt-  
schaft von sechs Wochen, noch nicht einmal liebte, weil es immer  
nur die Gewöhnungen, die Jahre waren, die er liebte, die be-  
kränzten Angedenken einer teuren Gemeinsamkeit und die alte  
Luft. Hunderte tanzten, ohne zu stürzen, und tanzten frecher.  
Warum mußten gerade sie beide, einander noch unvertraut,



wo sie die Hände nach gemeinsamer Lust ausstreckten, ein schwarzes statt des rosenroten Loses ziehen und ein gemeinsames Schicksal erfassen? Er kannte das Mädchen ja kaum; wieviel dieser Bürde würde sie selber tragen, wieviel davon ihm aufladen? Mißtrauen sprang ihm an den Hals, Furcht trat ihm auf den Kopf. Was würde sich nun begeben? Das Mädchen zählte erst sechzehn Jahre und war aus einem guten jüdischen Hause: welch ein Geschehnis von Riesenmassen hatte doch in der kleinen Heimlichkeit jenes einzigen Nachmittags geschlafen und trat nun brüllend aus seinen Toren, aufwirbelnd Lärm und Schande?

Wie wenn ein Knabe in Qual, hart disponierend an einen Schulaufsatz herantritt (seine Oberen haben ihm befohlen, die Wirkung eines Gefühls, einer Nachricht auf eine bestimmte Anzahl von Personen festzustellen und zu prüfen), so überfiel Edgarn ein betäubender Gedankenzwang, sich die Familie Illes bleich um das Schreckliche geschart zu denken. Da war die Mutter, Hedwig, welche schon bei selbstverständlichen Begebenheiten eine Art vogelhaften dummen, schläfrigen Erstaunens unter der wulstigen Negerinnenfrisur einhertrug — runde Augen hatte sie, viel zu weit getrennt durch eine slawische Nase, auf deren breite Wurzel man, ohne abzustürzen, drei Finger nebeneinander legen konnte — und, ganz verwirrt, bis ins hohe Alter voll kindischer Genußsucht, die Großmutter, über die Kuratelgerüchte schwirrten. Was würden sie sagen? Und da war Hermann, der Vater, ein Notar von achtundvierzig Jahren. Der häßliche Hypochonder hatte vor geraumer Zeit einen Nervenschlag erlitten. Das Leiden — ein nächtlich herbeigerufener Homöopath hatte es anfangs für Paralyse erklärt — war fast verheilt, aber der Notar unterließ nicht, es weiter zur Schau zu tragen und seine schüchterne Frau mit der unaufhörlichen Drohung seines körperlichen Zusammenbruches zu tyrannisieren. Die leidend-schmollend gewölbte Unterlippe dieses Mannes, der zu sterben oder irrsinnig zu werden von Zeit zu Zeit lediglich vorgab, sonst aber gesünder war als die ihn pflegende Umgebung, machte das Wetter in der Familie, und von seinen blauroten Hängewangen las sie zitternd den Entscheid über die kleinsten Dinge. Die Magdeburger, in deren Stadt der Notar bei jüngeren Jahren praktiziert hatte, erzählten sich wunders von seiner Menschenfeindschaft: den Besuch aller Klienten sollte er damals geflohen haben, durch sämtliche Zimmer davonestürzend, und die Türen hinter sich ins Schloß krachend. Gleich als er seiner das erstemal ansichtig wurde, hatte Edgar lange nachdenken müssen, wo in der Welt er dieser weinenden Unter-



lippe, diesem Gesichtsausdruck voller Melancholie und Tücke, diesem häßlichen, von Blutadern durchzogenen Augenweiß schon begegnet war. Im Elefantenhaus, hatte er schließlich entschieden; und stets erschien ihm von da an der Justizrat als eines dieser traurig-gemächlichen, manchmal wütenden Tiere, die einen lächerlichen und doch irgendwie furchtgebietenden Bauch vor sich herzuschleppen verdammt waren. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, wenn er an die grauen, runden, auch über den Knien nicht gefalteten Hosen dachte, die der Alte aus schmutziger Sparsamkeit weder wechselte noch bügeln ließ. Auf ihnen und den glanzlosen Zugstiefeln wälzte sich das feiste, unglückliche Tier die Straßen entlang, durch das Gewicht des getürmten Leibes bald nach rechts, bald nach links aus seiner erstrebten Bahn gerissen. Stets begleitete ihn auf seinen Gängen ein schwarzer Räuberschlapput — wenn die Sonne es wollte, ein grauer — wie ihn vor achtzig Jahren die Italiener trugen, als es galt, die Oesterreicher aus der Lombardei zu jagen. Niemals würde von diesem Riesenleibe etwas wegschmelzen, fortschrumpfen . . . denn der Justizrat war ein gewaltiger Fresser. Mochte sein Geiz die Anschaffung besonderer Delikatessen auch nicht zulassen: wenn er durch seine karge Kanzlei schlürfte, in der als einziger Schmuck ein versilbertes Pfauentier mit natürlichen Federn stand — stets hatte er doch irgendein Stückchen Kuchen bei sich oder ein Töpfchen mit Kaffee und eine Buttersemmel, aus der er sich (wie er es schmatzend nannte) Brockei zu bereiten pflegte. Und diesem Manne, dessen kleinliche Anständigkeit nicht zu unterbieten schien, sollte es geschehen, daß seine sechzehnjährige Tochter ein Kind im Leibe trug . . . dazu von einem Menschen, der noch nichts ‚war‘. Wie eine Papierkugel durchs Kartenhaus fährt, so mußte das dem Dickwanst in seine Heiratspläne schlagen! Denn, was würde — ihm ähnlich, wie nur das Nashorn dem gröberen Vetter — sein Bruder Julius dazu sagen, der Amtsgerichtsrat? Oft genug saßen die beiden Alten beisammen und kauten mit häßlichen Gebissen an Ilse's Zukunft. In ihrer lebhaft gurgelnden Art, die immer klang, als ob zwei Tiere miteinander Fühlung nähmen, beschwatzten sie ihren Lieblingswunsch. Sie dachten an Ernst, an den Stiefsohn des Julius, einen langen, brünetten Menschen mit tief in die Schläfen kriechendem Haar, der des nächsten Rechtsanwalt werden sollte: wenn der Ilse nahm, brauchten die großen Vermögen, die sie mit fleißigen Hufen zusammengescharrt hatten, nicht auseinanderzuwehen . . . Wie sehr hingestürzt war dieser Entwurf nun, wie ausgelöscht jeder Plan einer solchen Zukunft! Fast durfte Edgarn, inmitten der größten Bedrohungen, ein Silberklang von Schadenfreude erlaubt sein.

Edgar konnte sich nicht erinnern, daß er jemals in so wilder Zusammendrängung gehaßt habe. Er entsann sich nicht, in Minuten einen Schwall feindlicher Köpfe um sich aufschießen gefühlt zu haben, deren einzelne Zertrümmerung Jahre erfordern konnte. Manchmal versuchte er dunkel sich zurechtzuweisen: — was hatten ihm diese Menschen bisher getan? Umsonst; jede Person stand unverrückbar in einem Scheinwerfer von weißer Wut.

Und plötzlich war es Ilse selbst, die in das zornige Lichtfeld rückte. Er überlegte, ob es nicht hundert Mädchen gäbe, um derentwillen er lieber hier stünde. Liebte er sie vielleicht, wie er manche Tanzstundenmädchen, Jungfern der Hausbälle, geliebt hatte? Die lebten an damastenen Tischen so sylphenhaft dahin, zwischen Kerzen, Blumen und bunten Cremespeisen! Wer sie sah, wer diese in glänzender Unschuld Schwebenden ansah, der konnte nicht glauben, daß hinter ihren weißen, rieselnden Kleidern Körper wohnten, durch die Dampf und Begierde aus und ein jagten, wie durch den Körper anderer Menschen. In ihrer Gegenwart schämte man sich seiner Fehler und Fieber. Ihre Reinheit nötigte der Seele ein beruhigtes Gebet ab. Oh, eine von jenen ganz zu besitzen, sich als Sterblicher einer Wolke zu vermählen: was hätte das bedeutet! Denn viele, viele Monate hoffnungsloser Ergebnislosigkeit mußte man ihnen zu Füßen legen, ehe man mit stillestehendem Herzen einmal ihre entweichenden Lippen berühren durfte; unzählige Stunden vor ihrem nachtumrauschten Hause verseufzen, ehe man eine Haarlocke oder ein Strumpfband erhielt: und dann waren es Gegenstände, die wohl einmal am warmen Leibe eines Mädchens gelegen hatten, die aber durch die Keuschheit des Gebens sogleich entkörperert waren und nun kühle, unerreichbare Sternendinge darstellten wie die Geliebte selbst. Mit Ilse jedoch war alles, war auch das Letzte, heiß, dunkel und rasch vorübergegangen.

Der Nachmittag fing an stärker zu regnen und tiefer zu dunkeln. Edgar mußte den Schirm öffnen. Als die Krücke in der Höhe seines Mundes schwebte, drückte ihm ein Weinen den Kehlkopf zusammen. Er biß zu und biß sich in die Hand.

Er dachte einen Augenblick mit halbem Mitleid daran, was zu allem wohl Martin sagen würde, Ilses zwölfjähriger Bruder, in der nie ganz reinen Matrosenbluse . . . aber wie das Tierhaupt eines Gottes brach eine Furcht und ein Haß über alles andere hinaus. Denn eines, er wußte es, würde er schwerer ertragen, als das übrige — daß nun alle ausgestreckten Zeigefinger zu Ilse sprechen würden: siehe, das Blut von Tante Anna. Diese Tante, mütterlicherseits, war ein paar Jahre lang die Gattin eines Rechts-



anwalts im langweiligen Beuthen gewesen ; bald aber hatte sie, nicht achtend ihr süßes kleines Kind und den braven, arbeit-samen Mann, damit begonnen, Bahnausflüge, viele grau-ver-schwiegene, nach Glogau zu machen und dort dem Vergnügen einer höheren Garnison und manches Großindustriellen zu dienen. Lange war davon nichts offenbar geworden, bis endlich die große Güte der Anna gegen einen kleinen Referendar — es war der würdige Faßmann — alles ans Licht brachte. Das Verfahren ward nun gegen die Frau eröffnet, und bald fand sich im Um-kreise kein Friseur, der nicht auch an dieser Tafel geschmaust haben wollte. Die Scheidung fiel wie ein Schwert — aber, während der Mann traurig nach Berlin übersiedelte und seitdem (Edgar begegnete ihm zuweilen) sehr roten und zerstreuten Ge-sichts schien, ging das Los der Anna wieder in die Höhe. Das Leben ist bestrebt, gerade die kitschigen Romane in ihren schlechtesten Kurven nachzuahmen : aus dem Beuthener Ge-richtssaal schwang sie sich, kurzen Anlauf nehmend, auch nach der Hauptstadt und landete neuvermählt als eine Frau Bankier Abraham im marmornsten Pracht-Westen. Die anrühige Lauf-bahn seiner Schwägerin war dem Justizrat verhaßt, er hörte ihren Namen nicht gerne nennen ; aber wenn Ilse von dieser Tante sprach, so tat sie es mit großen Augen und einer fiebrigen Freude. Beneidete sie das Weib ? Ein pharisäisches Darüber-stehen wäre Edgar lieber gewesen. Wenn etwa in Ilses Hingabe wirklich ein Blutstropfen jenes Beuthener Geschehnisses, wirk-lich ein Hauch vom Atem jener Tante lebte, dann war er, noch vor einem Treubruch, grenzenlos betrogen !

Was sollte ihm die Gemeinschaft eines solchen Menschen ? Ihm war das Geschlechtliche keine elegante Passion, aus-wechselbar gegen ein Monokel, ein Kartenspiel, ein auf die Kruppe geklopftes Pferd oder den Genuß einer Operette. Schon früh war ihm der Lebemann als der Nachtbruder des Tagphilisters erschienen. Als Knabe hatte er bereits einen Onkel Tschellwitz gehaßt, dessen von Klubnächten ermüdete Augen und dessen Stirne voll billiger Skepsis über der langen Genießernase nicht verbergen wollten, daß ihr Träger einen um Solidität und Pschorr-bier rechtlich besorgten Bürger abgegeben hätte, wenn er zufällig am Tage zu wachen und des Nachts zu schlafen gelehrt worden wäre. „Lebemann und Philister sind einander ähnlich : beide lesen nicht Dante“ hatte der Elfjährige altklug und böse in sein Tagebuch geschrieben ; damit hatte er, im Gleichnis, ausdrücken wollen, daß jeder auf seine Art die ähnliche schimpfliche Ruhe liebte, die sich von den großen Erregungen des Herzens, den das wirkliche Leben erst spendenden, scheu zurückhielt. Ihm selber



sollte, was anderen nach schaler Arbeit tiefenlose Erholung war, im Anfang stehen und wie Gewitterguß und Flamme das Tagewerk und die Lebenstat erst gebären. Nein, das Geschlechtliche war kein beigeordneter Scherz : es war eine Schlucht, aus der sich täglich alles Große mit herakleischer Gebärde erhob ; eine schöne Grotte, durch die immerdar die edlen Winde und das freie Salzwasser jagten. Moosgedämpft erklangen von draußen die Schilder und die Lieder der Hirten und das Rauschen des Oelwaldes, dessen Krone in einer Mittagswolke zerfloß. Hier kamen täglich die Götter vorüber, besahen aus unsterblichen Augensternen die Welt und schufen die verbleichende neu. Hier rüsteten allmorgendlich die Argonauten das schwärzliche Schiff und brachten des Abends, zerschlagen und stolz, das goldene Vließ. — So fühlte Edgar ; und wer anders fühlte, der lebte eine verächtliche und falsche Mythologie ! . . .

Eine verächtliche und falsche Mythologie ? Edgar errötete plötzlich. Er erkannte sich selbst. Er schlug den Blick nach innen und sah sich dastehen, wie er nun schon zwanzig Minuten dastand, in einer recht unedlen Haltung, verängstigt, voll jammernden Bemühens, dem Schicksal auszuweichen. Hatte er in dieser Zeit nicht hundertmal gewünscht, Ilse möge nie wiederkommen und die ganze Begebenheit einstürzen wie ein Traum, der ein paar Augenblicke lang eine luftige Seifenhaut über den Dingen wölbte ? Hatte er sich nicht zitternd gesehnt, fern von der Brandung ein verantwortungsloses Leben führen zu können, ein Dasein voll schimpflicher Ruhe ? Hatte er nicht mit einem Geschehnis gehadert, weil es nicht Band noch Mütze trug ? Er begann sich tief und wild zu schämen. Wie hatte er etwas mit Unglück ansprechen können, das Schicksal war ! Stolz, brausend stolz hätte ihn treffen müssen, was sich so vielen Altersgenossen auf ihrer buntbebänderten Jagd nach Lust versagte. Die von anderen nur Lust empfangen, die waren, pfui, auch denen nur Lust. Schicksal aber erleiden und selber Schicksal sein, das war das Große, das war Lebenssinn und alles Dritte seicht, klein, häßlich. Mochte es schwer sein, was hier heranschnob — war es doch schön ! Mehr : schön war es, weil es schwer war. „Worauf kommt es denn an ?“ sagte sich Edgar wieder und wieder, aufflammend, „worauf kommt es denn an, in einem Berlin von neunzehnhundertundzehn ebenso sehr wie in einem Athen vor zweitausend Jahren ? Ich denke doch : so zu leben, daß man dereinst, wenn man an den Felsenstühlen der drei Totenrichter vorbeikommt, eher für einen goldgeschienten König als für einen Knecht gehalten wird. Wieviel Rinder einer besaß, dessen wird nicht geachtet werden ; gewogen werden aber wird viel-

leicht die Kraft, aus der seine Seele ein einziges verhundertfältigte. Prangend leben mit dem wenigen, das man besitzt, und sein Haus nach großen Vorbildern bestellen : darauf kommt es an.' — Das hatte er, der es doch wußte, vergessen können ! Woher nahm er das Recht, Ilse zu schelten, die daran nicht dachte, weil sie es vielleicht überhaupt nicht wußte ? Da war keine Angst not. Edgar fühlte Kopf und Herz genug, zu lehren, was hier zu lehren war.

Wo blieb nur das Mädchen ? Wo blieb sie, die, zwar ungeliebt, doch seines ewigen Dankes sicher war, weil sie ihm Kämpfe, Schwierigkeiten, heiße Gefahren bereitete ? Wo blieb sie, in der ihm jetzt alle Sterne des Lebens und des Todes zusammenklangen ? Wo blieb sie, die ihn heraushob aus der gedankenlosen Fröhlichkeit seiner Altersgenossen ; aus einer Fröhlichkeit, der die Welt nicht berückender, nicht gefährlicher klang, als das Bierseidel, das man auf den Tisch schlägt. Wo blieb sie, die Speise seines Mutes, die nicht genug zu Segnende ? Zwölfmal hatte er schon, den Kopf wie ein Stier vorangebeugt, das Herz stumm aufschreiend in der Bereitschaft, alles zu leiden und alles zu tun, mit finsterner Freude den ganzen Platz abgeschritten und oft sehnsüchtig gemeint, aus dem Straßenlärm den Trommelwirbel und die kurzen Hornstöße einer herannahenden Schlacht zu hören : da tauchte plötzlich drüben, wo die Normaluhr stand, zwischen einem Karree auseinanderrückender und gleich sich wieder zusammenschließender Schirme, ein langer grüner, russischer Kindermantel auf, darüber ein Pelzbarett und vielleicht ein Gesicht. Die Gestalt stand zwei Augenblicke wie in einer Lichtung allein, verschwand, wurde noch einmal ins Sichtbare geschwemmt und gleich darauf wieder von Menschenmauern eingeschluckt. Aus dieser Richtung her, von der Königgrätzer Straße mußte Ilse kommen . . . sie war es . . . sein Herz in die Hand nehmend, durchsprang Edgar die Lücke zwischen dem Dreirad eines Dienstmannes und dem Auspuffrohr eines Automobils und stand drüben, atemlos, vor einem fremden Antlitz still. Enttäuscht ließ er die zur Hutkrempe erhobene Hand wieder sinken . . . da faßte etwas von rückwärts seinen Arm, da legten sich feucht vom Regen und handschuhlos zwei Finger auf seine Hand . . . da wurde ihm sanft der Schirm weggewunden, und während eine Wärme, ein Atem und dann ein Kuß tropfenleicht gegen seine Schläfe schlug, waren auf einmal die Worte in der Welt :

„Es ist nichts, Edgar — — Es ist schon gut — es war nur die Bleichsucht.“

Sie faßten sich um die Hüften und machten ein paar Schritte

über den Damm. Es war nur die Bleichsucht?! Sie gingen durch Menschen und Wagen unangestoßen, wie durch Luft. Die Umwelt donnerte nicht mehr, sie gingen durch eine beglänzte Stille.

Es war nur die Bleichsucht! . . . Keine Schreckbilder mehr stürzten wie Harpyien aus dem Raume und kreuzten vor seinen Augen, das Ohr vernahm nicht mehr ihre fetten und mageren Stimmen, die Brust schnob nicht mehr ängstlich wie die des Odysseus unter dem Ansturm der Schatten. Das Licht, das Licht! Mit goldenem Geruch schob sich die Oberwelt vor das Felsentor, leicht zu betreten, und an ihrem Rande wuchsen die Maulbeeren des Vergessens. Es war nur die Bleichsucht! Aus dem schneefließenden Asphalt brach das Glück, brach die Zukunft wie ein blühender Landstrich mit sanften Winden und großen, wiegenden Sonnenblumen. Ein Taumel von Dankbarkeit erschütterte Edgars Knie. Seine Augen suchten nach Schmetterlingen, irr und feucht. Ihm war, als ginge er immer tiefer hinein in den Sommer.

Es war nur die Bleichsucht : Freundlichkeit des Lebens ! Das Leben war ein gewaltiger, aber es war auch ein freundlicher Held. Das Leben machte, daß er, den noch eben hundert Sorgen zu Boden kauerten, jetzt leicht dahinging, wie ein Spiegelblitz, wie eine helle Wolke. — Und was für ein süßer, unendlich geliebter Mensch war es doch, der da neben ihm ging ! Was hatte dieser Mensch um seinetwillen ertragen und wie war das je zu belohnen ? Er legte schmeichelnd die Hand an Ilses schönen Hals und fragte leise, sich herabbeugend : ‚Ilschen, hast du mich lieb ?‘ Zitternde Lippen wollten eine Antwort wölben, aber es kam nur, gerührt und rührend, ein dunkler Klang.

Edgar schloß die Augen ; das Glück zersprengte ihm die Kehle wie ehemals der Schmerz. So waren sie also nicht ein und ein letztes Mal in jenem Zimmer gewesen ? Ein Bett stand darin, das freundlich leuchtende Messingstäbe zierten, an der Decke schwebte ein Engelchen aus Stuck, ein Gobelin zeigte Aphrodite, die nackt aus dem Meere stieg. ‚O bekränzte Jahre !‘ dachte Edgar heiß und stumm. ‚O Zukunft zu Zweien ! Sehr heilig werden diese Gegenstände bald werden, nie ohne sehnsüchtige Trauer werde ich an sie denken, wenn ich verreist bin . . . und noch später einmal, ganz später . . .‘ Ein Verwundern und ein Schmerz fielen plötzlich über ihn her. Was war denn später ? Konnte er sich ein Später denken, das anders aussah, als das Heute ? Gab es für ihn ein Später, das nicht Ilse hieß ?

Er küßte ihr eine zarte Antwort auf die Schläfe. Er ergriff ihr zierliches Kinn und rollte es sanft in der Hand. Ueber dem



Kinn erhob sich voll und kissenweich das blasse Gesicht, diese scheue Stätte des Lächelns, der Gutmütigkeit und der Liebe. Er sah hinein, er sah in ihre sanften, dunklen, sinnlichen Augen, er betrachtete ihre hohe, reine, fast lächerlich gewölbte Stirn und die Nase, deren Wurzel um einiges zu breit war wie die ihrer Mutter. „Gott!“ dachte er plötzlich, „wenn es auch keine schöne Nase ist, so ist es doch eine liebe Nase!“ und begann zuckend und haltlos zu weinen. Wie Schleusenwasser, allzu lange aufgedämmt, stürzten ihm Tränenbäche breit und unaufhörlich über die Wangen. Niemand sah es; eine liebe Hand schlug rasch den Mantelkragen darüber.

„Oh, Gesicht!“ dachte er schluchzend, „oh, süßes Gesicht! Immer werde ich dich lieb haben, Gesicht. In der Freundlichkeit aller Frühlinge, der Ermattung aller Sommer, in der Reife aller Herbste und der Härte aller Winter werde ich dich lieben. Auf dem Kopfkissen der Krankheiten, und wenn die Kronleuchter der Menschengalerie auf dich strahlen: überall werde ich dich lieben. Unter goldenen Julisternen wirst du, zwischen glühenden Aehrenwäldern, einen breitgerandeten Strohhut tragen und darnach, unter eisig blauenden des Dezember, wieder diese Pelzkappe: aber wann wirst du mir je mißfallen? Du wirst immer mein Wohnhaus, meine Heimat sein, Gesicht. Ach, ich habe noch nicht viele Heimaten besessen. Euch aber, ihr Brauen, ihr Hügel, ihr Augen, ihr Weiher, werde ich mich grenzenlos und für immer anvertrauen.“

Mund, was erwartet uns? Vielleicht werde ich dir einmal auf einem kleinen Dorfbahnhof in Westfalen, wenn du schon halbverschmachtet bist, aus meiner Feldflasche zu trinken geben. Vielleicht werdet ihr, Augen, mit mir gemeinsam schöne Flußufer streicheln, den sanften Weserlauf lieben mit seinen Wäldern, Dörfern, Boothäusern und badenden Knaben . . . Wie werden wir sterben? Ach, Liebling, ich wünschte sehr, daß dies während eines Schiffbruches auf hohem Meere geschähe, wenn wir beide schon graue Leute geworden sind. Rettern, die uns trennen wollten, würden wir engumschlungen abwinken: Laßt, wir sind schon zu alt, um vielleicht einzeln weiterzuleben . . ., nicht wahr? Vorher aber möchte ich noch zwei liebe Kinder von dir haben, Lockengeschöpfe, Lisa und Heinz. Fühlst du nicht selbst schon, wie diese Schelme kugelrund auf ihren weißen Stühlen sitzen und sich gegenseitig mit Gummitieren bewerfen? Das Mädchen hat wie du eine hohe, reine, fast lächerlich gewölbte Stirn, der Knabe gleicht mir. Sie jauchzen; von ihrer zarten Haut weht immer ein süßer Geruch wie von Milch und Eiern durch das ganze Haus . . .“

Da fiel ihm plötzlich ein, daß er das Eine, Wichtigste bisher vergessen habe; er lächelte unter Tränen. Er legte das Gesicht der Freundin an seines, und ihr so nahe, daß er den warmen Wind aus ihren Nüstern spürte, fragte er sie: ‚Ilse, wollen wir uns heiraten?‘ Das Ja kam tonlos, aber es schrie aus ihren Armen, die wie eine Ranke von Glut um seinen Hals stürzten. Sie standen heiß, verlobt, umschlungen, an der Ecke der Potsdamer Straße und der Linkstraße, in einer kalten Flut von Lachern, Neugierigen und Eilenden.

So mündeten — o, war es nicht eigentlich schön so? — Leichtsinn und trübe Verführung denn doch einmal ins Saubere, und Schande in einen reinlichen Garten! Eine Verbindung, unsicher schillernd und irr wie ein Sumpf, erhob sich plötzlich ins Sichere, Feste, bürgerlich Strahlende. Der Staat, ein Vater der Reumütigen ebenso sehr wie der Guten, schüttete durch ein Priesterwort Erdschaukeln über zehntausend unerlaubte Umarmungen — und kein Blick und kein Stein konnte einst wagen, Ilses heiteres Brautkleid zu verletzen. Einst! Noch nie hatte Edgar von seiner eigenen Zukunft solch klares Wissen gehabt. Eine Fontäne von Plänen erhob sich stark und gut in seinem Herzen, noch dunkel: aber das Gehirn fing sie auf, und, wie ein ernstes Mühlwerk alles Mindere ausschlämmt, verarbeitete es die Flut der Wünsche zu Taten. ‚Ich bin,‘ sagte er zu seiner Braut, ‚jetzt zwanzig Jahre alt. Ich werde die Philologie nicht weiter studieren, oder doch nur zum Schein. Ich werde zur Zeitung gehen und mich beeilen, Redakteur zu sein. Ich werde die Geschichten, Gedichte und Aufsätze, die ich zuhause aufgeschrieben, aber bisher zu lau vertrieben habe, bekannter machen. Taugen sie etwas? Ich muß es glauben; ich habe sie bisher immer mit zu kühlen Augen angeschaut, um mich sonderlich in ihnen zu täuschen. Ich will und werde in drei Jahren einer der besseren deutschen Schriftsteller sein. In drei Jahren kann und muß mir der Journalismus ein Einkommen abwerfen, groß genug, daß ich es wagen darf, deine Hand in meine geschlossen, vor deinen Vater hinzutreten . . . vor deinen Vater, welcher (weshalb glaubte ich es nur?) gewiß kein fetter und böser alter Mann ist . . .‘

‚Nein,‘ lächelte Ilse, ‚ich mag ihn zwar nicht leiden — aber das ist er gewiß nicht.‘

Sie gingen weiter. Er sah sein Gesicht flüchtig im Spiegel eines Ladenfensters und hatte es plötzlich lieb. Diese oft verhaßten Züge erschienen ihm jetzt oval und rein, dieses schwarze Haar eine stolze Fülle, die Augen sanfte, blaue, durchseelte

Feuer, aus deren Mitte kühn, gleichwie mit einem Flügelschlage die Nase sich hinschwang; die Nüstern bebten in Phantasie.

Der Potsdamer Platz tauchte vor ihren Schritten auf, lichtkreißend. Ueber den nassen Dunsthimmel jagten die roten Fackelräder, die grünen Kugelschlangen der Reklamen. Sie bogen in die Leipziger Straße ein. Der Wertheimpalast stieß Licht und Menschendampf aus hundert Toren, das Abgeordnetenhaus schwieg. An der Mauerstraße spürten sie ihre große Müdigkeit; sie sahen umher, wo sie etwas rasten könnten, und fanden eine kleine Konditorei.

Die Tür fiel zu und schnitt das Brausen ab. Die Stadt und das Schicksal hielten den Atem an, doch nicht das Glück. Lächelnd und leblos, die Hände im Schoß, sanken die Liebenden auf ein Plüschsofa. Sie riefen. Aus dem schwarzen Korridor kam ein Röckerauschen, vor dem eine weiße Schürze tanzte, ein hübsches Bäcker mädchen fragte nach ihrem Begehr und ging wieder. Nebenan stießen zwei Billardbälle zusammen, es gab in der großen lampenbeschiedenen Stille einen zarten Klang; ein Gespräch von Spielern hörte man nicht.

„Wie freundlich,“ sagte Edgar, „ist das Leben — und wie glücklich sind wir! Könnten wir nicht, um die innige Lust dieser Augenblicke noch zu erhöhen, von dem Bäcker mädchen eine gute Tat erpressen und ihr mit verlegenen Blicken erzählen, wir hätten kein Geld bei uns? Das Schicksal liebt uns; auch das Bäcker mädchen soll gezwungen werden, uns Freundliches zu tun. Aber nein, unser Glück ist zu groß, um künstlich aufgehöhht zu werden. Alles ist für uns, mein Liebling, alles ist ein Versprechen . . . Hast du gesehen? Wir gingen an einem Putzgeschäft vorüber: es strahlte! Die Bänder mancher Hüte waren so blau wie der Himmel in Eichendorffs Geschichten . . .“

„Ich habe es gesehen,“ erwiderte Ilse. „Es strahlte. Alles ist ein Versprechen. Ich habe gedacht, es sei schon Frühling.“

„Es ist ja Frühling,“ sagte er und küßte sie.

Aber noch im Kusse begann er zu schauern. Noch einmal fiel Mißtrauen über sein Herz wie ein häßlicher Kobold. Aus seinen Augen brach ein Strahl von Haß, seine Brauen rückten steil aufwärts. „Bist du,“ wollte er fragen, „auch dessen ganz gewiß, daß alles, was hier geschieht, nicht prickelnd ist, sondern sehr feierlich und sehr schön? Ein Weltenabgrund, mein Kind, läge zwischen diesen kleinen Buchstabenhaufen. Enttäusche mich nicht! Glaube niemals, dein Schicksal setze das deiner Tante fort, sofern man dies Panorama von Geilheit und Eitelkeit noch Schicksal nennen kann. Daß du verführt worden bist und dich jetzt unter so seltsamen Umständen verlobst — hat es etwas



mit der Geste zu tun, mit der Tante Anna die süße, kleine Lonny verläßt und den arbeitsamen Mann, dem ich, sehr roten und zerstreuten Gesichts, wie einem Zerschmetterten, noch hie und da begegne? Enttäusche mich nicht, weder morgen noch in drei Jahren, sonst . . . Oh, ich fühle, wie eine üble Vision mir in die Gurgel steigt . . . Vielleicht sieht es dereinst der Potsdamer Platz, daß ich dir meine Faust ins Gesicht renne. Menschen werden darum sein und der helle Tag, viele werden bestürzt weggucken, aber ehe einer zupackt, bist du — o Gott ! — schon hingefallen . . .’ Er wollte es aussprechen, aber er konnte nicht. Die Lippen fielen schlotternd auseinander, und die Zähne zitterten ihm im Mund.

„Warum,“ fragte Ilse, „ballst du die Hände?“

Die Stimme zerteilte den Sturm. Ruhig glänzenden Auges, den schönen Hals gespannt, den Kopf zurückgelehnt, saß Ilse da und trank in heiteren Schlucken den goldroten Tee. Hinter ihrer rührenden, gewölbten Stirn wohnte kein Falsch. Edgar sah sie an und schämte sich zum zweiten Male.

Sie traten hinaus und sahen den Himmel. Ein großer Atemzug hob ihre Brust. Sie sahen den Himmel, den roten Regenhimmel, der von allen Lichtern, Erregungen und Schreien der Großstadt geschwellt des Nachts wie ein Spiegel über ihren Fiebern hängt. Hinter diesem Himmel lag alles Künftige, lauerte das Kommende. Hinter diesem Himmel schliefen alle guten und bösen Tage. Hier wartete vielleicht schon mit erhobener Pranke irgendein Herbsttag, an dem alles wahr wurde und Schatten Blut tranken, der Tag der Abtreibung; und es wartete der Tag der kleinen Untreue, der Tag der großen Untreue und der Tag der Schande. Sie sahen den Himmel. Er war nicht blau; er war lavendelfarben, ein schweres Gewölbe aus nassem Rauch. Es war drohend und zukunftsversprechend, undurchdringlich und heldenhaft wie ein Thema von Balzac.

---

## Prophezeiung

Von Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf)

Einmal kommt — ich habe Zeichen —  
Sterbesturm aus fernem Norden.  
Ueberall stinkt es nach Leichen.  
Es beginnt das große Morden.

Finster wird der Himmelsklumpen.  
Sturmtod hebt die Klauentatzen:  
Nieder stürzen alle Lumpen.  
Mimen bersten. Mädchen platzen.

Polternd fallen Pferdeställe.  
Keine Fliege kann sich retten.  
Schöne homosexuelle  
Männer kullern aus den Betten.

Rissig werden Häuserwände.  
Fische faulen in dem Flusse.  
Alles nimmt sein ekles Ende.  
Kräczend kippen Omnibusse.

---

Vive la bagatelle  
Swift

## Nicht Weltflucht, nicht Heldflucht

Nach einer Verlegung des Termins für den Prozeß wider Held ließ der bekannte Gesetzgeber an etwan ein Dutzend Zeitungen die erschreckende Nachricht gehn, daß „sich Kerr . . . . ins Ausland begeben hat“. Gewissermaßen: erupit, evasit; lebe wohl und sei's für immer; sei's für immer, lebe wohl.

Zürich und Sankt Gallen hatten mich eingeladen, die Festrede zur Hebbelfeier zu halten. Ich melde mich, Kollekteur, von der Flucht zurück.

## Sternickelvoll?

Ein Freund schickt an den Pan folgende Wendungen aus einem Sternickel-Aufsatz des Schreibkünstlers M. Harden:

Aus der ‚Zukunft‘ vom 22. März (wörtlich):

Weil Crippen sein Liebchen (an Bord eines auf der Atlantis schwankenden Schiffes gar)

Zur Drosselung dreier Menschen

Ohne Angst vor der Warnermacht und Meldegewalt stumm  
scheinender Drähte

Sternickel, den das Müllergewerbe ausgebrütet haben sollte

Der an Körperkraft stärkste, den Menschen wölfischste Mensch  
den Einbildnerwille je träumte

Alles, was die im Masterbe der Sue und D'Ennery, Lytton-Bulwer  
und Conan Doyle speckig gewordene Romantik für das Bild eines  
großen Verbrechers braucht

Den Hofbesitzer, dessen Weib und Magd gedrosselt

Dieses Scheusal braucht nicht von Schmalhans die Atzung zu  
holen. Das Ermittlungverfahren weitet den blutdunstigen Nimbus;  
muß ihn weiten.

Der Kriminalkommissarius heftet des Namens Zukunft an seinen  
Kapitalverbrecher; den Reporter klebt erlaubte Geschäftssucht an  
seinen Kommissar

Auch, daß der Kommissar . . . bis in den Nordosten Oberschlesiens  
des Denkens Faden fortspinne; ein Gebirg schurkischer Gräuel ent-  
schleiern werde, die, alle, wurden, weil Sternickel sie gewollt hatte.

Entstraft, die Ihr von den ortwiger Morden träumt, den Strang  
Eurer Hoffnung.

Sternickel wird sehenswerth, wenn er, mit gefesselten Gliedern,  
über den Zaun in den minder häßlichen Reigen der Jäheitsünder  
springen, als von ungerechter Schimpfrede des Bauers, der Bäuerin,  
der Magd bis ins Blut Gekränkten sich vor das Schwurgericht pflanzen  
will

Nicht nur die Monarchenmörder, von Aegisth, der Agamemnon  
erschlug, bis auf den irren Weltbeglucker, der in Saloniki jetzt einen  
König der Hellenen erschossen hat, kitzeln das Gedächtnisfell wohliger  
(denn sie hatten auf einen Nebenbuhler oder Tyrannen, den Thron-  
oder Bettlusträuber, den Wipfel eines gehaßten Stammes abgesehen):  
noch der Raubmörder aus Eitelkeit letzt den Gaumen reichlicher als  
dieser verviehte Müller.

\* \* \*

Wer könnte das alles leugnen?

## „Votes for Women“

Gegen die neulich hier abgedruckten Aeufferungen des Herrn Dr. Fritz  
Harold Cohn wendet sich diese Zuschrift an den Pan:

Als entschiedener Anhänger der wirklichen Frauenbewegung und als  
Kenner der englischen Verhältnisse will ich meinen gänzlich verschiedenen  
Standpunkt vertreten.

Ich sehe keinen Kampf um eine Volkslebensfrage in dem Anspeien und  
Prügeln von Ministern und Schutzleuten, keinen Kampf um Frauenrechte  
in dem Anzünden von Briefkästen, die vielleicht zum größten Teile Brief-  
sachen von Frauen enthielten. In einer ganzen Reihe von anderen  
Ländern — nicht nur in Norwegen — haben kluge Frauen durch kühle,  
sachliche, männliche Kampfweise ihren Mitschwestern das kommunale  
und staatliche Stimmrecht erkämpft. Man hätte es ihnen niemals gegeben,  
wenn sie gekreischt, gespuckt, geprügelt und brandgestiftet hätten.  
Man wird es ihnen auch in England auf diese Weise nicht geben. Daß aber  
gerade Engländerinnen auf den Gedanken kommen konnten, auf diese  
Weise zum Ziele zu gelangen, wird nur der begreifen, der das Verhältnis  
der Geschlechter zueinander in diesem seltsamen Lande kennt: den Frei-



brief der englischen Frau, seit jeher alles und jedes zu tun, was ihr Vorteil verspricht und ihr beliebt, ohne daß Männer sie daran hindern dürfen — mit alleiniger Ausnahme des sexuellen Gebietes. Wer diesen Zustand nicht kennt, wird von Heroismus und Inbrunst der kämpfenden Weiber sprechen; wer ihn kennt, sieht, daß es nur konzentrierteste weiblichste Weiblichkeit (niedrigster Art) ist, die hier ihr Experiment macht und versucht, von Männern, die allerdings danach sind, etwas zu ertrotzen und zu erpressen. ‚Mrs. Pankhurst hungert im Gefängnis eine Woche lang, bis man sie entläßt.‘ Ja, warum entläßt man sie denn?

(Anm. d. Her.: Weil für eine Uebertretung die Todesstrafe zu viel ist.)

Bis jetzt hat noch keine der Suffragetten für alle ihre begangenen Taten etwas anderes riskiert als allenfalls Schaden an ihrer Gesundheit. Aber den riskiert jedes keifende und zeternde Weib, das durch Szenen etwas von Männern erreichen will! Bis jetzt hat noch keine Suffragette ihre — lächerlich geringe — Strafe bis zu Ende abgesessen, und das Hungern im Gefängnis ist bis jetzt noch jeder von ihnen ganz gut bekommen und hat sie zu neuen Taten gestärkt. Zuerst hatte ja die durch die Männer vertretene Allgemeinheit Englands — das ist für uns Kontinentale das Unverständliche, erklärt aber alles — gar nicht daran gedacht, die Suffragetten für ihre Streiche wirklich zur Rechenschaft zu ziehen. Verhaftete wurden sofort wieder freigelassen; die öffentlich angegriffenen und mißhandelten Männer, vom Schutzmann bis zum Minister, lächelten im Gefühl ihrer anglosächsischen Ritterlichkeit und ließen sich mißhandeln. Vor 3 Jahren sah ich im Zentrum Londons, wie bei einem Suffragettenauflauf eine jener Heroinnen plötzlich auf einen Schutzmann, der ziemlich passiv dabei gestanden hatte, lossprang und den Griff ihres massiven Regenschirms auf seinem Gesicht zerschlug, so daß er taumelte und sein Gesicht sich mit Blut bedeckte. Was tat dieser doch dem niedern Volke angehörende anglosächsische Mann? Er schlug sie nicht mit seiner Waffe oder der Faust nieder, wie es wohl jeder andere Polizist in jedem anderen Lande der Welt getan haben würde, sondern er packte sie ruhig, aus Mund und Nase blutend, bei beiden Handgelenken und hielt sie fest, ohne ihr wehe zu tun, bis sein Kollege ihr Handschellen anlegte und man sie abführte.

(Anm. d. Her.: Ich kenne britische Damen der konservativen Gesellschaft, ‚Suffragistinnen‘, die nebst zwanzigjährigen Töchtern von Schutzleuten gewürgt und geboxt worden sind. Vor zwei Jahren.)

Alle diese Exzesse kamen anfangs überhaupt nicht vor den Richter. Später, als man doch nicht umhin konnte, die Straftaten wenigstens zu verfolgen, setzte es dann die lächerlich geringen Freiheitsstrafen, denen die Suffragetten einfach durch Androhung des Hungerstreiks entgingen. Jetzt war ihr Experiment gelungen. Die Spekulation auf die gutmütige Schwäche und Rücksicht des Männerstaates gegen das andere Geschlecht war geglückt; sie hatten ihren Freibrief, und man konnte es ihnen nun wirklich nicht übelnehmen, wenn sie jetzt im Ernste glaubten, durch weitere Steigerung der Gewalttaten, durch Bomben und Brandstiftungen ihr Ziel zu erreichen und von dem, wie sie glaubten, eingeschüchterten Männerstaate die Gewährung des Frauenstimmrechts zu erpressen, — so absurd dieser Gedanke sonst jedem Denkenden erscheinen mußte.

Jetzt aber, in den letzten Wochen, scheint sich das Blatt gewendet zu haben. Das englische Volk hat den Freibrief, den es seiner Tradition gemäß

den Suffragetten für ihr Tun ausgestellt hatte, weil es eben Frauen waren, wieder zerrissen. Bei den letzten Krawallen sind zum ersten Male seit England existiert Frauen von der erregten Menge, unter der sich wiederum zahlreiche Frauen befanden, öffentlich geschlagen worden, und man hat den Schutzleuten wacker bei den Verhaftungen geholfen. Das wird naturgemäß auf die Urteile der Gerichte einwirken, denn in England geschieht alles auf Grund der öffentlichen Meinung. Hohe Zuchthausstrafen werden die Folge sein, an Stelle der fidele Gefängnisse, in denen man sich photographieren lassen und den Reportern etwas vorhungern konnte.

(Anm. d. Her.: Durch dieselben Mittel kann man auch das Waschen, das Geigespielen, das Lesen, jede Kulturbeschäftigung ebenso wirksam verhindern.

Der Spuk wird also seit dieser letzten Wendung, die die Sache jetzt endlich genommen hat, wohl bald gebannt sein. Diejenigen englischen Frauen, die bei den letzten Meetings so leidenschaftlich gegen die Suffragetten Partei nahmen und deren Exzesse mit gleicher Münze heimzahlen halfen, werden andere Führerinnen wählen, die den Kampf um ihre Rechte etwas weniger weiblich führen und damit wohl in nicht zu ferner Zeit wirklich das Stimmrecht für Frauen, das die meisten englischen Kolonien schon besitzen, erreichen werden. Daß es nicht schon eher dahin gekommen ist, das ist, wie jeder gern zugeben wird, die Schuld des englischen Mannes. Er hat durch seine anfängliche Schwäche der Frauensache einen schlechten Dienst erwiesen und ist schuld daran, daß das vornehmste Kulturland Europas für eine Zeitlang in mexikanische Zustände zu versinken drohte.

Dr. Ruthardt Schuhmann.

(Anm. d. Her.: Bismarck fand: „Artige Kinder kriegen nichts.“)

Der Pan empfängt aus London folgende Zuschrift — mit berechtigtem Inhalt :

## POETRY AND DRAMA

3 Monatlich

Telephone :  
2248 Holborn  
London

THE POETRY BOOKSHOP,  
35 Devonshire Street,  
Theobalds Road, W.C.

11 März 13

Geehrter Herr,

Es werde uns sehr freuen wenn wir mit Ihnen eine Zeitschriftswechsel haben konnten.

Ich meine daß sollte Ihnen vorteilhaft herauskommen, da wir ein Gedichtsladen besitzen worin Ihre Zeitung Platz finden wird.

Wir werden Ihnen eine Probe Nummer unsere Zeitschrift schicken als bald er erscheint.

In der Hoffnung daß Sie unsere Vorschlag aufnehmen werden

Hochachtungsvoll

Verlag Poetry and Drama.

\* \* \*

Aber gern.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Leison G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Dritter Jahrgang No. 27

11. April 1913

# PAN

*Wochenschrift*

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr.....	Tagebuch
Kurt v. Rothkirch u. Panthen...	Nur ein paar Worte zur Deckungsvorlage
Walter Hasenclever.....	Verse
Alfred Schabon.....	Aus dem Leben eines Lehrers
Kurt Hiller.....	Bemerkungen zu ‚Bebuquin‘
S. Klabund.....	Verse
P. Koerner.....	Unbekannte Jugendsdichtungen Heinrich Heines??





## Tagebuch

Von Alfred Kerr

### I

Montag. Der ‚Reichsbote‘ schimpft wider den Pan, weil er Klabunds Verse drucken ließ. Das von Herrn Dr. Gerhard Kropatschek redigierte Geistlichenblatt kommt in keinem Augenblick zu der Frage, ob man solchen Strophen etwa darum an die Oeffentlichkeit hilft, weil sie von einer dichterischen Kraft bewegt sind. Er fragt, ob der Stoff ihm zusagt oder ihn verletzt.

... Wenn man starr auf einen Punkt blickt; wenn man für eine Minute, wie aus dem Traum erwachend, sich Rechenschaft über die sonderbare Sachlage gibt: so bemerkt man etwa neben uns Weilende, Kreaturen von gleicher Art, unsres Blutes, unsres Hirnbaus, die so leben wie wir, so atmen, so trinken, so leiden, so sterben wie wir... aber uns lebenslänglich hindern wollen, zu sagen, was unser Hiersein kennzeichnet, was unsre (und ihre) rätselhaftesten Stunden bewegt. Sie wollen uns hindern auszusprechen, was sie ja selber tun, wovon sie geschüttelt werden wie wir; etwas, das nicht besonders hoch und feierlich einzuschätzen bleibt, aber eine wichtige Macht voller Fragen ist. Man stellt sich vor, daß sie ja Kinder haben, die kommen doch nicht auf trockenem Wege zur Welt; vorausgegangen ist (nicht einmal, sondern vierzimal) auch bei ihnen ein ganz bestimmtes Tun, eine bestimmte Haltung in einer bestimmten Sachlage. Wenn man starr auf einen Punkt blickt; wenn man für eine Minute wie aus dem Traum erwachend sich Rechenschaft gibt, worin die Besonderheiten dieses vorübergehenden Zustands, Leben genannt, bestehn — und man kommt zur Feststellung, daß Gleichgeartete drohend, eigensinnig uns an der Feststellung, an der offenen Behandlung des Wichtigen hindern wollen: so ist man von jedem Zorn gegen sie entfernt — aber traumhafte Verwunderung packt einen. Sind sie irre? stellt sich unser Gehirn im Halbwachen etwas Unsinniges vor? Nein, es ist Wirklichkeit (soweit in der, von uns wohl nur geträumten, Welt von Wirklichkeit zu sprechen ist) — sie sind da, sie wollen uns wirklich verhindern; aus nicht faßbaren Ursachen, drohend, zäh, mit aller Daseinsenergie, andauernd; das Verwunderlich-Sinnlose muß Ereignis geworden sein.

Man kommt, im Halbdämmern, auf neue Punkte: sie tun das, indem sie eine Bezeichnung für sich brauchen, etwa Protestantismus; (damit ist aber nichts aufgeklärt); ferner daß zu andren Epochen dieselben Geschöpfe, wenn sie eine Vorstellung erzeugen wollen, sie auch ausdrücken und daß man sie dann, wenn sie also

das Selbstverständliche, Vernünftige tun, naiv nennt. Wenn im ulmer Dom ein alter Holzbildhauer Syrlin an den Chorsitzen den Hiob ausmeißelt; und er gestaltet, weil Hiob ja Blattern und Schwäre gehabt hat, an ihm Blattern und Schwäre: so nennt man das naiv. Dies mitlebende Geschöpf Gerhard Kropatschek würde schreien, er würde den Syrlin hindern wollen . . . Es ist ein absonderlicher Traum. Aber kann ich diesem Menschen böse sein? So wenig ein Pudel Grund hat einem Uhu zu grollen, zwei Rassen sind es, ohne Berührung. Dennoch giebt es (gleichviel wie die Firma ist, unter der man den hiesigen Aufenthalt verbringt) schließlich etwas wie ein allgemeines Ethos; und aus dem Halbtraum erwachend bemerk' ich, daß Herr Mitmensch Kropatschek etwa folgender Aeüßerung Aufnahme gibt: jemand hat Klabundsche Strophen veröffentlicht, er ist am roten 'Tag' Theaterkritiker, Menschen sollten sich zusammentun, ihm dieses Amt zu entreißen. Eine Aufforderung. Er droht, mich an einem Blatte zu strafen, das ihm gar nicht gehört. Ein dem (so ungesegneten) Boykott verwandtes Außenmittel. Eine Angebung. Wenn man nicht im tiefen Halbschlaf die Dinge der Welt betrachtet, gibt es für sein Verfahren böse Bezeichnungen — Mitmensch Kropatschek. Warum lieben Sie nicht Ihre Feinde? (Das bin ich nicht einmal. So wenig man Zorn vor einem seltsamen Baum, vor einer Sandkute fühlt.) Sie selber sprächen gewiß von einer frechen Zudringlichkeit, sich in die Verhältnisse fremder Zeitungen einzumischen. Ich tue das nicht, liebes Gottebenbild.

Ich geh' in den Traum zurück . . . und wundere mich.

## II

Dienstag. Nein, ich wache vorübergehend auf. Kleinigkeiten des Berufs. Literaturnotiz. Forderung des Tages.

Heinrich Mann bespricht eine Novelle seines Bruders Th. Mann, 'Der Tod in Venedig'. Siehe, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen. Heinrich hält sich zurück; er findet höchstens, es entstehen hier 'Vorgänge von großer Tiefe und Bedeutsamkeit'.

Freimütiger urteilt über Thomas Manns Erzählung eine zweite Verwandte, Hedwig Dohm, die Mama seiner Schwiegermutter. Eine 'auf Denkensgrund erblühte Rhetorik von vornehmster Exklusivität' stellt sie neutral fest. Und sie gesteht offen zu: 'Die Sprache gibt jedem Satz, jedem Ausdruck eine klassische Gebärde.' Auch was 'unüberbietbare Meisterleistungen' des Tochtterschwiegersohnes darin sind, verheimlicht sie, der aus-



gleichenden Billigkeit halber, nicht. Mir träumte, daß der beschirmte Schriftsteller hiernach folgenden Brief an sie gerichtet:

„Daß du mir, beste Großmama, zur Seite geeilt bist, hat mich erfreut und aufgefrischt.

Großmama, wir wollen an die Stelle der schon fatal angeschriebenen Freundschaftskritik die schlichtere Verwandtschaftsrezension setzen.

Großmama ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln; Du bereitest mir einen Tisch gegen meine Feinde; Großmamas Stecken und Stab trösten mich.

Wenn Du wüßtest, in wie gehobne Stimmung mich Dein sachliches Vorgehn versetzt hat.

Großmama, was kann ich für Dich tun? Soll ich über eins Deiner Bücher — die sich durch männlichen Stil auf eine mich befremdende Art auszeichnen — etwas veröffentlichen? (Ich weiß zwar, Du hast es nicht nötig.)

In unvergänglicher Dankbarkeit

Dein

Thommy.

P. S. Könnte nicht Malchen . . . oder Onkel Moritz etwas über meine talentvolle Chamisso-Einleitung als Unparteiischer drucken lassen?

Wie oben

Th—y.

### III

Mittwoch. Warum soll eine gescheite, wertvolle alte Dame von dieser geistigen Rüstigkeit nicht Schwächeren beispringen? Um ihretwillen tut es einem fast weh, wenn man andrer Gesinnung ist.

Großmama — ich finde hier einen verhüllten Kitschling. Einen, der statt eines Ichs Haltung zeigt.

Sein Fürstenbüchel war verdünnter Simplizissimus. Mit verschlagenem Respekt; mit noch etwas unbewußtem Aberglauben — in dem fast lyrischen Wechselbälgchen einer Erzählung, bitterlich-zwitterlich. Compromissa solemnis. (Halb ist alles, was die betrübte Gattung zuwege bringt. Kränklich-zuchtvoll.)

Großmama! denken Sie, wie tief der Unterschied zwischen Dichterkraft . . . und Stille mit Geschmack ist. Wem sag' ich es?

Ein fast sudermännischer Kitsch in dem Renaissance-Unglück (Der Mönch und die Metze) — noch mehr in dem Fürstengeschichtel („Kleine Schwester, kleine Braut“).

Jetzt macht er die Kitschfigur eines . . . Sendboten; eines

merkwürdigen . . . äh, Wanderers, — er zeichnet München real, um diesen Wanderer als Gegensatz phantastisch, weißte, wirken zu lassen. Er versäumt in der Ausarbeitung nichts.

#### IV

Mittwoch. Gestern die Weinknospen besehen. Die Schaffnerin Eurykleia hat einen Zweig weggebrochen, der in die Jalousie wuchs. Angebrüllt. Ich hatte von Herrn Mann geschrieben:

Wenig Ich und viele ‚Strenge‘. Wenig Blut und viel Haltung. Schwaches Deutsch. Nicht dies wirft man ihm vor, daß etwa dasteht, er ‚neigte zur ersteren Annahme‘; oder ‚die Skrupeln‘ (die Stiebeln) — sondern, daß alles im Grunde musiklos ist; schleichend geschoben.

Er arbeitet einen Umriß mit einem wunderhübschen Schlußbild (Gemäldebeschreibung); alles zusammengedrockt.

Das gebackne Maß der Anständigkeit. Zweckmäßig ‚aufwühlend‘ ohne Zerfleischung, doch mit sympathischem Selbstbeklopfen für die Gebildeten.

Bemerkenswert, daß er so oft Angaben über einen Dichter macht: ohne just ein solcher zu sein.

Ersatzmittel für einen Dichter: sich auf impassibilité deichseln.

Schaffen ist: Begabungsmangel auf einen längeren Gegenstand konzentriert.

#### V

Großmama, — seien Sie wieder gut. Alles macht Ihr Verwandter mit einer, ja, unadligen Reserviertheit, mit einer so protzend-sorglichen Zurückhaltung, als wenn man dafür ein Angestellter wäre.

Es ergibt sich das (nicht unhumorige) Schauspiel: wie einer hier im Schatten des flutseelenhaften Hölderlin oder des steinschimmernden Platen auf etwas glänziger Knöpfschuhsohle hinterher ‚schreitet‘.

#### VI

Lesen Sie die Schilderung der adriatischen Stadt — auch das ist (bei einleuchtender Beschaffenheit) schwer zu unterbieten.

So sah er ihn denn wieder, den erstaunlichsten Landungsplatz, jene blendende Komposition phantastischen Bauwerks, welche die Republik den ehrfürchtigen Blicken nahender Seefahrer entgegenstellte: die leichte Herrlichkeit des Palastes und die Seufzerbrücke, die Säulen mit Löw’ und Heiligem am Ufer, die prunkend vortretende Flanke des Märchentempels, den Durchblick auf Torweg und Riesenuhr,

und anschauend bedachte er, daß zu Lande, auf dem Bahnhof in Venedig anlangen einen Palast durch die Hintertür betreten heiße, und daß man nicht anders, als wie nun er, als zu Schiffe, als über das hohe Meer die unwahrscheinlichste der Städte erreichen sollte.

Oder, wenn er von der Gondel spricht . . . Aber die äußerste Banalität. Wörtlich:

„Das seltsame Fahrzeug, aus balladesken Zeiten ganz unverändert überkommen, und so eigentümlich schwarz, wie sonst unter allen Dingen nur Särge es sind, — es erinnert an lautlose und verbrecherische Abenteuer in plätschernder Nacht, es erinnert noch mehr an den Tod selbst, an Bahre und düsteres Begängnis und letzte, schweigsame Fahrt.“

Sehr richtig.

## VII

Ein älterer Mann, Aschenbach, liebt einen Knaben, Tadziu genannt. Der Schriftsteller deutet entgegenkommend an: die Weisheit liebe die Anmut; die späten Jahre lieben die Jugendzeit.

Das Gefühl des Mannes für den Knaben bleibt umrißlos, das Gebiet frei von Entdeckungen.

Um des Gebietes willen hier noch ein Wort.

Tief und fortreißend ist ein in mancher Hinsicht auffallend ähnliches Buch eines Ungenannten, das insgeheim vor sechs Jahren gedruckt worden. Von der Polizei verfolgt. Mir zum Zweck eines Gutachtens für die Gerichte vorgelegt. Herr Mann braucht es nie gesehen zu haben, um sein Bändchen zu arbeiten.

Etwas absonderlich Erschütterndes. Mit dem Schrei. Mit Ahnungsrufen.

Es gibt die Ueberzeugung von einer (für uns) seltsamen Leidenschaft, die gleich Zahnschmerzen der Seele frißt . . . und in Erstarrung hingerissen, unrettbar, unheilbar, unwendbar nagen kann. Ich hatte zuvor keinen Begriff, daß dergleichen lebt.

Die Dichtung des Ungenannten zeigt in der Stadt Paris einen jungen Bettler, darein sich ein täglich ihn Sehender verliebt, einer aus Deutschland. Alles ist Laut, Scham, Traum, Schmerz, Glück.

Volksliedhaft.

„Wenn ich ihn wiedersehe —  
Will in diese Augen

will auf ihn zu ich gehn,  
mit meinen Augen sehn.

Nichts von allem geschah.

Nichts gegeben, getan . . .

Bin vorübergeschritten

Denn mein Mund war zu voll,

Ich habe ihm nichts gesagt,

habe ihn nichts gefragt —

wie am Tage vorher,

und mein Herz war zu schwer.



Ein tief abseitiger Ton verborgener Welten. Also das giebt es. Bei Mann ist mehr literarische Fleissarbeit. Für die Herstellung liest er Sachen aus dem klassischen Altertum nach und versucht (trüb und fein) mit seinem Buchauszug die Handlung zu plombieren. Wie er in dem Renaissancekitsch Boccaccio auf-sagen ließ. Der Begriff ‚griechische Minne‘ steht ihm bevor, also arbeitet er etwas von Eos und Kleitos aus (zart und trüb). ‚Platane‘ . . . ‚Acheloos‘ . . . ‚unter Artigkeiten und geistig werbenden Scherzen belehrte Sokrates den Phaidros über Sehnsucht und Tugend‘. Nachdem der Hölderlin nämlich gesagt hatte :

‚Hätt’ ich dich im Schatten der Platanen,  
Wo durch Blumen der Ilissus (nicht Acheloos) rann,

. . . .  
Wo die Herzen Sokrates gewann

. . . .  
Wo in tausend süßen Dichterstunden,  
Wie ein Göttertraum, das Alter schwand,  
Hätt’ ich da, Geliebter, dich gefunden . . .‘

So jener; so dieser. Und wenn einmal der Junge, Tadzio, lächelt, sagt ohne Säumnis der arbeitsame Verfasser: ‚Es war das Lächeln des Narziß, der sich über daspiegelnde Wasser neigt...‘ Nun freilich. Daß war es. Oder: ‚Hyakinthos war es, den er zu sehen glaubte . . .‘

Jedenfalls ist hier Päderastie annehmbar für den gebildeten Mittelstand gemacht.

### VIII

Donnerstag. Träume weiter. Weißlich die Ebereschen. Auf allen Baumarmen alles wie skizziert und getupft. Jede Weinknospe zuerst artischockendicht; prall; hernach wüten sich die Blätter los, jedes wie Mrs Pankhurst, aus dem Paket. Wieder verging ein Tag.

Ich kenne den kommenden Frost. Ich sah schon euren Winter.

Ich sah das Erwachen. Wer sieht meines?

Seid ihr dieselben? Soll ich derselbe sein?

Wißt ihr es? Werd’ ich es wissen? Erinnern eines Erinnerns?

Ein Tag verging.

### IX

Freitag. Damit will ich schließen. Ein Freund schickt mir aus Kassel, Kurt Kersten, zwanzigjährig, drei Zeitungsabschnitte.

1. Harmloser Anlaß. Besprechung eines Bassermann-Films. Von einem Fräulein Ilse Groa-Berend. — In diesem Kasseler Blatt: „Im Anfang war das Wort. — Und das Wort ward Fleisch

und wohnete unter uns : Albert Bassermann . . . Und wir sahen seine Herrlichkeit . . . Das Wort ! Die Stimme — s e i n e Stimme — sie fehlt im Kino . . . ' Ganz treffend.

2. Dasselbe Blatt :

Wir geben der nachstehenden Zuschrift Raum mit dem Bemerken, daß die Verfasserin des Artikels ‚Der Andere‘ selbstverständlich keine verletzende Wirkung beabsichtigte, auch nicht daran dachte, daß die Verwendung eines biblischen Zitats mit Bezug auf eine künstlerische Leistung Anstoß erregen könnte. D. Red.

In der Morgenausgabe dieses Blattes vom 8. März d. J. hat . . . Eine Erwiderung erscheint mir vielmehr deshalb nötig, weil der Artikel mit Worten aus dem Johannes-Evangelium beginnt, die, in diesem Zusammenhange gebracht, das religiöse Gefühl der Angehörigen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse gröblich verletzen, ja die zersetzend wirken müssen.

Gegen eine derartige Heranziehung eines Bibelwortes, noch dazu eines Wortes, das mir mit Kern und Stern unseres ganzen christlichen Glaubens zu sein scheint, muß meines Erachtens ganz entschieden Einspruch erhoben werden.

Gerade im Augenblick sind derartige Meinungsäußerungen doppelt bedauerlich. Die große Zeit vor 100 Jahren und die ernste Gegenwart, sie erheben beide in gleicher Weise mahnend ihre Stimmen . . . Beck, Landesrat.

3. Dasselbe Blatt etwas später :

Zu dem Artikel von Frau Groa-Berend in der letzten Sonnabend-Nr. erhalten wir noch die folgende Erklärung:

Durch eine bedauerliche Verzögerung hat sich eine Aeußerung unsererseits zu dem Artikel ‚Der Andere‘ in Nr. 114 dieses Blattes verspätet und ist daher von dem Artikel des Herrn Landesrat Beck in der Abendzeitung vom 11. März überholt worden. Wir legen aber Wert darauf festzustellen, daß wir die Ansicht des Herrn Landesrat Beck über die Unzulässigkeit einer derartigen, das religiöse Gefühl . . . gröblich verletzenden Anwendung . . . vollkommen teilen.

Im Namen des Vorstandes der Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes: J. von Werthern, stellvertretende Vorsitzende.

Maude Freifrau Schenk zu Schweinsberg, Gräfin v. Bernstorff, G. Steinhausen, Frau Generalsuperintendent Möller, A. Schönian, L. Schuchardt.

(Die bürgerlichen Namen hinterdrein.)

X

Ich grolle nicht.

## Nur ein paar Worte zur Deckungsvorlage

Von Kurt von Rothkirch und Panthen

Schloß Massel, Kreis Trebnitz (Schlesien)

Der Wehrbeitrag beträgt  $\frac{1}{2}$  Prozent des Vermögens und beginnt bei einem Vermögen von 10 001 Mark, außerdem ist die Heranziehung der Einkommen über 50 000 Mark zu einem außerordentlichen Beitrag von 2 Prozent vorgesehen, sofern nicht schon aus den Vermögen ein gleich hoher Beitrag geleistet wird, also Einkommen bis zu 49 999 Mark bleiben steuerfrei.

Demgemäß wird der kleine Handwerker, der sich mühsam 10 001 Mark in vielen Jahren harter Arbeit erspart hat, die arme Witwe, die ein derart winziges Vermögen besitzt, zur Steuer herangezogen, während der Arzt, der Schriftsteller, der Komponist, der Staatsbeamte, der Privatbeamte usw., der bis zu 49 999 Mark jährlich Einkommen bezieht, nichts zu bezahlen braucht!

Es wird jedem rechtlich Denkenden überlassen, über einen Steuervorschlag sein Urteil zu fällen, der nur um die Idee der ‚Vermögenssteuer‘ unter allen Umständen zu wahren, eine derartige Steuerverteilung vorschlägt!

Man muß im gegebenen Augenblick den Mut haben, die Wahrheit zu sagen.

Wie die staatserhaltenden Parteien es mit ihren Grundsätzen vereinen, eine dem hauptsächlichsten Grundsatz der Sozialdemokratie entsprechende Maßregel zu befürworten, das ist ihre Sache, sie müßten aber wenigstens dafür Sorge tragen, daß nicht derartige, geradezu unglaubliche Ungerechtigkeiten Gesetz werden.

Die in der Deckungsvorlage vorgeschlagene ‚Vermögenszuwachssteuer‘ ist weiter nichts wie eine ‚verschleierte Erbschaftssteuer‘.

Die rechtsstehenden Parteien, die seinerzeit sich weigerten, Witwen und Waisen einer Steuer zu unterwerfen, die ihr Erbteil schmälerte, können nun dafür dankbar sein, daß die Deckungsvorlage sie in die Lage versetzt, diese Steuer nochmals in Erwägung zu ziehen.



‚Vermögenssteuer‘, ‚Erbschaftssteuer‘, das Grundprinzip ist bei beiden dasselbe.

Da die Wehrvorlage das fordert, was verfassungsgemäß vollkommen gerechtfertigt ist, so müssen natürlich die Mittel dafür auch aufgebracht werden, nur müßten die Mittel so aufgebracht werden, daß die Art der Aufbringung weder grobe Ungerechtigkeiten noch große Schädigungen des Wirtschaftslebens hervorrufen kann.

Es müßte dem immobilien Kapital die Gelegenheit gegeben werden, den Wehrbeitrag in Raten zu zahlen, und zwar in ‚langfristigen‘ Raten, da dasselbe die Steuer doch nun einmal in den weitaus meisten Fällen aus seinem Einkommen wird bezahlen müssen. Es müßte dadurch vorgebeugt werden, daß das immobile Kapital großen, wirtschaftlichen Schädigungen ausgesetzt wird, die sich ja doch später an dem Steuerempfänger, dem Staate, rächen würden.

Andererseits müßten aber auch schikanöse Maßregeln gegenüber dem mobilen Kapital vermieden werden.

Der Gedanke, daß in Deutschland das ‚Vermögen‘ nicht mehr ‚sicher‘ ist, wird viel Kapital davon abhalten, zu uns hereinzukommen; es muß nun unter allen Umständen vermieden werden, daß Kapital in das Ausland getrieben wird.

Die Finanzkraft eines Landes ist ein wesentlicher Faktor seiner Wehrmacht!

Das darf nie vergessen werden.

\* \* \*

Es gibt jedenfalls noch manche Steuerobjekte, an denen der Staat bisher achtlos oder absichtlich vorübergegangen ist. Zwei derartige Steuermöglichkeiten sollen hier nur noch erwähnt werden.

Deutschland verliert jedes Jahr eine große Anzahl Menschen durch Auswanderung nach Amerika.

Während gegen eine Auswanderung eines Bevölkerungsüberschusses nach unseren Kolonien vom nationalökonomischen Standpunkte aus natürlich nichts zu sagen sein würde, muß die Auswanderung nach Amerika als ein Export deutschen Kapitals angesehen werden.

Jeder Mensch, der arbeitet, gleichviel was er schafft, repräsentiert für sein Vaterland ein gewisses Kapital.

Amerika hütet sich aber sehr wohl, von uns Menschen aufzunehmen, die kein Kapital repräsentieren. Die Einwanderungsgesetze, besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind derart, daß tatsächlich nur Menschen hineingelassen werden, die dem Staate von Nutzen sein können, — andere sollen auf Kosten der betreffenden transatlantischen Dampferlinien zurücktransportiert werden.

Amerika entzieht uns demgemäß jährlich große Mengen ‚lebenden Kapitals‘ und bietet uns keinerlei Gegenleistung dafür.

Hier wäre doch nun einmal eine Gelegenheit für einen genialen Steuerersinner, zu zeigen, daß man auch Steuern erfinden kann, die tatsächlich von den im Vaterlande Lebenden überhaupt nicht empfunden werden würden, und die trotzdem dem Staate ganz anständige Einnahmen schaffen könnten.

\* \* \*

Es gibt noch eine Steuer, von der bisher nichts erwähnt worden ist, die aber doch der großen Masse der Bevölkerung nur Nutzen bringen könnte und ihr demgemäß nur willkommen sein könnte.

Eine Steuer auf den Kohlenexport in das Ausland.

Es ist nicht nötig, daß Deutschland durch billige Ausfuhr von Kohlen die Nachbarstaaten in die Lage versetzt, Industrien (an unseren Grenzen) zu schaffen, die unserer Industrie infolge der ‚von uns‘ billig bezogenen Kohlen und der in unseren Nachbarstaaten teilweise bedeutend billigeren Arbeitskräfte die schärfste Konkurrenz machen.

## Verse

Von Walter Hasenclever

In kurzem wird von diesem Dichter ein Versband,  
 „Der Jüngling“ erscheinen. Bei Kurt Wolff in Leipzig.  
 Darin werden diese vier Gedichte stehen.

### I

Wir spannen Drahtseile aus an metallnen Himmeln,  
 Wir sind ein Schwarm von Vögeln zusammengeballt.  
 Wir jagen mit Revolvern auf fliegenden Schimmeln.  
 Wir pendeln am Strick vor dem Staatsanwalt.  
 Wir leben, um uns zu betrügen.  
 Wir tanzen alle Tänze mit dem Knie.  
 Wir umarmen brüllend den und die.  
 Wir fahren in allen Expreßzügen.  
 Wir heulen wie Hunde durch unser Dutzend Seelen.  
 Wir heben die Fackeln zur Henkersnacht.  
 Wir haben alle Philister ans Kreuz gebracht.  
 Wir werden alle Idioten zu Tode quälen.

### II

So mußt du lernen dir die Welt betrachten :  
 Laß einen Abstand zwischen dir und ihr.  
 Erfülle ihn mit Weibern und mit Schlachten,  
 Mit einer Zeitung, einem Glase Bier.  
 Du lebst, Unendliches dir auszusinnen !  
 Du stehst im All, an das du dich verlierst.  
 Was du auch denkst, einst sollst du es gewinnen,  
 Du wirst dein eigen, und du triumphierst.  
 Es gibt kein Bild, das ewig dir entschwindet,  
 Und keinen Horizont, an dem du klebst —  
 Was dich mit dir und deinesgleichen bindet,  
 Ist nur das Eine : Daß du lebst !



## III

Du stehst vor deinem Tag, Du läßt dich leiten.  
Und vieles, was du kaum erlebst, ist da ;  
Im Flugzeug über Dämmerungen gleiten,  
Und Autofahren in Amerika.  
Ein Brief beglückt dich. Eines Freunds Novelle,  
Der dir von traumverwandten Räumen spricht.  
Doch heißer dreht sich um dich selbst die Schnelle,  
Dich rührt ein Kind, dich zaubert ein Gesicht.  
So daß du, überflutet von Verwirrung,  
Durch manches Bild und manche Stätte ziehst,  
Als Einziger gestürzt in diese Irrung,  
Die du erkennst und nicht mehr widersiehst.

## IV

Im Traume eines Tages, als ich ermattet lag,  
Fühlt ich an meinem Herzen, o Mutter, deinen Schlag.  
Du schienst mir so schön, wie ich niemals dich sah —  
Dein Gesicht war ein andres ; wie wehte es nah !  
Söller mein, Zimmer alt, Garten, in dem dein Fuß ging ;  
Süßes kam, Wehes her, drin, Mutter, dein Blut hing.  
Mädchen sind da. Scheue Schwestern. Wir spielen Verstecken.  
Wann hast mich lieb gehabt ! So küßttest du nie an den Hecken !  
Mit blauem Kleid angetan, ich seh dich, o Wunder !  
Du gehst hin. Du duftest. An Himmelswand blüht der Holunder.  
Einst hat man gebetet beisammen. Du kanntest mich nicht.  
Schlugst zu, kam er traurig vom Konfirmationsunterricht.  
All das Leid, all die Sehnsucht nun strömt in mich ein.  
Hab Sehnsucht, o Mutter, am Kleid dir zu sein !

---

## Aus dem Leben eines Lehrers.

Von Alfred Schabon

(Noch ein paar Szenen)

Jener Volksschullehrer, der ein anständiger Mensch ist, schildert hier wiederum, welche Nachteile dies hatte.

### I

Ort: Klasse des Lehrers. 9—13 jährige Knaben und Mädchen.

Zeit: Um Anfang Dezember, morgens kurz vor 9 Uhr.

Der Lehrer: Läßt in der Religionsstunde (Katechismus nach dem Stundenplan) grad' einige Szenen aus M. Luthers Knabenzeit in dramatischer Form von den Kindern entwerfen, als der Ortsgeistliche eintritt (zugleich Ortsschulinspektor). Der Herr erklärte:

Der Geistliche: Führen Sie mir Katechismus vor! (Es handelte sich wahrscheinlich um die vom Konsistorium angeordnete, jährlich 1—2 mal stattfindende Revision des evangelischen Religionsunterrichts; denn sonst ließ der Ortsschulinspektor die ihm unterstellten Lehrer — zu seinem Lobe sei gesagt — so gut wie ungeschoren.)

Der Lehrer: Bitte einige Augenblicke noch, Herr Pastor, die Kinder sind sogleich fertig. Es wäre schade, wenn die schon etwas gestörte Stimmung der Kinder ganz zerstört würde. Der Lehrer erklärt, womit die Kinder beschäftigt sind; die Erklärung wird angenommen. Während einer kleinen Pause, in der der Inspizierende die Kinder beobachtet, überlegt der Lehrer: Was tun? Seit der Herr Superintendent von mir verlangt hat, ich solle einfach den Katechismus auswendig lernen lassen, und das war vor über fünf Vierteljahren, treibe ich überhaupt keinen Katechismus mehr. Na, suchen wir das einfachste, klarste: das 5. Gebot zu entwickeln. Kirchlich wird's aber nicht. — — Beginn der Lektion.

Der Lehrer: An einzelnen Beispielen aus der biblischen Geschichte, der Literatur entwickelt er in gemeinsamer Arbeit mit den Kindern, wie durch Bildung der menschlichen Gesellschaft das Gebot der Rücksichtnahme und Nichtschädigens des Nächsten sich entwickelt hat. So daß wir heute schon dahineingeboren sind.

Das ist so geworden. Steckt in uns, wie schon in den Menschen vor uns, solange sie zusammen sind. Theorie der Vererbung von Eigenschaften; Beispiele aus den Familien der Kinder und unter den Kindern selbst: das Gewissen ist auch so vererbt. Erwirb es, um es zu besitzen. Warum erwerben (vom 5. Gebot so Uebergang zum 1. Gebot)? — Weil in uns das Streben liegt, immer besser zu werden, und alles um uns besser werden zu lassen: das Streben zum Guten = Gott: monistische Gottesidee, aber unkirchlich. Nietzsches Ethik für Kinder.

Der Geistliche: Zufrieden. Wahrscheinlich günstiger Bericht an das Konsistorium.

## II

Später. Vor Weihnachten.

Ort: Zimmer des jungen Lehrers, der folgendermaßen monologisiert:

Ich scheine doch im Sinn der Kirche gelehrt zu haben . . . Diese Puppenkomödie habe ich satt. Entweder bin ich Lehrer oder Beamter, Bürokrat. Entweder im Sinne der Kirche oder nach meiner Ueberzeugung. Geschworen habe ich im Dienst-eid: „nach bestem Wissen und Gewissen“ mein Amt zu versehen.

Gut: das fordert von mir sowohl den Religionsunterricht nach meinem Gewissen, nach meiner Ueberzeugung, als auch im Sinne der Kirche, in dem ich als deren Mitglied, als „Evangelischer Christ“ durch den Staat verpflichtet bin zu lehren. Eins von beiden aber darf ich nur, wenn anders ich ein Erzieher sein soll und sein will. Zwiespältigkeit und Halbheit ist Heuchelei, innere Unwahrhaftigkeit. Das sind aber Eigenschaften, die dem Erzieher nicht anstehen. Also folge ich meiner Ueberzeugung, meinem Gewissen: so muß ich! Damit mich aber der Staat nicht mehr formell zum Unterricht im Sinne der Kirche zwingen kann, muß ich aus der Kirche scheiden. Dann kann die Kirche auch ihrerseits der Regierung und mir nicht mehr kommen mit der Forderung: „du gehörst zu uns — hast also auch die Pflicht, in deinem Amte in unserem Sinne zu wirken.“ — Also: befreie ich mich von der Pflicht gegen die Kirche und damit auch den Staat von seiner gesetzlichen Verpflichtung gegen die Kirche in bezug auf meine, seines Beamten, Pflichten hinsichtlich des Religionsunterrichts, besonders des reinkirchlichen Katechismusunterrichts! Schreiben wir also an das Amtsgericht unsere Austrittserklärung . . . . . So, und nun an die Regierung.



## III

Ort: Magdeburg. Auf der Regierung, Zimmer 79.

Zeit: 31. Dezember 1910 vormittags.

Personen: ein Geheimer Regierungs- und Schulrat und der Lehrer, der mittelst Postkarte folgenden Inhalts hinberufen war:

Magdeburg, d. 28. 12. 10.

Unter Bezugnahme auf Ihre Eingabe vom 21. Dez. 1910 ersuche ich Sie, sich am Sonnabend, den 31. d. Mts., vormittags 10 Uhr, in dem hiesigen Regierungsgebäude auf Zimmer 79 einzufinden

(gez.) Heckert

Geh. Regierungsrat.

Der Lehrer: Guten Tag, Herr Geheimrat. Aus der Karte ersehen Sie, daß ich der von Ihnen heute hierher berufene Lehrer Sch. bin.

Der Geheimrat: Ja, Sie ham Uns da son Schreiben geschickt. Sie wollten aus der Kirche austreten.

Der Lehrer: Gewiß. Ich habe meinen Austritt am gleichen Tage bereits beim zuständigen Amtsgericht angemeldet.

Der Geheimrat: So, — na wissen Sie denn, was das für Folgen haben muß für Sie? Haben Sie sich das denn überhaupt überlegt?

Der Lehrer: Gewiß, Herr Geheimrat, daß ich mir das sehr wohl überlegt habe. Ich bin nunmehr von der Verpflichtung gegen die Kirche frei und muß deshalb als nächste Folge amtliche Befreiung von der Verpflichtung wenigstens vom Katechismusunterricht meiner Bitte gemäß erwarten . . .

Der Geheimrat: Ach, Unsinn, darum handelt es sich ja gar nicht. Sie erklären Ihren Austritt aus der Kirche. Und solche Lehrer können wir nicht brauchen. Dann können Sie doch nicht mehr Lehrer sein.

Der Lehrer: Nein, Herr Geheimrat, eben wenn ich aus der Kirche ausgetreten und dadurch von der Verpflichtung gegen sie befreit und damit von einer Gewissenslast, dann erst werde ich ein Lehrer ganz nach bestem Wissen . . .

Der Geheimrat (ärgerlich unterbrechend): Ach was . . . ich habe Sie hier einfach zu fragen, ob Sie bei Ihrer Erklärung beharren.

Der Lehrer: Selbstverständlich, Herr Geheimrat.

Der Geheimrat: Gut; dann muß ich Sie hiermit auffordern, daß Sie Uns unverzüglich Ihren Antrag auf Kündigung einreichen.

Der Lehrer (überlegend, daß er dann regreßpflichtig gemacht würde, d. h. Seminarstudiengelder u. dgl. zurückzahlen

müßte) : Das werde ich nie und nimmer tun, da ich durchaus keine Verpflichtung dazu anerkennen kann. Der Gedankengang meines Schreibens an die Regierung würde sich mit einer Kündigung meinerseits gar nicht decken ; denn ich habe ja . . .

Der Geheimrat (ungeduldig) : Also Sie wollen Ihren Schritt nicht rückgängig machen, aber auch nicht kündigen ?

Der Lehrer : So habe ich gesagt.

Der Geheimrat : Ja, dann sehen Wir Uns genötigt, Ihnen zu kündigen. Adieu !

Der Lehrer : Adieu ! (ab). —

---

## Bemerkungen zu ‚Bebuquin‘

Von Kurt Hiller

Dies Buch besteht für mich in ulkvollen Irrheiten, hinter denen Nichtgekonntes trauert.

In ihm steckt . . . nicht eine Wiedergabe von Cusenier-Mampe-Denkzuständen: sondern der (nicht unpedantische) Wille, dem Denken durch Bols Pedanteriefreiheit zu schaffen.

Oefters Halbunsinn, jeanpaulisierend, mit heutigsten Einschlügen.

Kaum über dies Buch: aber nach dem Lesen dieses Buchs schrieb Kurt Hiller folgendes:

### I

Heller Satz Musils, der Lebensnachbarn von Kant trivial geklungen hätte, dagegen in Dezennien der metaphysisch geschminkten Schmockerei, der Kriterienlosigkeit, der Verwirrung fast paradox klingt: ‚Man muß wissen, was einem Dichtung soll, bevor man sich darüber streitet, ob gut gedichtet werde.‘ — Bespreche-riche, wer von euch weiß es?

Wer sich's überlegt, der wird zunächst darauf stoßen, daß . . . ,einem' variabel ist. Dem Stiesel oder der Tunte ,soll' Dichtung ja anderes . . . als zum Beispiel einem jungen Kerl, welcher die Quintessenz des geistigen Tatbestands seiner Zeit intus hat und weiter will. Also nur subjektive Kriterien gibt es, nur subjektive Kritik; wobei zu beachten bleibt — siehe auch Simmel ,Hauptprobleme der Philosophie', Seite 25 —: daß ein urteilendes Subjekt kein hanebüchner Sonderfall, keine kreuzkuriose Fürsichtigkeit, kein Panoptikumsstück zu sein braucht, sondern Repräsentant eines Typus sein kann (,subjektiv' daher ein von ,individuell' getrennter Begriff).

Der junge Kerl der bezeichneten Art wird auf die Frage, was Dichtung ihm solle, vielleicht erwidern: . . . Vor allem verzichte ich auf Geschehnisse. Ich weiß, daß sich auf der Welt Dinge begeben. Ammenmärchen werden einem Erwachsenen nicht interessanter infolge Hinzutuns von Kausalität, Milieu, Psychologie; will sagen dadurch, daß ihre Abläufe Wahrscheinlichkeit gewinnen. Zeit ist Geld, ich möchte, lesend, nicht aufgehalten sein. Positivisten und Epiker sind Betrüger. So wenig es mir in der Philosophie Spaß macht, hintergangen zu werden durch Vorspiegelung wahrer Tatsachen . . . so wenig in der Dichtung — durch Vorspiegelung wahrscheinlicher. Jemand sei mir als Poeta willkommen, wann er durch Neuformulation von Michangehemdem mich rührt und ergreift. Darstellung dessen, was ich, nach Gottes unerforschlichem Ratschluß, mit dem Vieh gemeinsam habe, ist mir keinen Strohalm wert; mich plagen Skrupel und Zweifel. Die . . . die will ich von einem Buche, wo nicht beseitigt, so doch bestätigt sehen. Solamen miseris socios habuisse malorum!

## II

Wer so spräche, wäre ein Unbelletrist . . . , unter dessen Perspektive der großmächtige Gegensatz zwischen Essay und Erzählung (oder zwischen ,bloß Gedachtem' und ,Geschautem') sicherlich zu einer Angelegenheit von septimärer Bedeutung herabschrumpfen würde. Ich hätte viel Sympathie für diesen jungen Mann. Und er, ohne Zweifel, viel Sympathie für Carl Einsteins ,Bebuquin oder Die Dilettanten des Wunders', welcher Roman jetzt im Verlage der ,Aktion' erschien . . . und eigentlich gar kein Roman ist, sondern eine (aus Ulk episch eingekleidete) Folge phantastischer Aperçus. Mißgünstige könnten Herrn Einstein als wildgewordenen Privatdozenten diagnostizieren; ich aber meine . . .



Bebuquin gehört jenem erlauchtesten und barmherzigsten Typ an, dem Erleben und Denken nichts Konträres sind, vielmehr koinzidieren . . . , insofern das Denken bei diesem Typus eminent gefühlsbetont wird und das Erleben vom Intellekt eminent abhängig. Menschen solcher Art sitzt das Herz im Hirn, und das Hirn ist ihnen eine Funktion des Herzens. Bebuquin leidet unter seiner Determiniertheit. Er fühlt sich als Passivum, als Produkt aus tausend Beeinflussungen, als eine unbewegte, von Gaslaternen glitzernde Pfütze, die spiegelt. ‚Hat ein Spiegel sich je gespiegelt?‘ Bebuquin will etwas ganz Eigenes werden, keine Kopie mehr sein, nicht unter den vielen vorhandenen Dingen, Stilen, Erkenntnissen, Möglichkeiten wählen müssen. Und wenn er noch wählen k ö n n t e ! Aber da er keinen End-Zweck sieht, muß er den einzelnen leugnen. So scheint ihm seine letzte Rettung eine anständige Langeweile zu sein ; doch bald empfindet er es als moralisch inkonsequent, weiter zu leben. Er probiert noch allerhand Rezepte : besucht das ‚Museum zur billigen Erstarrnis‘, das ‚Theater zur stummen Ekstase‘, die ‚Animierkneipe Essay‘ (etwas privatterminologische Allegorien, die jemandem, der nicht gerade Monomane dieser Dinge ist, immer nur zu drei Vierteln deutbar bleiben dürften) . . . und findet seinem Nihilismus, in einer besonders expansiven Minute, sogar den Ausweg, daß die Welt d a s M i t t e l z u m D e n k e n sei und es sich keineswegs um E r k e n n e n handle. Aber er entdeckt, daß ihn der Urgrund gar nicht interessiere und mithin auch das Denken nicht ; und gebietet sich nun den Willen zur Dummheit, . . . der viel Entsagung erfordert. Er betet zu Gott um ein Wunder: ‚Herr, laß mich einmal sagen, ich schuf aus mir. Sieh mich an, ich bin ein Ende, laß mich eine unabhängige Tat, ein Wunder tun.‘ Er betet um Krankheit, damit der Schmerz den Geist paralysiere ; er betet, da im Leben Wandlung (durch Verlust des Gedächtnisses) nicht erzielbar scheint, um den Tod. Er weiß, daß am Ende eines Dinges nicht sein Superlativ, sondern sein Gegensatz steht ; aber das intellektuale Gewissen hindert ihn, sich etwa bei einem System der Polarität zu beruhigen ; die Erkenntnisse, fühlt er, gehen zum Wahnsinn. Auf Seite 98 stellt er fest : entweder eine idée fixe oder man platzt ; auf Seite 102 platzt er. Er stirbt — ohne daß von Physiologischem, Krankheit oder Selbstmord die Rede wäre — an Skepsis, an (unpathetischer) Verzweiflung, an Leere.

### III

Ein semitischer Faust? Der germanische, mehr fleischig als linear, kommt mit des Teufels Hilfe über das Zerebrale bald hin-

weg ; er verführt die Unschuld, hilft einem Kaiser, macht Land urbar ; zwischendurch (er hat Sorgen) leitet er die Synthese zwischen Hellas und Gotik ein. Ihm glückt der Sprung vom Meditieren ins Werk tätige, vom Kulturhaften ins Zivilisatorische, vom Geist in die . . . Politik : — und er wird Urgroßvater. Zwecks Verschleierung des Verrats spielt sich das Ende in katholischen Dunstformen ab.

Bebuquin beim Einstein, Walder Nornepygge in des verflossenen Max Brod großartigem Roman, Otto Weininger und Max Steiner im realen Europa . . . blieben jünglingisch und denkernst und konsequent. Sie verzichteten auf den Kompromiß und starben.

In Einsteins Werk kommt ein Herr Böhm vor, der im Grunde mit Bebuquin identisch oder jedenfalls seine ‚andre Seele‘ ist. Dieser Herr Böhm (aber im Anfang des Buches wird er, der Bebuquin über dieses Stadium hinaus ist, gleich als t o t eingeführt) verkörpert, wenn ich recht sehe, die Bequemlichkeit. Herr Böhm schrotet Bebuquins geistige Qualen zu prächtigen Begriffsfiligranen aus ; er hat eine silberne Hirnschale mit wundervoll ziselierten Ornamenten, in welche feine, glitzernde Edelsteinplatten eingelassen sind ; er ist geistreich und schreibt Feuilletons ; oft überkommt ihn wilde Freude, daß ihm sein Gehirn aus Silber fast Unsterblichkeit verleiht, da es jede Erscheinung potenziert und er sein Denken ausschalten kann, dank dem präzisen Schliff der Steine und der vollkommen logischen Ziselierung. Dieser Herr Böhm, der mit Recht einen peinlichen Namen trägt, figuriert zwar schon zu Beginn des Buches als Leiche ; aber mir scheint, er lebe nach Bebuquins Tode weiter, und zwar unter dem Pseudonym Carl Einstein. Das muß, den real Toten zu Ehren, hervorgehoben werden.

#### IV

Meine Einwände gegen dieses unpopuläre und konzentriert-geistige Buch, dessen abstrakte Musik durch kritikasterndes Kauderwelsch primitiver Journalisten nicht zerstört werden kann, betreffen drei Punkte. Erstens die (schon beanstandete) Allzuprivatheit der Terminologie ; es fehlt der Schrift an letzter Herausarbeitung, an Statuarität, Bronzhaftigkeit ; es fehlt ihr der Schimmer des Eindeutigen, der Stil, das Suggestive ; man riecht den verderblichen Einfluß der stiefphilosophischen Kassner-Diktion. Damit hängt zweitens zusammen : daß hier mehr mit **R e s u l t a t e n** des Denkens operiert als das Denken selber in seinem schmerzvollen Verlauf gegeben wird : was einen Tonfall arroganter Selbstverständlichkeit zur Folge hat . . . an Stellen

oft, wo skeptische Demut das Passendere wäre. Drittens behagt mir, falls Einkleidung schon vonnöten, diese Art der Einkleidung nicht. Es gehört gewiß ungeheurer Ernst dazu, seinen Ernst nicht ernst zu nehmen; dennoch widert es mich an, wenn Weltanschauliches ausgerechnet in der Bar passieren muß, zwischen Drinks und Kokotten. Das ist deshalb nicht snobhaft, und gesunde Sexualkämpferinnen würden unrecht haben, es als ‚lemurisch‘ zu bezeichnen; doch die Atmosphäre einer Bar ist so antisinnlich wie antigeistig — und als Nietzsche den ‚Zyniker‘ pries, meinte er nicht den Alkoholkopf.

Aber Einwände hin, Einwände her: Intellektualismus, Wurstigkeit gegen Bürgerbedürfnisse, kondensierendste Gestaltung der tödlichen Zustände Avancierter . . . ist etwas so Rares, daß wir es, wo wir einmal seiner ansichtig werden, bedingungslos beklatschen müssen. Vor diesem Buch, das nichts als Gedanke ist, merkt man, in wie lächerlichem Grade man Gemütskisten lange überschätzt hat; und billigt brüderlich Bebuquins bitteren Ausruf: ‚Oh, ihr gefetteten Stimmen der Nacht, wandelnd durch nebelatmende Alleen, Ursache lyrischer Bände, Gelegenheit dekorativen Schreitens mit dem Blick in jene Fernen gesenkt, torkelnd über Plätze . . .‘

---



## Verse

Grade von S. Klabund

### I

#### F i e b e r

Oefter kommen Chausseearbeiter  
Und hacken Steine klein  
Und stellen eine Leiter  
An und klopfen die Steine in meinen Schädel ein.

Der wird wie eine Straße so hart,  
Ueber die eine Trambahn, eine Mistfuhre, ein Leichenwagen knarrt

### II

#### O g i e b

O gieb mir deine Hände,  
Der Frühling brennt im Hag,  
Verschwende dich. Verschwende  
Diesen Tag.

Glutend über Borden  
Verrinnt ihr ohne Ruh :  
Du bist Himmel geworden,  
Der Himmel wurde Du.

---

## Unbekannte Jugenddichtungen Heinrich Heines??

Von P. Koerner

Der ausgezeichnete Heine-Kenner entfernt hier aus dem Neste des Dichters mit Recht zwei Kuckuckseier.

Unter dieser Ueberschrift hat Prof. Dr. Schwering (Münster) in Nr. 360 der Frankfurter Zeitung zwei Dichtungen, mitgeteilt, die Heinrich Heine 1820 in der Dresdner Abendzeitung veröffentlicht haben soll. (Nur daß Schwering die Fragezeichen fortläßt.) Das Literarische Echo gibt die angeblichen Beiträge Heines auf Seite 656 bis 659 des 15. Jahrgangs wieder, ohne eine Kritik daran zu knüpfen. Sie wäre meines Erachtens recht nötig. Denn es scheint mir ziemlich sicher, daß die Dichtungen nicht von Heine herrühren, wenigstens nicht von Heinrich Heine. In den von mir durchgesehenen Zeitschriften fand sich kein Hinweis auf den wirklichen Tatbestand: daß eine Personenverwechslung vorliegt.

Es handelt sich um ein Gedicht „Der Nachtschmetterling“ in Nr. 48 der Abendzeitung vom 26. Februar 1820 und um eine Stimmungsnovelle „Des Küsters Feierabend“ in Nummern 141 und 142 der Abendzeitung vom 14. u. 15. Juni 1820. Gedicht wie Novelle tragen allerdings die Unterschrift „Heine“.

Sie sind, schreibt Schwering, „völlig übersehen worden, kein Forscher hat sie bis heute aus der fast hundertjährigen Vergessenheit ans Licht gezogen, obwohl sie mit dem Namen des Dichters unterzeichnet sind.“ Das klingt wenig überzeugend.

Man lese die Dichtungen und urteile selbst. Die Verse lauten:

### Der Nachtschmetterling.

Bleib draussen, du Kleiner, und sehne dich nicht  
Herein zu der Kerze verderblichem Licht,  
Du fliegst so sicher in freier Natur,  
Was lockt dich des Lichtes verblendende Spur?

„O lasse mich Harter, zum Fenster herein,  
Will laben mich drinnen am goldenen Schein,  
Hier ist es so dunkel, ich dürste nach Licht.  
Versage der Sehnsucht die Wonne doch nicht.“

So komme, doch gnüge dich ferne zu stehn,  
So mancher hat oft wohl zu viel schon gesehn,  
Wohl leuchtet die Flamme, doch ist sie auch heiß,  
Drum traue zu viel nicht dem schimmernden Kreis.

„Ich danke dir, hal wie es ruft und spricht;  
Ich möchte dich küssen, o fürchte dich nicht,  
Es locket mich magisch zum Brennpunkte dort,  
Da lebet das Leben, es ziehet mich fort.“

„O weh, meine Flügel! ich sinke herab,  
Der Lichtpunkt ist ein betrügliches Grab,  
Ihr Brüder! bleibt draussen, in Dunkel gehüllt,  
Wie schmerzlich wird Sehnsucht in Flammen gestillt.“

In der Erzählung heißt es etwa:

Draußen wehte eine warme Frühlingsluft, und ob die Sonne gleich noch oben stand, war alles doch schon still geworden im Dorfe, und nur drinnen in den Häusern schürte man noch vieles zum Feste zu. Konrad ging langsam den Hügel hinauf, über den grünen Kirchhof, mit beklommener Brust, in die helle Kirche und tat, was ihm oblag. — —

Ist das Heine? Kann das der Heine sein, der aus den Gedichten der Frühzeit, den Tragödien und dem Buch der Lieder entgegenblickt?

Wo ist sein schalkhafter Spott, wo seine bitter phantastische Trauer, sein helles Lachen, seine düstere Spukstimmung? Hier wird statt Sekt Wassersuppe aufgetischt, elegische Sentimentalität und sanfte Zufriedenheit. Das ist auch Schwering nicht entgangen. Der Professor sagt: „Nirgend ein schalkhafter Seitenblick, eine spöttische, bittere Bemerkung! Rein und voll, ohne alle Dissonanzen läßt er die feierlich-elegische Stimmung seiner Erzählung ausklingen. In dieser Hinsicht steht die schlichte, kleine Novelle vereinzelt da unter Heines Dichtungen.“

Dieses Empfinden hätte um so mehr zur Kritik herausfordern sollen. . . Erst wenig hatte Heine bis zum Februar des Jahres 1820, d. h. bis zum Erscheinen des Gedichtes „Der Nachtschmetterling“ veröffentlicht. Gedichte sowie eine Novelle aus der Frühzeit sind bei dem Brande in Hamburg im Haus der Mutter mit vernichtet worden. Fast sämtliche dieser Poesien, soweit sie bekannt sind, sind jener Sphäre des Traumhaften, Grausigen entnommen, und von der verloren gegangenen Novelle berichtet Heines Bruder Max in seinen Erinnerungen (S. 227), daß das rote Sefchen und die Hexe von Goch, die Schwester des Düsseldorfer Scharfrichters den Hauptinhalt gebildet hätten.

Grade die Früh-Dichtung aber, in der wir das Element des Schauerlichen gänzlich vermissen, kann für Professor Schwerings Ansicht am allerwenigsten ins Feld geführt werden. Denn sie behandelt den gleichen Vorwurf, wie der Nachtschmetterling. Es ist das in Nr. 33 des Hamburger Wächters vom 17. März 1817 erschienene Gedicht „Die Lehre“ (Mutter zum Bienelein „Hüt dich vor Kerzenschein!“ Doch was die Mutter spricht, Bienelein achtet nicht; usw. [s. Elster II, S. 112]). Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß Heine den gleichen Stoff nicht 3 Jahre später an anderer Stelle noch mal, wenn auch in veränderter Form, veröffentlicht hat. . . Vielmehr läßt sich als außerordentlich wahrscheinlich ansehen, daß das Gedicht, und die Novelle ebenso, v o n e i n e m N a - m e n s v e t t e r H e i n e s h e r r ü h r e n , — wie zwei weitere Beiträge der Abendzeitung, die in den Jahren 1820 und 1821 unter dem



Namen H e i n e erschienen sind. Beide sind wohl von Schwering übersehen worden. Der erste erschien in Nr. 54 am 4. März 1820 unter der Ueberschrift ‚Gnomen‘. Ich setze ihn hierher.

„Hast du im Herzen nur Gott, am Busen die treue Geliebte,  
Und den Freund an der Hand, brauchst du nicht weiter die Welt.“

— — — — —  
Frage den Morgen du nie nach seinem Bruder, den (sic) Abend,  
Heißt er Trauer, er kommt wahrlich noch immer zurecht.  
Heißt er Tröstung, dann schleicht mit ehernen Füßen er vorwärts,  
Und zur Trauer gesellt zweifelndes Harren sich noch.

Daß diese Gnomen nicht Kinder Heinrich Heines sind, leuchtet ein. Sie haben nichts Heinesches an sich. Sie sind zudem in einem Versmaß geschrieben, das Heines Autorschaft gleichfalls auszuschließen scheint. Ich verweise auf die kleine niedliche Erzählung seines Bruders Max (Erinnerungen S. 37—39: der unglückliche Hexameter), die mit dem Satz schließt: ‚Heine hat Wort gehalten, denn außer einigen zahmen Xenien, in Gemeinschaft mit Carl Immermann verfaßt, hat er nie wieder in diesem Versmaß gedichtet.‘)

\* \* \*

Der andere von Schwering übergangene Heine-Beitrag findet sich in Nr. 242 der Abendzeitung vom 9. Oktober 1821. Es ist ein Gedicht ‚Der Herbst‘, unterzeichnet ‚Heine‘. Daß dies Gedicht nicht von Heinrich Heine herrührt, steht unumstößlich fest, und zwar . . . durch das Zeugnis des Dichters selbst. In die Nr. 256 der Abendzeitung vom 25. Oktober hat er folgende Bitte einrücken lassen:

„Der mir unbekannte Verfasser des ‚Der Herbst‘ betitelten und bloß ‚Heine‘ unterzeichneten Gedichts in Nr. 242 der Abendzeitung, würde mir einen ziemlich großen Gefallen erzeigen, und mich mißdeutungsfähigen Berichtigungen überheben, wenn er in der Folge die Güte haben wollte, seiner Namen-Unterschrift wenigstens den Anfangsstuben seines Vornamens beizufügen. Berlin, den 16. Oct. 1821. H. Heine.“

Mit dieser Bitte wollte sich der Dichter für die Folge vor Verwechslungen schützen, — denn sein Gedicht „Der Glückwunsch“ war von der Redaktion angenommen worden und erschien bald darauf in der Nr. 258 vom 27. Oktober 1821. Weitere Beiträge von ihm enthält das Dresdner Blatt nicht.

Also die Abendzeitung hat noch einen anderen Mitarbeiter Namens Heine gehabt. Es wird logisch sein, ihm die von Professor Schwering angeführten Dichtungen zuzuschreiben — die von vornherein so wenig für die Verfasserschaft des größeren der beiden Namensbrüder sprechen.

### Manuskripte

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Dritter Jahrgang No. 28

(No. 2 des Sommer-Abonnements)

1. Juni 1913

# PAN

Alfred Kerr

Herausgeber



## J N H A L T:

Alfred Kerr: Deutschlands Stunde — Der Sezess — Gegen-  
zwang — Gelehrigkeit — Junker und Juden — Coffein-  
frei — Cadinen und Hausministerium — Professor  
Kraeger — Der Kunstwart — Berliner Kritik — Der  
Türmer

S. Klabund.....Verse

Hans Blüher.....Zur Erotik des Wandervogels

Kurt Hiller.....Statt dessen verdienen die  
Feuilletonisten

Dr. E. Friedegg.....Hanswurst als Erzieher

William Wauer.....Zuschrift

Muster willkommener Einsendungen

H. G. ....Verse

Alfred Kerr.....Pan-Lexikon





## Deutschlands Stunde

### I

Vor drei Vierteljahren sprach bei uns der Franzose Georges Bourdon, ein ernster, unterscheidbarer, kaltblütiger Mensch, an die Vierzig, Abgesandter des Figaro, mit mehreren Einwohnern über Deutschland und Frankreich. Etliche meiner Worte sind schon vor acht Monaten herausgerissen und gehässig verhunzt worden. Die Gespräche sollen jetzt als Buch erscheinen — ich wünsche somit, ehe das Gequak mancher fälschenden Rüpel bei uns wieder losgeht, festzustellen, was notgedrungen festzustellen ist.

Ich zähle nicht zu den Feiglingen, die hinterher ableugnen, was sie gesagt. Der Grundriß meiner Bemerkungen wird in dem französischen Text vortrefflich nachgezeichnet. Ich habe die Wahrheit gesprochen ohne Rücksicht auf deutschen oder französischen Zorn; als ein aufrichtiger Betrachter dieses Erdballs, wo mir eine Zeitlang zu hausen bleibt; und als kein schlechter Genosse meiner engeren Umwelt.

Beim Wiederholen eines nichtstenographierten, viele Spalten langen Gesprächs ist es fast selbstverständlich, daß Einzelheiten des Ausdrucks vom Befrager statt vom Befragten geprägt sind. (Nur Einzelheiten.) Sie geben mitunter die Färbung. So finden sich Punkte, wo mir der französische Text etwas anders gefärbte Wendungen zuschiebt — (aber die Grundlinien des Gesprächs, das bleibt immer zu betonen, sind ganz treu, ganz deckend nachgezeichnet).

Ich erkläre somit nach allem Gesagten, der Einfachheit halber: daß ich Herausgreifer von losgelösten Sätzen, wenn das gesamte Gerüst meiner Worte nicht zugleich mitgeteilt wird, als Schwindler hinstellen und behandeln werde.

Es könnte sogar Herrn Karl Eugen Schmidt, Poiatz und Gemahl einer Montmartrefranzösin, der seine Schwägersleute gewerbsmechanisch als ein Volk von Verrückten schildert und sich damit für einen muntren Geist hält, klargemacht werden, was er ist.

### II

Unterdes kommt Bourdon in der Zeitschrift La Revue, wo das Einleitungskapitel seines Buchs zu lesen ist, auf meine Worte: Deutschlands Stunde habe jetzt geschlagen — es müsse später nach dem Naturgesetz physiologisch frischeren Barbaren weichen.

„Diese Worte des Sprechenden“, äußert er, „fielen, bevor der Donner des Balkankriegs erscholl; glaubt er nicht, daß die deutsche Stunde jetzt von slawischen Glocken übertönt wird?“ Il me parlait ainsi avant que les tonnerres de la guerre balkanique eussent retenti: n'est-il pas d'avis à présent que l'heure allemande, avant d'avoir sonné, risque d'être bousculée par l'heure slave?

Nein, Herr Bourdon. Später kommt es. Für Jeden. Naturgesetz. Bis jedoch die Sarmatenvölker große Glocken gießen, die mit ihrem Hall unsere jetzt ausgewachsenen Klöppel überdonnern: bis dahin verrinnen zehn Menschenleben. Sie und ich, wir schauen es nicht mehr.

Zehn Menschenleben wird wohl Deutschlands Stunde dauern. Eine hübsche Spanne. Raum genug, das große Beispiel eines sozialisierten und schmutzfreien Mittagsvolkes zu entfalten: mit Glück und Aufstieg und Gewimmel, mit billigem Leben, umwachter Gesundheit, Todbekämpfung, Bienenfleiß im Urbar-, im Geschäfte-, nicht zuletzt im Nachmachen, mit versichertem Alter, mit schwellenden, fernen, rankigen, schönen, innerlichen Traumgewinden — und mit der besten (mit der einzigen) Musik dieser Welt.

### III

Nachher könnte Deutschland leicht etwas . . . wie Schweden sein: wenn im Südost ein Bulgarenkaiser der alten Schwester Rußland ihr Königgrätz versetzt und neu-slawisches Weltführertum unter uns stillgewordenen, betagten, gefriedeten, edlen Völkern aufrichtet. Abermals für einige Zeit. Für wie lange? Hernach kommen Schlitzaugen, Mandelaugen; und Neger. Auch die Wolligen möchten mal ran — ich habe das früher schon gezeichnet. Auch die Wulstigen wollen die Welt überschatten. Die Stunde kommt, wo der prachtkräftigste Knalldeutsche gegen die künftigen Herren ein dekadenter Aristokrat ist: gegen diese spätesten Meister der Welt, — die aber neue Eigenschaften heraufschleppen. Auch gute, niegeahnte, stärkere: weil sie physiologisch frischer sind. Neue Wahrzeichen. Dann ist nicht mehr Blondhaar und Blauäugigkeit das Edle, das Echte — sondern das Merkmal der allein Richtigen wird Wulst und Wolle. Ich hab' es geschildert: Wer um Schnauz' und Schädel Wulst und Wolle hat, nur der ist dann, wie heute wir Blonden vorübergehend, ein herrlicher, gesegneter, trefflicher, hoher, leuchtender, edler, famoser, machtvoller, begnadeter, ritterlicher, strahlender, tapferer, vorzüglicher, besonnerter, ausgezeichnete, ehrlicher, treuer, heldenhafter, tüchtiger, starker, gebenedeiter, prächtiger Stammesfreund; heil! Ich sagte damals: Der Houston Stewart Chamberlain dieser Künftigen (vorgeschrittener in der Hirnbildung, erstens weil er klüger ist, dann weil seine frischere Blutkraft auf den Bestand später Entwicklungen gepropft ist) heißt Tschimbur-lun massa. Und ein geschäftskundiger Schminkeles-Harden wird schon die „schwarzen Menschen“ einmal wöchentlich als seine ernsteste Sorge erklären.

Tenez, Georges Bourdon, c'est la vie.

Mittlerweile dauert noch Deutschlands Stunde; hell wie der Mittag, reich wie der Juni . . . trotz dem Schmarotzen seiner Machthaber.

### IV

Dies glaub' ich.

Ich selber lebte gern in einer Zeit, wo die Duallas, die Somalis begonnen hätten „dekadent“ (nämlich entwickelt) zu sein, ahnungsferne Zusammenhänge blitzhaft zu erfassen, unsere Technik zu krönen, andere

Tonleitern zu pfropfen, die Flugfahrt zu gipfeln, ihre waldbürtige Seele mikroskopisch zu feilen, kurz, neue Tugenden zu düngen in die vollendungs-späte Welt — und wo Haß zwischen Deutschland und Frankreich dümmern geworden sein wird, als zwischen dem Berliner Lehrergesangsverein und den Sängern von Köln.

Tenez, Georges Bourdon, ce serait la vie.

Kerr

---

## Der Sezeß

### I

Ich hätte davon lieber nicht gesprochen.

Bin ein Außenseiter, der vor gemalten Welt-Teilchen von seinem Seh-punkt öfters ungeklärte Luft bemerkt . . . und Erhellung sucht, nicht vorgibt. Es ist halb und halb eine Bilderfrage (ich entscheide solche nur für mich — ziemlich glaubenslos, ohne bisher die Entscheidungen drucken zu lassen). Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen.

Aber es dreht sich um Recht und (hier schrillt mein Wecker) um Kritik.

Ich sehe keinen Lokalfall. Sondern einen Zeitfall.

Auf andren Feldern wiederholt sich das.

. . . Ich bin der letzte, Paul Cassirers rüstige Kraft nicht voll zu werten. Seine (wie die arabischen Beduinen am Saum der Sahara sagen) Gewuhre. Für die Sezession hat er viel getan. Er ist nicht immer gut behandelt worden — und jetzt zu neuer Hilfe benötigt. Wenn er sie mit einem Präsidententitel entgolten haben will, hat er vielleicht Recht. Er hat überhaupt Recht. Die Sezessionsleute nicht. Sie hätten ihn damals zum Ehrenmitglied machen sollen: nie zum Präsidenten.

Das war ein Schildbürgerstreich. Die Republik mit dem Großherzog an der Spitze. (Oder: als ob die vereinigten Nordseefischer zu ihrem Haupte den stärksten Engrosabnehmer in Hamburg satzten.)

Ein Kunsthändler mit zwanzig Sonderbeziehungen, mit zwanzig Sonderpflichten, zwanzig Sonderneigungen taugt nicht zum Chef einer Maler-Innung: selbst wenn dieser Kunsthändler Paul Cassirer heißt.

Also: die damals in der Sezession aufmuckten, waren im Recht.

Sie haben heut ihr Teil. Daran ist nicht zu rütteln.

### II

Vergleicht man bloß das abgewiesene Bildnis Meier-Graefes von Spiro mit angenommenen und aufgehängten Bildnissen von dem, von dem (und überdies von dem), so herrscht kein Schwanken: das Recht ist gebeugt worden.

Sicher unbewußt. Aber dies ist ja das Schlimme: daß es ihnen schon geschieht, ohne zur Erkenntnis zu kommen. Daß sie das Falsche gläubig tun. Traurnsicher.

Redet man die Juroren wach und fragt sie: „Haltet Ihr wirklich ein Stilleben von (— —) für wertvoller; Bilder von X., von Y. und — jotte-



doch — von Z. für zukunftsträchtiger als abgewiesene Leinwände von A, B, C unter den Aufmuckern?“, so werden sie staunend sagen: „Nein; es ist wahr; wir haben im Dämmer gehandelt.“

### III

Verjüngung ist herrlich. Schon „sah ich manches Auge flammen, und klopfen hört' ich manches Herz“. Aus Süddeutschland erklärt mir eine gute junge Stimme, sie freue sich über die „begrüßenswerte Reinigung“; (mit dem Zusatz, daß wider die Jüngsten der Malerei „sinnlos gehetzt wird und die blöden Zweigroschenwitze gerissen werden“; daß von der Berliner Presse „nichts — aber auch nichts für die Jungen und Modernen getan wird, eine oder anderthalb Ausnahmen sind vorhanden“).

Gewiß. Mein Briefschreiber ahnt kaum, wie heroisch sogar die Preisrichter handelten; . . . da sie zu den Abgewiesenen fünfmal mehr innere Beziehungen haben als zu den Aufgehängten. Die Griechen äußerten: „Das Schöne ist schwer.“ Verdammt schwer.

Sonderung, Sichtung. Allemal. Doch es kommt auf das Wie an. . . . Aus einem überladenen Boot sollen die Dicken entfernt werden; da läßt der Steuermann alle, die mit ihm schlecht stehn, raussetzen, — und seine dicksten Bekannten, die noch viel dicker sind, bleiben drin. Himmelbombenschwefeldonnerdoriakruzitürkensakrafuffzigeinhalb noch mal. Das geht nicht.

Ablehnen. Aber soviel sie wollen. Künstler jedoch wegen Aufmuckens wider einen Kunsthändler zwiebeln: das unter gar keinen Umständen.

### IV

Der Fall ist anders als man denkt. Ich stelle mir nicht vor, daß etwa Paul Cassirer gesagt hat: „Die damals gegen mich waren, sollen's nun schmecken, so enden alle Feinde Israels!“ Keine Spur. Die Sache liegt viel schlimmer. Die verbündeten Maler haben rein triebmäßig schon in seinem Sinne gehandelt. Das ist der Punkt. Alles ehrliche Männer; und alle haben unbewußt Bedauerlichstes getan.

Merkmal der Läufe! Noch in der Politik eine Hingiebigkeit ganz im Dämmrigen der Seele.

Die Preisrichter sind unantastbare Menschen, mir befreundet, auch die Kollwitzin ist darunter. Was man ihnen zu sagen hat, heißt also nicht: „Gesteht“. Sondern: „Erkennt“.

Fahrt Ihr nicht aus einem Irrtum in dem Augenblick empor, da jemand in sokratischer Methode murmelt . . . . : „Ich bin gewiß, daß, hätte X. damals wider den Präsidenten gemuckt, trotzdem das Bildnis, das jetzt hier hängt, hier hinge — lieben Brüder.“ Oder, wenn jemand murmelte: „Ich bin gewiß, daß, hätte der Schöpfer jenes Blumenstücks damals wider den Präsidenten gelockt, trotzdem sein Werk, das hier hängt, hier hinge.“ Was äußert Ihr, lieben Brüder?

### V

Hoffentlich dies eine: . . . . daß Ihr jetzt nicht Himmel und Hölle bewegt, um einen so glatt nachweisbaren Irrtum zu stärken; sondern: daß

Ihr, als Rechtes Wollende, schließlich als beseelte Menschen einen Standpunkt einnimmt, daß die Verfechtung minder ehrt als die Erkennung.

Als der Kritiker Fritz Stahl das merkwürdige Zusammentreffen zwischen einer Abweisung und einer Abstimmung sachdienlich erwog, (weil er sah, was wir sehen: daß alle Präsidengegner plötzlich Verjüngungshemmnisse geworden sind), hat er, in drei Teufels Namen, seine Pflicht erfüllt. Schuldigkeit eines Kritikers ist nicht bloß, zu melden, wie gemalt, auch wie Gemaltes behandelt wird. (Er soll hierbei nichts scheuen, selbst die mit . . . Gerüchten wirtschaftende Rachsucht eines Einzelnen nicht.)

Wie steht es denn beim Theaterkritiker? Auch für ihn sind nicht Monologe, Peripetie, Schauspielertat umgrenzt zugemessene Dinge seines Bereichs: das Ethos dieses Kunstbezirks insgesamt ist es. Er darf Außenpunkte des Betriebs werten. Eine Direktionsmenschlichkeit beklopfen. Jede Schillerkrönung aichen oder ächten. Jeden Mißbrauch sieben. Jeden Irrtum peitschen. Jeder Zensurstrich ist ein Ding seines Gegen-Gutachtens. Jede vom Dramaturgen beschlafene Beginnerin ein Ziel seines Schutzes. Jede Absetzung: seines Wahrspruchs. Und ein Bildkritiker dürfte nicht wägen, was in der praktischen Politik seines Bezirks erfolgt? Man will ihm den Mund verbinden? Es ihm eintränken?

Auch Bildkritiker, die wegen Erfüllung der Pflicht heimgesucht, gepisackt, verklagt werden, sind zu stützen . . . von der ganzen Gilde. (Gleichviel, ob von den Gildenmitgliedern eines links, eines rechts haust.) Ein zusammengeschlossener Schritt aller Kunstrichter hätte die Antwort sein müssen.

Er müßte sie noch sein.

Kerr

---

## Gegenzwang

Dies ist mein Wort für „Repressalien“. Gegenzwang muß jetzt geübt werden, weil in einer penetrant duftenden preußischen Wahl die alte Verkürzung der Wertschaffenden wieder blödes Ereignis geworden ist.

Was da stattfand, hat mit Wahl soviel zu tun wie Boykott mit Bukett, Azteken mit Asketen, Parsifal mit Pasewalk, Malossol mit Masseltoff.

Gegenzwang: Rüstungsbedarf nicht mehr bewilligen. Ohne Faxen und Empfindeln. Sind Rüstungen künftig eine für das Landesdasein ernste Notwendigkeit: so muß die Oligarchenschaft um ihren Preis ein unehrliches Mittel schießen lassen — oder sie ladet auf sich den Vorwurf der „Reichsfeindschaft“; den Vorwurf, aus Selbstgier Breschen für Kriegsgegner offengelassen zu haben . . . lieber als den eignen Landsleuten ein simples Recht herauszurücken, das eroberten Elsässern schon zusteht. Sie ladet auf sich den ewigen Haß: ein Schwarm feiger schmierer Schollenverräter, Auslieferer an die bewaffneten Fremden zu sein. Und wie die pathetischen Worte sonst lauten.

Sie würde damit verkündigen: lieber soll Deutschland untergehn, ehe wir von dem Eigensinn (einem Lande das nicht zu geben, was das Reich schon besitzt) ablassen.

Gegenzwang! Handelt witziger.

Warum habt Ihr keinen Entschlußwillen? Als neulich unter einem Aufruf gegen Truppenmehrung mein Name durch einen verdienten und überzeugten Schriftsteller ohne mein Wissen gebracht war, erhob ich wider den Einspruch Einspruch . . . nicht nur weil Keiner mit sich umspringen läßt, auch nicht von Wohlgewillten; sondern weil der Augenblick entzündlich war — Diplomatenschuld hin, Diplomatenschuld her. (Denn man bekämpft Brandstifter: doch im Augenblick des Brandes hat man kein Recht, zum Nichtlöschen aufzufordern.)

Ihr sollt aber die Machthaberschaft für die Zukunft warnen. Für einen Zeitpunkt: in einem, wo es noch nicht brennt. Sie bekommt amtsöffentlich die Versicherung, daß nichts in Zukunft mehr bewilligt wird. Sie hat Frist sich danach zu halten. Zu wählen zwischen besserem Hochverrat und selbstischem Eigensinn. Seid witziger.

Gegenzwang! Die Sippe ziert sich ja auch nicht. Sie gab nie was umsonst. Und ihre Legenden (Luther schreibt: Lügenden), ochsendumm, als hätte die Riesenschar der linksblickenden Deutschen weniger Schadensbeteiligung daran kriegserobert zu sein als sie, füllen in der Welt einen Zweck: Futter für den Abtritt.

Kerr

## Gelehrigkeit

Wie kommt Peter Altenberg zu Jean Paul? So kommt er dazu:

Karlchen Kraus 1913:

„Es ist seit Jean Paul wieder der erste Fall, daß . . .“

Kerr 1903:

„A n d i e L e b e n d e n .

Mein Nachfolger, der himmlische, wunderliche, verschwärzte und einer neuen Art des Humors wie des Empfindungsvollen erster Meister, Peter Altenberg, ist in Not und Krankheit.

Seine Kunst, geschaffen für das Verstehen weniger Menschen, ist ein Gegenstück zur meinen, die allen gehörte.

Dieser Deutsche hat neue Ausdrucksmittel in die europäische Welt gesetzt. Eine neue Art, die sozusagen mittönende, ferne Zonen der menschlichen Seele klingen läßt — und doch „exakt“ ist.

Laßt meinen Nachfolger nicht allein im Siechtum; . . . gebt dem Künstler Altenberg, daß er genesen kann; daß er dieses Dasein mit seinen Gärten, Wäldern und dem plätschernden Spiel der Schönheit noch



einmal atmend und glücklicher  
durchschreite.

Er hat es zu fordern.

Bayreuther Friedhof;  
geschrieben unter dem  
Abendstern.

Jean Paul."

---

## Junker und Juden

### I

Woran liegt es? Die Sicherheit jener Adelsgruppe — ist das ein Sport? Oder ist es das Klimakterium, vor dem Ende? Oder mechanisch eine Wirkung von Luftaufenthalt? von minderem Sichhineinknien in die Dinge . . . daher Frischerbleiben? Wille stärker als Vorstellung; weil Vorstellung Willensfeind. Oder doch jene fünffach gemehrte Kraft, so jeder Abschied einflößt? (Beim Verlassen des Schiffs steigert sich die Fähigkeit des Meervorstellens ins Wunderhafte. Und von Selbstmördern sagt man, daß die letzten zwanzig Sekunden eine Gipfelung alles Dagewesenen bedeutet.)

Am 20sten Mai ist in Mecklenburg die Verfassung zum hundertsten Male gescheitert — das ist nebensächlich. Aber mit Staunen bemerkt man, daß ja diese durch den Grafen Schwerin-Mildenitz vertretene Gruppe des Adels aufs Haar verwandte Regungen herbergen muß, wie unsereiner sie bei dem entgegengesetzten politischen Willen hat. Ich bewundere nicht spielhagensche Malte-Naturen oder suderweibliche Schmink-Ulrichs; diesen wirklichen zähen Widerständlern jedoch ruft man anerkennend wie ein Fachgenosse zu: „Meine Hochachtung, Sie sind ein Aas.“ (Nur: ein unkompliziertes Aas; während wir die komplizierten Aase sind.)

Die Ritterschaft in Mecklenburg hat nicht etwa lediglich feinfühlende Liberale zu Strelitz oder Neubrandenburg besiegt, sondern den Großherzog; den Obmann Friedrich Franz, der eine Verfassung erstens aus Menschlichkeit wünscht, zweitens aber Geldvorteile davon hat, indem seine Zubeßen dann geringer werden. Abgelehnt. Klimakterisch festgeblieben.

### II

Was zeigt Preußen? Auf dem Lande jetzt bei der Wahl haben sie gesiegt, wie sie wollten, das kennt man, — aber wird nicht jeden Tag von Leutenot gesprochen, die eine Wahrheit ist? Der Landarbeiter macht sich selten . . . etwa nicht? Also: der Gutsherr braucht ihn; mehr als er den Gutsherrn. Aber der Abhängige setzt sich hier bei den Wahlen durch; und der dringend Gebrauchte, der spielend Erpresser sein könnte, duckt . . .

Was ist der Grund? Bei dem Gebrauchten: unbestimmtes Gefühl des Preisgegebenseins; Erinnerung an Hunger; Aberglaube vor dem Befehl; eine verschnaufende Zufriedenheit am Sperling in der Hand.

## III

Hundert Hebräer in der gleichen Lage wären hundert Wahlsieger: weil die Technik des Kämpfens in zwei Jahrtausenden erworben ist, apriorisch lebt; weil das schmerzlich verfeinte Gefühl für Unrecht eine baumdicke Macht wird; weil Erinnerungen vielleicht an die Rote Korah, vielleicht an Prophetenhoheit gestorbener Cousins wirkt; auch Erinnerung an die Gleichheit im gestrigen Gefängnis, an freien Aufruhr und Hader auf der Schicksals-Insel vom Barbarenmeer umspült; vielleicht weil sie mehr Epochen im Leibe haben, weil sie den Rummel der Weltgeschichte kennen, für den Flußlauf der Entwicklung eine Wünschelrute halten, weil sie aus Haß vor trockner Luft die Meeresküste stärker ahnen, ein klimatisch-heilsames Welten-Thalatta tiefer schätzen — weil auch sie verschnaufen wollen, aber nach bezwungenem Weg.

## IV

Warum leisten sie dann in mittlerer Bürgerschicht politisch wenig? (Wenig? Es war bis heut eine ziemliche Menge.) Links haben sie alles gemacht. Doch an einem bestimmten Punkt wirtschaftlichen Wohlstandes hören sie auf.

Der Ghetto-Itzig hat Bauernkraft; und sein Plus an Schulung. Tut sich keinen Zwang an. Verlauster Herrenmensch mit allem stolz-witzigen Erkennen des Zustandes. Ein verkrusteter Kerl ersten Ranges. Aber bei vierzigtausend Mark Rente, bei der Mischung mit Eingeborenen, die einen Neugierde-Reiz entfachen, auch den Kitzel der Abwechslung; die geistig bequemer im Umgang sind als die stets kampfbereiten, auf Sprung und Lauer liegenden Blutnachbarn mit beißendem Urteil, Zergliederungsmacht, Ruhmsporn, und die man schon kennt — in dieser Mischung fallen sie ab, setzen sich zur Ruhe, werden äffisch, sind unsicher auf neuem Feld, zeigen die verecundia von Lehrlingen (tief sitzt auch die gottseidank nicht) — und manche bildhübsche mesopotamische Skiläuferin hat . . . ich möchte sagen: nicht nur etwas Tau-Frisches, sondern zugleich etwas Tauf-Risches. Sie fallen ab, mit vierzigtausend Mark Rente, wie die Katharinenplummen. Dies ist — labbrig, ekelhaft, faul — das jüdische Bürgertum. Sie lassen dann ihre Kinder „schmadden“, uäh, aus Modefeigheit, aus Ichmangel, und behängen sich mit Kronenorden: weil in die Waldkraft hoher lausiger Widerstandsjahre Schlaftropfen gesickert sind.

## V

Sie aber bestimmen heute politisch das andre Bürgertum in der Stadt. (Wie die Schlechtergestellten das Rad sozialer Forderung rollen machten.) Und weil diese mittleren Juden so vollgeessen sind, so zur Ruhe gesetzt, ohne den alten Gärtsaft in den Adern, der in beschissenen Stammesleuten weiterwohnt: darum hat leider das germanische (also slawische) Bürgertum in den Städten — das politisch gestoßen sein will — so wenig Sprungmacht, so wenig Hartheit, so wenig Beginnertum . . . und sein Wirtschaftswert prunkt berghoch über seinem politischen Belang.

Daher die Komik des Liberalismus.

Was aber bei der (kraft Heirat) wachsenden Verjudung der Junkerheit hier aus einer wirren Triebkreuzung schließlich entstehn kann: das weiß nur Brehm, Darwin und Jehova.

Kerr

## Coffeinfrei

Die coffeinfreie bremer Aktiengesellschaft fördert unsere Dichtung, indem sie eine Literaturzeitschrift herausgibt. Der Lyriker singt hier wie das Vöglein im HAG und schlägt vielleicht neue Bohnen ein.

Soll das Großgewerb keine Beziehungen zur Dichtkunst haben, wie zur Malerei? Das geschützte Wort „Ariadne auf Naxos“ könnte der Name für eine Perlen-Imitation sein. Ein Kragen heißt manchmal bereits Traumulus.

\* \* \*

Es kann auch umgekehrt kommen. Zuerst würde mal der Gegenstand in den Handel gebracht — und hernach ein Werk auf ihn geschrieben.

Während Traumuli Schöpfer von dem späteren Kragen nichts hat, bezög' er von dem vorausgegangenen Prozente. Wahrlich ich sage Euch: das ist besser als eine Sammlung zum fünfzigsten Geburtstag.

\* \* \*

Im Ernst hat übrigens die Plakat-Entwicklung niemals die Kunst geschädigt. Die Maler haben nichts verloren: die Plakate haben gewonnen.

Kerr

---

## Cadinen und Hausministerium

Beim Erscheinen des Jagdbuchs hab' ich hier gezeigt, wie sich Herrn Hardens Haupt plötzlich ehrfurchtsvoll zwischen den Rockschoßen des Kronprinzen befand, und Bewegungen machte. (Dies Buch war „das Geschöpf einer in Deutschland ungewöhnlichen Erzählerkunst“. Man lese nach.)

Ein anderer Zug von Zutraulichkeit sei hier berichtet. Eine Verwandte jenes Herrn Birkner, der Cadinen dem Landeshaupt vermacht hat (und von kachelkaufenden Architekten als Ordensvermittler über das Grab hinaus verehrt wird) — eine nicht reiche Verwandte des Herrn Birkner schrieb aus Italien, wo sie lebt, an Herrn Harden: falls du publizistisch die Anfechtung des Testaments durchsetzest, kriegst du soundsoviel vom Hundert.

Der Empfänger hätte nun den Brief unbeantwortet lassen . . . oder kurz erwidern können: er mache keine riskanten Geschäfte, wenn sie nicht glatt gingen wie Kürting-Fürstenberg. Er verbitte sich die Beteiligung an andren Werten.

Er tat jedoch . . . Es steht nicht fest, was er tat. Aber der Brief ist heute im Hausministerium.

Der Brief ist wahrscheinlich zu Fuß ins Hausministerium gegangen.

Ein schöner, wenn auch überflüssiger Zug — der am Ende dem Guts-herrn zu Ohren kömmt.

Kerr



## Professor Kraeger

Professor Dr. Heinrich Kraeger, der zu Düsseldorf in der Kgl. Kunstakademie eine Rede gehalten hat, war ein zutunlicher, freundlicher Nordwestling, als er in Berlin Germanistik lernte. Zart, nicht gewaltsam; nett und von jenem lichten Blond, das Finnen und Slaven immer gehabt haben (während die alten Germanen, o du mein Tacitus, als rotblond geschildert werden).

Kraeger spricht in seiner Rede von „jener großen Leipziger Messe, die mit Napoleon endlich Schluß machte“. Hierauf nennt er ihn „jenen Briganten aus dem heißen Korsika“. Er bemerkt zu dem Kampf zwischen Preußen und Napoleon: „Wotan hier, Surtur dort“, und sagt vom Briganten aus dem heißen Korsika, es sei „als hätte die Edda diesen Feuerdrachen v o r a u s geahnt“. Nachhergeahnt ist noch schwerer. Ob Surtur hinterdreinnehmen kann, steht dahin, während der Verfasser gewiß auch nicht währenddessenahnt.

Professor Kraeger weiß, daß die Nichtblonden der schlechtere Teil der Menschheit sind, Na, ich bin blond. Die Ströme blonder Völker drängten, wie er streng, aber gutgelaunt feststellt, mehrfach „bis über die Alpen nach Griechenland und in (?) Italien, wo sie zwei-, dreimal in der Geschichte eine glänzende Kultur schufen und diese solange hielten, bis ihr helles Blut von der dunkleren Umgebung verbraucht, aufgesogen oder verderbt worden war“. So trug sich die Geschichte zu.

Was den Marschall Vorwärts anlangt, so ist man in der Lage, eine fesselnde Mitteilung zu machen; Blücher hat „allen zu verschweigen gewußt, daß in ihm eigentlich Thor oder Donar, der Gott des Hammers, und Wotans des Hohen, hohen Bruder, wiedergekommen war“. Es steht überhaupt nicht so schlimm; unlängst hat glücklicherweise Daniel Fryman („dessen schlichter Name einen Mann aus hohem Deutschen Adel decken soll“) ein Buch geschrieben, das äußert sich über „das unverantwortliche Treiben der sozialdemokratischen Volksverführer“, dies Buch ist „eine heilige Schrift“, Kraeger selbst würde zum Abfassen einer heiligen Schrift wegen seiner Grammatikfehler nicht bedingungslos berufen sein. Der Professor schreibt: „Längst daran gewöhnt, alles vom Handelsstandpunkt und vom eigenen Nutzen aus zu betrachten, i s t e s ja auch zum Haare-raufen, wenn...“

Längst entsetzt über ein furchtbares Deutsch, ist es ja auch zum Akazienerklettern, wenn Chamberlain (welcher, nach der treffendsten Kritik, die Grundlügen des 19. Jahrhunderts schrieb und öfter des Schwindels überführt wurde), die Reinheit der ariogermanischen Gesinnung vertreten sollte, während Kraeger die Reinheit der Sprache vertritt.

Einmal sagt er (welsch; pfui): „Après nous le déluge.“ Wir sind aber, wenn auch „rassisch vielfach verunreinigt“, ein Volk, das „w i e s e i n K a i s e r . . . innen und außen endlich klare Bahn zu schaffen entschlossen ist“. „Wenn der Kaiser und König sagt: jetzt ist es Zeit.“

Man halte Keinem entgegen, es sei nur eine Akademie, woran er wirkt. Das tut nichts.

\* \* \*

Nachschrift. Alles was wahr ist.

Wahr ist: 1.) der russische Feldzug hatte Napoleon zerrieben; 2.) bei Leipzig kämpften auch Deutsche gegen Deutsche; 3.) die rassistisch reinsten Deutschen hielten ja verräterisch zu Napoleon — während nur der durchslawte Landesteil den Sieg errang, das Rennen überhaupt gemacht hat.

Also: man rühme nicht den Mehrheitskampf bei Leipzig, sondern die drei folgenden Menschenalter. Denn was dieses Volk in hundert Jahren erarbeitet hat, ist von erstaunlicherem Wesen.

Kerr

---

## Der Kunstwart

Er bringt über „fortgeschrittene Lyrik“ einiges Abgedroschene.

Und wenn er meine Beweggründe verdächtigt; wenn er vor diesem Anteil an ein paar werdenden Gestalten „etwas vom Bluffen“ erzählt: — wie wird Herrn Avenarius (dem Herausgeber, der mit A zeichnet), wenn ich mit schofler Verdächtigung umgekehrt etwan äußerte: „Sie sind vielleicht ‚fortgeschrittener‘ als Ihr Blatt — Sie tun aber den Mund nicht auf, um keinen Spieß-Abonnenten wegwanken zu sehn!“

Daß er die keimende Musik des Dichters Ernst Bläß nicht erkennt, ist gegen mich kein Vorwurf. Doch ist es ein Vorwurf gegen ihn, daß er eine Gestalt von der vagantenhold frechen Liedkraft Klabunds überlegen anranzt. Er nennt ihn ein „Jüngel“, „dies Bürschlein“, „das Früchtel“:

Wenn ich einen jungen Kerl verreiße, darf ich das; die Schläge kommen von einem Verwandten. Tut es aber ein Jen- und Außenseiter; tritt er wie ein Gödeke (nein, wie ein Ödeke) vor ihn: so hat er wenigstens manierlich in der Anrede zu sein — wohin „kommen wir sonst“? Es geschäh' ihm, gottbehüte, daß ein junger Mensch echot: „Sitzpauker! Alter Knacker! Tapirgreis!“ .... Das „wollen wir doch nicht einführen?“ was?

Grüß Gott.

Kerr

---

## Berliner Theaterkritik

Eine Zeitung in Wien bat mich um Aeüßerungen über die Berliner Kritik; ich schrieb im wesentlichen folgendes:

Sehr geehrte Redaktion!

Sie fragen, was ich von der Berliner Schauspielkritik denke. Sie hat seit Ibsens und Hauptmanns Emporkommen Außerordentliches bewirkt. Sie hat eine Stadt zum Ernst gezwungen; sie hat Banausen zum Echten gedrängt; sie hat Schulter an Schulter mit Otto Brahm (der ohne starke Kritiker sein unvergleichbares Lebenswerk nie hätte durchführen können) die Leute genötigt, große Kunst zuschlucken, sich an Starkes heranzutrauen, Wesentliches zu fordern.



So gab es zwanzig Jahre hindurch ein Publikum, dessengleichen sonst in der Welt ich nicht gefunden habe. Widerlich sind zwar die einzelnen Zuschauer; man ächzt, wenn man sie trifft. Ein Erdspalt möge sie verschlingen. Man haßt ihre Kleider, ihre Augen, ihren Gang, ihre Nähe; doch es ist bei allem eine prachtvoll gestufte, verfeinte, gerechte, mutige Hörschaft geworden — dank den Peitschenhieben einer auf den Kern der Dinge gehenden Kritik.

## II

Kein Auditorium Londons ist in seinem Kunsturteil von Belang für die Welt. Die Theatergäste von Paris, angeblich den Abschattungen aller Zwischenreize vertraut, sind in Wirklichkeit vor den Brettern geduldig, ruhegerig, altersfurchtsam. Längst fehlt ihnen die Kraft, Ungewohntes, Keimvolles hinzunehmen; die Herrlichkeit neuer Barbarismen zu verdauen. Sie ertragen kleinlaut, was man ihnen vom Gewohnten bietet. Herrschend sind in Frankreich heute (trotz Antoines gar zu kurzer Jugend) reine Geschäftsdirektoren; Versippung auf Gegenseitigkeit; bezahlte Blätter; greisenhaft vorsichtige Kritik.

Berlin aber hat . . . nicht eine bloß gebildete, sondern eine sehr innerliche Hörschaft bekommen, dank seiner Kritik. Die Zuschauer haben jenen Blick für Einzelheiten (auch im Technischen), der einen Auftritt wegen schwacher Begründung verhöhnt; wegen eines anfechtbaren Abganges zischt; wegen eines morschen Charakterbaues ulkt. Das Publikum der ersten deutschen Stadt war bis vor kurzem das beste, nicht aller möglichen, doch aller wirklichen Schauspielhäuser, seit Ibsen, seit Hauptmann, seit Brahm . . . und seit uns. Zur Schärfe (durch Schärfe der Treiber) erzogen. Zugleich aber sucherisch und gewillt Wertvoll-Kühnes anzuerkennen. Eine Kritik, die mit Hauptmann und Ibsen wuchs (oder Hauptmann und Ibsen mit wachsen ließ), hat an der schoflen Spree das Ihrige getan, ein Werk vollbracht. Durch eine geschichtliche Blütezeit ist man wie im Traum gegangen. Und wie im Traum schuf man sie mit.

## III

Der Abstieg begann mit Reinhardt. Das Große, Stachlig-Herbe weicht heute zurück. Die Mehlspeis beginnt.

Es tritt nun langsam die Zeitungsnotiz des vom Direktor gemieteten Dramaturgen an Stelle der Kritik. Herr Max Reinhardt (ein vor mir liegendes Yankee-Paper braucht endlich das Wort: „The Barnum of the stage“) organisiert auch im Hinblick auf die Kritik böse Neuerungen des Niedergangs. Was ein kritischer Blücher durch das Schwert gutzumachen vermöchte, das kann die tägliche Notiz bezahlter Direktionsfedern wiederum aus der Welt schaffen. Und weil der ganze Kulissenbetrieb hier so begeisternd auf die Schwachen wirkt; weil Reinhardt (nehmt alles nur in allem) trotz edleren Zügen doch gefällige Virtuosität und hervorragende Bijouterie bedeutet; weil er trotz jüngeren Beschwichtigungsversuchen in kleinerem Grad Erlebnisse schafft, als Veranstaltungen: darum gewinnt heute so schnell die Notiz ihren Vorsprung vor der selbständigen Kritik. Man sucht also nicht bloß Aufführungen, sondern ein Theater in Szene zu setzen. Die vom Direktor gewünschte Meinung frißt um sich; und der Zuschnitt von London wird in kurzem erreicht.



IV

In den zur Beeinflussung der Presse dienenden „Blättern des Deutschen Theaters“ verbreiten Angestellte fromm und schlank irreführende Mitteilungen. Gibt man das Stück eines betrüblich mißbegabten Franzosen, so heißt es dort, daß er „als eine der stärksten Hoffnungen des jungen Frankreichs gilt“. In dieser Art. Kein Buchstabe davon ist wahr . . . In dem Parkettgast bleibt aber manches haften. Jeder kriegt ein Heft in die Hand gedrückt.

Ein flittriges Managertum rückt in den Vordergrund. Was Reinhardt, der scheue Künstler, an Reklame fingert oder fingern läßt, geht auf keine Kuhhaut. Das rinnt klebend in die Kritik und sucht ihre Wirkung durch tausend Mittel zu hemmen, wettzumachen.

V

Zugleich mit alledem sprießt, wie die Milben im Weichkäse, ein Heer von weichen Begabungen empor. Pflanzen der kultivierten (nein, wie kultivierten!) Masse, für deren Köpfchen jeder Manager Weltangelpunkt ist. Validol hilft nichts.

Sie nehmen Raum ein, sind Privatleute, reden jedoch besser als die mittelmäßigen Herausgeber von Theaterblättchen, wirken alle mit. Strömt herbei; immer ran, immer ran; jeder äußert sich (nu, warum nicht?) mit Nüankssen. Von Hause her zu seicht, um etwas auch nur Dürftiges über das Herz einer Dichtung, über ihr Menschliches zu sagen, beginnen sie jedwede Kritik ungefähr mit folgenden Worten als Hauptsache: „Links vor dem Fenster, als der Vorhang aufging, stand ein Stuhl. Der hiermit angedeutete Wunsch des Regisseurs . . .“ In dieser Art. Und wenn das Buch Hiob selbender mit der Bergpredigt von einem Genius dramatisiert wäre, das Gutachten wird sicher beginnen: „Die Form der Drehbühne . . .“

Aeffchen! Sie wimmeln und mehren sich. Dies Episodenschauspiel zu verfolgen, macht Spaß. Gleichwie die Frage belustigend wirkt, wann der Gong von Direktoren die Stimme der Kritik totmacht . . . und ob, mit einem Wort, Berlin morgen ein besseres London sein wird.

Geht die Entwicklung logisch weiter, so pachtet eine Gesellschaft, mit oder ohne Film, den Platz für die Kritik in Zukunft gegen bar.

Dies, geehrte Redaktion, ist über Vergangenheit, Gegenwart und Ausichten der berliner Kritik mein bescheidenes Urteil. Hoffen wir, daß es falsch ist.

In vorzüglicher Hochachtung

Alfred Kerr.

\* \* \*

C o d a. Unbekanntes und Kennzeichnendes hierzu: Die meisten berliner Thespisse haben die Abmachung mit Redaktionen, daß eine eingesandte Notiz mit mehr oder weniger Sicherheit Aufnahme findet. Die Theaterhandhaben das jetzt etwa folgendermaßen: der Dramaturg schreibt, wenn nicht genug Notizen erschienen sind, mit der größten Frechheit an die Zeitung: „Sie haben über das X-Theater in den letzten vierzehn Tagen mehr Notizen gebracht als über uns; ich beschwere mich hierüber auf das allernachdrücklichste — und muß Sie bitten, in Zukunft . . .“ In dieser Art. Deutsche Redakteure dulden es? ihre Langmut erschöpft unsre.

## Der Türmer

Ein Dr. M. Ritzenthaler spricht über das junge Frankreich im „Türmer“ (herausgegeben durch J. E. Frhrn. v. Grotthuß; mit anheimelndem Untertitel: „Monatsschrift für Gemüt und Geist“. Wohl mehr für Gemüt.)

Doktor M. Ritzenthaler knüpft an mein Gespräch mit Bourdon an und wendet sich wider einen Nebenpunkt, daß man den Franzosen heut sanfter gesittete, schlaffere Triebe, milderer Menschentum zutraue. Im Gegenteil, sagt er (und schöpft aus Literaturmerkzeichen als ein Literaturmensch), die Jungen sind heute dort wiedergeboren, stählern.

\* \* \*

Sie könnten das dreimal sein — und ein Kerl, der mit lebendigem Gefühl durch Frankreich wandert, wüßte doch, wenn er Sinne, Tastglieder, eine Witterung hat: wieviel kleinlauter, weiser, gewaltferner dies Volk der Zinsbezieher, dessen Muskelgrößen unter napoleonischen Schlachtfeldern ruhn, geworden ist.

Ich weiß noch, mit welcher unrüttelbaren Ueberzeugung mir Zola still sagte (der gegen Ritzenthalers Kennerschaft leider nicht aufkommen wird): „Ein edles Volk, prachtvoll usw. — doch erobern tut es in diesem Erdteil nichts mehr.“ Aber wie Ritzenthaler meint. Bitte.

(Der Aufsatz des von ihm berufenen Franzosen schließt zufällig mit Worten über einen zu suchenden „Pfad“ zwischen feindlichen Völkern — und „ni l'erreur, ni la colère, ni l'ignorance, ni l'orgueil n'y conduisent, mais la sagesse, la vérité, la justice, la civilisation, le sacrifice.“ Stählern; Was, Ritzenthaler?)

\* \* \*

Die Monatsschrift für Gemüt befaßt sich öfter mit mir. Dort spricht einer (als Epigone der Kriegsgeisel Boy-Ed) von dem „alten Friesenwort“ (das er bestimmt nie befolgen würde): „Lever doot as Slav!“ und von Heinrich Kleist. „Was brauchen wir noch Kleist, wir haben ja Kerr.“ Der geborene Sardoniker. Gegen die Peitschenschläge des Genies kann keiner an.

Ich muß aber doch einmal den Ursprung des von Größen wie Sudermann, Boy-Ed und diesem Unbekannten, für Gemüt und Kleist mißbilligten Wortes zurückrufen. Vor elf Jahren in einem Aufsatz „Hannibal“, schrieb ich folgendes:

„Jawohl, die Barkas alle haben sich einen tragischen Ruhm geschaffen — und ihrem Lande früheren Abschied . . . So aber war das Ende: ein Brandloch, ein Schutthaufen; ein Nichts . . . Ich weiß schon: lever doot as Slaav — lieber tot als Sklave. Gegen diesen Satz ist nichts einzuwenden; höchstens etwa, daß er kein wahres Wort enthält. Ich selbst würde lieber Sklave sein als tot. Sterben ist das einzig Dauernd-Unangenehme, das jemandem widerfahren kann. Auch bleibt der Akt des Sterbenmüssens die schlimmste aller Sklavereien. Die folgenschwerste, weil die folgenloseste. Also wozu der Schwindel? Die Wahrheit ist: lieber dreimal Sklav als doodt.“

Wie steht vor diesen Ehrlichkeiten der Wortbold einer patriotischen Zeitschrift?

Ich erwarte, so er meine Schätzung erringen will, die Nachricht seines Ablebens. Nach den Landtagswahlen bestimmt.

Oder die freimütige Losung seines Daseins: „Zum Blähen geboren, zum Schauten bestellt.“

---

## Mein Herz

Von H. G.

Mein Herz ist müd' und triste,

Es treibt's nicht lange mehr;

Das Ende wär' nicht schwer.

— Wenn ich nur später wüßte

(Das ist die große Frage,

Sie läßt mir niemals Ruh):

Was sagst nur d u dazu?

Am nächsten Tage.

---

## Zur Erotik des Wandervogels

Aus einer Zuschrift Hans Blüher's,  
der von der Bundesleitung ohne Recht  
bekämpft wird.

Als ob man eine Beobachtung nullte,  
wenn man den Beobachter ausschließt.

... Dieser Verfolgungskampf hört nicht auf; es scheint eine dauernde latente Bereitschaft zur Abwehr überall vorhanden zu sein, wo die Inversion eine stärkere Rolle spielt. Ich habe in meinem Buche ausdrücklich gesagt, daß sich meine Beobachtungen nur auf den vergangenen Wandervogel beziehen und daß ich das Urteil über den gegenwärtigen meinen Lesern überlasse. Was geschieht? Der heutige Wandervogel übersieht diese Erklärung, die ihm doch als Pförtchen zum Entschlüpfen hätte dienen können, und benimmt sich ganz so, als ob alles so geblieben wäre, wie früher. Ich befinde mich daher jetzt in einer wissenschaftlich sehr interessanten Position: ich stehe als Einzelner genau so einem Gesellschaftsgebilde gegenüber, wieder Psychotherapeut einem einzelnen Kranken. Eine schöne und dankbare Gelegenheit, den Zusammenhang oder besser gesagt, das Verhältnis von Massenpsyche und Einzelspsyche einmal in ganz exakter Methode zu erforschen, denn ich registriere jetzt genau alle die merkwürdigen Erscheinungen, die die Reaktion auf mein Buch hervorbringt. Der Wandervogel befindet sich mir gegenüber in der Position des



Nichtwahrhabenwollens, genau so, wie der Psychoneurotiker dem Arzte gegenüber. Und der Wandervogel scheint mir auch heute noch ein wunderliches Gemisch von Psychoneurose und Gesundheit. Dabei strömt mir eine Fülle höchst interessanten psychischen Materiales zu, und das alles zeigt mir deutlich, daß der heutige Wandervogel eben genau so sich nach bestimmten Gesetzen bewegt, wie der frühere, nur dürfte die Situation dem Bewußtsein gegenüber verändert sein.

Da nun eben, wie ich schon sagte, mein Verhältnis zum Wandervogel jetzt dem des Arztes zum Neurotiker entspricht, so müssen auch die dort bestehenden persönlichen Bindungen hier eine Rolle spielen. Und da ist es zunächst das Phänomen der sogenannten *U e b e r t r a g u n g*, das ins Auge fällt, und das sowohl dem ungeübten Arzt in die Kur, wie dem eitlen oder ängstlichen Forscher in die Wissenschaft pfuschen kann. Der Kranke *ü b e r t r ä g t* seine Libido sowohl in der Form der Liebe, wie in der des Hasses auf den Arzt. Und so scheint es auch mit dem Forscher zu gehen. Die privaten Zuschriften, die ich bekomme, neigen — einige wirklich sachliche abgerechnet — zur Erhöhung meiner Person, die offiziellen zur Herabminderung. Beides hat objektiv keinen Wert und ist rein psychologisch zu verstehen. Aber es ist wichtig, zu sehen, von woher, von welchen Instanzen diese verschiedenen Wertungen stammen. Natürlich wird die dekorative und repräsentative Instanz stets die Herabwertung bevorzugen — und dies ist reichlich geschehen — die private und innere die Heraufwertung. Ich bemerke hier noch, daß diese beiden Instanzen wider Erwarten dicht beieinander liegen: so werde ich von da, wo die Hauptverwaltungen liegen, offiziell stark herabgemindert, aber dicht daneben, von Menschen, die mit den offiziellen Herabminderern in engstem Zusammenhange stehen, z. T. auf offenen Postkarten sichtlich erhöht. Und so geht das Spiel fort. Dort stößt das Bewußtsein entschlossen vor und greift hastig zu meinen Problemen, dann wieder zieht es sich, von der Zensur bedroht, hurtig zurück. Um einen Vergleich aus der Individualpsyche heranzuholen, erinnere ich an jenen Geistlichen, der sich einmal äußerte: ja, „als Geistlicher“ muß ich die Prostitution natürlich verdammen, aber „als Mensch“ darf ich sie als ein notwendiges Uebel ansehen.

Aber zweierlei ist merkwürdigerweise *n i c h t* geschehen: nirgends wurde mein Material als „kühne Behauptung“ hingestellt, was doch das Bequemste wäre, da ich ja doch die Namen der Personen nicht nennen darf; und nirgends wurde der wissenschaftliche Charakter meiner Arbeit angezweifelt. Beides wurde vielmehr in der Wandervogelpresse an mehreren Stellen zugegeben. Der Kampf gegen mich geschieht ausschließlich auf dem Affektwege. Wenn man nur nicht vergäße, daß diese Affekte in der Individualpsychologie bereits eine durchaus bekannte Rolle spielten, nämlich die der „Abwehreinstellungen“ gegen das Bewußtwerden von Tatsachen, die von der Zensur noch nicht losgelassen sind!

Hans Blüher

## Statt dessen verdienen die Feuilletonisten

Von Kurt Hiller

Vor achtzehn Jahren begann die Ermordung Oscar Wilde's. Jetzt publiziert jemand Memoirisches . . . und beschuldigt Lord Alfred Douglas, den Dichter, damals Wilde's geliebten jungen Freund, roher Unterlassungen. Douglas klagt.

Ergebnis: Gefundenes Fressen für die Reporter beider Welten; Sensation; zehntausende von Spalten voll Ausbreitungen verjährter Innigkeiten (und Krämpfe) vor Scharen neugieriger Dreckgesichter; automatisches Inblütetreten eines Schmutzverbandes irdischer Journalisten.

Das larmoyante Feuilleton wuchert. Man erinnert sich einiger fin-de-siècle-Clichés: der Hand, die in den Haaren der Herzoginnen gewühlt hat, um nun Taue aufzupfen zu müssen; des schrecklichen Bades . . . und verdient eine Masse Zeilenhonorar. (In Deutschlands vornehmster Gazette fand ich eine Plauderei ‚Inferno‘.)

\* \* \*

Warum kotzt niemand? Warum wagt kein Geistiger aufzustehn und, ohne den Ehrgeiz eleganter Wendungen, deutlich und laut zu äußern:

Nicht darauf kommt es an, daß viele jetzt merken lassen, sie kennen Dante-Titel. Nichts liegt an sentimentalischen Betrachtungen. *G e t a n w e r d e n m u ß e t w a s*. Unter keinen Umständen wiederholen darf sich die Erd-Schande, daß ein wertvollster Mensch wegen unschädlicher Akte zu Tode gefoltert wird.

Wilde hat nicht nur Unzählige für ein paar Stunden erquickt; er hat nicht nur Bunbury und dergleichen, sondern auch die herrliche Abhandlung von der Seele des Menschen und dem Sozialismus geschrieben; unerhörte Dialoge; den Dorian; und hat damit der Gezühlten viele in entscheidender Weise für ihr Leben bereichert. Das dankenswerteste, was einer uns antun kann, hat er uns angetan: uns stärkste Dosen geistiger Lust gewährt.

Im übrigen folgte er, als Privatmann, seiner Konstitution. Er beging, unter moralischem Betracht, genau dasselbe, was die gesamte Menschheit täglich begeht und begehen wird. Ein altes verrücktes Gesetz hat ihn getötet.

\* \* \*

Man kann der Meinung sein: Trieben, auch falls niemand dadurch geschädigt würde, darf niemand nachgeben. Dann muß man . . . nicht Oscar Wilde nur und seinesgleichen, sondern von den zwölfhundert Millionen geschlechtsreifer Bewohner des Planeten wenig gerechnet elfhundertneunundneunzig und eine halbe ins Zuchthaus schmeißen. Man kann aber nicht der Meinung sein: Den Trieben nachzugeben ist nur zulässig, wenn sie in üblicher Richtung verlaufen. Personen die Ehre, die Freiheit, das Leben zu stehlen, weil die Richtung ihres Geschlechtstriebes von der obligaten abweicht (ich rede von Personen, denen Verführung Ahnungs-

loser und Vergewaltigung Widerstrebender völlig fernliegt) — das bleibt unsinnig und barbarenhaft.

Seit Napoleon, der auch hierin Befreier war, haben manche Länder das eingesehen: Frankreich, Italien, Spanien und Portugal; Belgien, Holland, Norwegen; mehrere Kantone der Schweiz . . . Zwei Drittel Europas sperrt sich noch Tag für Tag, werden, weil es einer riechend denkfaulen Mehrheit an subjektivem Interesse fehlt, anständige, ja bedeutende Existenzen vernichtet. Oscar Wilde, auf den die kaukasische Rasse stolz sei, dieser gütige Spender des Edelsten, Typ, dem zu D a n k Gesetze bestehn sollten, . . . ward, empörendstes aller Beispiele, wegen seiner Liebe zu Jünglingen langsam hingerichtet.

\* \* \*

Wollt ihr, daß diese Schande sich wiederhole? Künstler, Arbeiter, Bürger: rafft euch zusammen und zerschmettert endlich Heuchelei, Brutalität und Blödsinn. Predigt, argumentiert, agitiert (durch Wort und durch Schrift) so lange in euren Gruppen, Verbänden, Staaten — bis die aufgerüttelten Regierungen nicht mehr anders können als . . .

Als das freiheitswidrigste, dämlichste und roheste Gesetz, das je gegen eine Minderheit, das im Laufe der Zivilisation je gegen eine wo nicht edle, so doch unschädliche und u n s c h u l d i g e Minorität ersonnen ward, klausellos zu beseitigen.

\* \* \*

Wer steht auf und spricht so? Niemand.

Statt dessen verdienen an dem Ereignis die Feuilletonisten.

## Hanswurst als Erzieher

Von Dr. E. Friedegg

Bald nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges — in der ‚Zukunft‘ vom 13. Februar 1904 — offenbarte Herr Maximilian H a r d e n: ‚Leicht möglich, daß der Gelbfuchs den Eisbären ärgert, bis Nikolaj Alexandrowitsch die Nervenruhe verliert und noch ein paar Schrittden zurücktrippelt, um den Ruf des Friedensfürsten zu retten. Und dann? Wäre denn etwa Rußland besiegt, das noch jede Niederlage ertragen hat, nach jeder erstarkt ist? Ein Waffenstillstand käme, ein unaufrichtiger Friedensschluß mit großmächtiger Hilfe und, als sicherste Folge, eine Wirtschaftkatastrophe, die unseren Erdball erbeben ließe.‘ So viel Prophezeiungen, so viel Unsinn. Zwei Wochen später schrie er begeistert: ‚Wenn Väterchen nicht nervös wird und Chamade schlägt, werden die Japaner z e r - q u e t s c h t.‘ Am 23. Juli 1904 triumphierte er: ‚Wer hält die Wette? Wenn Port Arthur noch vier Wochen widersteht, haben wir vor Mariae Geburt, wenn Kuropatkin erst im Herbst siegreich vorrücken kann, um die Zeit des Christfestes Frieden.‘ Mit diesen Voraussetzungen hatte er leider wieder Pech. Port Arthur widerstand mehr



als einen Monat, Kuropatkin wich erst im Winter zurück, und der Friede kam natürlich weder zu Mariae Geburt noch zu Weihnachten. Am 22. Oktober 1904 trotzte er: ‚Ein Japanersieg ist einstweilen nicht zu hoffen, zu fürchten; kein dauernder mindestens. Denn der Krieg hat erst begonnen, und Rußland ist stärker, als der Kneipenpolitiker ahnt . . . Nach menschlichem Ermessen wird Rußland den Krieg zu siegreichem Ende führen und — wie Skobelew im Türkenkrieg sagte — mit der Wucht seiner Mützen den ihm numerisch auf die Länge nicht gewachsenen Feind erdrücken.‘ Am 1. Januar 1905 gab er das Bulletin aus: ‚Bis heute kein irgendwie entscheidender Japanersieg.‘ Wenige Stunden darauf wird Port Arthur übergeben. Am 7. Januar 1905 flötete er: ‚Die Behauptung, der Krieg habe Rußlands Ohnmacht erwiesen, wird durch hartnäckige Wiederholung nicht wahrer.‘

Und dieser alte Possenreißer verhöhnt jetzt die Staatsmänner Europas, weil sie die militärische Schwäche der Türkei nicht erkannt hätten. Am 17. Mai 1913 behauptet er dreist, was die Sachverständigen mit Sicherheit nicht abzuschätzen vermögen: daß Rußland gegenwärtig auf einen Krieg nicht vorbereitet sei. Nebenher spielt er sich als den einzigen Kenner des Balkans auf, obwohl er auf seinen weiten Forschungsreisen durch die Balkanländer über Wien nicht hinausgelangt ist, obwohl er nicht den kleinsten bulgarischen, rumänischen, serbischen oder türkischen Satz aussprechen kann, obwohl er augenscheinlich außer den oberflächlichsten Zeitungsartikeln nicht einen Buchstaben über die Balkanbewohner gelesen hat. Er ist nämlich gar nicht belesen, er ist gar nicht der beste Kenner des Konversationslexikons (wofür ihn sogar die besseren Europäer halten, die in ihm durch alle besoffenen Phrasen hindurch den hohlen Wirtskopf längst erkannt haben). Man darf ihm im winzigsten Punkt nicht trauen, doch das eine glaube ich ihm: Er hat k e i n e n Zettelkasten! Er hat ein weit einfacheres Verfahren erfunden: Er sagt das Gegenteil von dem, was die gangbaren Zeitungen sagen, und die gelehrten Geschichtchen und die Geheimnisse, die er seinen kindischen Lesern aufischt, saugt er sich nach guter, alter Reporterart aus dem Finger. An dem Artikel Balkan-Memorial II. vom 17. Mai (und an j e d e m andern Aufsatz von ihm) ist das mühelos zu beweisen.

Am 17. Mai äußert Herr Harden die Meinung, der König von Montenegro habe im Krieg gegen die Türkei wie ein furchtloser Held gekämpft. Leider erklärte schon wenige Stunden, nachdem Herr Harden den Bürstenabzug korrigiert hatte, am 16. Mai Monsieur Pichon, der die auswärtige Politik der französischen Republik leitet, also ein Mann, der es wissen kann, in der Kammer: ‚Die Unterwerfung Skutaris ist mehr eine diplomatische als eine militärische Anstrengung gewesen!‘

Herr Harden schwindelt, es wären 18 000 Montenegriner gefallen. Nach den eigenen Angaben des Königs von Montenegro waren es sechstausend, in Wirklichkeit gewiß kaum zweitausend.

Herr Harden ist überzeugt davon, daß König Nikolaus in jedem Gedicht allen Kunstempfindern ein Entzücken wäre, denn er habe das

Format shakespearischer Helden (die bekanntlich auch an der Wiener und Pariser Börse à la baisse spekuliert haben). Denn Nikolaus hätte seinem Land Licht und Luft geschafft. In Wirklichkeit ist das Land unbeschreiblich arm. Das Budget des Staates — samt der Apanage des Königs und seiner Familie — ist nicht so groß, wie das eines einzigen Millionärs aus der Berliner Tiergartenstraße. Wer zwölf Hammel, ebenso viele Ziegen, einen Hühnerhof und ein Holzhaus besitzt, gilt für einen außerordentlich reichen Mann. Eine Industrie ist auch im embryonalsten Zustand nicht vorhanden. An landwirtschaftlichen Produkten werden von dem ganzen gesegneten Land im Jahre Werte für kaum zwei Millionen Mark exportiert. Eine allgemeine Schulpflicht besteht nicht, und von Analphabeten wimmelt es.

Herr Harden schwindelt seinen Lesern vor, daß Nikolaus freiwillig eine Verfassung gegeben und seinen Schwur auf diese Verfassung treu gehalten habe. Wahr ist, daß der Einsetzung einer konstitutionellen Regierung (im Jahre 1905) Dutzende von blutigen Verschwörungen vorausgegangen sind. Wahr ist, daß am 17. April 1907 der Ministerpräsident Radulovic sein Amt niederlegte, weil der damalige Fürst über die Art der Verwendung der Staatseinkünfte keine Angaben machen, über die verausgabten Summen keine Belege beibringen wollte. Der König ist nämlich sein eigener Postminister, sein eigener Handelsminister, sein eigener Finanzminister, sein eigener Marineminister und verwaltet dazu noch etwa sechs andere Portefeuilles im Interesse seines eigenen. Die ganze herrliche montenegrinische Verfassung steht nur auf dem Papier, auf das sie geschrieben ist.

Herr Harden schwätzt seinen Lesern vor, der König von Montenegro hätte ein Bürgerliches Gesetzbuch eingeführt, das die Zivilisten West-Europas bewundern. Wahr ist, daß die europäischen Juristen das Gesetz gar nicht kennen. Denn es ist in keine Kultursprache übersetzt worden. Es wurde von dem Bulgaren Balthasar Bogišić verfaßt, der sich an die Bearbeitung der Materie in einem Alter machte, in dem er in Deutschland gerade hätte Assessor werden können. Das montenegrinische Bürgerliche Gesetzbuch kann schon aus dem Grunde nur von der äußersten Dürftigkeit sein, weil die Rechtsverhältnisse in Montenegro denkbar primitiv sind. Die Rechtsgeschäfte erschöpfen sich im Eier- und Viehhandel gegen Barzahlung. Von einem Familienrecht ist keine Rede, weil nur der Familienvater Rechte hat — sogar das Recht über Leben und Tod seiner Kinder. Eine Ehescheidung ist z. B. in Montenegro undenkbar. Der Ehemann prügelt die Frau kurzerhand tot, wenn sie nicht pariert, und wird dafür nicht bestraft. Zudem steht die Rechtspflege in Montenegro unter allen Begriffen eines Europäers. Die Bagatellrichter sind keine Juristen. Sie heißen Kapetane, und sie sind Bürgermeister, Landrat, Polizeipräsident und Korpskommandant in einer Person. Wenn ein Montenegriner mit der Entscheidung des Kapetans, des ihm übergeordneten Kreisrichters und des Obergerichters nicht einverstanden ist, dann appelliert er an den König, der das Urteil beliebig abändert. Der Montenegriner braucht jedoch den

Instanzenzug gar nicht zu erschöpfen, er kann sich gleich direkt an den König wenden.

Herr Harden weiß offenbar nicht, daß es zwischen Montenegro und Oesterreich keinen Postanweisungsverkehr gibt, weil der edle Nikolaus die bei seiner Post eingezahlten Beträge in seine Tasche gesteckt hat, statt sie der österreichischen Postverwaltung abzuführen.

Herr Harden weiß nicht, daß der König von Montenegro den Bewohnern von Cetinje kurzerhand die einzige Wasserleitung seiner Residenzstadt (die dreitausend Einwohner hat) absperren läßt, wenn seine Söhne im Winter eine künstliche Eisbahn zu haben wünschen.

Hanswurst schließt seine Falschmalerei des Königs triumphierend mit den Worten: ‚So ist der von unwissenden Bengeln Verschriene!‘ Als ob es einen Bengel gäbe, der mit seiner Unwissenheit noch frecher zu protzen wagte, als er selbst.

---

## **Aus einer Zuschrift**

William Wauer, der Regisseur, schreibt (nach seiner Verurteilung):

Ich empfinde die ganze Sache nicht viel anders, als einer, dem ein Ziegelstein unversehens auf den Kopf fällt und ihn schwer verletzt — von einem Gerichtshof in einem gegen mich gerichteten Verfahren zu 200 Mk. Geldstrafe wegen Betrugs verurteilt zu werden. Natürlich habe ich sofort Revision angemeldet und gegen den . . . Zeugen die Einleitung eines Untersuchungsverfahrens wegen Meineids beantragt; ich habe auch die Blätter, die die Nachricht meiner Verurteilung veröffentlichten, dringend gebeten, ihren Lesern mitzuteilen, daß ich das Urteil nicht annehme — es hat aber nichts genützt.

Im allgemeinen ist es ja wohl Anstandspflicht in ein schwebendes Verfahren — und das Verfahren gegen mich schwebt noch — nicht einzugreifen und erst zu einer endgültig erledigten Verurteilung Stellung zu nehmen; die Berliner Presse scheint die Pflicht nicht zu empfinden, auch nicht die, einem Angegriffenen die Möglichkeit der Verteidigung zu gewähren.

Sie würden mich zu Danke verpflichten, wenn Sie davon Kenntnis nehmen und Kenntnis geben würden.

William Wauer.

---



## Muster willkommener Einsendungen:

Kopenhagen, den 12. IV. 13.

### I

Sehr verehrter Herr Kerr!

Anbei erlaube ich mir, Ihnen eine Skizze zuzusenden. Falls Sie dieselbe verwerten könnten, würde es mich sehr freuen. In anderem Falle ist eine Rücksendung, meines unbestimmten Aufenthaltes wegen, nicht erforderlich — und ich würde Sie höflich bitten, sie zu vernichten.

Hochachtend

N. N.

### II

Hameln a. d. W., den 12. Mai 1913.

Sehr geehrte Redaktion!

Am 13. April fragte ich von D. aus wegen des Schicksals meines Manuskriptes bei Ihnen an, das ich Ihnen am 12. Januar von Wernigerode unter Beilegung von Rückporto eingesandt hatte. Da ich bislang eine Nachricht von Ihnen nicht bekommen habe, werde ich, Ihr gütiges Einverständnis voraussetzend, noch zehn Tage warten und dann die Arbeit anderweitig verwenden.

Ich empfehle mich Ihnen

hochachtungsvoll

N. N.

Euer Andenken wird in Ehren bleiben.

---

## Die englischen Fräuleins

Von (jetzt erst recht) S. K l a b u n d

Die englischen Fräuleins gehen in langen Ketten durch die Stadt,  
Zwei und zwei, in ihren schwarzen Mänteln wie Morcheln, die man aus  
dem Boden gerissen hat.

Aber im Sommer tragen sie violette  
Schärpen um den Leib. Sie schlafen allein im Bette.

.....

Manche ist so schön,

Man möchte einmal mit ihr schlafen gehn.

Aber sie sind so klein und klein in ihren schwarzen Kapuzen,

Ich glaube, wenn man sie lieben will, braucht man ein ganzes Dutzend.

---

Vive la bagatelle!  
Swift

## Pan-Lexikon

Refreshment room.

Chaos.

= Der Lab-Saal.

= Beliebte Sachlage seit Nietzsches warmer Empfehlung. Tatsächlich schon vorher. Chaos ist einer der eminenten persönlichen Vorteile, deren Besitz nicht an mühsames Erwerben geknüpft ist; die reine Seele hat es am längsten und wird es nie los. Gipfelung im Säugling, in der Greisenruhr, Thode, Kritik.

Definition. Chaos ist: ein Zustand von einer Beschaffenheit. Oder meine Feinde gesagt. Chaos ist zugleich: der Vor-Zustand eines Sterns. Die Ansicht, wenn aus dem Chaos ein Stern geboren werde, sei nicht das Chaos das Bemerkenswerte, sondern der Stern, wird von den meisten verworfen, — begünstigt bleibt sehr der Vorzustand eines Sterns. Erläuterung: Schwärmerie für geschlagene Rennpferde, weil ein anderes schneller laufen wird. — Verbesserte Definition. Chaos ist: ein falscher Ausdruck, für „viele Keime“. (Besser als viele Keime sind viele Vollendetheiten.) Absichtliches Chaos: siehe „Schieber“.

Schammes. — . . . . . = Der Synagogendiener. Vgl. Bab. Staubwischen. Die Soutane mit Naphthalin einstreuen. Neben-Orte sauber halten. Spricht wirr, den Prediger kopierend. — Nur schwach, nicht gutartig.

{ Fair play. — . . . . . = Die Landtagswahl.  
 { Fairest play. — . . . . . = Die Jury.  
 Napoleon. — . . . . . = Vorläufer von Reinhardt.  
 { The flying dutchman. = Der fliegende Holländer.  
 { The lying dutchman. = Der Dramaturg.  
 Fatzke. — . . . . . = Der Anhänger.

Das Hindernispferd.	= Natura. (Macht keinen Sprung.)
Eloesser. — . . . . .	= Ausdruck für Genie und Leidenschaft.
Kern. — . . . . .	= Ein Teil des Pudels.
Skutari. — . . . . .	= Die Ommelette.
Oel auf die Wogen gießen.	= Tätigkeit vor Automobilrennen.
Stellingen. — . . . . .	= siehe „Oesterreich“.
Geweiht — . . . . .	= Menelaos.
Beatus ille. — . . . . .	= Cumberland. Glücklicher als ein Hagestolz. (Der Hagestolz heiratet seine Wirtschafterin, um einen Teil des Verschwundenen wiederzukriegen.)
Der Hilfsbremser.	= Fremdwort für Meier-Graefe.
Die richtige Mitte.	= !
Sanatoriumsgast.	= Der Verräter. (Er schläft nicht.)
Jahrhundertfeier.	= Das Benefiz.
Parasiten-Parasit.	= Karlchen Kraus.
Bethmanns Erfolge.	= Grazien. (Ausgeblieben.)
Das Volk steht auf.	= Sitte beim théâtre paré.
Mission	} . . . . . = siehe Nikita.
Demission	
Emission	
Theater der Fünftausend.	= Der Stalltrust.
Mugdan.	} . . . . . = Der Christ.
Harden.	
Friedländer-Fuld.	
Arendt	
Heinrich Grünfeld.	}
Aufbesserung der Be-	
amtengehälter. — . . .	= siehe „Krupp“.
Kip (p) ling. — . . . . .	= 1. Britischer Autor. 2. Das Flugzeug.

Kerr

### Manuskripte

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Dritter Jahrgang No. 29/30  
(No. 3/4 des Sommer-Abonnements)  
17. August 1913

# PAN

Alfred Kerr  
Herausgeber



## JNHALT:

Alfred Kerr.....	Du bist so schön!
Max Herrmann.....	Das Lied von der Freundschaft
Dieter Bassermann.....	Aus dem Festspieljahr
Wolf Ernő.....	Schigolch ungarisch
Edgar Dreher.....	Geschlechtliches im Wander- vogel

---

Wir Schreibleute — Bürgerliche Zeit — Wettbewerb des  
Freiherrn von Grotthuss — Sezessionsduell — Moissi —  
Zur Beachtung



Siehe die Erlebnisfolge „Verweile doch!“  
— in einem Januarheft.

## Du bist so schön!

Von Alfred Kerr

### 1. Fahrtgenossen

Man sollte von Rechts wegen statt einer Reiseschilderung nur eine Schilderung der Mitfahrer bieten. Dies Folgende mag ein Anfang sein. Die Erinnerung hieran kommt mir, weil sie ulkig und farbig ist . . . und hier der Regen gleichförmig und nordisch-traurig herabfließt. Herabfließt. Herabfließt.

\* \* \*

Als ich von Rom nach Neapel fuhr, saß in diesem Abteil ein Stationsvorsteher aus der Lombardei mit zwei Töchtern; dann ein Sizilianer, der sich nachher als Taucher entpuppte; schließlich eine Genueserin, die ihr Kind säugte (während das andere Kindchen Bonbons aß) — wir wurden im Laufe der Fahrt miteinander bekannt: bildeten eine geschlossene Gesellschaft . . . Der Taucher, ein Palermitaner, in Algier ansässig, fuhr auf einem Umweg nach der Heimat, um sein väterliches Grundstück zu verkaufen: denn seit er eine Marseillerin geheuert, war er willens, von Sizilien für immer fernzubleiben und sein Leben in Algier zu beschließen. Er war ein gewaltiger, schlächterhaft aussehender, schwarzer Mann, aber von gütigen und freundlichen Sitten. Er hatte seine Laufbahn aus Liebhaberei begonnen, war in Marseille in den Diensten einer Bergungsgesellschaft gewesen, hatte sich dann in Algier selbständig gemacht, viel Geld gewonnen, betrieb nun eine Art Seespedition im großen, wobei das Tauchen kaum noch eine Rolle spielte. Er besaß Wagen und Pferde, fuhr mit der Marseillerin, wie er erzählte, jeden Sonntag glücklich über Land, bald nach Blidah, bald nach Maison-Carrée (unweit von Algier), bald nach Bouzarea und schien der Menschenfängerin Nordafrika mit Leib und Seele verfallen. . . Seine Frau hatte Italienisch gelernt, weil er das Französische nur im allernötigsten Umfang meisterte; der Mann strahlte, so oft er von ihr sprach.

Ich brachte`nun in sein beruhigtes Dasein ein erregendes Moment, indem ich anfang, ihm von den Schiffen der spanischen



Armada zu erzählen, die damals im englischen Kanal untergegangen, — es gehe heut wieder die Rede davon, einen Versuch mit ihrer Bergung zu machen, ob er keine Lust habe, sich an dem Geschäft zu beteiligen . . .

Es war das Erste, was er hörte! Daß die Armada untergegangen, wußte er noch gar nicht! Ich erzählte ihm einiges von dem Krieg. Dieser Bericht über die Streitigkeiten zwischen Elisabeth und Philipp von Spanien brachte ihn aus seiner behaglichen Zurückgelehntheit. Er setzte sich gerade hin auf den vorderen Polsterteil und lauschte. Jedoch ein Geschäft war nicht zu machen, — zu diesem Ergebnis kam er bald. Er legte mir dar, warum. Für sein neu gegründetes Haus wären die Kosten zu bedeutend, auch wenn er nur einen Anteil übernehme, — und das Risiko sei enorm. So enorm, daß es beinah ein sicherer Verlust war, denn er glaubte nicht an die Hebungsmöglichkeit. Auch nicht an die Möglichkeit des Ausräumens. Es gebe da unten Strömungen, und er sei überzeugt, daß die Schiffe (schade um ihren schönen Silberschatz!!) heute ganz wo anders lägen. Und selbst angenommen, daß dieses oder jenes an dem Punkte festgehalten sei, wo es einst sank, so müßte man es ausgraben, denn der Sand, der Sand, ah der Sand habe längst alles umschlungen, bedeckt — jammerschade um den Silberschatz! Er erkundigte sich zwischendurch nach dem anzunehmenden Werte des eingeschlossenen Barbestands, denn die Spanier mußten doch ungeheure Truppenlöhne mitgehabt haben. Ich knappste nicht mit der Höhe. Er bedauerte schwer und giftete sich über diese Unsummen . . .

Der Stationsvorsteher, ein älteres Herrchen von wiesenhafter Munterkeit, mit einem Rötel-Teint, hielt aber die Ausbeutung der versunkenen Flotte nicht für unmöglich, er vertraute — als Norditaliener, der er war — ganz auf die Leistungen der modernen Technik. Sie machen heut alles! Warum nicht, — eh, eh, eeeh! Aber die es raufholen, werden nichts kriegen! Eine Gesellschaft wird alles schlucken! Eine Bank! Oder vielleicht Florio, der Schiffsmillionär! So ist es doch immer! . . . Er war fidel, frühstückte mit den zwei Töchtern immerzu.

Von diesen (ich photographierte sie, die Fahrt endete mit einem Freundschaftsbund) war Erminia fünfzehnjährig, Ernestina einundzwanzigjährig. Die junge schwarz mit knallroten Backen, ungeheure Esserin, es kracht alles an ihr, bei uns hätte man sie für neunzehn gehalten. Die ältere blond, stiller, weicher, — anschmiegsamer . . . Nachdem Erminia, die Esserin, in knackender Strammheit durch nichts in der Welt verschüchtert, zweieinhalb Wassergläser mitgenommenen Rotweins getrunken,

machte der Vater eine Gebärde des Stolzes und sagte mir: „Die trinkt Wein . . . ! Das ist eine Echte ! ! was ? !“ Ich fand auch, daß Erminia eine Echte war. Der capo stazione gab hier-nach seine Ansichten über das Weintrinken folgendergestalt. Er trinke jeden Tag, den Gott gebe, regelmäßig drei Liter Weins. Aber mehr nur selten. Drei Liter, wenn sie regelmäßig getrunken werden, schaden niemandem. Aber — wohlverstanden — er trinke nur roten. Er werde wohl so töricht sein und weißen trinken, der zum Delirium führt, — eeeh ! Weißwein ? buona notte ! ! Das gibt es nicht ! Allein der rote bringt Kraft und verlängert das Leben.

Hierauf erklärte der Taucher, er trinke täglich fünf Liter Wein. Ich sah mit Ueberraschung, in wie tüchtige Gesellschaft ich gekommen war. Fünf Liter täglich brauche man schon ; aber er stimme bei, daß der rote wirklich viel gesünder sei, als der weiße. Wenn er im Geschäft stark in Anspruch genommen sei (jedoch nicht beim Tauchen, natürlich), verpaffe er überdies drei Pack Zigaretten. Ohne die fünf Liter und die drei Pack könne er das Geschäft nicht bewältigen ! Seine Frau habe zu Anfang einen Widerwillen gegen Wein gehabt — sie trank nichts. Durch das Zusammenleben mit ihm habe sie sich aber nach und nach den Weingenuß angewöhnt, so daß sie jetzt unter fünf Litern täglich auch nicht mehr auskomme. Sie trinke genau so viel wie er selbst. Er gedachte mit stillem Leuchten der Marseillerin. Und auch er gab nun seine Lehre vom Wein-trinken. „Wissen Sie aber,“ sprach er, „warum es uns so gut bekommt ? Nichts ist leichter auseinanderzusetzen, ich will es Ihnen sagen, weder meine Frau noch ich, wir trinken niemals Alkohol.“ Ich fragte : „Wie — ? — ?“ Er sagte : „Weder Absynth, noch Cognak, noch Chartreuse und was es sonst gibt. Niemals ! mai, mai ! Das kommt bei uns überhaupt nicht vor !“

Die Genueserin, eine wohlgekleidete Frau von fünfunddreißig Jahren, hatte sich die Bluse wieder aufgeknöpft und gab ihrem Kinde zu trinken. Alle folgten teilnahmsvoll dem Vorgang. Sie erläuterte dabei, wie um sich für den Anteil erkenntlich zu zeigen, die Familienverhältnisse. Sie sprach, daß dies Mädchen elf Monat alt sei und Nunziata heiße, sie sei ein so lebhaftes und fast wildes Kind, — die Vierjährige, Cornelia mit Namen, sei viel leichter zu erziehen gewesen. Sie fügte zu, mit einem Blick auf die Jüngste : „— è Salernitana !“ sie ist in Salerno zur Welt gekommen : sie selber habe sich damals zu Besuch bei ihrer Schwägerin dort aufgehalten, jetzt reise sie wieder auf Besuch nach Salerno. Nunziatina hatte großen Durst. Bei uns in Deutschland wäre vielleicht der Schaffner eingeschritten —

oder ein Mitglied der Eisenbahndirektion? Aber hier . . . . Und das ist sehr schön und einfach-menschlich. Und alle solche Dinge hängen schließlich mit dem Klima zusammen. Nunziatina hatte mächtigen Durst.

Währenddessen lag die junge Erminia, die Esserin, halb wie eine Wurst anzusehen, verdauend in der linken Ecke, dann kam ich, dann die blonde, stille, schweigsame Ernestina, ihr Vater hatte die ‚Tribuna‘ vorgenommen, las; der Taucher schien zu rechnen, zu grübeln; draußen winkte die Stadt Capua. Der Zug flog weiter, ich saß zwischen den Stationsvorsteherinnen: die blonde, stille, ältere und ich wurden gegeneinandergeworfen, so daß wir unsere Schultern erst gewaltsam immer voneinander entfernen mußten — bis wir den Versuch aufgaben (weil der Zug so schlingerte) . . .

\* \* \*

Man sollte von Rechts wegen mal statt einer Reiseschilderung nur eine Schilderung der Bahngenossen geben: der Mitfahrenden. Dies hier war ein Anfang. Die Erinnerung daran kommt mir, weil sie ulkig und farbig ist, . . . und hier der Regen gleichförmig und nordisch-traurig herabfließt. Herabfließt. Herabfließt.

## 2. E m m y c h e n , l i e b e s !

Im Winter. Ich fliege nach der Zauberstadt Paris. Um herauszukommen. Für drei Tage.

Zwischen Brandenburg und Hildesheim: ‚Emmychen, liebes! Da bist du ja!‘ — ruft eine Dame, fünfundvierzig, unverehelicht (am Gesicht erkennt man das), die mit ihrer Tante (Potsdam) und mit dem Vater (achtzig, ohne Schneidigkeit, gedämpfter Landedelmanns-Stil, löwenhafter Kopf mit korrekt geschlichtetem Haar) zu einer Taufe fährt. Begegnung im Zuge. Emmychen hat erst wo anders gesessen: dreiundzwanzig Jahre (Potsdam). Offizierstochter auf zehn Schritt. Einfach, schlank. Uebersiedelung.

Das fünfundvierzigjährige Fräulein, die sehr reizvoll-feine Züge von offensichtlicher Schönheit (und etwas Nervös-Verweintes um die Augen) hat, spricht, um ihrer Menschenpflicht zu genügen, zu der Tante; sie könne ihr ‚eine‘ empfehlen; verbreitet sich über sie. Mit der Vorigen wär es nichts geworden, selbst wenn man sie genommen hätte; bei Frau von der D. hat sie immer für ganz große Gesellschaften aus dem Vollen gewirtschaftet. ‚Die Sorte kenn ich; sind wütend, wenn sie nicht alle Tage Diners kochen können!‘ Dann eine, die beim Rittmeister von Z. vor seiner Verheiratung



war. ‚Sie hat ihm Spargel auf den Tisch geschickt, nachdem sie draußen die Köpfe abgeschnitten hat. Nichts für dich, Tantchen.‘

Die Tante: ‚Nein!‘ Sie erzählt unvermittelt, ihr Schwiegersohn habe gestern vormittag ganz schwach an ihrem Hause geklingelt — was war es? Er saß zu Pferd und hat bloß mit der Reitpeitsche auf den elektrischen Knopf gedrückt! Er macht es öfter: aber es ist nur ein mattes Klingeln... Manchmal hat er durch Straßenkinder klingeln lassen, weil er nicht immer bis ‚ran reiten will, das schallt dann viel heller! ‚Na, wie sich Trudchen gefreut hat, sie war gerade bei mir zu Besuch, kannst du dir denken.‘ Trudchen ist ihre Tochter.

Die Fünfundvierzigjährige mit schönen, verweinten Augen erzählt, ohne daß ein Uebergang erfolgt, sie sei mal in Potsdam ein Stück mit einem Irrsinnigen gegangen. Jetzt kommt Leben in das Gespräch. Ein Irrsinniger. Ein feiner Herr, der immer sagte: ‚Moltke hat mir viel von Ihnen erzählt.‘

Sie merkt, daß er geisteskrank ist, aber sie hat nicht die Traute, von ihm loszukommen: er ging immer mit — ein grauhaariger Herr. Die Tante horcht verblüfft. Der alte Graf dämmert vor sich hin, er hat auf Erden das Seinige gekriegt; ist voll Teilnahmslosigkeit, völlig versunken. Emmy erschauert auf eine sehr niedliche Art. Sie erschauert für das ganze Coupé, bewußt, blickt zutraulich nach rechts und nach links, um festzustellen, ob man sie ansieht — und fragt zutraulich, wie die Cousine schließlich von dem Irrsinnigen losgekommen sei. ‚Wir gingen um ein Boskett herum, er rechts, ich links, ich blieb nun auf dieser Seite, und als wir an Trudens Haus waren, sagte ich ganz ruhig: Adieu! — und rannte die Treppe rauf. Trude mußte mich stärken.‘ Erleichterung. Der Graf dämmert. Emmy bringt unvermittelt die Unterhaltung auf ein neues Gebiet, indem sie kurzweg fragt: ‚Habt ihr ‚Seestern‘ gelesen?‘ Alle sind unterrichtet! Emmys Vater hat leider zwar jetzt so viel zu tun, daß er noch nicht dazu kam, ‚obschon es ihn‘ (sagt sie nachdrücklich) ‚als Offizier hervorragend interessiert‘. Sie guckt, wie öfter, nach rechts und links, traulich und entschlossen, um festzustellen, wie bei Fremden ihre Äußerung einschlägt. Der Alte mit den Löwenkinnbacken und den hellgrauen Augen erwacht aus der Versunkenheit, sieht ununterbrochen auf das Mädcl, wie sie plaudert. Er ist achtzig, sie dreiundzwanzig.

Er läßt die Augen nicht von ihr; einmal, als sie um Entschuldigung bittet, weil sie im Eifer beim Schlingern des Wagens ihn leise stieß, spricht er: ‚Du hast mir einen ganz blauen Fleck gestoßen!‘ — mit galantem Lächeln. Ich denke: er spricht

zu ihr noch immer wie ein Courmacher . . . (während er für alle anderen schlief). Er läßt das Mädel nicht aus den Augen; etwas in mir fragt: empfindet er nicht einen Schmerz, daß er in die Eiszeit entrückt ist, dem Grabe nah; daß wundervolle Gebilde wie das da nicht mehr für ihn auf der Welt sind. Jeder kann deutlich sehn, wie er diesem Luderchen zu gefallen wünschte, wie die übrigen ihn gar nichts angingen, wie kokett er ist. Kokett und melancholisch. Schwermut liegt auf ihm . . . noch in diesem dämmrigen Emporflackern.

Ich, zu mir: „Du bist jung, das Wetter ist mild — und dieser Zug trägt dich in die Zauberstadt . . .“

### 3. Die alte Frau

Ich sitze halb schlaftrunken in dem Zimmerchen eines kleinen norwegischen Dampfers, — der an der Westküste dahinfährt, nur mit Eingeborenen.

In dem schlichten Zimmerchen steht aber doch ein Klavier, ein altes Instrument — wer weiß, aus welcher skandinavischen Stadt . . . Gestern vor dem Einschlafen hab ich darauf gespielt, weil das Dampferchen wehmütig zwischen den Felsinseln entlang strich. In der verlassenen Eßkabine. Wohnlich, doch nebelhaft fern von der Sicherheit großer menschlicher Siedelungen. Der Kaptein trank Tee; der erste Steuermann trank Milch und aß norwegischen Ziegenkäse, der braun wie Schokolade mit leichtem Glanz von Fett darüber ist, dann schweren holländischen Käse, dann englischen Käse. Der Kaptein trank Tee. So schwammen wir dahin . . .

Oben in dem Schiffszimmerchen saß nachher eine alte norwegische Dame, vielleicht Abkömmlingin eines bauernadligen Geschlechts, mit großen grauen Augen und weißem Haar, achtundfünfzig. Sie saß und sann. Sie fuhr in die Nacht hinein; an der Felsküste hin; wer weiß in welchen verlassenen Ort ihres Landes. Der Abend schien zu frösteln. Das Schiffchen glitt und schwankte verschollen durch die halbdunkle Salz-Einsamkeit, daß man die Tasten kaum niederzudrücken wagte. Sie klangen dann leise wie von selber. Es war, als wenn ein anderer spielte. Das dauerte vielleicht eine Stunde. Die Stunde ließ Erinnerungen an Franz Schubert, Beethovenklänge, Fragendes, dämmerige Tongespräche von fern durcheinanderwachsen, daß mir heimatisch zumut wurde mitten auf dem entlegenen Wasser dieses Atlantischen Ozeans. Einmal war dann das Spiel zu Ende. Nicht mit einem Schluß — nur mit einem Nichtmehrfortklingen. Die alte norwegische Frau schwieg. Nach einer halben Minute setzte sie sich grade, machte die großen Augen ganz weit auf

und sprach, mit einem innersten Schmerz in aller Höflichkeit, daß sie tausend tausendmal danke. „Tusend Tak — og tusend, tusend Tak!“; noch anderes, was nicht zu verstehen war, sie schien sich an allerhand zu erinnern, — vor ihr lag ein grauer Abendrest des Lebens; die Wellen schlugen an die Holzwände des Schiffs, mitunter drang das Leuchten einer Boje in das Zimmerchen, und wir fuhren langsam vorwärts in die Ewigkeit.

#### 4. Engländer im Schiff

Etliche Tage war ich auf ein von Engländern behaustes Schiff geraten; wir lebten fast eine Woche friedlich mitsammen. Es sind gewaschene, sozusagen aus Erziehung freundliche Menschen. Sie scheinen das Freundliche so erlernt zu haben, wie das Halten des Rackets, das Zurückschlagen des Balls. Die Folge dieser mechanisch errungenen Fertigkeit ist: daß man zwar keinen Taktlosigkeiten in ihrer Gesellschaft begegnet; daß sie nicht brüllen, statt zu sprechen; daß sie nicht mit Vertraulichkeit unangenehm werden; daß sie jeden ruhig seines Wegs ziehn lassen, auch wenn er sich absondern will; daß sie sorglich-feinere Menschen sind. Immerhin... Etwas bildet sich in ihren Aeüßerungen heraus, das auf die Nerven fällt. Entsetzlich ist es, bei Tisch, auf Gängen, Korridoren, Landwegen mit vierzig Menschen zusammenzutreffen, von denen jeder jedesmal sich verpflichtet glaubt, Höflichkeit halber zu betonen, es sei ein kühler Abend oder es sei ein schöner Tag oder es sei eine hübsche „Szenerie“. Immer mit denselben Ausdrücken. Die Vokabeln *a splendid day*, oder *a fine morning*, oder *it looks very nice*, oder *it looks awfully nice*, oder (beim Teetrinken früh) das unvermeidbare, freundlich neckende „*so late!*“, *so spät!* — alle diese Worte hört jeglicher, der mit ihnen zusammenhaust, so oft, bis er nicht mehr anders kann und am Mastbaum emporklimmt.

Reden sie nur so schablonig . . . oder empfinden sie auch so? Manchmal scheint es, als hätten sie überhaupt nicht viel Empfinden für allerhand Lebensgebiete, — für das nicht, was wir als das träumende Blut eines gelockerten und erzitternden Menschen ahnen. Einmal, als das Schiff irgendwo hält, machen etliche von uns einen Spaziergang — bis wir an einen Berg kommen, der ganz unten völlig vergletschert ist. Eisblöcke; mit Rasen und Donnern eines wütenden Stroms. Alle haben denselben Ausdruck: *it looks so nice*, es sieht so nett aus. Wo steht ein Mast? Es ist ja hübsch, wenn man in solchen Augenblicken nicht die Wacht am Rhein singt . . . (und Nachbarinnen auch nicht Eisklumpen unter die Nase hält mit den Worten: „Willste mal an die Knospe riechen??“) Aber man hat hierfür den



Eindruck, daß diese täglich in Erzogenheit turnenden Menschen oft leer sind . . . . Manchen wird man gewisse Dinge nie klar machen. Ich traf in Drontheim englische Bekannte. Dort ist ein Dom, der in seiner Einfachheit den seltsamen Nordcharakter der Leute, die nur drei Monat lang ein bißchen Sommer haben, zeichnet. Die Natur dieser verlorenen Siedelungen ist Aufhören, Spärlichkeit, — das alles spiegelt sich in Beleuchtung und Bauten. Meine englischen Freunde sagten (übereinstimmend): „Es gibt viel schönere Kirchen in Italien, Frankreich und England!“ Das weiß ich . . . . Den Leuten fehlt nur der Sinn, etwa den Reiz dieser Spärlichkeit, eben dieser Nördlichkeit zu schmecken.

•   •   •

Trotzdem haben sie (bestimmt in allen äußeren Dingen, aber nicht nur darin) Vorzüge. Wo sie hausen, ist gut sein. Siedelungen, die sie mal im Besitz gehabt, wie die jonischen Inseln, zeigen von diesem Punkt ab glänzende Fahrstraßen im Gebirg. Auch sind sie, das muß ihnen jeder Neid lassen, gut angezogen. Beide Geschlechter. Auf sie zu gucken, bleibt eine Freude. Beim Essen langen sie auch nicht mit einem gereckten Arm, der wie ein Schmiedehammer zu fallen scheint, über den Tisch nach der Kompottschüssel. Haben eine nördliche Aesthetik, die vorher in diesen Gegenden bestimmt nicht da war und wohltuend bleibt. Sie haben endlich (dies ist das Wertvollste) die nicht ausrottbare Achtung vor der Unabhängigkeit; dieser oft betonte Zug offenbart sich in Kleinigkeiten beim Zusammenleben auf einem Schiff. Sie haben — nicht nur durch Geld, sondern durch Duldsamkeit ihres Auftretens — draußen unter den Völkern viele Freundschaft erworben. Die Briten sind ein Volk, das sie selbst mit dem Wort clever bezeichnen würden — was auf deutsch ein ausgeruhter Kopf heißt. Nett zu Fremden in hohem Grade. Sie haben ihre Tugenden. Und nur eines fehlt ihnen (was unser ist) —: dieser schwingende, zwischen den Dingen flirrende, kaum zu beschreibende Sinn, der an tausend Begebenheiten der Seele tausend Stufungen fühlt; der unbewußt in alle Spalten des Inneren lugt; und der am letzten Ende nichts anderes ist als . . . das Herz der Kunst. Etwas, das mit dem (sozusagen) Musikhaften der deutschen Welt verflochten scheint.

Und darum sieht ein Deutscher den fast südlichen Glanz mancher nordischen Stunde, das verdämmernde Glück mancher felsfernen Abendlichkeit mit anderen Augen an — auf demselben Schiff.

Auf demselben Schiff.

## 5. Seealpen

Winter . . . ?

Zu Füßen lag die Stadt mit ihren stumpf braunroten Dächern und das blaue, mildschäumende Meer; vor mir und neben mir jedoch rannen und rauschten sanft quellende Bergbäche; Olivenwälder mit unglaublich zartem Umriß des Laubs, die sonnten sich den Abhang hinunter, Schluchten und grünende Gründe waren erfüllt von Duftblumen, Duftblumen, das ganze Land roch nach Veilchen; Rosen fielen knüppeldick über graugelbes Gemäuer, die Vöglein sangen zum Steinerweichen, und über alledem hing selig ein blauer, auch dunkelblauer Himmel. (Zwischendurch stieß man im Gebirg auf ein rosa getünchtes Bauernhaus mit plattem Dach.)

Und die Wonne des Daseins beschlich den Menschen — mit dem Wunsch, noch nicht von hinnen zu gehn, noch lange nicht: sondern sich aufzurappeln und bis zum hundertundfünfzehnten Lebensjahr dies alles zu schmecken, zu riechen, zu atmen, zu fressen und zu schauen.

\* \* \*

Seealpen. Ich weiß kein Gebirge, wo alles im Januar so trieft und fluscht und vom feuchten Glück des Südens überseelt ist wie diese Gipfel, Wände, Bergtäler, verlorenen Ortschaften. Hier könnte man . . . eine Hütte bauen, und Ersatz finden für alles, nein: für fast alles, was einem das Dasein anderswo zu bringen vermag an zeitlichen Gütern, an Kämpferwonnen, an Schaffen und Hoffnung. Hier wäre man losgelöst von vielen mitstrebenden Zeitgenossen, erlöst vom Ehrgeiz, der trunkensten Einfachheit hingeschenkt — und nach langer Kulturarbeit einer ganzen Daseinshälfte nur dem schöneren Teile der Welt verlobt: dem Blühen, der atmenden Vertrautheit mit einem wundersam reichen Erdstrich, den großen schlichten Gedanken über den Zweck des Hierseins und die scharfe Wonne des Vergehens.

Hier könnte man . . . eine Hütte bauen.

\* \* \*

Die Menschen, mit denen man zu reden Anlaß findet, sind nicht bloß Kaffern. Man würde nicht verbiestern. Vielmehr sind sie, mag schon ein Analphabet häufig sein, innen ein Kulturge schlecht. Haben umgänglich sanfte Sitten, auch der Zerschabte stellt häufig einen gestempelten Edelmann ins Dunkel, weil er ein stillerer, höherer ist. Diese Leute sind Erben im Ausdruck, haben denken gelernt, zeigen sich voller Logik im Gespräch. Noch Arme haben hier Besitzungen, vor denen sich, mag ihr Boden auch nur etliche Weinstöcke hegen, ein Engelsreich öffnet. Sie

atmen zaubervolle Luft, sie kennen harte Jahreszeit nicht, sind von Jugend her das Glück sanfter Gebirgsriesen und glücklicher Meernachbarschaft gewohnt; sind nicht hoffahrend, auch nicht demütig: Brüder und Vettern, ihre Frauen bleiben von Pariserinnen durch Bräuche, nicht aber durch einen Rang entfernt, ihre Töchter haben schwarzen Glanz der Weinwelt in den Augen — doch sind es keine Italiener, keine Italienerinnen. Ein besonderer Schlag, von einem Strahl der Sonne Frankreichs beschienen.

Oliven sonnen sich. Wasserfälle wispern. Ihre Zitronenbäume hängen schwer und voll. Ihre Blumen duften. Der Himmel steht über ihnen. Hier könnte man . . . eine Hütte bauen.

\* \* \*

(Aber . . . man baut sie nicht: sondern reist in die wertgewonnene Verbannung, die nicht mehr zu lassende, wo man sich warm rauft; bis die Funken fliegen.)

#### 6. „Aber das dritte Mal?“

(Als ich nach Port Said kam, fiel ein junger Mann hinter dem Ladentisch um, Kolonialwarengeschäft, und war bald eine Leiche. Niemand ahnt, durch welche Ratte der arme, schlanke Mensch angesteckt worden; er wird verscharrt, Araber und Fellachen surren ihre Sprüche, machen Zeremonien.)

Jaffa. Ein Türke, chef du train, prachtvoller, riesenstarker Mann; erzählt mir Unerhörtes von der Pest (die vor kurzem dort gehaust). Daß die Leute umfielen — wie die Fliegen. Mit allgemeinem Mißmut fing es an; sobald sich Kreuzschmerz einstellte, war es erledigt. Nach zwei Stunden meldet sich der Tod. Kreuzschmerzen sind nach seiner Wahrnehmung der Anfang vom Ende.

Täglich kam er mit Kranken in Berührung, mit soundsoviel verpesteten Warenballen. Der Bahnbetrieb konnte nicht eingestellt werden. Abends ließ er die Kleider, die er getragen, an der Bahnstrecke, jeden Abend wurden sie verbrannt; jeden Tag erschien er mit neuen . . . man kann nicht sagen: Kleidern sondern mit Leinenbehängen. Das ging Wochen durch. Der Körper triefte von Karbol. Er durfte keine Mahlzeit schlucken, bevor er nicht eine halbe Zitrone zu sich genommen, durch ihr Kauen sein Inneres gegen Bazillen gefeit. Um ihn herum fielen die Bahnbeamten und blieben liegen.

Nach zwei . . . inhaltsreichen Monaten erst konnte man sich sagen: jetzt ist die Gefahr vorbei! Das alles hatte der Mann zum zweiten Male durchgemacht. Er blies den Rauch seiner



Zigarette vor sich und sprach mit ziellosem Blick: „Mais pour la troisième fois? . . .“

„Aber das dritte Mal?“ . . .

. . . Wenn er noch lebt, soll er begrüßt sein.

### 7. Chioggia bei Venedig

Die Bewohner lallen: sie sagen nicht Kiodscha; sie haben diese feinere, zierlichere Art des Veneto-Dialekts. Sie flöten Dzôsa (Kiôhdsa?), gleichwie im Hannöverschen oder an irgend-einer friesischen Küste die Konsonanten kindlich ausgesprochen werden. Die Bewohner dieser Insel sind Fischer. So verwegen, daß sie mit ihren Barken bis Griechenland fahren. Mein Freund und ich wollen dieser Tage mit.

Vorläufig sind wir gestern mit dem paduanischen Studenten und seiner Geliebten, Alba, sowie mit dem anderen paduanischen Studenten und seiner Geliebten, welche Ida heißt, auf einem Segelboot über das Adriatische Meer gekreuzt. Ida sang, und Alba, Aube, die Morgenröte, war stiller. Zwölf Flaschen hatten die Halunken in einem Schaff mit Eiswasser mitgenommen. Wir tranken sie aus mit ihnen und sahen aus dem Grünblauen bald dieses, bald jenes Dorf der Westküste mit seinem Kirchturm oder Campanile, weiß in Farben emporsteigen, wir sprachen über den Idealisten Kant und über den Positivisten Comte, über Gabriele d'Annunzio, welchen die Studenten für einen jammervollen Macher hielten, es war anno 1898, auch über die Liebesverhältnisse jüngerer italienischer Männer, und über Alba und Ida, doch vorwiegend über Alba, Aube, die Morgenröte, mit ihrem beschattenden Haar.

Und es befand sich auf dem Schiff ein Mann namens Nicola. Dies war sein Vorname. Alle Bewohner der Insel Chioggia oder Dzôsa-Kiôhdsa kannten selbigen, denn er war ein Kommissionär, ein Figaro, ein Faktotum; die padovanischen Studenten taufte ihn auf meine Bitte Sancho Pansa. Er war dick, hatte sinnlich ein breites Maul, eine flache Nase, und aß, da er die Gastfreundschaft edler Männer genoß, für siebzehn und eine halbe Person. Auf zwanzig Tage, sprachen wir, ißt sich Nicola heute voll. Und so geschah es. Zuletzt aber, in einer Osteria, welche sich „zu den Antiche Nazioni“ nannte, kam er in Krach mit beiden Geliebten der paduanischen Studenten, und er drohte, der Alba, Aube oder Morgenröte, einen Teller an den Kopf zu werfen. Da meldete sich eine peinliche Stille, wir betrachteten den stiernackigen vierzig-jährigen Burschen, der so gefährlich war. Einmal soll er einem Gegner sogar einen ganzen Tisch an den Kopf geworfen haben. Umgestimmt aßen wir die Erdbeeren, die mit Müh und Not auf der Insel zum Dessert aufgetriebenen, und wir erkannten

jetzt klar die Ursache des Zwistes zwischen der Venezianerin und dem dicken Nicola. Sie hatte zweimal mit voller Wucht ein Stück Obst in sein Gesicht geworfen, er hatte sich das verboten und hatte das italienische Kraftwort Porca beim zweiten Male drohend ausgerufen. Das ließ die sich nicht gefallen. Und Nicola, unser allgemeiner Kammerdiener, noch von den Getränken auf dem grünblauen Wasser benommen, drohte, die Tafel aufzuheben und sie insgesamt durch die Luft zu schleudern. Um die Frisur Albas, Aubes, der Morgenröte, und um ihre Hirnschale war es dann geschehn. Und im Grund erkannte mein Ich, wie sehr Nicola recht hatte, denn die Fremdlinge hatten ihm Wasser in seinen Wein gegossen, Wasser in seinen Kaffee, Wasser in seinen Vermouth, Wasser in jedes Getränk, sobald es ankam, und Albas Hand war auf seine dicken Backen grausam gesaut, um ein Meerlied eindrucksvoll zu gliedern. Das erträgt kein Mensch. Er beruhigte sich, als wir nachts in den Gasthof ‚Zum Gobbo‘ gingen, um den Tag unter dem Leinwand-Baldachin dieses Wirtes zu beschließen. Alba goß ihm zwar wiederum Wasser in seine Birra di Puntigam, doch er runzelte nur vorübergehend die Stirn, ließ sich von den Insel-Honoratioren hänseln, fühlte sich als Original und sagte zum Schluß (es ist keine Dichterlüge) mit lauter Stimme durch den Garten : *questa è la vita*. Ich will ein Schuft sein, wenn er nicht sagte : *questa è la vita*, so ist das Leben. Ich war ein bißchen berührt. Ich nahm unter dem Zeltdach mein Glas empor, beugte mich mühselig über den Tisch in seine Ecke und stieß mit dem stiernackigen Nicola zweimal an, indem ich seine Worte in deutscher Sprache wiederholte : So ist das Leben. Es ist wiederum die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß der verfressene und sonst spitzbübische Kerl die Bedeutung dieses Augenblicks erkannte und mir mit einem freimaurerischen Einverständnis ernst in die Augen blickte : *questa è la vita*.

(Und rings um uns, an den Mauern des Gartens, wuchsen Platanen und Lorbeerbäume und Wein und Oliven, und von der Junifrische des Adriatischen Meeres kam ein Hauch durch die Nacht.)

\* \* \*

Chioggia ist eine Insel, vier Meilen von Venedig. Alles ist hier für die Schiffer bestimmt, für sie wird der Flachs gesponnen, für sie dehnen sich unter dem Himmel die Seilereien, für sie flechten Frauen die Netze, für sie sitzen dunkle, zarte Meerkreaturen auf den Steinplatten der Inselstraße, flicken Segel. Der Fremde wird als ein Wunder bestaunt und angelacht und bewillkommnet, wenn er grüßt. Die Männer dieser Frauen sind oft Monate, halbe Jahre lang auf dem Meer, und die Treue ist oft ein leerer Wahn.

Die Duse ist eine Chioggiotin. Im Umkreis dieser Insel mit den Kirchen und der mattgetönten Hauptstraße gezeugt. Duse: hier ein verbreiteter Name. Vorn am Hauptplatz gibt es einen Drucker Duse; dann einen Emilio Duse, barbiere... Sein Freund, der in der Mittagsstunde bei ihm die Zeitung liest, spricht vom alten Vater Duse; hernach! schmält er, daß die Eleonora auch nicht ein einziges Mal in ihrer Heimat gespielt.

\* \* \*

Chioggia ist eine Insel, vier Stunden von Venedig. Wenn man mit der Segelbarke auf das Meer fährt, sieht man bei gutem Wetter in der Ferne San Marco.

Jeden Tag gehn wir durch Chioggias enge Gassen mit der stumpfen Buntheit, vorbei an den Dziôsotinnen, die Hanf spulen und Netze flicken. Jeden Tag gehn wir an das Meer, ziehn uns am Strand aus und trollen uns hinein in das frische, milde, grüne Juniwasser.

Drüben liegt Venedig.

Abends, wenn wir im Garten des kleinen chioggiotischen Gasthofs sitzen, oder bei zwei brennenden Kerzen auf dem Zimmer, tönt etwas Singendes, das auch in der Lustigkeit leise vibriert.

Wir gehen dann auf und ab in der steingeplatteten Hauptstraße, die barhäuptigen Mädchen der Insel wandeln ruhig in der Abendkühle, schwarz das Schultertuch fazzoletto, schwarz der Rock, schwarz die Augen, schwarz das Haar.

Und eine ferne Stimme ruft in uns: Komm heran! komm heran, Tod.

### 8. Die Wäscherin

Während ich auf dem Mittelmeer (unter Verwendung eines kroatischen Fahrzeugs) zwischen der Vesuvstadt und dem französischen Ort Marseille woge, schwanke, gleite, schwebe, wackle, fliege, will ich das Gedenken feiern an Gegessenes.

Vorher das Gedenken eines merkwürdigen Augenblicks. Ich fuhr in einem kleinen Wagen durch Rom, sah das Getümmel, rollte hinauf und in die Tiefen, erwog, daß ich dies alles neun volle Jahre nicht gesehn... und erblickte plötzlich einen Straßennamen, der sich mir ins Herz grub. Er war: Via della consolazione; auf deutsch: Gasse des Trostes... Mancher Leser wird lachen und nicht wissen, was man daran finden kann. Aber manche werden es trotzdem wissen. Im Jagen durch die Welt sieht man irgendwo, jählings, an einer Ecke, den Beginn eines verborgenen Pfads -- daran steht geschrieben: Gasse des Trostes.

Kutscher, vorwärts!



(Noch brauch ich dich nicht; bleib, wo du liegst, — schlaf im Dunkel!)

. . . Was nun dies in Rom Gegessene betrifft, so kam es nach einer liebhaberisch zerkochten Artischocke. Es trug sich an einem festlich einsamen kleinen Tisch einer schmucklosen, mit Kennern rechnenden Kneipe zu. Die Räume sind keine Hallen; es sind ein paar abendliche Zimmer . . . mit weißgedeckten, verborgenen Tischen wie aus entschwebter Zeit. Jedes Gericht besonders fertig gemacht, es gibt gewiß keine Riesenkessel, aus denen alles mit der Kelle geholt wird . . . Nach einer Artischocke, salsa bianca. (Der schwierige Punkt bei einer Artischocke bleibt, sie meisterhaft zu zerkochen.) Das Beste kam . . .

Es war ein gâteau all' arancia, — somit ein Pomeranzenkuchen. Orangenhaut war verwendet, nicht aber nur etwa zu einem Mus flüssig gemacht: sondern folgendes begab sich. Ein süßer zerrinnender Teig war übergossen mit ihr, die zu einem ganz scharfen, beißend durstigmachenden Strom gewandelt war . . . und oben drin steckten höllenschwarze Kirschen; derart, daß all dies Wesen in einem scharfen Duft von unbeschreiblicher Kraft zum Himmel stieg. Ich aß, weil ich morgen abreisen wollte, des Vorrats wegen drei Stück. Wandelte dann durch die Straßen, mein Odem zerschnitt Steine. Bei jedem Wort entglitt eine Baumschule von Orangen, auf den Umfang eines Fingerhutes zusammengedrängt, — und im Traum dieser Nacht hielt ich meinen Leib für Johann Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatz. Schllllff.

\* \* \*

Was mir von unwichtigeren Dingen aufsteigt, ist folgendes. Alle diese romanischen Völker, alle diese Menschen, die man hier trifft, die Einzelnen wie die Herde scheinen zu murmeln: ich verschnaufe. Die Altvorderen haben zu viel getan. Die Enkel klimmen ins Altenteil. Die Nordvölker (lange nicht so angenehm sind sie) machen das Rennen. Willen haben die Nordvölker noch, die Südvölker keinen mehr. Die Franzosen stehen köstlich in der Mitte, sind scharf, imperatorisch, wallungsvoll, — doch jeder ist so selbständig-klug, daß er zu Taten im Glied, im Schwarm von den Antreibern kaum noch verwendbar wird; sie lassen sich nicht als Kanonenfutter brauchen. Hier sind keine Gehorsamsmenschen mehr: weil sich alle zu urteilen gewöhnt haben. (Die Todesbereitschaft fehlt, wo die Kritik erblüht ist; ecco.) Es wird das Schicksal dieser Lateinvölker sein, eines Tags aufgekauft zu werden. Ihr Käufer wird angelsächsisches Blut haben; mag er diesseits des Wassers, mag er

jenseits wohnen. Die Angelgermanen besuchen und lieben dieses Land : bevor sie es enteignen.

\* \* \*

Oder wird es von der Slawenschaft überklettert? und erstickt in einem wilden Miau? Ich sehe das . . .

In die Mark der Adlig-Matten  
(Die verfeinte Fasern hatten,  
Stilles Blut und edle Knochen)  
Sind die Katzen eingebrochen.

Johlen, jubeln, jaulen, juchzen,  
Schwingen Schwänze, schlenkern, schluchzen,  
Kreischen Sieg und trommeln Krach,  
Sitzen selig auf dem Dach.

Auf dem Dachfirst, welch ein Sums,  
Quarren, Mauzen, Schweifgebürms;  
Durch den Welt-Sarmatengau  
Singt es satt und süß : Miau!

Leb' wohl, Italien . . . Was haben die Römer davon gehabt, daß sie Römer waren?

\* \* \*

Ich forsche, wo das Herz Hesperiens lag. Mich dünkt, am Palatin von Rom. Von dort sah man zu den Sabinerbergen; über das Forum . . . Kern der Frucht. Man stelle sich auf den Palatin . . . und stelle sich auf die Akropolis: so hat man den Unterschied zwischen einem Stamm von nüchtern-feurigen Eroberern und einem Stamm salzvoller Künstler . . . Vom Palatin erblickt man : die nette, nicht ins Unendliche schweifende Landschaft. Von der Akropolis erblickt man : selige See mit seligen Inseln, seligen Buchten ; Wunderland in Morgenfrische. Vor den Sabinerbergen wuchs das Kolonialvolk ; vor den kykladischen Inseln ein Geistervolk, das heute noch lebt, — das nach dem Sterben wie ein Ariel heiter durch die Welt zieht, . . . während die Römer wirklich mausetot sind.

\* \* \*

Die Sabinerberge sind erblaßt vor einem verfallenen Ding mit Rosen und Kaskaden . . .

An den Kaskaden sah ich drei Mädels Wäsche waschen. In allen Ländern locken mich waschende Frauen. Lebenslänglich sollte man sie schildern . . . wie jemand bloß ein Kuhmaler ist.

Nachher legten sie die Wäsche auf ein Brett, bedeckten das Haupt mit einem zusammengeringelten Wäschestück, luden hier

drauf das Brett und wandelten so, die Arme in die Hüften gestemmt, aufrecht und vorsichtig, die verfallene Treppe hinan, die von den Springteichen emporführt. Und ich sahe, daß sie zugleich voll und schlank waren. Zugleich wundersam schwerwandelnd. Dabei sehr schwarz. Ein Rabe glänzt, . . . sie jedoch waren trocken-schwarz; veebrannt-schwarz. Die eine zählte siebzehn Jahre, war aber die vollste, zugleich schlankste — und die nachtschwärzeste. Und schritt wie ein Reitersmann. Und wendete sich, wo der Treppenweg die Biegung macht, noch einmal um . . . und lachte noch einmal.

Dies insgesamt war mir nicht unwillkommen.

Ich warf den Blick auf die Berge . . . (von denen einstens die Römer sich ihr Hauskreuz holten, raubten, wegschleppten, — wär ich damals auf der Welt gewesen, ich hätte die Siebzehnjährige gepackt).

#### 9. Alltag der Bellincioni

Wir trafen uns, wie verabredet, im kleinen Kreis bei wackren Seelen, deren Wiege nicht in Deutschland gestanden hat.

Wieviele Kulturen stecken in ihr?

Im Gesicht liegt jeder Nerv bloß, als ob die Haut der dunkelhaarigen Person von Glas wäre. Sie scheint etliche Stränge mehr zu haben als andre; die geistern, flimmern, spielen, blitzen — und mit einem Ruck stehn alle still. In Augenblicken, wo die Italienerin sie gewissermaßen zurückpfeift. Wie hat sich dieser wundersam gegliederte Mensch in der Gewalt. Lässig-leicht, naturhaft, losgebunden, erdnahe bleibt in jedem Augenblick ihr Kernzug — doch in aller flinken Bewegung etwas rasch Gemeistertes. Die Züge sind eher scharf als weich; die tausend Linien gewahrt man in den Bezirken dieses Antlitzes leis dahineilen, irgendwo zusammentreffen. Etwas Hochentfaltetes. Und die Hände . . .

Sie spricht mit den Händen, wie die Südländer alle. (Doch nicht alle Südländer wie sie). Ein Hochheben der Flächen, ein Zurückziehen, mit einem ganz flüchtigen Schulterzucken — und sie scheint zu sagen: „Che vuole?“, was wollt ihr? das ist aber nur die wörtliche Uebersetzung, eigentlich heißt es: „So ist das Leben — da läßt sich nichts machen.“ . . .

Sie hebt die Hände zur Brust des (schlank-sehnigen) Körpers, wo sich auf dem Kleid unglaublich schöne Stickereien, wie altgoldene Gitterwerke, vom Geschmack vieler unauffälliger Kulturen, hinziehn; sie nestelt an einer altgoldenen schmalen Kette — zieht die Augenbrauen hoch . . . und stößt den Kopf sachte zweimal nach vorn, (daß ihre Brillanten wie ein be-



meisterter Blitz aufleuchten); und redet auf mich ein, jedes Wort in stark- und lässiger Schlichtheit. Man fühlt die Kraft einer Innig-wachen, Verwegen-sicheren — etwas Herrliches, Beschwingtes geht von dieser Gestalt aus. Magie, die mit Weiblichkeit oder Männlichkeit nichts mehrzu tun hat.

Wir sprechen französisch und italienisch. Ein seltsamer Mensch ist in den Abend geflogen. Beide merken, daß man fern bloß immer an den Dingen zu tippen braucht; daß der andre weiß, bevor der eine zu Ende gesprochen.

Sie hat mir die ganze Lebensgeschichte von den Anfängen erzählt, von den Eltern bis zur Selbständigkeit des Wirkens. Man erblickt ihre hypnotische Kraft wider die Mitspieler; sie gesteht es und nennt belustigt ein paar Beispiele. Sogar aus Graz.

Die Einzelheiten sind wurst. Das Wesentliche: der hohe Glanz eines selbstbeherrschten Menschen. Der Reiz eines aus der Bohème entsprungenen alleradligsten Geschöpfs.

Mit einem zeitlosen Gesicht aus Glas . . . unter dem allhand Nerven der Zukunft leben.

#### 10. S e i n e s t a d t

Die Tage fliehen . . . es ist wieder am herrlichsten, ganz planlos herumzugehn.

Dieser Gasthof liegt ziemlich in der Mitte zwischen zwei Gärten, will sagen: der luxemburgische Garten ist nicht viel weiter ab von ihm als der Garten des Tuilerienschlosses.

(Auf diesem Balkon über dem Fluß mit den steinernen Seligkeitsbrücken hat Oskar Wilde vor einer Handvoll Jahre gestanden, — „als er's Licht noch sah“. Hier, im selbigen Gasthof, hat er lange gewohnt. In seinen mittleren Zeiten; gestorben ist er höher hinauf, nach Montmartre zu.)

Eines Abends (denn es zieht mich ja doch nach dem Studentenviertel, wo ich seltsame Wochen einstmals verlebt) saß ich lange Zeit auf einer Bank im luxemburgischen Garten, die Stunde bleibt mir im Gedächtnis, weil alle Leute von einer so verdämmernd leisen Heiterkeit schienen.

. . . Die Kinder spielten das Luftspiel diabolò. Das kreiselförmige Ding, von einer Schnur zwischen zwei Stäben emporgeschneilt . . . und wieder aufgefangen. Hundert reizvolle Jöhren, in Gesundheit leuchtend, hatten das eine Zeitlang getrieben, — bis sie allmählich von sorglichen Großvätern, schlicht-strahlenden Kinderfräuleins nach Haus geführt wurden, eine nach der andern.

Bloß ein kleines Mädchen, vielleicht acht Jahr, blieb mit einem alten Herrn und einer jungen Dame noch auf dem Platz

im Bezirk der glückschwer sich neigenden Riesenbäume. Es war ein bißchen Regen gefallen, der Boden dampfte. Die Jöhre warf den diablo in die Luft — mit einer köstlichen Kraft; fing ihn mit lachender Geschicktheit wieder auf, daß die Erwachsenen, die Studenten mit den Büchern unter dem Arm, die Gelehrten, die einen Abendgang taten, die Maler, die im Nachbarviertel der Sternwarte hausen, und die Privatleute, worunter so viele Liebespaare sind, stehen blieben und der Kleinen, die selbst ein diablo war, zusahen . . . . Und als auch sie weggeführt wurde, spielten im letzten Dämmerchein die Erwachsenen. Auch sie führen solche Kreisel bei sich. Und immer warf ein Mann den diablo einem Mädchen zu; dann warf sie ihn wieder zurück. . . . Die Farbe der Luft war ein Mittelding vom Grün der Bäume wie vom Abschiedshauch des Tages. Und rings um den Garten, der schon halb in Gutenachtstimmung war, lagen die abendlichen Häuserreihen, erleuchtet, denn der grüne Riesenplatz des Friedens liegt ja mitten in der Stadt, in einem bewegten Viertel mit Lichtern, das hundert Studentengasthäuser birgt; draußen, am fernen Zaun, waren die Lichter in den Eßstuben, aber der Garten sank und sank tiefer in Heimlichkeit, man hörte die lachenden Worte der Werfenden, deren Umriß hell sichtbar blieb, man vernahm die unnennbar heiteren Laute dieser holden Spießersprache. Bis auch die letzten froh und still nach Hause gingen; der Garten wird geschlossen.

Ich zog mit hinaus und speiste vor dem Gitter zur Nacht im Wirtshaus d'Harcourt — und durch das erleuchtete Dunkel der Straße drang ein grüner Schein von Stocklaternen, die junge Menschen trugen.

. . . Im Wirtshaus schrien die Stimmen, klapperten die Teller, die Kellner eilten, zwischendurch saß neben einem Nachtesser ein schwarzäugiges Mädel, hold angezogen, mit einer Stumpfnase über dem blühenden Mund. . . .

Aus Toulouse? . . .

## II. Die Hand.

Dort ist der Steinkäfig des Raben. Alte Bäume wachsen auf dem alten Hofe des alten Schlosses . . . Merseburg.

Sogleich kam er heruntergesprungen. Er guckt ohne Bettelsucht, ohne Vertraulichkeit, . . . nur wie ein alter, erfahrener, bedeutungsvoller Rabe fremde Menschen prüft. Er blieb eine kurze Weile sitzen, sah in den Schloßhof hinaus (es war an einem hellen Vormittag) und flog oder sprang dann wieder in die dunklere Höhe des Türmchens.

Wie alt mag das Tier sein? Solche Vögel werden über hundert Jahre, sagt man. Blauschwarzer Räuber, was hattest du in deiner Jugend erlebt, eh' es dir beschieden war, Merseburger Wappenrabe zu werden? Hast du eine Gemahlin irgendwo sitzen, die auch schon achtzig ist, — und das alte Stück hockt in einem verwitterten Burgnest der Goldnen Aue? Und deine diebischen Kinder, sie könnten schon die diamantene Hochzeit gefeiert haben, — während du einsam eine preußische Rolle spielst. . . . Wappenrabe! Alter Wappenrabe!

\* \* \*

Es war an einem hellen Vormittag. Auf dem Schloßhof zweihundert Kinder, kleine Mädchen in Ausgehtracht (geleitet von zwei Lehrerinnen und einem Gemeindeflehrer), die Haare meistens in Zöpfchen geflochten, manches Zöpfchen stand kurz und steif ab. Sie stießen sich plaudernd, flüsternd in gespannter Erwartung; ein Schwirren zog durch die linde Luft. Da wurden die Pforten geöffnet, die zweihundert Mädclchen drängten vorwärts, ein paar Stufen hinunter, in den Kreuzgang, — den alten, erinnerungsreichen, mit der Stille seiner zerschlagenen, von allerhand Wettern zerwaschenen Denkmäler. Ein Herr Professor (so nannte man ihn) kam von den oberen Treppen und erklärte: hier sei das Denkmal des Ritters von Soundso. Die Kinder zogen daran vorbei.

Im Dom hallte die Wölbung wieder, von der Stimme der Küsterin, welche das Gesicht eines bartlosen Mannes hatte. Sie wies auf die Orgel im Hintergrund. (Man wünschte sich, den Kantor Bach spielen zu hören, erst ein Präludium, wo sinnend Beschaulichkeit von fragendem Ernst Gestalt bekäme; dann eine Fuge, darin die Stimmen einander zu haschen suchten, während jede vor der anderen immer glücklich entfloß, bis der Schluß kam, das Ende tiefsinniger Jagd, meisterlicher Wirtung mit einem gehobenen Zusammenklingen . . . und Ausklingen. Einmal das zu hören, wünschte man sich.)

\* \* \*

Die Kinder wünschten etwas anderes. Sie wollten ‚die Hand‘ sehen. Sie schwärmten um die zwei Lehrerinnen, den Gemeindeflehrer und fragten: ‚Kommt jetzt die Hand?‘ Nachher, — sagten die Lehrerinnen. Zuerst solle die Gruft besichtigt werden! Eins nach dem andern! Die Küsterin öffnete das Tor, alle stiegen hinab zu den Särgen. Uralt kleine Kindersärge standen zwischen den erwachsenen Majestäten. Das Licht aber fiel in diese kellerartigen Räume von oben her etwas fahl und trüb,



die Kinder drängten sich zwischen den Särgen durch, ihre hellen Kleider verschwanden im Halbschatten der Mauer, und am Sarg des Geigenherzogs stand die eine Lehrerin, die jüngere der beiden, eine schlanke, ernste Gestalt mit schönen Augen von dunkler Farbe . . . Die Küsterin schloß das Totentor.

\* \* \*

„Kommt jetzt die Hand?“ fragten die Kinder. Die Küsterin sagte: „Ja doch“ und ging sie holen. Die Hand lag in einem Glaskästchen, verschrumpft; verdorrt. War einem deutschen Kaiser abgehauen, — dem Rudolf von Schwaben, der freilich von Rechts wegen nie die Krone trug, er hatte sich zum Gegenkönig Heinrichs des Vierten gemacht. Bei Mölsen empfing er die Todeswunde, die Hand fiel von seinem Arm, am nächsten Tage starb er in Merseburg. Hat ein schönes Grabmal aus Erz im Hauptschiff, er muß ganz mit dieser ehrenvollen Ruhstatt zufrieden gewesen sein; er sprach, als man ihm die verlorene Hand brachte: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Kaiser Treue schwur“ und starb.

Jetzt ging die Hand von Hand zu Hand. Wieder drang ein Schwirren durch die Luft; wie vorhin auf dem Schloßhof; wir selber standen inmitten der Kinder, die Küsterin lehnte sich ermüdet an das Gestühl, alle sahen in das Glaskästchen und blickten auf die Hand des erwähnten Rudolf, Herzogs von Schwaben.

Die schlanke Lehrerin sprach zu einem Kinde neben ihr: „Baumann, was sagte Rudolf von Schwaben, als ihm die Hand gebracht wurde?“ Die Kleine sprach in einem aufsagenden Ton: „Das . . . ist . . . die . . . Hand . . . , mit . . . der . . . ich . . . mei . . . nem . . . Kaiser . . . . . Treu . . . e . . . schwur.“ „Richtig,“ sagte die Lehrerin.

Nach einer Weile nahm die Küstersfrau die Hand und schloß sie wieder ein. Die Kinder wurden hinausgetrieben in den hellen Vormittag.

Ich blieb drin und hörte (sich entfernend): „Das Wandern ist des Müllers Lust, — das Waaandern.“

## 12. H e i m a t.

Die Sonne schien, und ich ging durch die Stadt Wünschelburg, die zu Füßen der Heuscheuer liegt.

Ein Stadtgeistlicher wurde von der Hussitenschar hier in Oel gesotten. Da er keine Schmerzen mehr spürt, geh ich weiter — oder wie einer sagen muß: ich „wandere fürbaß“.

Fünzig Weibspersonen, barfuß und mit hochgehobenen Röcken, geführt von einem küsterartigen Wesen, vorn eine Heiligenfahne, plärren fremde Singsangworte die Landstraße daher. Gen Albendorf, im Schatten der Heuscheuer, — das schlesische Jerusalem. Ich schritt weiter (fürbaß).

\* \* \*

Oben an den Wasserfällen ging ein junges Mädchen spazieren; aus der Ortschaft Neu-Karlsberg, in halber Höhe des Gebirgs; erzählte mir, sie würde so gern dieses Nest verlassen. Ihre Mutter gebe das nicht zu. Die Schwester sei auch nicht wiedergekommen. — Verdorben, gestorben? — Nein; nach Berlin geheiratet. Wiederholt fiel es mir auf, daß die Leute Schlesiens ein weggezogenes Kind so gut wie ein verloren gegangenes Kind ansehen. „Schlafen Sie gutt auf der Heuscheuer! Dlickliche Reise!“ Denn die Schlesier verwechseln sehr oft die Buchstaben G und D; sie sagen auch häufig statt ‚Knabe‘ das weichlicher klingende ‚der Tnabe‘. Nach diesem Abschied schritt ich abermals fürbaß.

\* \* \*

Die Sonne durchgoldet oben den Himmel im Scheiden. Der Leser zittere nicht, daß jetzt eine Naturschilderung von längerer Dauer kommt. Ich selbst überschlage sie auch immer, wenn einer damit anfängt . . . . Aber dies werd' ich betonen: daß hier ein schmelzendes Rotgold dem Gipfel der Schneekoppe drüben einen ergleißenden Grund bot von abendlich gewaltiger Magie. Der Eulentrücken lag tiefer. Unten rötliche Ortschaftspunkte gewissermaßen in das Grün hineingeschmissen.

Und nun kam es: nämlich das schmelzende Rotgold sank, die Koppe strahlte schwarz. Schwarz in haarscharfem Umriß. Es war eine schmerzhaft schöne Schönheit.

\* \* \*

Die Zeichen der Dämmerung. Ein junges Mädchen in der Baude. Sie sehne sich mit aller Gewalt weg. Schon wieder eine, die wegwill. Um es kurz zusammenzufassen: so fand ich auf dieser Wanderung meistens Leute, die das wollen. Der eine Teil sehnte sich weg, der andere Teil beklagte verloren gegangene Kinder. So ist das Leben.

\* \* \*

Dämmerung in den Felsen. Ziemlich langes Schneefeld. Einen Meter hoch bedeckt. Bis an die Knie sank ich hinein. In einer Felsspalte krystallines Eis wie im Eisschrank.

Unter Felsgebilden ein Beethovenkopf. „Der Neger“. Es ist jedoch in Wahrheit mit einer täuschenden Wirkung Ludwig van Beethovens Kopf. Im halbvereisten Kluftbezirk dieses schlesischen Bergs von bescheidener Höhe starrt ein dem Urall verknüpfter Mensch in die Dämmerung. Rings Riesentrümmer. Der Kopf ragt verschollen über das Gräberfeld.

Zurücktappen in der Finsternis aus dem Eisgeklüft.

\* \* \*

Hernach schlief ich auf der Heuscheuer, zwischen Himmel und Erde, ganz in reiner Luft, acht Stunden, wie ein Toter.

\* \* \*

Wie ein Lebender.

---

## Das Lied von der Freundschaft

Von M a x H e r r m a n n (Neiße)

Freunde sind: die deine Tür belauern,  
Jedem Glücke Feind, das dir geschenkt ist,  
Neidisch, wenn dein Schifflein leicht gelenkt ist,  
Und erlöst, wenn deine Augen trauern.

Freunde sind: in deinen feigen Stunden  
Schale Zuflucht und verlogne Rettung,  
Freunde sind: in Schuld und Scham Verkettung  
Und ein weher Weg zu Wut und Wunden.

Freunde sind: die dir das Letzte rauben,  
Daß du nackt, dem Lachen preisgegeben,  
Nichts mehr willst, als ohne Freunde leben  
Mit der Frau, der deine Nerven glauben!

Findet sich, in drei Teufels Namen,  
für diesen Dichter nicht bald ein  
großer Verlag!!!!?

---



## Aus dem Festspieljahr

Ein Beitrag, wie es zugeht

Von Dieter Bassermann

Daß vor hundert Jahren das Jahr 1813 war, wird, wie in so vielen Orten Deutschlands, auch in Nassau gefeiert. Der Freiherr vom Stein ist hier geboren, hat hier gelebt, und von hier aus werden die Steinschen Güter verwaltet, die jetzt der gräflichen Familie von der Gröben gehören; das besorgt der Rentmeister.

Wenn man mit einem Nassauer redet und vom Wetter anfängt zu sprechen, man kann sich anstellen, wie man will, schon nach fünf Minuten erzählt er einem von „den Gräflichen“. „Ja der Rentmeister!“ ist der Refrain, der jedes Gespräch mit einem Nassauer durchzieht, und in ihm klingt viel von einem durch Jahre genährten Zorn gegen „die Gräflichen“. „Alles hier gehört ihnen, wo was wächst, ist gräflicher Boden.“ Das Lahntal ist eines der entzückendsten Täler Deutschlands; die Gegend ist fruchtbar, und man vermutet reiche Bauern. Aber die Bevölkerung ist arm, auch die Stadt Nassau ist arm. „Der Wald ist fast alles gräflich.“ „Man hat gerade sein Auskommen,“ sagt der Nassauer, „alles andere ist gräflich“. Es ist seltsam, wieviel Haß in dem Wort liegt, wenn es ein Nassauer sagt. „Damals, als die schweren Zeiten waren, haben sie uns alles abgenommen. Nur schlechte Aecker, die haben sie den Bauern gelassen.“ Damals, das war vor hundert Jahren, zur Franzosenzeit, zur Zeit des Freiherrn vom Stein.

Jetzt dröhnen dreimal in der Woche nachmittags aus dem Mühlbachtal Böllerschüsse. Das Festspiel beginnt. Herr Gorrenz aus Wiesbaden hat es „in heißem Herzen geboren“, wie er selbst in der Vorrede sagt. Die gesamte Nassauer Bürgerschaft ist aufgeboten, um als Bauern und Lützowsche Jäger mitzuwirken.

Im Mittelpunkt des Festspiels steht — Stein? Nein, nur sein Amtmann. Er poltert viel gegen Napoleon; es wird viel von Stein geredet, und von Zeit zu Zeit wird „hoch!“ „hurra!“ gerufen; dann fällt der Chor ein. Dreimal sagt jemand, daß Steins Wahlspruch sei: „Gradaus und graddurch!“, und jedesmal ist ein Akt zu Ende. Am Schluß hält der Amtmann eine Rede, die mit einem Hurra auf Stein endet, und der Chor fällt ein: Hurra! Hurra!

Der Rentmeister sitzt in der ersten Reihe auf einem Ehrenplatz. Heute hat der Steinsche Amtmann den Titel Rentmeister; die Nassauer spielen den Chor.

Der Dichter des Festspiels war bei der Premiere schon nach dem ersten Akt so begeistert, daß er auf der Bühne erschien.

Bei einer späteren Vorstellung ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. In den Zwischenakten konnte man unter einem Zelt Erfrischungen, Bier und Kaffee bekommen. Plötzlich wurde es dort sehr laut. der Rentmeister erhob seine Stimme, Herr Gorrenz gestikulierte heftig, niemand wußte recht, was los war. Auf einmal übertönte des Herrn Gorrenz Stimme das übrige Gewirr und Getöse: „Das ist ja ein Affentheater!“ Ein Nassauer sagte nicht sehr laut, aber bestimmt: „Nein, es ist ein Festspiel!“

Am Abend nach der Vorstellung bleiben die Mitwirkenden noch beisammen. Ein Gesangsverein singt mit gut geschultem Chor ein sechsstimmiges Lied, ernst und sentimental.

„Dem Vaterland gilt ja mein Tod,“ heißt es in der letzten Strophe. Die Tanzmusik beachtet den Gesang nicht, sie fällt plötzlich ein: „Hm da, hm da.“ Unbeirrt singt der Verein weiter: „Ich sterb für Lieb und Pflicht!“ Im Publikum wird intoniert: „Pupp-chänn, du bist mein Aaaaugenstern!“

Geht es denn bloß in Nassau so zu?

## Schigolch ungarisch

Von Wolf Ernö

Der in Transleithanien wohnende Verfasser bemerkt:  
„Ich bin kein Deutscher, schreibe aber ausschließlich nur deutsch und die Gedichte können auch glaube ich in keiner andern Sprache wirken.“

Ich will nichts anderes mit diesen Versen als ein Abglanz Wedekind's sein.“

Die Verse des vielleicht nicht unbegabten Wolf Ernö werden ohne jede Veränderung wiedergegeben.

### I

Lied des Schligolsch's.

(Werbelied für Schwächlinge.)

Gieb mir Tochter ein Stückchen Brot!  
Schmales, karges, trockenes Brot!  
Das helfen wird in meiner Not!  
Und das ich fressen will in den Strassen Kot!

Gieb mir Tochter etwas Gold !  
Gelbes glissendes-fließendes Gold !  
Das ich mich hängen soll wie Troid !  
Und das blitzen wird wie dein Auge hold !

Gieb mir Tochter deinen Leib !  
Deinen schlancken-üppigen Leib !  
Daß ich immer vernarrt bleib,  
In dich Lulu ! Oh du mein Weib !

## II

Pim-Pam er liebte sie heiß.

Der Schwärmer liebte ein holdes Kind,  
Wie es nur Märchen-Prinzessinen sind.  
Er hatt sie oft in den armen genommen,  
Und mit seinen lachenden Küssen umspinnen.  
Pim-Pam er liebte sie heiß.

Einst kam der Schwärmer auf die Idee,  
Ein Weib zu machen aus der Fee.  
„Sollst jeden Mann mit Glut genießen  
Und Glück und Wonne soll über dich fließen“.  
Pim-Pam er liebte sie heiß.

„Sollst lieben grosse fantastische Dichter,  
Und auch dem kleinen dicken Philister.“  
„Sollst lieben Starke, Pubere, Minnige,  
Und grinsende exotische Könige.“  
Pim-Pam liebte sie heiß.

„Sollst sie alle fein genießen  
Und dann zurück zu mir kriechen.“  
Am Tage wo Sie dem König zum Bette gewonnen,  
Sie da, -- hatt sich der Schwärmer das Leben genommen.  
Pim-Pam er liebte sie heiß.



## Geschlechtliches im Wandervogel

Herr Dr. phil. Edgard Dreher, Mitglied des Wandervogels, bittet hier zur Gegenrede wider Hans Blüher um das Wort.

Blüher hat nicht wegzuerfende Beobachtungen gemacht, eine nach seinem Urteil vorliegende Wahrheit geäußert — und ist hierfür von den Bundesleitern ausgeschlossen worden.

Auf die Frage: „Was will Blüher?“ antwortet Dr. Edgard Dreher: „Die Stiftung einer Gedankenassoziation zwischen dem Wort Freundschaft und der Vorstellung von Geschlechtsvertraulichkeiten bei den Zeitgenossen. Friedländer hat damit begonnen, aber er wandte sich nicht an die Menge.“ Späterhin meint er:

Eine andere Frage ist es, ob es einen Sinn hat, heterogene seelische Elemente unter den einen Begriff Sexualität zu stecken. Daran ist Moll schuld, der in dem Freundschaftsempfinden eine Komponente des sexuellen Empfindens sieht. Das steht ihm frei, da es sich eben nur um Begriffe handelt. Friedländer geht aber so weit, daß er in dem Freundschaftsempfinden und dem Sexualakt eine Art Kettenreflex sieht, dessen erster Teil Ursache (und zwar zwingende Ursache) für den zweiten sein soll. Bei Blüher scheint der Sexualakt einer Steigerung des Freundschaftsempfindens entspringen zu sollen. Dem allem widerspricht die Erfahrung, daß einem starken, sinnlichen Freundschaftsempfinden (denn aus sinnlichen Elementen setzt sich natürlich auch die Freundschaft zusammen) oft eine bewußte sexuelle Abneigung (nicht etwa bloß gehemmte Neigung) gegenübersteht.

Die Fähigkeit und Neigung, sich in Jugendbünden zu betätigen, soll nach Blüher ganz und gar abhängig sein von dem Homosexualitätsgrade. Wenn man unter Homosexualität auch das, eine Geschlechtsvertraulichkeit ausschließende Freundschaftsempfinden verstehen will, so ist der Satz in gewissem Grade eine Trivialität. Offenbar kommt es aber Blüher darauf an, glauben zu machen, daß hier die Bedingungen für konträre Sexualakte vorliegen. Leider stimmen in der Regel solche Gesetze, die unserm Seelenleben durch ein beherrschendes Prinzip gerecht werden wollen, in weniger Fällen, als man nach der Wahrscheinlichkeit erwarten könnte.

Beweis? Ehrenwort! Man muß es fühlen. Dann ein paar Briefe älterer Homosexueller an junge Wandervögel und einige schwärmerische aber nichtssagende Briefe von jüngeren Wandervögeln. Ein erstaunliches Material bei der Tragweite der Folgerungen — trotz den beweiskräftigsten Entschuldigungsgründen. Alles übrige ist auf mitfühlendes Verständnis berechnet, nicht auf Verstand: Wehmut beim Scheiden, Begeisterungsfähigkeit der Jungen für ältere, fehlende Mädchen-„Poussagen“, Freude am Verkehr mit der männlichen Jugend . . .

Gegner homosexueller Betätigung sind bei Blüher Psychopathen mit verdrängtem homosexuellem Triebleben, Leute, die sich aus nackten

Jungens nichts machen, unbewußte Kleiderfetischisten. Wollte man Blüher entgegenhalten, daß der Einfluß des weiblichen Elements im Wandervogel bisweilen sogar stärker zur Geltung kommt, als für die Eigenart des Wandervogels gut ist, so würde er das wohl dahin deuten, daß sich hierin nicht ursprüngliches Empfinden bekunde, sondern etwa Furcht der Führer, sich als Homosexuelle zu verraten, oder gar eine „Abwehreinstellung“ gegen seine „Enthüllungen“.

Mit einer einseitigen psychischen Einstellung kann man alles „beobachten“, was man im Sinne der vorgefaßten Meinung sehen will. Blüher, der sich als Psychotherapeut geriert, übersieht, daß auch sein eigenes Verhalten in der Psychologie eine „durchaus bekannte Rolle“ spielt, nämlich die der subjektiven Umbildung gegebener Wahrnehmungen (Psychologie der Aussage!).

Mögen immerhin einige Fälle von Homosexualität im Wandervogel vorgekommen sein. Das zu verallgemeinern verbietet allein schon die Größe der Organisation. Denn trotz Blüher werden immer nur wenige solcher Erotik Geschmack abgewinnen können. Wie weit Blüher selbst an seine Verallgemeinerung glaubt, zeigt er, indem er sich ausgenommen wissen will. Merkwürdig: Gesetze aufzustellen, denen man nicht einmal selbst gehorcht. Hält man aber den harmlosen jugendlichen Schußbetrieb für wichtig genug, um ihn der Öffentlichkeit zu denunzieren, so bietet jeder andere Jugendverein mehr Anhaltspunkte als der Wandervogel. Gerade im Wandervogel habe ich erstaunlich wenig davon bemerkt. Uebrigens findet sich auch sonst diese Jungenserotik immer nur vereinzelt und zufällig, nie als Prinzip. Nicht einmal einen nennenswerten Kultus der persönlichen Freundschaft gibt es im Wandervogel. Leider! Denn die Fähigkeit und Neigung dazu ist für die Kultur des Individuums so wertvoll, daß sie der Neigung zur Kollektivfreundschaft noch vorzuziehen ist. Sehr wahrscheinlich ist die Homosexuellenpropaganda hemmend wirksam, indem die Bildung solcher Freundschaftsbünde durch Mißtrauen und Verdächtigung der andern und auch wohl durch eigene Befangenheit unterdrückt wird. Wer also die Gedankenverbindung zwischen Freundschaft und Geschlechtsvertraulichkeiten in den Gehirnen der Zeitgenossen noch zu verstärken unternimmt, der möge den Schaden, den er damit anrichtet, vor seinem Kulturgewissen verantworten.

Blüher würde gut tun, den wertvollen ersten Teil seiner Wandervogelgeschichte gesondert herauszugeben. Der zweite Teil ist eine mißglückte Sexualitätsschnüffelei, würdig eines Sittlichkeitsapostels. Es fehlt nur noch die Entrüstung. Philiströs und unkünstlerisch ist es immer, das Sexuelle zu betonen, und traurig, Güte und Wärme der Menschen und die feinen Weichheiten der Knabenseele nur noch sexuell zu verstehen.

Berlin-Wilmersdorf.

Edgard Dreher.



## Wir Schreiblinge

In den „Hamburger Nachrichten“ wirft mir ein Dr. F. J. Herabsetzung meiner Berufsgenossen vor: weil ich in der Neuen Rundschau beim Schildern der ersten Imperatorfahrt... alles nach bestem Wissen gezeichnet habe: somit auch die Schriftsteller so gezeichnet, wie meine zwei Augen und meine Fühlstränge sie wahrgenommen. Ein schlechter Kerl will ich sein, wenn ich anderes getan.

Haben acht Zehntel von euch nicht Verwandtes empfunden? Haben acht Zehntel von euch nicht Gleiches erklärt? (bloß nie schriftlich). Sind wir aber nicht hier, zu äußern, was wir fühlen? Soll ein starker Schriftsteller Takt haben? Kam er auf die Welt, zu schweigen? Liegt sein Handwerk darin, im Ungeschriebenen die Wahrheit zu sprechen — nicht im Geschriebenen?

Hab' ich der Lockung irgendwann entsagt, mich selber zum Gegenstande des Zergliederns zu machen? war ich immer wohlwollend gegen mich? bin ich ein Pfau? will ich das leugnen, was ein klobiges Hilfswort „Eitelkeit“ nennt; und dessen mühsames Verbergen schäbiger, muffiger, feiger ist? Darf man (mit einem so kindhaft urzuständlichen Ausdruck) jemand eitel nennen, der es niemals vor ernsten Naturzusammenhängen werden könnte; dessen Kern das Prunkloseste des Prunklosesten bedeutet; der aber in zeitlichen Dingen aufrichtig urteilt... und sich nicht blöder stellen will?

Standesvorteile zu schützen war ich, immerdar, mehr bereit als ihr. Packt ein mit Vorwürfen: so ihr euch nicht unterfangen könnt, mir ins Gesicht zu behaupten, daß ich die Unwahrheit gesagt.

Und seid nicht... lieber Sprechlinge statt Schreiblinge.

Kerr

## Bürgerliche Zeit

Drollig ist sie... in der Beschäftigung mit dem Managertum. Daher schließlich der Zwist in der Sezession. Die Zustände haben einen komischen Defekt: insofern (auf dramatischem Gefild etwa) weniger Anteil dafür herrscht, was Leute gedichtet und wie Leute gespielt, als dafür, wie Unternehmer und Gehilfen das Ganze schieben. In der Politik herrscht abermals bürgerliche Zeit, worin Eunuchen und brägenbrüchige Memmen Hingiebigkeit entfalten... vor dem Betrieb und Geschieb. Im sogenannten Tönereich ist Bach drolligermaßen... nicht nur ein Popel gegen Nikisch: sondern Nikisch ein Popel gegen Landeker, den Besitzer der Philharmonie. Was die Maler malen, kommt weniger in Betracht, als wer Vereinsvorsitzender ist.

Ein Recht, alle diese Dinge ernst zu nehmen, haben bloß die Geschädigten. Im Grunde sind sie es insgesamt. Wissen aber tun es nur einige, zu denen die allerstärksten Künstler nicht halten. Darin liegt eben die galgenernste Mißlichkeit.

Zu wem sich unabhängige Kritiker (so die Bezeichnung verdienen... und mehr sind als geduckte Bildschätzungsknechte) zu schlagen hätten, bedarf keines Wortes. Die Geschädigten haben ein paar harmlose Betrachtungen (beiläufig ohne meine Zustimmung) abgedruckt. Diese Bemerkungen lauteten:

K r a c h.

Es kann nicht ja immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Es soll auch gar nicht. Was die Jagdfreunde mit dem Begriff der „Blut-



auffrischung“ bezeichnen, das ist auch in allen sonstigen Gefilden des Lebens durchaus am Platz.

Also niemand wird gegen Krach, Aneinandergeraten, Fäusteschütteln, Funkenstieben und Geknurr was einwenden. Es kommt jedoch sehr auf die Art an, in der sich alles vollzieht, — und eben die Art ist es, die mir beim Krach in der Secession mißfällt. Die Umstände, unter denen sich alles vollzog, sind höchst anfechtbar. Von vornherein muß man sich eins klarmachen: es steht hier keine Kunstfrage zur Erörterung, sondern einfach eine Rechtsfrage. Wenn man will, neben der Rechtsfrage noch ein Stück sozialer Frage. Das Ganze dreht sich nicht darum, welche von beiden Kampfparteien mehr Talent hat, — sondern darum, ob eine Partei dem persönlichen und wirtschaftlichen Einfluß, der von einem, wenn auch noch so tüchtigen Kunsthändler ausgeht, erliegen soll. Wollte man die Secession von Leuten befreien, deren Art zu malen den anderen Mitgliedern rückständig vorkommt, so hätte man ohne langes Umschreiben äußern können:

„Sehr geehrter Kamerad, Ihre Bilder sind uns langweilig, wir müssen dem Publikum immer Frisches und Neues bieten, zumal wir die Konkurrenz des jüngeren Künstlergeschlechts zu fürchten haben, denn es gibt ja schon viel modernere Ausstellungen als die unsere; die Secession selber wird von jüngeren Künstlern bereits als langweilig erklärt, also wir müssen eine große Umkrempelung vornehmen, auf dem laufenden bleiben, das Neue mitmachen (wenn wir's auch ohne Ueberzeugung tun); dazu scheint uns der beste Weg, daß wir Sie bitten, sich zum Teufel zu scheren. Die Sache will's. Mit freundschaftlichem Gruß: Der Vorstand der Secession.“

So hätten die Herren schreiben können; das war glatte Arbeit; kein Vorwurf konnte sie treffen; auf keinem Umweg hatte man das Ziel erreicht.

Die Gegner behaupten jedoch, daß es auf einem Umweg erreicht worden ist. Vermutlich werden Gerichtsverhandlungen erst beweisen, ob es nicht so war. Alle, die vor einigen Monaten gegen die Präsidentschaft des Kunsthändlers gestimmt haben, erhielten vor der letzten Ausstellung ihre Bilder zurück — bis auf einen, der drei Tierstücke hohen Ranges einreichte, von denen man bloß zwei zurückschickte; er hatte den aufrechten Takt, nun auch dies dritte nicht mehr hinzugeben; er machte gemeinsame Sache mit den schwer benachteiligten anderen Gegnern der Präsidentschaft . . . und zu ihnen hat sich auch der letzte Präsident der Secession, Lovis Corinth, in rechtlichem Gefühl tapfer geschlagen. Hatten diese Künstler so unrecht, als sie damals den Kunsthändler nicht zum Haupt einer Künstlervereinigung wunschten? Trotz aller Tüchtigkeit und manchem Verdienste des Gewählten hatten sie recht. Gewiß hatte dieser Mann sich stets innerhalb einer Kunstrichtung gehalten und es abgelehnt, vielleicht mehr Geld mit dem Verkauf von Knaus und Achenbach und Vautier, Leuten der alten Schule, zu verdienen. Gewiß kam es ihm auf das Wirken innerhalb einer neueren Richtung an. Doch abgesehen davon, daß diese neuere Richtung nun von der neuesten überholt schien — auch ein noch so geschickter und überzeugungsvoller Kunst-

kaufmann hatte zuviel private Beziehungen, zuviel besondere Neigungen, besondere geschäftliche Abschlüsse mit einzelnen Mitgliedern des Künstlerverbandes, als daß alle samt und sonders einen gleichmäßig und sachlich verteilten Segen von seiner Amtsführung erwarten zu dürfen glaubten. Nicht, daß der Vorsitzende sich hinstellen würde und unvornehm nur solche begünstigen, zu denen er privatgeschäftliche Beziehungen hatte, — das konnte keiner annehmen. Das wäre viel zu plump gewesen. Doch sicher ist, dass unbewußt Einflüsse von einer wirtschaftlich ausschlaggebenden Kraft zur Jury hinströmen mußten — nicht nur wirtschaftliche Einflüsse, in weit höherem Grad persönliche Einflüsse von einem lebenswürdigen und ihnen befreundeten Menschen, der neben der Secession einen Kunstsalon besaß, in dem er Lieblinge fördern und Mißliebige boykottieren konnte.

Es wäre glattweg albern, ja sinnlos zu behaupten, daß ein halbes Schock ehrenwerter Künstler von dem Kunstkaufmann etwa „bestochen“ seien. Man müßte schon ein Esel sein, um das anzunehmen. Aber wenn man das Wort „bestochen“ im Sinne von „persönlich angezogen“ oder „suggestiviert“ nimmt, so wird jeder logisch und psychologisch Denkende keinen Augenblick zweifeln, daß ein solches Fluidum von dem Inhaber des Kunstsalons, dem kontraktlichen Vertreter, dem Geschäftsfreund so vieler Mitglieder des Bundes ausgehen mußte . . . Schriftsteller wissen sich zu wehren und machen Krach; sie beherrschen das Wort; bei Malern ist das anders. Ich will dieser Gattung nicht zu nahe treten, es gibt unter ihnen Genies wie Max Liebermann, die mit der Feder fast so hervorragend sind wie mit dem Pinsel. Doch ihre große Mehrheit ist und bleibt in schwierigen Sachlagen unbeholfener als Leute, die schreiben können, die täglich gewohnt sind, Unterschiede scharf zu prägen, Klarheit im Denken zu schaffen. Beim bildenden Künstler wird jenes Dumpfe, jenes Unbewußte, das zu unser aller Handwerk mitgehört, stärker entwickelt sein . . . und so werden sie dreimal eher dem Einfluß des handelnden Menschen, des Realmenschen, des wirtschaftlichen Unternehmers, kurz des Kunstkaufmanns, wenn er an die Spitze ihres Verbandes gesetzt wird, erliegen. Daran ist kein Zweifel. Und so wird es gekommen sein. Jeder von den Juroren hat nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt, doch unter der Schwelle seines Bewußtseins lockte jeden etwas, dem alten Freund und Geschäftsfreund, den man ans Ruder gesetzt, halb und halb einen Gefallen zu erweisen.

Das kam, wie gesagt, aus nicht unedlen Motiven, ganz bestimmt unbewußt, — und in der Minute, wo man sie darauf aufmerksam macht, sagen sie sich natürlich: „Was? wir sollen derartige Trottel sein, daß wir dem präsidierenden Besitzer des Kunstsalons zuliebe handeln — und es nicht einmal wissen? Das wäre ja noch schöner! Diese Behauptung ist unerhört! Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen . . .“ Aber das bezweifelt niemand; sicherlich nach bestem Wissen und Gewissen — und sicherlich dennoch mit unseligstem Erfolg für die benachteiligten Widersacher des Präsidenten. Waren deren Bilder schlecht, schön, dann sollte man sie ruhig rausschmeißen; aber man durfte dann nicht schlechtere Bilder von solchen hinhängen, die für die Präsidentschaft gestimmt hatten. Das ist es. Die ernst zu nehmenden Kritiker sind samt und

sonders einig, daß Kitsch aufgehängt und künstlerisch Wertvolleres zurückgewiesen worden ist. Wohlgenemerkt: die ganze Secessionsausstellung ist vorzüglich gemacht . . . aber dazwischen hängt Kitsch von Freunden des Vorsitzenden, — und die Widersacher der Präsidentschaft sind ausgesperrt. Ich wiederhole, was ich im Beginn gesagt: es handelt sich um keine Kunstangelegenheit, sondern um eine Rechtsangelegenheit. Nur darum ergriff ich das Wort. Balgen sich die Herren, ob einer zwei-fünftel Prozent mehr Begabung hat als der andere, so kümmert man sich einen Quark darum; laßt sie streiten, das macht mich nicht heiß, es kommt alle Tage vor; — ruht aber etwas Ethisches, eine Sache des Gewissens und des Rechts auf dem tiefsten Grund ihres Gekampels, dann soll man eingreifen. Dann muß man Partei nehmen. Dann darf man keine Minute länger den Mund halten. Und man soll ihn auf-tun für die Unterliegenden, für die Schwächeren, für die Bedrängten.

Kerr

## Wettbewerb des Freiherrn von Grotthuss

Eine „Monatsschrift für Gemüt und Geist“, redigiert von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß; deren Wappenspruch hier dahin berichtet worden ist:

Zum Blähen geboren,  
Zum Schauten bestellt,

zeigt sich hierfür dankbar, indem sie jetzt, im August, auf die zur Winterszeit erschienenen Verse des Dichters Klabund schilt.

Da die Monatsschrift für Gemüt eine Pflanze geschäftlichen Wettbewerbs wider den Kunstwart ist, bleibt es billig, daß sie hinter Herrn Avenarius auch hier sein Bakelhalten genau nachmacht.

Neigung für verwegene Stadtlyrik wird von dem Surrogatblättli nicht erhofft — bleibt aber nicht ausgeschlossen, wenn sie eines Tages der Kunstwart besitzt.

Der Verfasser zeichnet mit „E. Schl.“, was als „Eine Schleimsuppe“ zu ergänzen ist. Der Schriftsteller Herr Erich Schlaikjer, welcher das Pech hat, mit denselben Buchstaben anzufangen, wird über die Verwechslungsmöglichkeit nicht erfreut sein.

Kerr

## Sezessionsduell

Einer der Hauptbeteiligten hat eine Duellforderung an einen Radierer geschickt, der ihm als Zionist bekannt war.

Da der Herausforderer gleichfalls mosaischer Konfession ist, soll der Zweikampf durch Schofarblasen eingeleitet werden. Auf dreimaliges Kio . . ! Kio . . . ! Kio . . . ! erfolgt das Kommando: „Bindet die Tfilim!“, worauf ein Kugel-Pistol und ein zum Schleifer gebrachtes Vorhautabschneidemesser zur Wahl gelassen werden.

Der Herausforderer wird für das Duell die Räumlichkeiten gratis zur Verfügung stellen.

Statt der Unparteiischen soll eine bisher schon erfolgreich tätige Jury entscheiden, wer als refüsiert anzusehen ist.

Pascin arbeitet an einem Plakat zur Eröffnung des Zweikampfes.

Kerr



## Moissi

### I

Jetzt wenn ich zum Papste geh,  
Denkt er still auf der Tournee,  
Steht es bald mit fetten Lettern  
In den Blättern.

Sämtliche Kollegenheit  
Platzt vor Neid.  
Reinhard selber wird sich giften —  
Hollaender möcht' Kerzen stiften.

Schwarzer Rock und schwarze Hose  
Und die feinste Fußkußpose.  
Wer den Freund, das Vorbild liebt,  
Weiß, wie man Effekte schiebt.

### II

Und der graue Kirchengreis  
Läßt ihn kommen. Lächelt leis.  
Hört ihn sprrrrechen. Prüft das Ganze.  
Und beschaut sich still die Pflanze.

Wendet sich mit sanfter Seele  
Zwinkernd an die Kardinäle:  
„Ich erstaune. Denn wie gern  
Nennt sich sowas sonst modern.

Ihr erklärt: zum Himmel schreit es —?  
Laßt das Bürschchen. Gott verzeiht es.  
Knieend auf dem Fußkußteppich  
Sah ich die Moderne . . . Nebbich.“

Kerr

## Zur Beachtung

Glaubt nicht, eine Retourmarke sei ein Grund, etwas zurückzuschicken.  
Abholen könnt ihr sie. Besonders bayrische und österreichische.

## Manuskripte

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Dritter Jahrgang No. 31  
(No. 5 und Schluss des bisherigen  
Abonnements)

23. Dezember 1913

# PAN

Alfred Kerr  
Herausgeber

---

## INHALT:

Alfred Kerr.....	Den Richtern
Klabund.....	Lieder
Alfred Kerr.....	Hugo Lederers Heine
Alfred Kerr.....	Friedhofs-Inschrift
Alfred Kerr.....	Musik
Kurt Kersten.....	Worte eines Dienstmädchens

---

Abg. Held - Schollenbörse  
Ablehnen, aber entlehnen - Entlehnen, aber nicht  
keltieren      Littmanns Hofbader in Stuttgart





## Den Richtern

Von Alfred Kerr

Kurz vor dem Prozeß, in dem ich freigesprochen worden bin, schrieb ich an die Richter Folgendes.

Es war nicht für Pan-Freunde bestimmt: sondern für vielfältig im Amt wirkende Männer, in deren Arbeitsgebiet heut ein künstlerischer Gegenstand fällt, morgen ein praktisch-technischer. Ich bin darum der Pflicht gefolgt, nicht „literarisch“ zu reden, sondern vom strafgesetzlichen oder staatlichen Standpunkt — und, wie ich hoffe, vom menschlichen.

Ich gebe hier die Hauptpunkte der von mir überreichten Schrift.

### I.

Der Pan ist eine Zeitschrift, die bald in größeren unregelmäßigen Zwischenräumen (der längste dieser Zwischenräume betrug ein Vierteljahr), bald vierzehntägig, bald achttägig erschienen ist. Seit dem 1. April 1912 bin ich der Herausgeber.

Die Zeitschrift „Pan“ wird von mir durch einen freiwilligen Zuschuß unterhalten. Die für den „Pan“ bis jetzt von mir gegebene Summe beträgt . . . . . Mark.

Der „Pan“ setzt sich mit neuen geistigen Erscheinungen auseinander. Er hat auf dem Felde der neuen Malerei die Torheiten der Futuristen verspottet, sonst aber das Für und Wider kritisch wohlwollend erörtert. Sein Ziel ist auch in der Dichtkunst: jungen Begabungen, in denen sich etwas anzukünden scheint, ein Obdach zu bieten.

Die Verbreitung des Blattes ist derart, daß die meisten Nummern mit ziemlicher Bestimmtheit nur in die Hände Solcher kommen, die auf das Wesen der hier behandelten Fragen wie der Behandlungsform eingestellt sind.

Der „Pan“ ist ein erotisches Blatt niemals gewesen. Ein volkstümliches auch nicht.

Häufig veröffentlichte die Zeitschrift lyrische Gedichte, wo nicht bloß Mondschein, Wald, Flur, Lenz, Nachtigall vorkamen, sondern Empfindungen aus dem Bereich der Großstadt; Stimmungen aus den Straßen einer Menschengesiedlung wie Berlin. Unflätiges wurde hier nicht willkommen genannt oder gar gesucht. Der Erfolg des Ganzen war ein realistischer (nicht schamverletzender) Einschlag in die Lyrik. Der Herausgeber, dem

bloße Lust an der Unsauberkeit bestimmt ebenso widerlich ist wie dem Herrn öffentlichen Ankläger, denkt nicht daran, Aufrichtigkeit als gleichbedeutend mit Brutalität anzusprechen. In bestimmten Fällen aber liegt der scheinbaren Brutalität des Ausdrucks nicht bloßer Hang nach Rohheit oder Gemeinheit zugrunde, sondern einfach der Wunsch, unverhüllt zu reden, wie es Menschen im Alltag tun, ohne darum schoflen Charakters zu sein.

## II.

Ich empfang Anfang 1913 Verse von einem gewissen Klabund. Der Begleitbrief ergab, daß sie von einem jungen Menschen stammten, der ein höchst abwechslungsreiches, halb und halb fahrendes Leben führte.

Schon vorher hatte mir bisweilen (was in dem lyrischen Lande Deutschland vorkommt) mancher, etwan ein Student, der nachts im Asyl schlief und tags in Bibliotheken arbeitete, seltsam gute Verse geschickt — worin aus dem Vagantentum was ins Dichterische hinüberwirkte. (Das Vagantentum hat in der deutschen Verskunst eine alte Ueberlieferung.) Aehnlich schien es bei Klabunds Versen: deren Musik mir sofort ins Ohr ging — fast unabhängig vom behandelten Gegenstand.

Klabund heißt im bürgerlichen Leben Alfred Henschke. Von diesem Alfred Henschke waren Strophen im „Pan“ durch mich schon veröffentlicht worden. Klabund hat mir nachträglich mitgeteilt, daß beide Verfasser derselbe Mensch seien. Es ist für meine Schätzung seiner Verse unerheblich.

Ein Lyriker hat ja das Recht: nicht nur Strophen zu dichten; sondern auch eine Gestalt zu dichten, in deren Mund sie gelegt sind.

In seinen Gedichten sah ich Vagantenverse; Lieder eines Desperado, künstlerisch wertvoll. Es wirkte hier ein absonderlicher Galgenhumor. Ich hatte vor mir die ungewöhnlich begabten Poesien Eines, der „sein' Sach' auf nichts gestellt“; der in Sturm und Drang mit allem herausplatzte, was in ihm vorging — und in dieser Offenheit anständig wirkte trotz dem „unanständigen“ Gegenstand.

Aus den Versen sprach für mein Gefühl ein Dichter, dem zu helfen am Platze war. Ich veröffentlichte seine Strophen, seitdem auch fernere. Er hat einen angesehenen Verleger gefunden. Seine erste Sammlung ist vielfach enthusiastisch beurteilt worden. Und da etliche dieser Gedichte bleiben werden, so wurde bei alledem gegen die deutsche Literatur nicht schlecht gehandelt.

... Ich vernahm den Einwurf: „Aber ist das eine erfreuliche



Erscheinung?“ Der Kritiker muß nach bestem Gewissen antworten: „Einer, der etwas kann, ist eine erfreuliche Erscheinung.“

Korrekt sein und nichts können — das treffen viele. Etwas können und nicht korrekt sein — ich erbitte hierfür die äußerste Nachsicht. In jedem Fall wird der Herausgeber einer Zeitschrift in solchen Versen ein Kulturdokument sehen, das (gebilligt oder nicht) gekannt zu werden verdient.

Ich hatte vorher im „Tag“ viele Spalten über den völlig unbekannten Hans Kyser, über den völlig unbekannten Robert Musil geschrieben und ihnen Verleger beschafft — obwohl der eine wiederum ein halbdunkles Gebiet, Knabenerlebnisse mit manchen Furchtbarkeiten, behandelte. Beide sind heute anerkannte Werte für die jüngere deutsche Dichtung. Und ich streife das nicht, um mit früheren Fällen zu prahlen; sondern um den vorliegenden zu erklären.

### III.

Klabund hat Verse von sehr verschiedener Art gemacht; der „Pan“ veröffentlichte beide Gattungen: die wilden wie die milden.

Jeder Strebende, jeder der sich mit der Welt auseinandersetzt, hat neben seinem faustischen auch sein mephistophelisches Teil. Wer als Poet nur die glatten, ebenen Seiten darstellt; wer so tut, als ob die Dinge sämtlich aus poliertem Wachs wären: der ist einseitig und kurzsichtig.

Ich wünsche nicht, daß unsere Lebensäußerungen sich in rohen und schamlosen Ausdrücken halten. Aber gelegentlich in der Kunst für ein derbes Ding ein derbes Wort zu brauchen, ist alte Sitte. Wenn es jemand aus der Sucht zu verblüffen tut, aus der Sucht aufzufallen, ist es verabscheuenswert. Will aber jemand offenherzig auch nur die Problematik seines seelischen und seines äußeren Zustandes gestalten: so dürfen wir nicht immer auf stubenreine Worte gefaßt sein.

### IV.

Das Häßliche (hiermit komm' ich zum Allgemeinen) ist ein Gebiet für sich, das in der Kunst allemal eine große Rolle gespielt hat; ohne welches die Kunst so eintönig wäre wie dauernder Tag ohne Nacht. Auch für Klabund ist es nicht Selbstzweck. Es stehen weiche Verse neben seinen schroffen, beide standen im „Pan“, beide sind zusammen zu betrachten.

Auf das Allgemeine hin besehen, liegt der Fall folgendermaßen. Wollte jemand die Welt nur aus Häßlichem bestehend



malen: so wäre das ein gefälschtes Weltbild. Streicht man aber das Häßliche: so ist das Weltbild abermals gefälscht.

Unsere großen Künstler alle sind vor dem Häßlichen so wenig zurückgeschreckt wie die großen Tatmenschen. Wenn im Ulmer Dom der alte deutsche Holzbildhauer Syrlin an den wundervollen Chorsitzen den Hiob ausmeißelt: so gestaltet er, weil Hiob ja Blattern und Schwäre gehabt hat, alle Blattern und Schwäre mit bestürzender Wahrheit. Der Spanier Goya, den viele für den größten Maler des vergangenen Jahrhunderts halten, hat in ungezählten Bildern (neben seinen Heiligen-gemälden) auch das Scheußlichste der Menschennatur dargestellt — in verwegener Offenheit. (Es ist bei ihm einer der sanfteren Fälle, wenn er im grandiosen Wust unverhüllter Leiber einen Steiß malt, der ein ziemlich entferntes Licht auspustet.) Lucas Cranach war kein Schmutzfreund und hat doch unerschrocken jenen alten Mann gemalt, dessen (.....) hält. Die herrliche Nonne Roswitha, die Dichterin, hat nicht gezögert, in ihren Bordelldramen das Letzte vorzuführen. Der Prophet Hesekiel braucht Wendungen, die vor keiner geschlechtlichen Häßlichkeit zurückschaudern. Häßliches lebt überall auch da, wo große Kraft ist. Martin Luther nennt in seinem beherzten Künstlertum als Schrifsteller den Papst einen „—“. (Ich bitte für die folgenden Ausdrücke um Verzeihung, die der Stoff erfordert\*). Luther fügt hinzu: „Und dieser (...) zu Rom will noch, daß man ihn im (...)“. Luther nennt den Erzbischof von Magdeburg: „Sch.... pfaffe“; oder den Dichter Lemnius kurzerhand den „Sch.... poeten“.

Das sind unsexuelle Wendungen. Aber mit geschlechtlicher Derbheit schickt Frau Rat Goethe ihrem Sohn einen Gruß an seinen „Bettschatz“. Dieser große Sohn hat nicht nur eine priapische Elegie verfaßt, sondern in dem Gedicht vom „Iste“ mit aller Ausführlichkeit (.....) in Versen ausgemalt. Ich streife solche Züge nicht ohne Not; es muß um des Stoffes willen sein. Horaz schildert auf der Reise nach Brindisi, wie er mitternachts ein Mädchen erwartet, zuvor einschläft (.....). Vom Blocksberg, von den deutschen Stürmern und Drängern, von Grabbes „Herzog von Gothland“ zu schweigen.

Das Häßliche hat immer in der Kunst neben dem Lieblichen gestanden. Shakespeare stellt neben die Holdheit Juliens und Romeos die schlimmsten Zoten der Anme. Genug; jeder

\*) Sie mußten in dieser öffentlichen Wiedergabe der Verteidigungsschrift wegbleiben.

Kenner der Weltliteratur weiß, daß Abstoßendes, Derbes und Rohes, so wenig es ihren wahren Inhalt ausmacht, ebensowenig ihr mangeln kann. Und ich stimme dem Herrn Ersten Staatsanwalt in Gleiwitz zu, der vor wenigen Wochen in dem Prozeß Knittel gesagt hat:

„Ein derbes Wort ist oft eine Erlösung und eine Erfrischung. Wer möchte heute die köstliche Einladung unseres Goethe im ‚Götz‘ missen?“

### V.

Ich prüfe nun im einzelnen die unter Anklage stehenden zwei Gedichte. Das erste beginnt mit den Worten:

Sie hat — — —  
 — — — — —  
 — — — — — — —  
 — — — — ?

Ich möchte nicht den Eindruck machen, mich der Verantwortung entziehen zu wollen, — aber ich bekenne wahrheitsgemäß, daß ich bei der Bezeichnung („“) nicht an (..) gedacht habe, sondern einfach (.....). Ansteckung ist durch Küsse so möglich wie durch Beischlaf. Jedenfalls spiegelt das Gedicht den grotesk tragischen Zustand der menschlichen Existenz: daß neben dem leidenschaftlichsten Trieb, neben der geschlechtlichen Lockung, das furchtbarste Grauen hervorlugt; Siechtum des Körpers, das mit Wahnsinn und Tod enden kann. Das populäre Wort „Syphilis“ ist vermieden; das nur dem Gebildeten bekannte „lues“ steht hierfür. Es wird als unzünftig nicht gelten. In jeder Zeitung finden sich Hinweise auf das weltbekannte Mittel von Ehrlich-Hata. Es handelt sich um Dinge, die für die Menschheit sehr wichtig sind. Ibsens „Gespenster“, unendlich oft auf deutschen Bühnen gespielt, behandeln vom Beginn bis zum Beschluß kein anderes Thema. Goethe selber hat ein Gedicht auf die Syphilis gemacht: er vergleicht sie mit Schlangen, die hinter Blumen lauern.

Die großen Künstler vieler Nationen haben jenen Zwiestreit, daß eben hinter dem stärksten leiblichen Rausch ein tödliches Gebrest harren kann, in ihren Werken ohne Zögern dargestellt. Swift, der Priester und Satiriker, erzählt im „Tale of a tub“ gelassen, was drei Söhnen eines Vaters zustieß. „Sie liefen“, heißt es in der älteren deutschen Uebersetzung, „sie liefen in die (..) und holten sich (..).“ Hogarth, einer der Größten, den die Geschichte der bildenden Kunst kennt, hat das Bild einer syphilitisch Erkrankten (der junge Goethe beschreibt es) gemalt.

Goethe selber berührt im „Faust“ (scherzend und nebenbei) wiederum dies „mal de Naples“, wenn es von dem verstorbenen Mann der Marthe heißt:

„Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,  
Als er in Neapel fremd umherspazierte,  
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's getan,  
Daß er's bis an sein selig Ende spürte.“

Der Aufklärer Voltaire vollends hat mit richtigem Blick für das Fürchterliche dieser Weltplage in seinem Roman „Candide“ einen ganzen Reigen syphilitischer Ansteckung dargestellt: eine Dienerin holt sich die Krankheit von einem Franziskaner, der hat sie von einer alten Gräfin, die von einem Rittmeister, der Rittmeister von einer Marquise, die Marquise von einem Pagen, der Page von einem Jesuiten, der Jesuit von einem Reisegenossen des Christoph Columbus. Unbedenklich nimmt sogar das deutsche Volkslied die Schrecken der lues aufs Korn; da heißt es („Im Wiedener Spital“):

„Saal 19 bin i kumma,  
Uje, da hab i g'schaut,  
Da steht der Spekuliertisch,  
Jetzt Maderl steig hinauf.

Aufs Stiegerl bin i kumma,  
Vergelt's Gott hab i g'sagt.  
Jetzt hat (. . . .)  
(. . .)“

Daß Vergegenwärtigung der Syphilisgefahr nichts Frivoles einschließt, hat einer unserer bedeutendsten Nervenärzte, Herr Geheimrat Professor Dr. A. Eulenburg, in seiner „Sexualen Neurasthenie“ (Die deutsche Klinik 1902) mit folgenden Worten gesagt (eine Zeitschrift hatte das Wort „Onanie“ gestrichen):

„Also von Onanie darf vor keuschen Ohren nicht gesprochen werden! Von Prostitution und Geschlechtskrankheiten natürlich erst recht nicht. Wie ist unter solchen Umständen an eine Besprechung sexualhygienischer Fragen und Probleme überhaupt zu denken? Und werden wir nicht bald zu der Einsicht gelangen, daß wir eine gedankenlose Vogelstraußpolitik treiben, indem wir die insgeheim fortwuchernden furchtbarsten Schäden des Volkskörpers der allein heilbringenden Aufdeckung im vollen Lichte der Öffentlichkeit furchtsamerweise entziehen? Vielleicht vermag die in der Bildung begriffene Deutsche



Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gerade nach dieser Richtung hin allmählich bessernd zu wirken.“

So Professor Eulenburg. Im Auftrage der von ihm erwähnten Gesellschaft ist nun im vorigen Winter in Berlin und Hamburg ein Stück des Franzosen Brieux mehr als hundertmal gegeben worden, das nichts anderes zum Gegenstand hat als die Syphilis mit ihren Greueln. Die berechtigte Furcht vor diesem Uebel hat bei dem Franzosen einen dramatisch wirkungsvollen, wenn' auch trockenen Ausdruck bekommen.

Bei Klabund ist aber in wenig Zeilen die Nähe der Gefahr viel dichterischer gestaltet. Dichterischer, wenn auch in ganz unpathetischer Form. Am Schluß erleichtertes Aufatmen: „Es hat noch einmal gut gegangen!“ Dem Siechtum ist man zum Glück noch entronnen. Das Gedicht wirkt wie ein auf sexuelles Gebiet verpflanzter „Reiter über den Bodensee“.

Nach meinem besten Wissen hat es künstlerischen Wert.

## VI.

Das zweite von den unter Anklage stehenden Gedichten zeigt einen jungen Mann, der nach einer Liebeserfüllung allein in seinem Bett ist und Betrachtungen anstellt. Betrachtungen von zynisch-ruhiger Art.

Das Ethos dieses Gedichts ist nicht mein Ethos. Es ist im geringsten nicht mein Standpunkt etwa zu sagen: ein Mädchen, das mir zur Lust gedient hat, mag hinterher sehen, wie sie mit ihrem Dasein fertig wird. Mein Ethos ist es nicht.

Vielleicht aber auch nicht Klabunds Ethos. Er schildert einfach. Er schildert einen Mann in einer bestimmten Situation, der diese Gesinnung hat. In jedem Fall ist nicht die Gesinnung angeklagt, sondern das etwa Unzüchtige oder Schamverletzende des Gedichts; worin kann es liegen?

Ein Schutzmittel gegen die Empfängnis wird erwähnt — mit dem Fremdwort („—“); die deutsche Volkssprache braucht das abweichende, volksetymologisch veränderte Wort („—“) hierfür; ein Ungebildeter würde („—“) kaum verstehen. Im übrigen ist von Schutzmitteln kürzlich, als der Bundesrat erwog, ob sie abzuschaffen wären, in allen Tageszeitungen (nicht wie hier in einer abseitigen Wochenschrift) geredet worden.

Die Grundstimmung des Gedichts, Gleichgültigkeit des undankbaren jungen Liebhabers gegen die Bettgenossin, findet sich auch in volkstümlichen Dichtungen geprägt wie im „Bruder Straubinger“, den Bismarck so oft zitiert hat:

„Nun reis' ich über Zürich nach Bern,  
Um dort ganz zu verbleiben,  
Und sollt das Mädel schwanger wer'n,  
Herr Bruder wird mir's schreiben.

Da müßt ich doch ein Esel sein,  
Ein Kerl als wie ein Rinde,  
Wenn ich da sollte Vater sein  
Von das Studentenkinde.“

Das humorhaft Auftrumpfende, wenn der Liebhaber sich gelassen seiner vielen Schätze rühmt, hat ein Seitenstück in „Götter, Helden und Wieland“, wo der junge Goethe ruft: „Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der . . . ein groß Werks und Wesens daraus machen kann, . . . daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drei vier Kerls liegen und sie eben in der Reihe herum lieben.“

Straflos kann der Zustand während eines Beischlafs geschildert und die Schilderung verbreitet werden, wenn es (um nur ein Beispiel von tausenden zu nehmen) bei Lessing unangefochten heißt:

„Ein Hurenhaus geriet in Brand.  
Da sprangen, um zu löschen und zu retten,  
Ein Dutzend Mönche von den Betten.“

usw. Solche Dichtungen sind in Reclams Universalbibliothek für 20 Pfg. zu kaufen — während der „Pan“ eine halbe Mark kostet und nur die Reflexionen nach einem Beischlaf enthält; sie werden als schamverletzend nicht gelten.

## VII.

Ich hatte beim Abdruck der Klabundschen Verse nicht das Gefühl, Strafwürdiges zu tun. Ich will erklären, weshalb ich auch heute dieses Gefühl nicht habe.

Die Gedichte haben nichts zur Sinnlichkeit Anreizendes — das erste schreckt viel eher vom Sinnengenuß ab. Dinge wie die Gefahr der lues spielen im täglichen Vorstellungskreis vieler, die in mittleren Jahren sind, mit Recht eine ernste Rolle. Daß dieser Tatbestand hier in Gestalt von Versen ausgedrückt wird (nicht in Gestalt einer Abhandlung), ist unerheblich.

Ich hatte nicht das Gefühl Strafbares zu tun; noch aus anderem Grund. In einer Zeit, wo „sexuelle Aufklärung“ beinahe schon in den Schulunterricht genommen ist, war ich des Glaubens, daß die künstlerische Behandlung mancher unangenehmen, doch für das Leben ernsten Dinge wie der Ansteckungsgefahr keine Schamverletzung einschließe.

Ich hatte nicht das Gefühl Strafbares zu tun: weil der „Pan“ ja nie und nimmer von Jugendlichen und Unreifen gekauft wird. Weit eher fällt ihnen ein Konversationslexikon mit Abbildungen in einer Konditorei; weit eher ein Altes Testament mit vielen geschlechtlichen Einzelheiten zu Haus in die Hände: als diese verhältnismäßig teure Zeitschrift, die 24 Seiten für 50 Pfg. bietet, dem Geist unbequeme Aufgaben stellt und mit anlockenden Blättern, die „Schmutz in Wort und Bild“ verbreiten, kaum wechselt wird.

Leute, die eine halbe Mark ausgeben, um ein dünnes Heft zu erstehen (das keineswegs volkstümlich gehalten ist, sondern in einem Stil verfaßt, der an die Bildung, an die Gestuftheit, ja an eine gewisse Zugespitztheit des Erkennens recht starke Forderungen stellt) — solche Leute glaubt man in ihrem Schamgefühl nach bester Ueberzeugung nicht zu verletzen, wenn eine Katze dort „eine Katze“ genannt wird.

Müßte man solche Verletzungen des Schamgefühls immer, auch nur eventuell\*), befürchten, so wäre der Abdruck selbst des einfachsten Volksliedes nicht mehr möglich. Wird beispielshalber das wunderbare plattdeutsche, von Klaus Groth mitgeteilte Liedchen gedruckt:

„Komm Du um Middernacht,  
Komm Du Klock een,  
Vader slöpt, Moder slöpt,  
Ick slap alleen,

so wäre man auch hier nicht sicher vor dem Einwurf der Schamverletzung, weil der Hinweis des Mädchens, daß sie im Bett liegen werde und um männlichen Besuch bittet, eine Aufforderung zur Unzucht enthält.

Bei jedem Ballfest besteht die Möglichkeit, daß zwei oder drei puritanische Menschen durch den Anblick von unbedeckten Brüsten und hüllenlosen Rückenteilen in ihrem Schamgefühl verletzt sind. Die Möglichkeit, daß Leser ihr Schamgefühl als verletzt empfinden, ist immer da, auch wenn bloß ein Schillersches Gedicht (aus der ersten Periode) abgedruckt wird.

Ich hatte nicht das Gefühl Strafbares zu tun: weil hundert und tausend leicht und für weniger Geld zugängliche Schriften, zum Teil klassischer Herkunft, Schamverletzenderes, ja Anreizendes (was hier völlig fehlt) bieten. In jedem anatomischen Museum sind für 25 Pfennig oder noch weniger in voller Brutalität, Plastik, Farbigkeit für jedermann Geschlechtskrankheiten greifbar zu erblicken, von denen hier nur in dem Bericht lyrischer

\*) dolus eventualis.



Verse gesprochen wird. Eine Menschheitsseuche ist nichts Nebensächliches; ihre Behandlung darum, daß sie in Versen geschieht, noch keine Frivolität. Ein Dichter spricht in Versen.

Ich hatte nicht das Gefühl Strafbares zu tun: weil auch der Begriff des abschreckenden Mißbehagens (unabhängig vom Geschlechtlichen) hier nicht so stark wie in erlaubten klassischen Beispielen fühlbar wird. Ekelhaft ist, von dem gräßlichen Schorfaussatz des „Armen Heinrich“ bei Hartmann von der Aue zu schweigen, sogar der „Zerbrochene Krug“ Heinrich von Kleists; es besteht hier die theoretische Möglichkeit, daß zwei, drei Menschen ihr Schamgefühl dadurch für verletzt erklären, daß der Dorfrichter Adam für den Teufel gehalten wird, weil ihm hinten beim Fliehen Schwefeldämpfe entfahren (während er in der Angst aus dem Unterleib Dämpfe von sich gibt); dies ist ein immer wiederholtes, durch das ganze Stück gehendes, zweifellos ekelhaftes Motiv. Vielleicht ekelhafter als die Erwähnung einer nicht einmal für sicher betrachteten Krankheit.

Ich hatte nicht das Gefühl Strafbares zu tun.

Abstoßend ist für mein Empfinden, was kupplerisch, verweichlichend, schlüpfrig, andeutend, feig ist. Abstoßend ist, was zwecklos gemein ist. Man verbietet es mit Recht. (Obschon die Menschen nicht durch Verbote keuscher werden, sondern durch Gebote: durch Gebote von bestimmten Körperleistungen, Sport, Luftaufenthalt, durch alles Hindern fauler Unrast.) Ich erbitte jedoch für ein offen derbes Wort, für geradliniges Aufdecken einmal nun bestehender menschlicher Dinge weites, wohlwollendes Entgegenkommen. Ich glaube, was ein großer deutscher Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts gesagt hat, der Göttinger Philosoph Lichtenberg:

„Das Glück der Welt, wenn sie es jemals erreicht, muß nicht durch Verhehlung gesucht werden, auf keine Weise. Dauerndes Glück ist nur in Aufrichtigkeit zu finden.“

Das Wesen der Zeitschrift „Pan“ und meine ganze literarische Vergangenheit schließen den Verdacht, daß ich beim Abdruck der Klabundschen Dichtungen aus unlauteren Beweggründen gehandelt habe, hoffentlich aus.

Alfred Kerr.

Dies meine Schutzschrift. Die Freisprechung ist erfolgt — für Carl Christian Decke, Studenten aus Stralsund und jungen Kritiker, als Freund Klabunds der Teilnahme verklagt: weil sein Tun gerechtfertigt erschien.

Für mich, weil die Unterscheidung zugelassen wurde zwischen der sachlichen Strafbarkeit in den Versen Klabunds und meiner Ansicht von Dem, was unzüchtig oder nicht unzüchtig sei. Mit anderen Worten: die Zulässigkeit solcher Verse wurde nicht erklärt, man glaubte jedoch, daß ich nichts Unreines zu begehen annahm.

Ob nun dieser Spruch die Dinge so vorwärts bringt, wie unsereiner es verlangt, oder nur die Hälfte dieses Verlangens erfüllt: ich danke meinen Richtern.

Ein Schritt zum Besseren ist es: man stellt zwar ein Vergehen fest — beklopft aber zugleich die Gesinnung des Täters und läßt ihn straflos.

\* \* \*

Ich danke dem Künstler Dehmel für Das, was er zu den Richtern gesprochen hat. Der Präsident äußerte zwar: „Wie alt sind Sie?“ nach seinem eben begangenen fünfzigsten Geburtstag — aber das bleibt wohl eine notwendige Formel im Verfahren. Und obschon Dehmel ein Poet in Gebärde, Wort und Blick ist, glaubte man ihm. Auch hier ein Nachlassen der Greuel.

Fritz Grünspach, mein Anwalt (er war auch Flauberts Anwalt und Herbert Eulenburgs in Sachen des Pan) erwog in schneidiger Kenntnis alles Tatsächlichen die juristischen Punkte.

Der Staatsanwalt war (D. Fr. Strauß betont: „Ungeheuer große Zeiträume, ungeheuer kleine Fortschritte“), niemals verletzend, niemals unhöflich. Als ich ihn sitzen sah: noch nicht alt, nach innen blickend, mehr einem Forscher in der Geschichte des Rechts gleichend als einem Strafprädikanten; mehr einem Suchenden als einem Ankläger, — dacht' ich: Die Umstände haben dich an einen Ort gestellt, den du sorglich ausfüllst: bei irgendeinem Zwang, dessen äußerliche Herkunft unterirdisch an Dein Bewußtsein dringt. Du kannst nicht heraus . . . aus der Pflichtenwelt, in die, wer weiß, welcher Zufall, dich trieb. Hätten wir uns hundert Jahre später getroffen . . . (dacht' ich).

Einmal sagte der Staatsanwalt: „Unsere Frauen, unsere Töchter . . .“ Worauf ich sprach: „Ich habe keine Frau, ich habe keine Tochter. Ein kleines Mädchen aber, aus einem Geschäft, las zufällig diese Gedichte Klabunds, sie ist verlobt, ihr Bräutigam hat in den Kolonien gedient, — das Mädels hat (nach Kenntnis der Verse) von ihm verlangt: er müsse vor der Heirat an sich die Wassermannsche Blutprobe machen lassen . . . weil sie sicher sein will, gesunde Kinder zur Welt zu bringen.“

\* \* \*

Klabund selber ist nicht freigesprochen. Er haust krank in Arosa. Ob die Ruhe seines Kopfes durch das hängende Verfahren erhöht wird, ob damit eine Förderung in die Welt gebracht ist, ob etwas Notwendiges geschieht, — werden Kommende beurteilen. Viele jungen herzhaften Menschen Deutschlands wünschen ihm frohe Genesung.

Fritz Engel hat, wofür ihm zu danken ist, Verse Klabunds aus Arosa gedruckt. Nicht Verlassenheit . . . nur Alleinheit neben allen Abendwundern tönte daraus. In Arosa runzelt man die Stirn. Störung. Das Publikum könnte denken . . .

Indes hat Klabund ein Schauspiel fertiggemacht — für das es keinen Verleger gibt. An einem Roman schreibt er auch.

Und zu Bett geht er hoffentlich mit unserem guten Gefühl (das die Besseren zwischendurch besser macht): Musik im Leibe zu haben.

Kerr

## Die Geisha O-sen

(Lieder)

Von Klabund

### I

Im Lack  
Des Sake-Fasses  
Glänzt schon der junge Tag,  
O laß es  
Genug der Liebe sein!  
Soll dich das Licht beschämen?  
Im Dunkel nur darfst du mich nehmen . . .  
Wird nicht im Licht der Weinrest trübe sein?

### II

Daß mir dieser Frühling noch erblühte!  
O ihr Knaben! O ihr Hyazinthen!  
Üppig wallt es hoch mir im Gemüte,  
Hei! des groben Todes grau verfrühte  
Sichelsehnsucht liegt im Kehrlicht hinten!

Blaue Hyazinthen, gelbe, rote,  
Blonde Knaben, seid mir zu Gebote!

### III

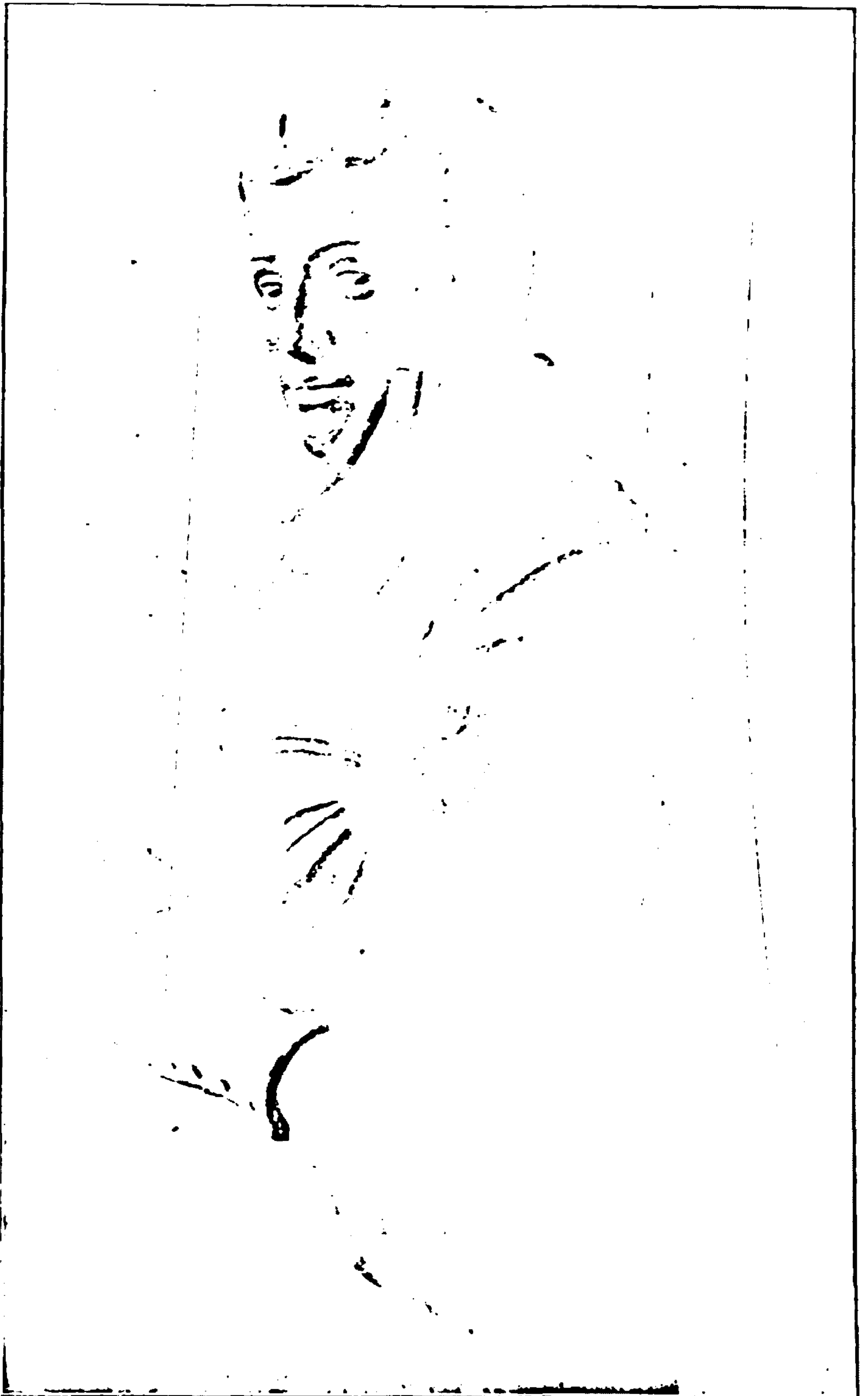
Der Kessel singt . . .  
Mein Herz summt seine Melodie . . .  
O nie  
Begreif ich sie . .

Was wohl das Dunkel bringt?  
Wer kommt? Das Leben rann.  
Ein Prinz? Ein alter Mann?  
Und dann? Und dann?

Wenn früh der Morgen gelb durchs Fenster blinkt,  
Fällt fahl zu Boden meines Sangs Getön.  
Ich flieh auf Higurashi's helle Höhn,  
O Licht! nun bin ich wieder schön!







Aus dem Pan  
Herausgeber: Alfred Kerr

Hugo Lederer: Heine

## Hugo Lederers Heine

Das Ganze steht nun in Erz vollendet, — ein Teil der Gestalt ist hier wiedergegeben. Sie kommt auf einen quadratischen Block. Alles ohne Weichheit; ohne Getue. Am Stein ist vorn ein Adler. Links und rechts Möwen der Nordsee. — —

Das Werk, von der lagernden Grundkraft bis schlank hinauf zur Verjüngung eines alleinstehenden Menschen, ist von edler Macht in der Linie.

Freundlichen Dank dem Senat; er hat einen guten Platz gewählt.

Ich war im Sommer dort (in dieser um den August schönsten, blühsamsten, vollsten Stadt im nördlichen Deutschland; bevor ich, wie alle Sommer, ein Schiff bestieg).

Der Platz ist im Weichbild. Herr Gottsch, Ingenieur (Wegebaumeister nennt es Ibsen) gab mir eine Art von Beamtem mit. Nach etwa fünfhundert Metern Marsches kamen wir innerhalb des Stadtparks an den Ort.

Das Meiste liegt noch im Werden. Es wird aber . . . nicht nur für die Hamburger großartig (in Werner Hegemanns vorzüglichem Buch vom Städtebau findet sich der Plan des Oberingenieurs Sperber und des Baudirektors Professor Schumacher) — sondern der Platz ist auch für Heinrich Heine, der ja Regungen von heut in Versen fing, sehr gut.

An einem weltlich-reizvollen Kreuzweg wird er, bronzegrün, vor sich blicken, unter dem alten Laub der Adoptief Heimat von hübschen Judentöchtern und nett lispelnden Germaninnen mit Blüten bedacht.

Nicht nur aufgeklärte Bezirksvereiner, sondern knorrig-mißtrauische Blondängs werden ihren Kranz bringen.

Eine Zeit lang wird hier der Dichter unangefochten stehn.

Das Zertrümmern macht bei Bronze Schwierigkeit; ein Guß mit Säure kommt für den gesunden Teil der Bewohnerschaft als Ausweg in Frage.

Scherz beiseite — die Gefahr einer Schändung besteht kaum.

Selbst ein geschändetes Standbild aber wird vor dem Schänden doch ein Standbild gewesen sein.

Kerr

---



## Friedhofsinschrift



Welcher Wahn dem Erdengast  
Auch entdämmert und erblaßt —  
Eines fühlt man in dem Treiben:  
Eltern . . . bleiben.

Stillster Pol im Lebensbraus.  
Leuchten. Übers Grab hinaus.  
Minne fällt und Freundschaft fällt,  
Wenn die Seelen unsrer Welt  
Sich in Trug und Kampf zerreiben;  
Eltern . . . bleiben.

Welcher Wahn dem Erdengast  
Auch entdämmert und erblaßt:  
Eines starken Engels Hand  
Soll es überm Totenland  
In die ewigen Sterne schreiben:  
Eltern . . . bleiben.

Alfred Kerr

## Musik

An die Arbeiter

Von der Freien Volksbühne, die vor vier-  
tausend Menschen ein Konzert gab — Leo  
Kestenberg hat es veranstaltet, Oskar Fried  
es geleitet — war ich ersucht worden, zwischen  
zwei Symphonien eine kurze Rede zu halten.  
Ich sprach Folgendes:

### I.

Es ist gut, daß Sie nun die neue Musik in Ihren Lebenskreis aufnehmen.

Auch in ihr steckt ein Empor und ein Vorwärts.

Die neue Musik ist kein Ausdruck der Satttheit: sondern ein Ausdruck der Sehnsucht. Sie ist kein Ausdruck des Besitzes: sondern des Ringens.

Sie sind Ringende.

Sie bedeuten das stärkste Ringen der Zeit.

Noch in dieser, vorhin gehörten, symphonischen Dichtung von Richard Strauß ist ein Ringen — obgleich Don Juan kaum unmittelbare Beziehungen zum „ehernen Lohngesetz“ hat oder zum Wachstum des Kapitals.

Ein Ringen erleben Sie dann in Gustav Mahlers Waldsymphonie. Nicht bloß Naturschilderung: sondern durch den Wald geht ein Mensch — der nicht zufrieden ist. (Ein Mensch, der nicht zufrieden ist).

Sie stoßen zuletzt — nach Strauß mit seinem bunten Glanz, nach Mahler mit seiner heiligen Entrücktheit — Sie stoßen auf das Ringen, zuletzt, im Erntelied von Dehmel, durch Fried in Klänge gebracht. Aber Fried hat schon ein unmittelbares Verhältnis zur Bewegung der Zeit; er kommt mit strahlender Agitationsmusik.

## II.

Sie nähern sich neuen Harmonien. Mir scheint: etwas Zukunftsvolles läge darin, wenn es gelingt wesentliche Teile der modernen Musik auf dem starken Grund Eurer Masse zu stabilisieren. Eurer Masse. Nicht bloß weniger Bevorzugter.

Was sind manche Konzerte von Westberlin heut? Für drei Viertel: gesellschaftliche Veranstaltungen. Drei Viertel suchen Gesichtseindrücke, nicht Gehörseindrücke.

Ueberfliegt man den Schwarm, so kommt die Frage: „Wo sitzen die Kenner?“ Die Antwort heißt: Die sitzen überhaupt nicht, die stehn.

## III.

Tausend Musiker würden lieber ihre Musik einer Hörerschaft von geringerer Aeüßerlichkeit schenken.

Tausend Musiker möchten es . . . Die Kunst geht nach Brot. Heute noch.

Aber sie braucht es nicht immer; und wenn jemand hierfür sorgen wird: so werden Sie es sein.

## IV.

Staunen Sie nicht . . . über vielleicht fremdartige Harmonien.

Im Beginn jeder neuen Epoche hat man geglaubt: dies ist das Ende der Musik. Es ist nicht das Ende der Musik, sondern: ein Anfang neuer Stufen des Horchens.

## V.

Horchet — und laßt Euch nicht einlullen.

Tolstoi erwähnt (in der Kreutzerersonate), daß öffentliches Ausüben der Musik in China verboten ist: weil man durch sie

Menschen verleiten könne — zum schlechten Handeln; wie zum rechten Handeln.

Die gute Führung, der Sie vertraut sind, ja, Ihr ganzer Lebensinhalt bürgt: daß Sie wach bleiben, auch wenn musiziert wird.

Ich liebe die Musik — und war im Leben dennoch nie ein Mystiker.

Sie sind heute bewußt genug und stark: noch von dieser Kunst nur Das zu holen, was den Willen stählt.

## VI.

Der Schutzpatron für Ihre Musik: für alle Musik, die an diesem Abend erklingt — und die jemals Ihnen erklingen wird; der Schutzpatron soll Beethoven sein.

Schöpfer der Neunten. Der es erbrausen ließ: Seid umschlungen, Millionen.

Und der nicht bloß ein Musikmacher war.

Sondern: ein die Menschheit fördernder Rebell.

Ein die Menschheit fördernder . . . Rebell.

Kerr

---

# Worte eines Dienstmädchens.

Von Kurt Kersten

## I.

Reden Sie doch nicht so'n komischen Quatsch. Sie haben wohl Angst? Weshalb sind Sie auch so dick? Wenn's vorbei ist, nu, dann ist es eben vorbei — darüber regt sich kein Mensch auf. Und wenn ich auch mit meinem Kerlchen nicht mehr zusammen sein kann — wenn schon — Eine Kusine von mir hat sich schon mit 14 Jahren weggemacht, nu — damals haben wir schrecklich geheult, sie konnte nämlich famos stiebitzen; heute ist es schon so, als wäre sie überhaupt nicht dagewesen, höchstens erzählen wir uns zu Hause, was sie für Dummheiten gemacht hat, und halten uns den Leib vor Lachen. Einmal, da hat sie — also das erzähle ich Ihnen ein anderes Mal. Na, und wenn sie überhaupt nicht dagewesen wäre?! — Dann lachten wir eben über eine Andere.

Meinem Onkel ging's so wie so dreckig genug.

Ich lasse mich mal verbrennen — das finde ich ganz schön.

## II.

Der Herr, wo ich früher in Stellung war, hat sich auch verbrennen lassen. Hu — das war eine feine Herrschaft!



Die glaubten an gar nischt. Aber der Herr wurde uralt und war zuckerkrank. Sein Pfleger m . . . , na!

Der Herr gab ein Häufchen. Ich habe die Asche hernach gesehen! Wie so Zigarrenasche.

Er rauchte übrigens d's Stück für zwei Mark — bis an sein Ende. Nu, wenn ich sage, wie der aussah, laufen Sie gleich auf die Toilette. Grasgrün, der Kopf war ganz kahl. Ein Bein hatten sie ihm schon weggenommen, die rechte Körperseite war ganz verfault, das andere Bein wollten sie ihm gerade auch noch wegnehmen, da starb er.

Die Zähne saßen los. Wie sie ihn nach drei Tagen in den Sarg legen wollten, konnten sie ihn nicht tragen, sonst fiel er auseinander, da haben sie ihn ins schmutzige Bettuch gewickelt — und in den Sarg gelegt, dann gleich zu.

Die Herrschaft fuhr fort, zur Verbrennung. Da haben wir . . . Gleich noch am selben Abend. Der Krankenpfleger blieb da, wir haben getanzt, ich war zuletzt besoffen und hab gekotzt, da hat der Pfleger gesagt, ich wäre wie ein Drache, der allen Leuten ich weiß nicht was Fettes, Hellgrünes ins Gesicht spuckte; und wo er das nur her hatte. Nach paar Tagen kam die Herrschaft mit der Asche zurück, dann haben sie doch Klavier gespielt und getanzt. Sechs Personen immer an kleinen Tischen, die habe ich serviert. Ach, es ist überhaupt so schön.

Am andern Tag hatt' ich Leibschmerzen und konnte weder stehen noch gehen. Kein Kind — was Sie denken. Blinddarm-entzündung.

### III.

Nachher bin ich operiert worden. Spät. Nach zehn Tagen. Es war noch ein anderes Mädchen da. Wer zuerst dran kam. Ich wollte nicht. Dann haben sie mich aber doch nackt auf den Tisch gelegt und ich fing an zu zählen. Ich dachte, ich könnte sterben, aber dann schlief ich schon ein. Wie ich aufwachte . . . Ach mir war so schlecht.

Wir lagen zu dritt im Zimmer, aber nachts haben wir getanzt. Keine Lüge.

Am Morgen haben wir den Arzt gefragt, ob wir aufstehen dürften.

„Nee!“ Nachts haben wir aber wieder getanzt. Jede Nacht trugen sie Tote über den Gang — das roch; und manchmal hörte man schreien, dann rasselte irgendwo einer gräßlich, bis es still war; dann heulte jemand; Leute liefen über'n Gang, bis es ruhig war. Manchmal wachten wir auf, und dann waren sie wieder auf dem Gang.

Aber sonst war's ganz schön. Freie Verpflegung. Und keine Arbeit. Es war so schön. Aber als ich gesund war, bekam ich gekündigt! Da bin ich in ein kleines Hotel gegangen — wissen Sie —

#### IV.

Ja. Neulich ist auch mein Großvater gestorben. Der hatte Krebs. Dem kam alles oben heraus. Schrecklich.

Wozu leben wir . . . ?!

Gehn Sie mit in die „Zelten“?

Vive la bagatelle!  
Swift

### Abg. Held

Rechtlicherweise kann mich der Umstand, daß ich wegen Kennzeichnung des Abgeordneten Held 150 Mark zahlen mußte, nicht abhalten, heute wiederum zu erklären: daß Herr Held, Prinzregentenstraße 105, Wilmersdorf, den Reichstag zu verlassen hat.

Wie das gegen mich ergangene Urteil „anerkennen“ muß, hat nach einer Freisprechung des nationalliberalen Mitglieds ein späteres Gericht „festgestellt“, daß ihm „eine versuchte strafbare Erpressung nachgewiesen ist“.

Nun also; ich war zu meinem Vorstoß just gekommen, weil ich Achtung hatte vor dem Urteil von Richtern. Aber (fest haltet's mich!) Richter, im Privatleben, waren ja Helds nationalliberale Freunde, die jetzt mit ihrem Schwurschutz in der Verhandlung für ihn rangen. Herr Schiffer, was sind Sie? Richter! In vorgerückterem Alter getauft, erlangten Sie (danach, nicht darum) selbst ein besonders hohes richterliches Amt.

Das war der eine. Der andre Helfer, Görk, Zeuge, nationalliberal, ist ebenfalls privatim Richter. Amtsgerichtsrat. Er war nun, wie ein deutsches Gericht Herrn Held „Herabziehung des höchsten Ehrenamtes eines Volksvertreters in den Kreis niedriger privater Geldinteressen“ vorwarf, dort als Beauftragter anwesend — und sagte der Fraktion: „Das macht nichts.“

Diese zwei . . . Richter, als Zeugen, wirkten mit, daß ein anständiger Mensch 150 Mark hingab — und ein von der Justiz Gekennzeichneter im ehrenvollsten Amt, welches die Deutschen verleihen, festgekittet wurde.

\* \* \*

(Sie taten das nicht in unsittlicher Absicht; ich sage nur: mit unsittlichem Erfolg. Den wollten sie nicht.)

Kurz: ich bin verurteilt, aber Held ist Gesetzgeber, vertreibt Lose mit Amtsauftrag, hat eine Sinecure.

. . . Es hindert niemanden, heut abermals zu erklären: . . . (man lese den Anfang.

Kerr

**C'est . . .**

Das erste Heft einer neuen Monatsschrift aus Frankreich wird mir übersendet: Les écrits français. Ich lese dort:

„C'est le génie d'un Richard Dehmel qui réalise la vérité esthétique par l'union spontanée des deux tendances. (Anm.: Symbolismus und Naturalismus.) Richard Dehmel célèbre toute la vie dans sa majesté, dans ces paroxysmes, dans son mystère rouge, tragique et sensuel, et à chaque instant jaillissent de nouveaux rythmes, des images imprévues.“

Die eignen Landsleute können es kaum besser sagen. Die Worte stammen von Philéas Lebesgue.

**Die Schollenbörse**

Zwischen dem Türmer und dem Kunstwart brennt mitten in Acker, Pflug, Saatkorn, Tau, Mumpitz, Keim, Garben und Bodenwuchs ein Kampf; auf der einen Seite von Avenarius geführt, auf der andern von einem Unterredakteur namens Storck, wohl auf Befehl. Herr Storck, der gewissermaßen früh aufwischen und Öfen heizen kommt, als Hausdiener der Schollenfirma, ist, nach meiner Kenntnis, in dem, was er sonst geschrieben hat, ein, wenn ich Unhöflichkeiten vermeiden soll, gottverlassener Sabbermichel. (Die herztausige Monatsschrift „Für Gemüt und Geist“ des Herrn von Grotthuß ist immer noch ein Unternehmen geschäftlichen Wettbewerbes gegen den Kunstwart.) Die zwei Gemütsorgane mit Abonnements-Erdgeruch, deren eines — ich erfinde nicht — ein im selben Verlag herauskommendes Schwesterblatt mit dem Titel „Grüß' Gott!“ besitzt (wirklich wahr!) — die zwei Heimatsschriften pöbeln sich wegen des Futters in einem Ton an, welcher (bei den Gebeinen unsres in Werneuchen verstorbenen Dichters Schmidt!) von der trauten Art furchenwüchsiger Zucht fast zu modernen Jobberklängen übergeht. Ein nazarenischer Haß, der — bitte — rein sachlich ist, wenn man einander vor der Freßkrippe vergiften will.

\* \* \*

Von den zwei Gegnern ist Avenarius der Anständigere, Storck dafür der Talentlosere. Dies steht z'erscht amal fest.

Dem ehrwürdigen Einsiedel von Kampen, Avenarius, ist ja ein in schlichten Grenzen schmucklosen Empfindens einfach verankerter Geschäftssinn auch nicht fremd — aber Grotthuß hat ihn mehr; Storck, der Aufwartemann, muß das verfechten.

Grotthuß ließ ihn unlängst Folgendes gegen Avenarius schreiben; nicht gegen den Inhaber des (von ihm nachgemachten) Kunstwarts; weiß Gott nicht. Sondern bloß weil Avenarius (seinerseits wieder nur zu Deutschlands Wohlfahrt) eine sog. „Mittelstelle“ herb und keusch, die aber gewinnbringend zu sein versprach, ins deutsche Leben rief.

Nach einer „Abrechnung“, die Avenarius mit dem Kopistenblatt versucht, schrieb dessen Bereiniger Storck: die gegnerische Herrschaft, nämlich Avenarius, sei ein „neuer Don Quijote“. Avenarius zitiere fälschlich. „Sachrichtigkeit dieses Rechenkünstlers“ . . . „Geschundener Märtyrer“



... „Logischer Kopfsprung, um den ihn jeder Clown beneiden muß“ ... „Soll man da lachen oder — bemitleiden?!“ (Der Gedankenstrich! Storck ist nicht der Erste Beste). „... sind d e n n d o c h die Tatsachen in einer Weise auf den Kopf gestellt“ (denn doch; daneben kommt für mich „so recht“.) „Grobe Unwahrheit.“ „Unterstellung . . . , geschäftliche Vorteile zu ergattern?!“ „Wie so etwas gemacht wird“, zeigt dagegen glänzend Herr Avenarius.“ „Ist das eine geschäftliche Ausbeutung oder nicht?!“ (Die Interpunktion: „?!“ kommt häufig vor.) „... in seiner Abonnementseinladung an die Lehrerschaft“. „Es verpflichtet zu Dank, daß er erheiternd wirkt.“ (Sardonischer Kopf.) Zum Schluß fragt er gesperit: „W e r ahmte da nach?“ Na. Den hält man sich. In der Ortskrankenkasse fein zu sechsunddreißig Mark versichern.

Jedenfalls geht es in dieser Art — nicht eignen Vorteils halber, sondern um sachlicher Güter willen — herüber und hinüber zwischen Garben, Pflug, so recht lieben Keimen . . . und Musterblättern, die sich gegenseitig für Gesindel erklären.

Ich bin ja ganz stille. . .

Kerr

## Ablehnen, aber Entleihen

### I

Zweien berliner Direktoren wird ein Schauspiel eingereicht. Uebersetzung eines englischen Zugstücks. Sie behalten das Manuskript. Sie sagen zu dem Verdeutscher, Max Meyerfeld, nicht etwa: „Geehrter Herr, wir wollen just ein ähnliches Stück machen — und in unsrem Theater spielen.“ Keine Spur. Sie sagen vielmehr: „Bitte können Sie uns noch ein zweites Exemplar einreichen?“ Das geschieht. Sie haben also nun zwei Manuskripte.

So wie der Herbst gekommen ist, geben sie die Premiere eines eig . . . eig . . . eignen Schwanks, welcher zufällig den Grundriß des angebotenen (und nicht genommenen) Stücks enthält.

Zufall, was? Ein fernerer Zufall, daß sie einen Vertrauensmann zwischendurch zum Uebersetzer schicken. Sie bieten durch den Vertrauensmann, ohne daß er zunächst als Abgesandten sich zu erkennen gibt, Geld: wenn sich der Übersetzer zu einem gegen die englischen Autoren sonderbaren Schritt bewegen läßt — wenn er die Aufführung des (eingereichten und nicht genommenen) Werkes ohne triftigen Grund so lange verschiebt, bis ihr eignes Werkchen herausgekommen ist. Pflichtgetreu lehnt sowas der Übersetzer ab. Ihr Stück erscheint. Er klagt. Er wird in die Kosten verurteilt.

### II

Dahinter steckt mehr als der Krach um ein Theaterstück. Es ist nichts anderes als der Streit zwischen Arbeiter und Unternehmer. Zwischen dem Vertrauen des einzelnen Darbieters . . . und aller Willkür des Bessergestellten. Nur einmal, hintenrum, wollen die Entlehner Entloohner werden. Der Streitgegenstand wird von ihnen hernach auf einen phantastischen Betrag, auf eine Million Mark, festgesetzt: damit hierdurch die andre Partei vor etwan entstehenden und kaum zu erbringenden

Kosten abgeschreckt werde. Dies alles, nachdem der Gegenkontrahent gutgläubig ein Werk eingereicht, auf ihre Verschwiegenheit gebaut, vollends auf Nichtaneignung darin vorhandener Werte gehofft hat. Die Richter sagen: „Wir können nichts tun“. Ein die non-bonos mores treffender Paragraph scheint für deutsche Schriftsteller nicht vorhanden.

### III

Die boni mores müssen also von ihnen selbst gewahrt werden. Die zwei Direktoren heißen Meinhardt und Bernauer. Die Kritik hat, insofern sie ja aus — wenigstens öfter — geistigen Arbeitern besteht, Partei zu nehmen.

Gleichviel was juristisch gestattet ist, was nicht; gleichviel ob die Leistungen der Direktoren sonst wertvoll sind oder nicht: die Kritik als Gruppe von Schreibern mag Farbe bekennen.

Das Ganze liegt gewiß durchaus unpathetisch. Doch wenn polenta-kauende Former in Genua für whiskyschluckende Trimmer in Hull Sympathie kundmachen: sollen da nicht Schriftsteller in Deutschland für Schriftsteller in Deutschland was tun?

Kerr

---

## Entleihen, aber nicht Kritisieren

In einem Streit Sudermanns (mit Herrn Dr. Theodor Lessing und dem Rezensenten Jakobsohn) weil ein Drama des apollinischen Schenies vorzeitig besprochen war, ist vom Gericht bloßes Mitteilen Dessen, was in einem zu gebenden Stücke vorfällt (und ein Urteilen darüber) für strafbar erklärt worden. Das kann gut enden. Der Schutz ist hier zu reichlich; sonst zu knapp.

In demselben Berlin hat kurz darauf ein Gericht, als es, wie erwähnt, zwischen dem einreichenden Übersetzer und zwei nutznießenden, doch ablehnenden Direktoren entschied, irgendeinen Mißbrauch geleugnet.

Also: nehmen ist erlaubt; berichten strafbar.

Hätte Theodor Lessing, statt eine Kritik zu schreiben, den Haupttrick, den Grundriß des eingereichten Dramas entlehnt, rasch ein eignes Drama daraus gemacht und es flink spielen lassen: so war alles gut. Schrieb er jedoch . . . nicht ab, sondern darüber: so war alles schlecht.

Ja, der Entwerter wird behütet; der Bewerter wird verfolgt.

So scharf ist wider die Kritik das allgemeine Mißtrauen. Es empfiehlt sich eher zu stehlen, als Kunstrichter zu sein.

---

## Nachtrag

Das Verfahren (worin Theodor Lessing mit Fug in der Schätzung durch die Richter vorteilhaft wegkam) soll vor einer andren Kammer wiederholt werden. Man wird es abwarten.

Der beteiligte kleine Jakobsohn gab unlängst eine (wie von einem schmalern Felix Hollaender verfaßte) Kitschdarstellung des Zustandes, als ihn vor längerer Zeit die Nemmesis ereilte. Da stehen Fett-Sätze wie: „Weil ich Mut hatte, den Hang, die Wahrheit zu sagen, . . .“. „Um die Empörung der Berliner noch zu steigern . . .“ Justizmord . . . Und so.

Sagt er: „Ich werde nicht mehr . . .“ — schön. Schmalzt er jedoch dreist: „Ich habe nie . . .“, so kann er Widerlegungen in bisher unbekannter Ausdehnung begrüßen.

Abgesehen hiervon eine Bitte. Mir wird nicht gut, wenn ich . . . nicht Abgeschriebenes, nur verwandte Gebärden finde. Wenn ich lese: „Kein Stoff ist an sich gut oder schlecht — der Autor macht ihn erst dazu.“ Oder: „Von meiner Nordseeinsel trug mich das Schiff nach . . . Es trug.“ Oder: die „Beinah-Tragödie“. Oder: „Wie oft noch soll ich den Dramatikern predigen, daß es . . .“ Oder: „Gerank ist köstlich. Nur muß es Überschuß sein.“ Oder: „Stücke, die uns angehn.“ Oder: „Dinge zu machen, die seine Zeitgenossen angehn.“ Und überhaupt jenachdem. Wie Heu. Es ist ja entschuldbar; aber bitte: nicht.

Kerr

## „Littmanns“ Hoftheater in Stuttgart

### I

Ein schwedischer Schriftsteller kam zu mir; groß, blond, glattrasiert — mit jener zugleich rücksichtsvollen, zugleich mächtigen Art, so den Menschen dort manchmal innewohnt. Weltläufigkeit, Ruhe, dabei was Norderfremdes, um die Augen; Kälte oder Vertiefung oder Ferne. Man denkt an einen umgekehrten Himmel, Fische, Schnee . . . zugleich fühlt man die edel menschliche Kultur.

Er wollte von mir im Namen einer stockholmer Zeitung wissen, was ich über Littmanns stuttgarter Hoftheater denke. Den größten Anteil am Bau soll ein junger Schwede gehabt haben, Karl Bengtson, — der nach der Einweihung ohne Sang und Klang wieder im Norden verschwunden ist.

Das Mitglied von Svenska Dagbladet forschte ganz allgemein, was von solchen Rechtszuständen zu halten. Ob ich glaube, daß die Arbeit von Angestellten hinreichend geschützt sei.

Ich sagte: sie sei es ganz bestimmt nicht. Ich sagte, daß hier das rechtliche Verhältnis roßtrappensteil von dem sittlichen Verhältnis abklaffe. Ich sagte, daß es bei uns in gewissen Zweigen des Großgewerbs, nach meiner Kenntnis, Verträge gibt, um Erfindungen der Angestellten, auch wenn erst in Zukunft was erfolge, bereits im Mutterleib hörig zu machen — die Firma „wahrt sich“ das Patent. Ich fügte zu, daß ich dies alles für scheußlich halte.

Wir saßen einander gegenüber. Er notierte. Dann redeten wir, die längste Zeit, von dem baumreichen Nachtland, von der Feuerflut am Abend, von der engen Komik des tragischen Bajazzos August Strindberg, vom konservativen Demokratismus der Nordmänner.

### II

Nicht lange darauf bekam ich ein Telegramm. Karl Bengtson hatte gelesen, was die stockholmer Zeitung über das Gespräch schrieb. Er reiste von Gothenburg ab, meldete sich unterwegs an — abends war er im Grunewald bei mir. Mit allem Material.

Ein fast weißblonder, feinknochiger Mann, jung und mit erbebenden Nerven, ganz erfüllt . . . nicht nur von dem wider ihn ergangenen Un-



recht; sondern wohl vom Unrecht einer Welt, wo die Gesetze zum Schutz geistigerer Wesen wie von den Samesummin gemacht sind. Welches Wort, von Luther beibehalten, Räuber heißt.

### III

Herr Littmann hat offenbar bloß getan, was zu tun ihm rechtens freisteht. Und was tausend andre tun — jeden Tag. Es braucht aber darum nicht gut zu sein. Alle Förmlichkeiten hat er gewiß erfüllt. Er hat Bengtsons Namen als eines Mitarbeiters genannt. Bengtson bekam einen Orden — Littmann selbstverständlich den höheren. Doch wie die Dinge liegen, scheint an dem Bau der Gehilfe nicht Herr Bengtson, sondern der Gehilfe scheint Herr Littmann gewesen zu sein.

Der Schwede sagt (und wer ihm horcht, wird ihm glauben), alles Wesentliche stamme von ihm. Fraglos hoffte Littmann sich einwandfrei zu verhalten --- denn warum soll eine Firma nicht Angekauft besitzen? „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meinen?“ Haben die Aktiengesellschaften etwa die Ideen ihrer Ingenieure gehabt — so sie patentieren lassen? Littmann (der überhaupt kein wesentlicher Architekt ist, sondern ein Baugeschäft; der im Jahr für viele Millionen baut, für so viele, daß er gar nicht alles ersonnen haben könnte) — Littmann hat nach herrschenden Begriffen recht gehandelt. Hierin eben liegt das Entsetzliche. Nach herrschenden Begriffen, will sagen: nach öden Irrtümern. Nach (für jede zukünftige Auffassung) unerlaubter Sitte.

Eine Firma kann Helfer haben. Ein Zahnarzt auch. Ein Thespis Angestellte. Ein Bildhauer, der nicht weiß, wo er vor Nationaldenkmälern hin soll, Unterphidiasse. *Minima praetor non curat*. Gewiß. Aber es kommt auf den Grad an.

Wenn ein gewisser Grad von „Helfertum“ überschritten ist; wenn eine Firma die Firma herholt für die Schöpfung eines Schöpfers; wenn der Täter abgespeist, der Brotherr Geheimer Hofrat wird; wenn dieser Chef daraufhin Bestellungen, millionenschwer, bekommt . . . und der andre, der es geleistet hat, mit Frau und Kind verschollen in düster-fahlen Städten Unterkunft sucht: dann, zum Donnerwetter, mag alles gesetzlich sein --- aber dieses Gesetz ist spottschundhundemistschlecht.

### IV

Festabend. Vorfeier. Bengtson kommt unerwartet aus Norden angereist. Herr Professor Littmann schmaust grade vielverehrt — wird zu dem Schweden gerufen, kommt mit dem Bissen im Munde. Bengtson sagt ein Wort, worin seine Auffassung von Sachbestand unverhüllt glüht. Die Baufirma geht zum Essen zurück. Bengtson darf zur Festvorstellung immerhin in den dritten Rang.

Als der Entwurf (Bengtsons) entstand, war Herr Geheimrat Littmann verreist. Als die Ernte fiel, war Bengtson abgereist. Er meldet sich nun. Fauler Kopp.

### V

Mancher Architekt, vermögenslos, machtlos, ist geheimer Rat eines Geheimen Rats.

Wenn ich ein Ding sehe, das eine Firma verkauft; womit sie rings ~~ihren~~ Namen in der Welt spazieren schickt; woran sie den größten Zaster verdient — sobald denk' ich: wer hat es ersonnen? und wer kriegt nichts davon?

Verhältnisse, die so liegen, sind ein Gomorrha. Verstohlene Wasser mit Gift rinnen dort. Sobald sich's um kleine Beutel handelt, um losgelöste Menschen, verlassen auf dieser Kugel, um die wirklichen Hervorbringer: sobald versagen gesetzmachende Seelen, und ihr Gewissen beißt sie nicht.

Von wem stammt das stuttgarter Hoftheater? Von Littmann.

Nach fünfzig Jahren ist das stuttgarter Hoftheater immer noch: von Littmann.

## VI.

Kenner weisen auf die Beziehungen, welche der verstorbene Diesel zu der Baufirma Heilmann und Littmann gehabt hat. Ob eine Schuld in Frage kommt, kann ich nicht sehn.

Ich sehe nur, daß wir noch viel arbeiten müssen — um glücklicher arbeiten zu können.

Kerr

## Mitarbeit

**Beiträge.** Sind unerwünscht.

**Einsendungen.** Nur dann, wenn der Verfasser jede Hoffnung, sie wiederzubekommen, aufgibt.

In dem ungeheuerlich seltenen Fall einer Annahme wird sie telegraphisch mitgeteilt.

**Briefe.** Bleiben unbeantwortet.

Für den raren Fall einer Antwort bittet man diesen Mangel an folgestarker Gleichmäßigkeit zu entschuldigen.

**Postmarken** können sich die Autoren lieber irgendwohinklemmen als sie unter solchen Umständen beizulegen. Dennoch geschickte werden am Jahresschluß einer Anstalt für die Hebung Minderwertiger zugewiesen.

**Begründung und Nachtrag.** Herr Alfred Kerr hält sich für kein Speditionsbüro.

Ich auch nicht.

Die Sekretärin.

---

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

---

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

---